

Europäische Wissenschaftskulturen und politische Ordnungen in der Moderne (1890–1970)



Schriften des Historischen Kollegs

Herausgegeben von Andreas Wirsching

Kolloquien

87

Oldenbourg Verlag München 2014

Europäische Wissenschaftskulturen und politische Ordnungen in der Moderne (1890–1970)

Herausgegeben von
Gangolf Hübinger
unter Mitarbeit von
Anne Mittelhammer

Oldenbourg Verlag München 2014

Schriften des Historischen Kollegs

herausgegeben von

Andreas Wirsching

in Verbindung mit

Georg Brun, Peter Funke, Karl-Heinz Hoffmann,

Martin Jehne, Susanne Lepsius, Helmut Neuhaus,

Frank Rexroth, Martin Schulze Wessel, Willibald Steinmetz und Gerrit Walther

Das Historische Kolleg fördert im Bereich der historisch orientierten Wissenschaften Gelehrte, die sich durch herausragende Leistungen in Forschung und Lehre ausgewiesen haben. Es vergibt zu diesem Zweck jährlich bis zu drei Forschungsstipendien und zwei Förderstipendien sowie alle drei Jahre den „Preis des Historischen Kollegs“.

Die Forschungsstipendien, deren Verleihung zugleich eine Auszeichnung für die bisherigen Leistungen darstellt, sollen den berufenen Wissenschaftlern während eines Kollegjahres die Möglichkeit bieten, frei von anderen Verpflichtungen eine größere Arbeit abzuschließen. Professor Dr. Gangolf Hübinger (Frankfurt/Oder) war – zusammen mit Prof. Dr. Werner Plumpe (Frankfurt a. M.) und Dr. Elke Seefried (München) – Stipendiat des Historischen Kollegs im Kollegjahr 2010/2011. Den Obliegenheiten der Stipendiaten gemäß hat Gangolf Hübinger aus seinem Arbeitsbereich ein Kolloquium zum Thema „Europäische Wissenschaftskulturen und politische Ordnungen in der Moderne (1890–1970)“ vom 19. bis 21. Mai 2011 im Historischen Kolleg gehalten. Die Ergebnisse des Kolloquiums werden in diesem Band veröffentlicht.

Das Historische Kolleg wird seit dem Kollegjahr 2000/2001 – im Sinne einer „public private partnership“ – in seiner Grundausrüstung vom Freistaat Bayern finanziert, die Mittel für die Stipendien stellen gegenwärtig die Fritz Thyssen Stiftung, der Stiftungsfonds Deutsche Bank, die Gerda Henkel Stiftung und der Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft zur Verfügung. Träger des Historischen Kollegs, das vom Stiftungsfonds Deutsche Bank und vom Stifterverband errichtet und zunächst allein finanziert wurde, ist die „Stiftung zur Förderung der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und des Historischen Kollegs“.

historischeskolleg.de

Kaulbachstraße 15, D-80539 München

Tel.: +49 (0) 89 2866 3860 · Fax: +49 (0) 89 2866 3863

Email: anne.mittelhammer@historischeskolleg.de

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Library of Congress Cataloging-in-Publication Data

A CIP catalog record for this book has been applied for at the Library of Congress

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, des Vortrags, der Entnahme von Abbildungen und Tabellen, der Funksendung, der Mikroverfilmung oder der Vervielfältigung auf anderen Wegen und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Eine Vervielfältigung dieses Werkes oder von Teilen dieses Werkes ist auch im Einzelfall nur in den Grenzen der gesetzlichen Bestimmungen des Urheberrechtsgesetzes in der jeweils geltenden Fassung zulässig. Sie ist grundsätzlich vergütungspflichtig. Zuwiderhandlungen unterliegen den Strafbestimmungen des Urheberrechts.

© 2014 Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH

Rosenheimer Straße 143, 81671 München/Deutschland

www.oldenbourg-verlag.de

Ein Unternehmen von De Gruyter

Umschlagbild: Le Corbusier. Skizze zum „Mundaneum“, in: Le Corbusier (7., unveränderter Nachdruck der Originalausgabe 1972, Basel, Boston, Berlin 1998) 224.

Gedruckt in Deutschland. Dieses Papier ist alterungsbeständig nach DIN/ISO 9706.

ISBN 978-3-486-71859-1

Inhalt

Vorwort	VII
Verzeichnis der Tagungsteilnehmer	IX
<i>Gangolf Hübinger</i>	
Wissenschaften, Zeitdiagnosen und politisches Ordnungsdenken. Zur Einführung	1
<i>Lutz Raphael</i>	
Zwischen Sozialaufklärung und radikalem Ordnungsdenken. Die Ver- wissenschaftlichung des Sozialen im Europa der ideologischen Extreme .	29
<i>Stefanie Middendorf</i>	
Massenwissenschaften in Frankreich und Deutschland um 1900. Erfahrungsgeschichtliche Perspektiven	51
<i>Wolf Feuerhahn</i>	
Zwischen Individualismus und Sozialismus: Durkheims Soziologie und ihr deutsches Pantheon	79
<i>Uwe Puschner</i>	
Sozialdarwinismus als wissenschaftliches Konzept und politisches Programm	99
<i>Karol Sauerland</i>	
Suche nach Ordnung und Freude an der Vielheit. Der staatspolitische Hintergrund der philosophischen Debatten im Polen der zwanziger und dreißiger Jahre	123
<i>Monika Tokarzewska</i>	
Georg Simmels Soziologie im polnischen Kontext.	143
<i>Maria Gierlak</i>	
Zygmunt Łempicki und der deutsch-polnische Kulturtransfer in der Zwischenkriegszeit.	169

Katrin Steffen

Migration, Transfer und Nation. Die Wissensräume polnischer Naturwissenschaftler im 20. Jahrhundert.	185
--	-----

Bożena Chotuj

Was leistet die Soziologisierung der Wissenschaften bei Ludwik Fleck? ..	207
--	-----

Austin Harrington

Social Science 'Beyond Methodological Nationalism'? A Defence of Concepts of Nationhood in German Liberal Social Thought of the Weimar Years	213
--	-----

Benedikt Stuchtey

Liberalismus und Russlandbild bei Isaiah Berlin	229
---	-----

Tim B. Müller

Konvergenz und Kritik im Kalten Krieg. Sozialwissenschaftliche Gegnerforschung und intellektuelle Selbstbeobachtung in den USA.....	249
--	-----

Barbara Picht

Wissenschaft als Auftrag. Ernst Robert Curtius, Werner Krauss, Czesław Miłosz und die europäischen Neuordnungen nach 1945	273
--	-----

Edith Hanke

Max Weber weltweit. Zur Bedeutung eines Klassikers in Zeiten des Umbruchs	285
--	-----

Kurzbiografien der Autorinnen und Autoren	307
---	-----

Personenregister	311
------------------------	-----

Vorwort

Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts unterziehen sich alle europäischen Gesellschaften einer gesteigerten wissenschaftlichen Selbstbeobachtung. Europa wird zu einem einzigartigen Experimentierfeld für kultur- und naturwissenschaftliche Entwürfe menschlicher Lebensordnungen. Solche Entwürfe werden vielfach und vielgestaltig verbunden mit Maximen eines politischen Ordnungsdenkens.

Typisch dafür ist die hochdotierte Preisfrage, mit der Friedrich Alfred Krupp zur Popularisierung des Darwinismus beitrug und die er symbolisch auf den 1. Januar 1900 datierte: „Was lernen wir aus den Prinzipien der Descendenztheorie in Beziehung auf die innerpolitische Entwicklung und Gesetzgebung der Staaten?“ Der Glaube an die Wissenschaften fand sehr unterschiedliche Ausprägungen. So arbeitete vor und nach dem Ersten Weltkrieg eine Gruppe um zwei belgische Juristen, den Privatgelehrten Paul Otlet und den Friedensnobelpreisträger Henri la Fontaine, an der großen und fixen Idee, in einem totalen Gedächtnis der Wissenschaften weltweit Aufklärung und Humanität zu befördern. Durch den Skizzenblock von Le Corbusier ist überliefert, welchen konkreten Ort und welche architektonische Gestalt diese völkerversöhnende Stadt der Bücher in der Nähe von Genf erhalten sollte. In der Folge des Zweiten Weltkriegs wiederum galten alle intellektuellen Energien dem Umbilden, Umschmelzen und Umschreiben der historischen Wissensbestände, um nach der wiederholten Selbstzerstörung die Kulturbedeutung Europas neu zu wägen und neu zu vermessen.

Die Aufsätze dieses Bandes leisten einen Beitrag zur Geschichte der Moderne als Wissens- und Wissenschaftsgeschichte im Sinne einer „science in context“. Sie analysieren die nationalkulturellen Eigenheiten wie die transnationale Wissenszirkulation, in denen sich das Wechselspiel von wissenschaftlicher Sozialaufklärung und politischem Ordnungsdenken vollzieht. Drei epochale Phasen stehen im Mittelpunkt: die Kulturschwelle um 1900, die Zeitdiagnostik zwischen den Weltkriegen, die Zivilisationsdeutungen unter den Vorzeichen des Kalten Krieges mit einem Ausblick in die Gegenwart.

Es war nicht möglich und auch nicht beabsichtigt, in einer flächendeckenden Erschließung alle europäischen Wissenschaftslandschaften zu berücksichtigen. Für die Zwischenkriegszeit liegt ein Schwerpunkt auf Polen, um die in der internationalen Forschung eher vernachlässigte Vitalisierung der Wissenschaften in der Zweiten Polnischen Republik in ihren europäischen Bezügen deutlicher sichtbar zu machen. Der Deutsch-Polnischen Wissenschaftsstiftung (DPWS) und ihrem Geschäftsführer Witold Gnauck danke ich hier für die Förderung eines Forschungsprojektes zu „Vergleich und Verflechtung europäischer Wissenschaftskul-

turen“ und für finanzielle Unterstützung der internationalen Tagung, die ich als Stipendiat des Historischen Kollegs in München vom 19. bis 21. Mai 2011 ausgerichtet habe und aus der dieser Kolloquiumsband hervorgegangen ist.

Das Historische Kolleg war als Ort großzügiger Wissenschaftskultur einmal mehr Garant für unbeschwertes Nachdenken, stimulierende Vorträge und einen lebhaften Gedankenaustausch. Mein ganz besonderer Dank gilt Frau Dr. Elisabeth Müller-Luckner. Sie hat durch ihre umsichtige und geschickte Hand dafür gesorgt, dass sich die ansonsten mühevoll organisierte Konferenz in eine intellektuelle Freude verwandelt hat. Und bis zum Ende ihrer Dienstzeit am Historischen Kolleg war sie unermüdlich besorgt, dass sich alle Tagungsbeiträge in optimaler Form als Aufsätze in diesem Band wiederfinden.

Meinen Mitarbeitern am DPWS-Projekt, Frau Dr. Barbara Picht und Herrn Max Spohn, danke ich für das gute Zusammenspiel in allen Phasen dieser gemeinschaftlichen Arbeit an den europäischen Wissenschaftskulturen, Herrn Spohn darüber hinaus für die Erstellung des Personenregisters zu diesem Band.

Frankfurt/Oder im Juni 2013

Gangolf Hübinger

Verzeichnis der Tagungsteilnehmer

Prof. Dr. Rita Aldenhoff-Hübinger, Frankfurt/Oder,
aldenhoff-huebinger@europa-uni.de
Prof. Dr. Knut Borchardt, München, Knut.Borchardt@t-online.de
Prof. Dr. Bożena Chołuj, Frankfurt/Oder, Warschau, b.choluj@uw.edu.pl
Dr. Wolf Feuerhahn, Paris, wolf.feuerhahn@damesme.cnrs.fr
Dr. habil. Maria Gierlak, Toruń, gierlak@umk.pl
Prof. Dr. Friedrich Wilhelm Graf, München, Stipendiat des Historischen Kollegs
2003/2004, ethik@evtheol.uni-muenchen.de
Dr. Edith Hanke, München, Edith.Hanke@sowi.badw.de
Prof. Dr. Wolfgang Hardtwig, Berlin, München, Stipendiat des Historischen
Kollegs 2000/2001, hardtwigW@geschichte.hu-berlin.de
Dr. Austin Harrington, Leeds, a.harrington@leeds.ac.uk
Prof. Dr. Gangolf Hübinger, Frankfurt/Oder, Stipendiat des Historischen Kollegs
2010/2011, huebinger@europa-uni.de
Dr. Stefanie Middendorf, Halle, Berlin,
stefanie.middendorf@geschichte.uni-halle.de
Dr. Tim B. Müller, Hamburg, tim.b.mueller@gmx.de
Dr. Barbara Picht, Frankfurt/Oder, picht@zedat.fu-berlin.de
Prof. Dr. Uwe Puschner, Berlin, uwe.puschner@fu-berlin.de
Prof. Dr. Lutz Raphael, Trier, raphael@uni-trier.de
Prof. Dr. Karol Sauerland, Usti nad Labem, sauerland@uw.edu.pl
Dr. Katrin Steffen, Lüneburg, k.steffen@ikgn.de
Dr. Monika Tokarzewska, Toruń, monikat@uni.torun.pl
Dr. Ernst-Peter Wieckenberg, München, epwieckenberg@t-online.de

Gangolf Hübinger

Wissenschaften, Zeitdiagnosen und politisches Ordnungsdenken

Zur Einführung

In diesem Band geht es um die wissenschaftliche Selbstbeobachtung und Selbstbeschreibung der europäischen Gesellschaften, um übergreifende Problemsichten und nationalkulturelle Eigenarten. Im Mittelpunkt steht die immer neu gestellte und immer neu zu stellende Frage nach der Bedeutung des zeitdiagnostischen Wissens für das zivilisatorische und politische Ordnungsdenken der Moderne. Eine Woche nach der Tagung am Historischen Kolleg, die hier ihren Niederschlag findet, wurde in der Münchener Pinakothek der Moderne eine Ausstellung eröffnet, mit dem Titel, „Die Weisheit baut sich ein Haus“. Weit mehr als die europäischen Wissenschaftskulturen, auf die sich unsere Konferenz konzentrierte, wurde hier zum Gegenstand. In einem weltumspannenden Panorama von der neuen „Bibliotheca Alexandrina“ in Alexandria bis zur Mediathek in Sendai und kulturgeschichtlich von der Antike über mittelalterliche Klosterbibliotheken und Wissenskathedralen der Aufklärung bis zu Kommunikationszentren im Internet-Zeitalter wurde die „Bibliothek“ als der genuine Ort für die Sammlung, das Speichern und die Ordnung des menschlichen Wissens vor Augen geführt¹.

Anordnung und Architektur sind sicherlich nicht die einzigen, auf jeden Fall aber verlässliche Indikatoren für die Wissenskultur einer Epoche. Für die Epoche, der sich die folgenden Beiträge widmen, die „Moderne“ zwischen den Kultur-schwellen um 1900 und nach 1970, erweist sich ein Fall als besonders lehrreich, um die Träume und Albträume einer globalen Macht des Wissens zu verdeutlichen. Es ist die Utopie von der totalen Literaturerfassung, gespeichert in einer Tempelstadt des Weltwissens und auserkoren, „la civilisation universelle“ auf Erden zu errichten.

Bibliopolis, Denkstandorte und das Jahr 1929

Eine Geschichte der modernen europäischen Wissenschaftskulturen lässt sich nicht ohne Belgien schreiben. Um 1900 arbeitete in Brüssel ein Jurist und Privat-

¹ *Winfried Nerdinger* (Hrsg.), *Die Weisheit baut sich ein Haus. Architektur und Geschichte von Bibliotheken* (München 2011).

gelehrter, Paul Otlet, in der Tradition von Auguste Comte an einem Weltgedächtnis aller wissenschaftlichen Druckerzeugnisse, geordnet nach einem ausgeklügelten Dezimalsystem, um die Eigenheiten der Nationalsprachen bei der Strukturierung von Wissensbeständen zu vermeiden. Zusammen mit Henri la Fontaine, ebenfalls Jurist, der für seine pazifistischen Vereinsgründungen 1913 den Friedensnobelpreis erhalten wird, gründete er 1898 ein „Institut International de Bibliographie“. 1903 brachte es das „Internationale Bibliographische Institut in Brüssel“, wie es im deutschen Sprachraum heißt, bereits auf sechs Millionen Einträge. Otlet war darauf eingestellt, jährlich 500 000 neue Zettel in die Kästen seiner „Bibliothèque universelle“ zu sortieren. Als „Mundaneum“ zählte sein Institut zu den Glanzlichtern der Brüsseler Weltausstellung von 1910.

Im Mundaneum schlug sich der Geist einer zukunftsgeordneten Verwissenschaftlichung des Denkens über alle Belange menschlicher Lebensordnungen und Gemeinschaftsbildungen nieder. So kam es im Umfeld der Brüsseler Aktivitäten zu erheblichen Anstrengungen, die sozialwissenschaftliche Forschung zu internationalisieren und vor allem der jungen und schillernden Fachrichtung der „Soziologie“ internationale Kommunikationsforen zu bereiten. In Paris hatte der Soziologe René Worms bereits 1893 ein Institut International de Sociologie gegründet, verbunden mit einer *Revue Internationale de Sociologie*, mit dem er regelmäßige internationale Kongresse organisierte, wohl auch, um aus dem Schatten von Emile Durkheim und Gabriel Tarde hervorzutreten².

Ganz generell nutzten die Kultur- wie die Naturwissenschaften die großen echten und unechten Weltausstellungen, die seit Mitte des 19. Jahrhunderts die industrielle Welt zusammenführte, um ihren internationalen Austausch zu verbessern³. Wie schon in Paris im Jahr 1900 mit über zweihundert wissenschaftlichen Einzeltagungen oder in St. Louis im Jahr 1904 mit dem „Congress of Arts and Sciences“ sollte auch für die Brüsseler Weltausstellung von 1910 ein Akzent gesetzt und die Bedeutung der „Soziologie“ herausgestellt werden. In Konkurrenz zu René Worms, dessen Kompetenz man bezweifelte, wurde der Direktor des Brüsseler sozialwissenschaftlichen „Institut Solvay“ Emile Waxweiler zur treibenden Kraft, um einen „Internationalen Kongreß für Soziologie“ ins Leben zu rufen. In regelmäßigen Zusammenkünften sollten gemeinsame Forschungsvorhaben angegangen werden. Als deutscher Ansprechpartner wirkte der rührige Geschäftsführer der jüngst gegründeten „Deutschen Gesellschaft für Soziologie“ Hermann Beck, dessen ausgiebige Korrespondenzen uns ein deutlicheres Bild dieser Entwicklungs-

² Vgl. *Ulrike Schuerkens*, Les Congrès de l'Institut International de Sociologie de 1894 à 1930 et l'internationalisation de la sociologie, in: *International Review of Sociology* 6 (1996) 7–24.

³ Vgl. *Brigitte Schroeder-Gudehus*, *Anne Rasmussen*, Les fastes du progrès. Le guide des Expositions universelles 1851–1992 (Paris 1992); ferner das von *Wolf Feuerhahn* und *Pascale Rabault-Feuerhahn* gestaltete Themenheft: La fabrique internationale de la science. Les congrès scientifiques de 1865 à 1945, in: *Revue Germanique Internationale* 12 (1910); exemplarisch auch *Jürgen Schriewer* (Hrsg.), *Weltkultur und kulturelle Bedeutungswelten. Zur Globalisierung von Bildungsdiskursen* (Frankfurt a. M. 2007), darin vor allem *Eckhardt Fuchs*, *Gouvernementaler Internationalismus und Bildung. Deutschland und die USA am Anfang des 20. Jahrhunderts* 45–73.

phase der europäischen Sozialforschung vermitteln. Wegweisend, aus heutiger Sicht, liest sich die Thematik, für die Waxweiler bei den „soziologischen Gesellschaften der verschiedenen Länder“ wirbt und mit der er vom Brüsseler Kongress ausgehend „einen beständigen wissenschaftlichen Verkehr und Kooperation unter den fachmäßigen Soziologen einerseits, andererseits zwischen diesen und den Gelehrten anderer Fächer“ anstrebt, „die das soziale Leben wissenschaftlich und praktisch zu studieren und Kenntnisse darüber zu vermitteln in der Lage sind“. Der Themenvorschlag lautete: „Die räumliche Berührung gesellschaftlicher Gruppen von verschiedenen kulturellen Qualitäten“, also das, was hundert Jahre später als Kultur- und Wissenstransfer zu den besonders geschätzten Forschungszweigen zählen wird. Ein detaillierter Fragenkatalog ist auf die konfliktreichen Begegnungen von Kulturen ausgerichtet. Den historischen Religionswissenschaften, die sich zu eben dieser Zeit verstärkt den außereuropäischen Religionen zuwandten, wurde als Aufgabe knapp und pointiert zugewiesen: „Kampfgründe und Kampfformen zwischen aneinanderstoßenden Religionssystemen. Proselytenmacherei.“⁴ Im Jahr 1910 sind es erst wenige, die so positiv reagieren wie Georg Simmel und sich Waxweilers Entwurf unter dem leicht veränderten Titel „Die Berührung verschiedener Kulturkreise (Akkulturation)“ zu eigen machen⁵.

Als „Rechner“, das heißt Schatzmeister im Vorstand der „Deutschen Gesellschaft für Soziologie“ hielt dagegen Max Weber die Zeit noch nicht für reif und gab die Devise aus, zuerst in nationalen Bezügen gründlich forschen, dann international kompetent diskutieren. Hermann Beck ließ er deshalb wissen, er stimme nur „für die Beschickung eines – in Gottes Namen – als ‚ersten‘ zu bezeichnenden internationalen Kongresses (...) wenn die Gesellschaft davon *keine Kosten* hat“⁶. Was die Kosten für die Internationalisierung des Wissens angeht, so bewegten sich die Visionäre einer Weltverbrüderung durch Wissenschaften in ganz anderen Dimensionen. Nobelpreisträger Henri la Fontaine gedachte, mit seinem Preisgeld eine „Internationale Stadt“ als Weltkulturzentrum zu stiften. Der Erste Weltkrieg durchkreuzte jedoch fürs Erste alle Pläne zu einer Internationalisierung der Wissenschaften, die kleinen Schritte ebenso wie die großen Entwürfe.

Paul Otlet sah sich durch „le désordre par la guerre mondiale et par ses suites“ nicht entmutigt, vielmehr zu verstärkten Anstrengungen herausgefordert, für eine

⁴ Der „Vorschlag des Herrn Prof. Waxweiler vom Institut Solvay in Brüssel, betreffend die Schaffung eines periodischen internationalen soziologischen Kongresses“ ist abgedruckt als Beilage 1 zum Brief Georg Simmels an Hermann Beck vom 16. Juli 1909, in: *Georg Simmel*, Briefe 1880–1911, hrsg. v. *Klaus C. Köhnke* (Simmel-Gesamtausgabe 22, Frankfurt a. M. 2005) 710–712, Zitate 710, 712.

⁵ Als Beilage 2, ebd. 713–715; vgl. auch Georg Simmel an Hermann Beck vom 25. Juli 1909, ebd. 720–722 und vom 20. August 1909, ebd. 723–725. Die Zusammenhänge sind ebenfalls gut dokumentiert in den Kommentaren der Max Weber-Gesamtausgabe (MWG), hier in *Max Weber*, Briefe 1909–1910, hrsg. v. *M. Rainer Lepsius* und *Wolfgang J. Mommsen* in Zusammenarbeit mit *Birgit Rudhard* und *Manfred Schön* (MWG II/6, Tübingen 1994), bes. Max Weber an Hermann Beck vom 16. Juli 1909, 186–188 und vom 23. Juli 1909, 196f.

⁶ MWG II/6, 196.

„Société universelle des Nations ou République mondiale“ zu wirken und „les forces du Livre et du Document“ entsprechend in den Dienst der „plus hauts besoins de l'Humanité“ zu stellen⁷. Was Jerusalem, Mekka, Benares oder der Vatikan für die religiös Gläubigen, sollte seine „Cité mondiale“ als Ort des Friedens, der Völkerversöhnung und des menschlichen Fortschritts durch universelles Wissen werden. Um das architektonisch zu kommunizieren, gewann Otlet den Star-Architekten Le Corbusier. Dessen Entwurf verlieh dem „Mundaneum“ die Form einer Pyramide, zu errichten in der Nähe von Genf im Jahr 1929⁸. Für Otlet musste es „la Cité du Livre, la Bibliopolis“ sein, nichts könne die Ansprüche der menschlichen Zivilisation symbolisch besser repräsentieren⁹.

Ordnungsphantasien wie diese waren keineswegs das Produkt eines Einzelnen. Die Empiristen des Wiener Kreises arbeiteten ebenso an einer rationalistischen Kultur der Einheitswissenschaften wie der Chemie-Nobelpreisträger Wilhelm Ostwald, in dessen „Pyramide der Wissenschaften“, veröffentlicht 1929, alles Wissen von der menschlichen Natur und Kultur und alle Handlungen menschlicher Gemeinschaften bruchlos ineinander aufgehen sollten, „die Wissenschaft arbeitet restlos“¹⁰.

Die planungseuphorischen Modelle dieser Spätaufklärer blieben bekanntlich Buchwissen, und die Ideen zu ihrer baulichen Gestalt verließen den Skizzenblock von Le Corbusier nicht. Kulturgeschichtlich wird die ganze szientistische und neuencyklopädische Bewegung verständlich als eine konsequent durchgespielte Reaktion auf die Erfahrung des frühen 20. Jahrhunderts, wie durchgreifend die Wissenschaften sich zu einer der stärksten Mächte über das menschliche Leben entwickelt hatten.

Die Erfahrung der Verwissenschaftlichung aller Lebensordnungen eröffnete zur gleichen Zeit jedoch Wege der Selbstreflexion, die in die gegenläufige Richtung wiesen. Das Jahr 1929 war nicht nur das Schicksalsjahr der Weltwirtschaft mit seinen dramatischen sozialen und politischen Folgen, es war zugleich ein einschneidendes Jahr für die europäischen Wissenskulturen. 1929 erschien der revolutionäre Aufsatz „Zur Krise der ‚Wirklichkeit‘“ des Immunologen Ludwik Fleck aus Lemberg und belehrte, die Prozesse wissenschaftlichen Erkennens „sind soziale Momente und deshalb muß jede Erkenntnistheorie mit Sozialem und weiterhin mit Kulturhistorischem in Beziehung gebracht werden“. Denn die Er-

⁷ Diese rationalistische Utopie einer „Organisation internationale du travail intellectuel“ ist komprimiert dargestellt in *Paul Otlet, Traité de Documentation. Le Livre sur le Livre. Théorie et Pratique* (Nachdruck der Ausgabe von 1934, Liège 1989) 416–420, Zitate 419.

⁸ Vgl. *Winfried Nerdinger, Von Alexandria zum digitalen Babel – Der Traum von der Universalbibliothek*, in: *Nerdinger* (Hrsg.), *Die Weisheit baut sich ein Haus* 237–260, hier 248f. Die Skizze ist abgedruckt bei *Willy Boesinger* (Hrsg.), *Le Corbusier* (Basel 1998) 224.

⁹ *Otlet, Traité de Documentation* 420.

¹⁰ *Wilhelm Ostwald, Die Pyramide der Wissenschaften. Eine Einführung in Wissenschaftliches Denken und Arbeiten* (Stuttgart 1929); auf die deutschen Traditionslinien dieses Denkstils ausgerichtet ist *Markus Krajewski, Restlosigkeit. Weltprojekte um 1900* (Frankfurt a. M. 2006), Zitat 110.

kenntnis der „Wirklichkeit“ sei nicht zu haben ohne „die Last der Tradition, das Gewicht der Erziehung und die Wirkung der Reihenfolge des Erkennens“¹¹. Genau besehen arbeitet sich der Naturwissenschaftler Fleck an einer doppelseitigen Krise ab. Er diagnostiziert eine Krise des Wissens, wie die Wirklichkeit beschaffen ist, und damit verbunden eine Krise der Wissenschaften, auf welchen reflektierten Erkenntniswegen Tatsachen ermittelt werden. In seinem Hauptwerk „Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache“ erscheint ihm deshalb die „Bereitschaft für *gerichtetes* Wahrnehmen“ (Hervorhebung G.H.) die *conditio sine qua non* aller wissenschaftlichen Tätigkeit zu sein. Eröffnet wurde damit ein Forschungsfeld, das als „science in context“ inzwischen im Bereich der historischen Wissenschaften gut verankert ist¹². Fleck selbst schrieb seine Ideen unmittelbar aus dem intellektuellen Denkverkehr in Lemberg heraus nieder, wo „viele herausragende Akteure in Wissenschaft, Literatur und Kunst auf engem Raum miteinander in intensivem Kontakt standen“. Die neuere Fleck-Forschung erkennt darin exakt das Muster, nach dem sich „Denkstile“ sozialräumlich formen¹³. Überall in Europa, nicht nur in Lemberg, schien die Zeit reif für einen solchen Pendelschlag in die entgegengesetzte Richtung zu den Wissenschaftsidealen der extensiven Dokumentationszentren.

Im gleichen Jahr, 1929, in dem Flecks „Krise der ‚Wirklichkeit‘“ erschien, löste aus der Mitte des Heidelberger Denk-Milieus der Philosoph und Soziologe Karl Mannheim mit seiner Schrift „Ideologie und Utopie“, dem Plädoyer für eine soziale und historische Erforschung kultureller Wirklichkeit, eine überaus heftige Kontroverse aus¹⁴. Sie bestätigt alles, was schon auf dem Sechsten Deutschen Soziologentag von 1928 in Zürich als prinzipielle „Konkurrenz“ auf dem Gebiet der Wissenschaftskulturen problematisiert wurde, als Mannheim sehr weitgehende Leitsätze zur Wechselwirkung von „sozialen Schichten“ und „sozial- und geisteswissenschaftlicher Erkenntnis“ aufstellte und über „Wahrheit“ als „Wettbewerb“ zwischen sozial unterschiedlich verankerten Gruppen referierte. Marxisten und Idealisten waren gleichermaßen aufgeschreckt. Mannheims „Soziologismus“ geriet zwischen die Fronten. Der schärfste Widerspruch regte sich im Heidelberger

¹¹ *Ludwik Fleck*, Zur Krise der Wirklichkeit (1929), abgedruckt in *ders.*, Denkstile und Tatsachen. Gesammelte Schriften und Zeugnisse, hrsg. v. *Sylvia Werner*, *Claus Zittel* (Frankfurt a.M. 2011) 52–69, Zitate 52.

¹² Vgl. das Themenheft „Neue Wege der Wissenschaftsgeschichte“ der Zeitschrift „Geschichte und Gesellschaft“ 30 (2004); vor allem *Margit Szöllösi-Janze*, Wissensgesellschaft in Deutschland: Überlegungen zur Neubestimmung der deutschen Zeitgeschichte über Verwissenschaftlichungsprozesse, ebd. 277–313, mit der These, „das soziologische Konzept der Wissensgesellschaft zu historisieren und Zeitgeschichte über tiefgreifende Verwissenschaftlichungsprozesse neu zu definieren“ (285).

¹³ *Ludwik Fleck*, Denkstile und Tatsachen, Einleitung der Herausgeber 26; ferner *Birgit Gries-ecke*, *Erich O. Graf* (Hrsg.), *Ludwik Flecks vergleichende Erkenntnistheorie* (Berlin 2008); *Erich O. Graf*, *Forschen als sozialer Prozess* (Luzern 2008).

¹⁴ *Volker Meja*, *Nico Stehr* (Hrsg.), *Der Streit um die Wissenssoziologie*, 2 Bde. (Frankfurt a.M. 1982).

Gelehrten-Milieu selbst¹⁵. Der Romanist Ernst Robert Curtius sah in der Neuen Schweizer Rundschau das „sich selbst garantierende Reich der Ideen, der Werte, der Bedeutungen, des Sinnes“ in Gefahr¹⁶. Er währte die schöpferische Ungebundenheit geistiger Tätigkeit bedroht durch den gleichen Gedankengang, den auch Fleck zur gleichen Zeit an anderem Ort durchspielte. Mit dem Unterschied, dass Fleck seine Überlegungen auf naturwissenschaftliche Tatsachen konzentrierte, während Mannheim primär sozialwissenschaftliche Tatsachen ins Auge fasste, wenn er Denksysteme, politische Ideengemeinschaften oder den Erfahrungszusammenhang von Generationen zum Thema machte. In seiner unmittelbaren Replik auf Curtius, ebenfalls in der Neuen Schweizer Rundschau, die Mannheim „Zur Problematik der Soziologie in Deutschland“ überschrieb, brachte er noch einmal seine These von der „Aspektgebundenheit“ wissenschaftlicher Wirklichkeitserkenntnis, die er übrigens reflexiv auch auf seine eigenen Schriften angewandt sehen wollte, auf den knappen Nenner eines „dynamischen Relationismus“, sorgfältig zu unterscheiden vom gleichgültigen Relativismus: „Der dynamische Relationismus, für den ich mich einsetze, hat nicht das mindeste mit Nihilismus zu tun.“¹⁷ Was Fleck als Doppelkrise von Wirklichkeit und Wissen beschreibt, spricht Mannheim hier fast gleichlautend als „Seins- und Denkkrise“ in den europäischen Gesellschaften der späten 1920er Jahre an. Eine Soziologisierung und Historisierung der Selbstbeschreibung moderner Gesellschaften schien Mannheim der einzig gangbare Weg zu sein, intellektuell diese Doppelkrise zu bewältigen. „Ideologie und Utopie“ als eine solche Wegbeschreibung zu lesen, dafür warb er in einem Brief an Eduard Spranger, dem er sein neues Buch im April 1929 ankündigte: „Ich glaube, daß die gegenwärtig so fruchtbare geistesgeschichtliche Strömung in Deutschland ergänzt werden muß, und zwar in der Richtung, daß man geistesgeschichtliches Geschehen immer mehr lernt im Elemente der Gesellschaftsbewegungen zu sehen. Die gesellschaftlichen Kräfte sind nämlich nicht sinnfremde Kräfte, sondern eminent sinnhafte Potenzen, als solche notwendigerweise auch Thema geistesgeschichtlicher Fragestellungen.“¹⁸

Alle Wissenschaften vom Menschen, so setzte Mannheim die Kultur- und Sozialwissenschaften auf eine innovative Forschungsfährte, haben das dauerhafte Wechselverhältnis zwischen gesellschaftlichen Kräften und kulturwissenschaftlichen Strömungen zur problemgeschichtlichen Grundlage ihrer Arbeit zu machen. Ihr Gegenstand sei das Wirkungsgefüge von Kulturen des Wissens und der Wissenschaften, Diagnosen „unserer Gegenwartslagen“ und Ordnungen des politischen und „sozialen Geschehens“.

¹⁵ Vgl. Dirk Hoeges, Kontroverse am Abgrund: Ernst Robert Curtius und Karl Mannheim. Intellektuelle und „freischwebende Intelligenz“ in der Weimarer Republik (Frankfurt a. M. 1994).

¹⁶ Ernst R. Curtius, Soziologie – und ihre Grenzen, in: Neue Schweizer Rundschau 2 (Oktober 1929) 417–426, Zitat 424.

¹⁷ Karl Mannheim, Zur Problematik der Soziologie in Deutschland, in: Neue Schweizer Rundschau 2 (November 1929) 427–437, Zitate 431f.

¹⁸ Brief Karl Mannheims an Eduard Spranger vom 12. April 1929, abgedruckt bei Reinhard Laube, Karl Mannheim und die Krise des Historismus (Göttingen 2004) 603–606, Zitat 604.

Im Krisenjahr 1929 war der Erwartungsdruck an die Wissenschaften, politische Konflikte zu entschärfen, soziale Gefahren abzuwenden und kulturelle Orientierung zu bieten, so hoch wie nie. Einflussreiche Denker, wie sie etwa der Wiener Kreis versammelte, bekräftigten den unerschütterlichen Glauben an den kumulativen Fortschritt der Erkenntnis, beständig wie eine ägyptische Pyramide. Nicht zufällig haben le Corbusier und Wilhelm Ostwald zu diesem Bild gegriffen. Auch der Alarmruf von Ernst Robert Curtius zeugt davon. Was das Jahr 1929 zugleich bereitstellte, war die Einsicht in selbstkritischen Denkkollektiven von Lemberg über Heidelberg bis nach Paris¹⁹, für die nachdrücklich Ludwik Fleck und Karl Mannheim warben: Nichts ist flüchtiger als eine wissenschaftliche Tatsache, die, kaum manifestiert, sich schon wieder in eine Fragestellung von hypothetischem Charakter umwandelt. Enthalten ist darin eine These, die wir uns heute zunutze machen. Die Erforschung wissenschaftlicher Tatsachen ist ohne die Erforschung der sie umfassenden Wissenschaftskulturen nicht zu haben. Die Beobachtung der „uns umgebenden Wirklichkeit“, die nach Max Weber den Kulturwissenschaften „ewige Jugendlichkeit“ verleihen soll²⁰, ist nicht zu haben ohne die Beobachtung der Beobachter. Was Niklas Luhmann und seine systemtheoretische Schule die „Beobachtung zweiten Grades“ nennen werden, wird für die Kulturhistoriker zum Ausgangspunkt für ein neues Problem- und Forschungsfeld, den „wissenschaftshistorischen Kontextualismus“²¹. Man könnte das Jahr 1929 als Gründungsjahr für dieses neue Forschungsfeld betrachten. Entkräften lässt sich auf diesem Feld auch der gängige Vorwurf von Beliebigkeit und Relativismus und damit der Entwertung wissenschaftlicher Erkenntnis. Denn die Geschichte der Wissenschaftskulturen erforscht immer auch die unauflösliche Spannung zwischen den Ansprüchen auf universelle Geltung wissenschaftlicher Aussagen und den vielfältigen Denkstilen in Raum und Zeit, in denen sich diese Ansprüche artikulieren. Das einprägsamste Beispiel sind Menschenrechte und Menschenwürde als universelle Kriterien. Über Rechtsregeln zu Anfang und Ende des menschlichen Lebens wird allerdings allein in den europäischen Wissenschaftskulturen unaufhörlich gestritten²². Erst recht ist dies auf dem Feld der zivilisationsanalytischen Zeitdiagnosen und der Ordnungsideen des sozialen wie politischen Zusammenlebens der Fall.

¹⁹ Der Wissenschaftsphilosoph Gaston Bachelard ließe sich hier einbeziehen, vgl. *Hans-Jörg Rheinberger*, *Historische Epistemologie* (Hamburg 2007) 37–47.

²⁰ Dazu unten 20 mit Anm. 55.

²¹ Zu Spannungen und Balancen zwischen wissenschaftstheoretischem, rationalistischem „Universalismus“ und sozialkonstruktivistischem „Relativismus“ siehe den Abschlussbeitrag von *Wolfgang Detel*, „Wissenskulturen und universelle Rationalität“ zum abschließenden Band des Sonderforschungsbereiches der DFG in Frankfurt (Main) „Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel“, in: *Johannes Fried, Michael Stolleis* (Hrsg.), *Wissenskulturen. Über die Erzeugung und Weitergabe von Wissen* (Frankfurt a. M. 2009) 181–214, bes. 197ff.

²² Vgl. *Werner Gephart* (Hrsg.), *Rechtsanalyse als Kulturforschung* (Frankfurt a. M. 2012). Ein Plädoyer für eine radikale Historisierung wissenschaftlicher Selbstverständigung und für eine Kulturgeschichte wissenschaftlichen Wissens bei *Olaf Breidbach*, *Radikale Historisierung. Kulturelle Selbstversicherung im Postdarwinismus* (Frankfurt a. M. 2011).

Wissenschaftliche Selbstbeobachtung und politisches Ordnungsdenken. Zwei Leitfragen zur europäischen Moderne

Nicht die Wissenschaftsgeschichte als solche, nicht die Verselbständigung zu einem eigenen sozialen Kosmos, auch nicht die Verzweigung in immer neue Teilbereiche ist Gegenstand dieses Bandes. Gegenstand sind die wechselseitigen Abhängigkeiten und Beeinflussungen von wissenschaftlicher Selbstbeobachtung und politischem Ordnungsdenken in der Moderne. Unter den „Basisprozessen“, welche das industrialisierte Europa mit seinen imperialen Herrschaftsansprüchen und den nationalen Mobilisierungen an der Schwelle des 20. Jahrhunderts zu einem „Labor der Moderne“ machten²³, stechen zwei hervor: der Demokratisierungsdruck, der in den pluralisierten Massengesellschaften mit einem freien und dynamischen Presse- und Buchmarkt auf allen öffentlichen Kontroversen lastete, und die „Verwissenschaftlichung des Sozialen“, die allen gesellschaftsreformerischen oder kulturkritischen Debatten ihren Stempel aufdrückte und Europa „im Geiste der neuen Sozialwissenschaften“ zu einem „Experimentierfeld für neue Formen sozialer Steuerung und Kontrolle“ werden ließ²⁴. Im ausdifferenzierten System der Wissenschaften, wie es sich am Ende des 19. Jahrhunderts quer durch Europa präsentierte, war dies ein Experimentierfeld für planungsenthusiastische Expertenmilieus wie für intellektuelle Deutungséliten gleichermaßen. In der britischen Fabierbewegung mit den Sozialwissenschaftlern Beatrice und Sidney Webb und den Literaten George Bernard Shaw und H.G. Wells fanden diese beiden Stränge auf unvergleichliche Weise zusammen, wie sich etwa an der Gründungsgeschichte der London School of Economics and Political Science leicht ablesen lässt²⁵. Es war ein Experimentierfeld, das sich über ganz Europa erstreckte, und auf dem die sozialwissenschaftlichen und zeitdiagnostischen Wissenschaften auf besondere Weise herausgefordert wurden.

Es gibt einen kritischen Beobachter der Ausgestaltung dieses Experimentierfeldes, der zwanzig Jahre lang dessen Spannungen und Topographien studiert hat, obwohl er kein Wissenschaftshistoriker war. Robert Musil hat im „Mann ohne Eigenschaften“ die intellektuelle Grunderfahrung des frühen 20. Jahrhunderts schlicht und genial so auf den Begriff gebracht: „Dem gegenwärtigen Zeitalter sind eine Anzahl großer Ideen geschenkt worden und zu jeder Idee durch die besondere Güte des Schicksals gleich auch ihre Gegenidee, so der Individualismus und Kollektivismus, Nationalismus und Internationalismus, Sozialismus und

²³ Lutz Raphael, *Imperiale Gewalt und mobilisierte Nation. Europa 1914–1945* (München 2011), hier 10f. Zu den „Basisprozessen“ insgesamt im Rahmen einer historischen Theorie der Moderne vgl. auch Christof Dipper, *Moderne*, in: Docupedia-Zeitgeschichte, <http://docupedia.de/zg/Moderne> (25. 8. 2010).

²⁴ Raphael, *Imperiale Gewalt und mobilisierte Nation* 31 und 17.

²⁵ Vgl. Ralf Dahrendorf, *LSE. A History of the London School of Economics and Political Science, 1895–1995* (Oxford 1995); Peter Wittig, *Der englische Weg zum Sozialismus: die Fabier und ihre Bedeutung für die Labour Party und die englische Politik* (Berlin 1982).

Kapitalismus (...).“²⁶ Das „Grundbuchblatt der modernen Kultur“ halte für alle demokratischen Gesellschaften die Erfahrung bereit, „daß man alles, was man an Ordnung im einzelnen gewinnt, am Ganzen wieder verliert, so daß wir immer mehr Ordnungen und immer weniger Ordnung haben“²⁷.

Musils Tagebuch hält anschaulich fest, wie hartnäckig sich der ausgebildete Ingenieur und promovierte Philosoph für den „Mann ohne Eigenschaften“ und schon in der Vorbereitung für einen Essay über „das hilflose Europa“ von 1922 überall dort eingelesen hat, wo die Naturforschung, die technisch-praktischen Disziplinen wie die zeitdiagnostischen Wissenschaften sich abgemüht haben, eine rationale „Ordnung“ in die Ideenpluralisierung und Ideenpolarisierung der modernen Welt zu bringen²⁸. In der intellektuellen Verarbeitung seiner Zwischenkriegserfahrungen sieht Musil letztendlich in den Wissenschaften weniger eine Überwindung als eine Steigerung der modernen Ideenkämpfe zu deren „im Gefecht stehenden Gedankengruppen“²⁹ sie ihren entscheidenden Teil beitragen. Der heutige Historiker muss Musils zeitspezifische Schlussfolgerung von der Überlegenheit der literarischen Narration gegenüber der sozialwissenschaftlichen Erschließung der modernen Lebenswelt – „ein stündlich wachsender Berg an Tatsachen, Gewinn an Wissen, Verlust an Leben“ – in dieser nietzscheanischen Färbung nicht teilen. Die Generation „Musil – Mannheim“ zwingt ihn jedoch, die Historisierung von Wissensbeständen im Sinne des „wissenschaftshistorischen Kontextualismus“ konsequenter zu betreiben und sein Repertoire an Fragestellungen zu Vergleich und Verflechtung unterschiedlicher Wissenschaftskulturen zu präzisieren. Die Forscher und die Gelehrten, die Experten wie die Intellektuellen, mühten sich seit der Kulturschwelle um 1900 mit der Krise des Historismus und der Erschütterung seiner Weltbildsicherheit³⁰ immer an einem Hauptproblem in drei Facetten ab, wenn sie für die Realisierung ihrer Konzepte und Ideen in einem öffentlichen Kommunikationsraum kämpften: an der methodisch kontrollierten Vorstellung von „sozialer Wirklichkeit“, an der problemgesteuerten Verknüpfung von Gegenwart und Vergangenheit und an den vielschichtigen Spannungen zwischen nationalen und transnationalen Ordnungsmustern. Alle diese Vorstellungen sind mit Entscheidungen über Ein- und Ausschluss von Beständen des „Wissens“ und der „Wirklichkeit“ behaftet. Es sind Vorstellungen, die auf unterschiedlichen Wissenschaftskulturen beruhen, und zu denen unserer Münchener Tagung zwei Leitfragen zugrunde gelegt haben.

²⁶ Robert Musil, *Der Mann ohne Eigenschaften*, 2 Bde., hrsg. v. Adolf Frisé (Reinbek 1978), Bd. 1, 373.

²⁷ Ebd. 372 und 379.

²⁸ Vgl. Gangolf Hübinger, Robert Musils „Geschichtssinn“, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (IASL) 36 (2011) 207–212.

²⁹ Musil, *Mann ohne Eigenschaften* 374.

³⁰ Vgl. dazu die einschlägigen Beiträge in Otto G. Oexle (Hrsg.), *Krise des Historismus – Krise der Wirklichkeit. Wissenschaft, Kunst und Literatur 1880–1932* (Göttingen 2007); insbesondere Oliver Lepsius, *Wandlungen in der juristischen Wirklichkeitswahrnehmung 1880–1932*, 313–358.

Die erste Frage zielt auf das wechselseitige Begründungsverhältnis der sozialen Erfahrung von Wirklichkeit und der wissenschaftlichen Beschreibung dieser sozialen Wirklichkeit. Wie lässt sich die Schnittstelle von Erfahrung und Beobachtung theoretisch bestimmen, und welche empirisch gehaltvollen Beispiele aus dem Labor der Moderne lassen sich zur Verdeutlichung heranziehen? Karl Mannheim und alle, die in und außerhalb Heidelbergs noch im Banne von Max Webers Aufsatz „Die ‚Objektivität‘ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis“³¹ standen, wussten es noch. Der an Deutungen so überschüssige Aufsatz von 1904 diente Weber dazu, der von Werner Sombart und Edgar Jaffé neu begründeten Zeitschrift „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“ zugleich ein neues theoretisches Profil zu verleihen und lief auf eben den Zusammenhang von Erfahrung und gesellschaftlicher Selbstbeobachtung durch die Wissenschaften zu. Der metaphernreiche Schlussabschnitt ist eine einzige Aufforderung an die Kultur- und Sozialwissenschaften, sich diesen Zusammenhang stets gegenwärtig zu halten: „Das Licht der großen Kulturprobleme ist weiter gezogen. Dann rüstet sich auch die Wissenschaft, ihren Standort und ihren Begriffsapparat zu wechseln und aus der Höhe des Gedankens auf den Strom des Geschehens zu blicken.“³² Den meisten Interpreten in der langen Rezeptionsgeschichte des „Objektivitätsaufsatzes“ ist dessen wissenschaftsgeschichtliche Schlusspointe entgangen: „Die Geschichte der Wissenschaften vom sozialen Leben ist und bleibt daher ein steter Wechsel zwischen dem Versuch, durch Begriffsbildung Tatsachen gedanklich zu ordnen – der Auflösung der so gewonnenen Gedankenbilder durch Erweiterung und Verschiebung des wissenschaftlichen Horizontes – und der Neubildung von Begriffen auf der so veränderten Grundlage.“ Bei allen wissenschaftlichen Unternehmungen, „Ordnung in das Chaos derjenigen Tatsachen zu bringen, welche wir in den Kreis unseres *Interesses* jeweils einbezogen haben“, handelt es sich um eine permanente „denkende Umbildung“, um einen dynamischen „Umbildungsprozeß“ von Problemstellungen und begrifflichen Analysekonzepten, „in denen wir die Wirklichkeit zu erfassen suchen“. Kenntnis historischer Wissenschaftskulturen ist mithin kein Beiwerk, vielmehr eine Bedingung, denn „in diesem Kampf [um die „denkende Umbildung“, G.H.] vollzieht sich der Fortschritt der kulturwissenschaftlichen Arbeit“³³. Wissenschaftsgeschichte ist in dieser Lesart nicht der Ort, um abgelegte Dogmen zu archivieren und zu konservieren. Es ist der Ort, um die „ewige Jugendlichkeit“ der Kulturwissenschaften zu demonstrieren: „Es gibt Wissenschaften, denen ewige Jugendlichkeit beschieden ist, und das sind alle *historischen* Disziplinen, alle die, denen der ewig fortschreitende Fluß der Kultur stets neue Problemstellungen zuführt.“³⁴

³¹ Max Weber, Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis (1904), in: ders. (Hrsg.), Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre (München 51982) 146–214, hier 184, 212.

³² Weber, „Objektivität“ 214.

³³ Alle Zitate zu dieser wissenschaftsgeschichtlich dichten Passage, ebd. 207.

³⁴ Ebd. 206.

Für Reinhart Koselleck ist dieses ewige Wechselspiel von neuen Problemzufuhren und neuen Werkzeugen des wissenschaftlichen Begreifens im Kern eine geschichtsanthropologische Frage. Ihr hat er seine vielleicht anspruchsvollste Studie über „Erfahrungswandel und Methodenwechsel“ gewidmet. Der Aufsatz ist dem „Versuch“ gewidmet, „durch anthropologische Differenzierung im Erfahrungsbegriff und im Methodenbegriff gegenseitige Verweise zu ermöglichen, Korrelationen herzustellen, die in der Prämisse gründen, dass Geschichte und Historie, Wirklichkeit und ihre bewusste Aufarbeitung immer schon aufeinander verweisen, letztendlich sich gegenseitig begründen, ohne vollständig auseinander ableitbar zu sein“³⁵. In gleicher Weise wie bei Max Weber das denkend ordnende „Umbilden“ führt bei Koselleck das „Umschreiben“ der Geschichte auf direktem Wege in das Forschungsfeld der Wissenschaftskulturen. Er selbst demonstriert es an Thukydides. Der habe unter den erkenntnislenkenden Erfahrungen des Peloponnesischen Krieges „die anthropologische ‚Urerfahrung‘ artikuliert, daß zwischen allen Ereignissen, die eine Geschichte ausmachen, und dem, was darüber gesagt wird, indem diese Geschichte konstituiert wird, ein Hiatus herrscht. Diesen Hiatus hat Thukydides gleichsam zum methodischen Thema seines Peloponnesischen Krieges gemacht, indem er die Reden monologisch oder dialogisch, und das analytische Geschehen miteinander konfrontierte, ohne beides zur Gänze auseinander abzuleiten. Dank dieser Methode hat er für uns eine dauerhafte anthropologische Vorgabe freigelegt, warum Geschichte überhaupt umgeschrieben werden kann.“³⁶ Die Einsicht in die anthropologische Differenz, den „Hiatus“ von sozialen Erfahrungsschüben und wissenschaftlichen Methodenwechseln hat Koselleck bekanntlich zum Pionier der Begriffsgeschichte werden lassen, um „alle menschlichen Sprachtexte als einmalige Quellen geschichtlicher Offenbarung lesbar“ zu machen³⁷. Auf diesem Gebiet wird er inzwischen weltweit studiert. Für das weiter gesteckte Feld der historischen Wissenschaftskulturen liegt der Reiz dieses theoretischen Modells darin, gehaltvolle Beispiele für einen Wirkungszusammenhang vom Wandel der Erfahrungen und Wechsel der Denkstile und Methoden beizubringen, so wie sie in den nachstehenden Beiträgen vorgestellt werden.

Koselleck selbst hat seine zahlreichen Beispiele unter einer These versammelt, die auf den ersten Blick verblüfft, dann aber für eine Kulturgeschichte wissenschaftlichen Denkwandels doch problematisch erscheint. Koselleck teilt die Erforscher der Vergangenheit in Sieger und Besiegte des Geschichtsverlaufes. Sieger, so heißt es im letzten und zentralen Kapitel von „Erfahrungswandel und Methodenwechsel“, verfügen nur kurzfristig über historische Deutungsmacht. Die Be-

³⁵ Reinhart Koselleck, Erfahrungswandel und Methodenwechsel. Eine historisch-anthropologische Skizze, in: ders. (Hrsg.), Zeitschichten. Studien zur Historik (Frankfurt a. M. 2000) 27–77. Vgl. ausführlicher, auch im problemgeschichtlichen Bezug auf Max Weber und dessen Votum für einen reflektierten Perspektivismus Gangolf Hübinger, Über die Aufgaben des Historikers (Berlin 2012), bes. 22–25 und 40–42.

³⁶ Ebd. 57f.

³⁷ Ebd. 63.

siegten dagegen, angefangen vom Athener Strategen Thukydides bis zum revolutionären Kapitalismuskritiker Karl Marx oder zum tragischen Diagnostiker der Moderne Max Weber nehmen ihre Aufgabe der Auslegung der Vergangenheit für die Gegenwart mit einem methodischen Strukturvorteil wahr. Die schmerzhafteste Erfahrung, besiegt worden zu sein, lasse sie gezielter fragen, sorgfältiger recherchieren, klarer urteilen und engagierter schreiben³⁸. Wie schlüssig ist das? Gerade bei Marx und Weber, aber auch bei vielen anderen, lässt sich wissenschaftsgeschichtlich nachzeichnen, wer vorgestern Besiegter war, konnte gestern zum Sieger ausgerufen werden und wird morgen wieder ausgemustert. Es ist dieses stetige Auf und Ab im Kürten von Klassikern, im Prämiieren von Denkstilen, im Markieren von Denkmilieus und im Umschreiben von Wissensordnungen, das für die Wissenschaftsgeschichte erklärungsbedürftig ist, und natürlich hat das immer zu tun mit einem Wirkungsgefüge aus wissenschaftlicher Zeitdiagnostik und politischem Ordnungsdenken, aber auf eine offenere Weise als es Kosellecks Oppositionspaar von Siegern und Besiegten erlaubt.

Das führt zur zweiten Frage nach der freien Rivalität von Ordnungskonzepten und Zivilisationsmodellen. Die moderne Weltsicht beruht auf der „enttäuschenden“ Erfahrung: Die Geschichte bietet kein festes Gelände mehr. Wie bestimmen dann Humanwissenschaftler – seien sie Darwinisten wie Ernst Haeckel oder Marxisten wie Carl Grünberg, Ideenrealisten wie Florian Znaniecki oder Machtpragmatiker wie Raymond Aron vor und im Kalten Krieg – die Schnittlinie von Vergangenheit und Gegenwart, um daraus ordnungspolitische Schlüsse zu ziehen? Die Wissenschaftsgeschichte hat es immer mit Geltungskämpfen um solche Konzepte zu tun, behaftet mit sozial folgenreichen Inklusions- und Exklusionsansprüchen und hohen Legitimitätserwartungen an politische Ordnungen. In welchem wechselseitigen Verweisungszusammenhang stehen hier Wissenschaftskulturen und politische Ordnungen? Wissenschaftliche Wahrheit ist universell, aber immer ist sie pfadabhängig, immer eingebunden in milieuspezifische und meistens nationalkulturelle Kontexte. Das eröffnet das unerschöpfliche Forschungsgebiet des Vergleichs und der Verflechtung von Wissenschaftskulturen, denen sich auch vor uns schon einschlägige Tagungen und Bücher gewidmet haben³⁹.

³⁸ Koselleck, Erfahrungswandel und Methodenwechsel 67–77. Vgl. das Themenheft „Der Besiegte“ der Zeitschrift für Ideengeschichte VI/1 (2012) mit einer Entstehungsgeschichte dieses Aufsatzes.

³⁹ Vgl. insbesondere *Christophe Charle, Peter Wagner* (Hrsg.), *Transnational Intellectual Networks. Forms of Academic Knowledge and the Search for Cultural Identities* (Frankfurt a.M. 2004) und aus dem DFG-Schwerpunkt „Wissenschaft, Politik und Gesellschaft. Deutschland im internationalen Zusammenhang im späten 19. und im 20. Jahrhundert“ *Rüdiger vom Bruch, Uta Gerhardt, Aleksandra Pawliczek* (Hrsg.), *Kontinuitäten und Diskontinuitäten in der Wissenschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts* (Stuttgart 2006), darin vor allem *Mitchel G. Ash*, *Wissenschaftswandlungen und politische Umbrüche im 20. Jahrhundert – was hatten sie miteinander zu tun?* 19–37; *Rüdiger vom Bruch, Brigitte Kaderas* (Hrsg.), *Wissenschaften und Wissenschaftspolitik* (Stuttgart 2002); ferner *Renate Mayntz u. a.* (Hrsg.), *Wissensproduktion und Wissenstransfer. Wissen im Spannungsfeld von Wissenschaft, Politik und Öffentlichkeit* (Bielefeld 2008); *Reiner Grundmann, Nico Stehr*, *Die Macht der Erkenntnis* (Frankfurt a.M. 2011); *Agnes Arndt, Joachim*

In den hier versammelten Beiträgen geht es somit um die spannende Frage nach der Selbst- und Fremdbeobachtung sozialer Ordnungen, kultureller Deutungsmuster oder politischer Entwicklungen. Was sind hier nationalkulturelle Eigenarten oder Sichtblenden, was zirkuliert an transnationalen Ideen und Konzepten? Wir kennen immer schon die großen Stereotypen: die deutsche Historische Schule der Nationalökonomie, der amerikanische Pragmatismus der Chicago School, die französische Soziologie der Durkheim-Schule. Wie lässt sich die für Historiker momentan sehr attraktive Vergleichs- und Verflechtungsforschung auf eine gründlichere Erschließung von Wissenschaftskulturen anwenden?

Akteure, Ordnungen, Medien und Institutionen. Was sind Wissenschaftskulturen?

Wissenschaftskulturen lassen sich als ein dynamisches Gefüge aus Institutionen, Medien, Foren und Verhaltensmustern betrachten, mit deren Hilfe wissenschaftliche „Akteure“ Wissen erzeugen, ordnen, speichern, selektieren oder kanonisieren und in allen gesellschaftlichen Bereichen zirkulieren lassen. Ohne die Beratung wissenschaftlicher Experten, von den Kriegsgeographen bis zu den Bakteriologen, hätte die europäische Geschichte der Neuzeit einen anderen Verlauf genommen. Anders als die Wissenschaftsphilosophie oder die Historische Epistemologie, die sich auf ausgewählte Vertreter und deren Reflexion auf den „Prozeß der wissenschaftlichen Erkenntnisgewinnung“ in seiner „pluralen Verfaßtheit“ durch die „unterschiedlichen nationalen Traditionen und aktuellen Wissenschaftsentwicklungen“ konzentriert⁴⁰, zielt die Wissenschaftsgeschichte als Teil der Kulturgeschichte⁴¹ auf den gesamten Bereich der kulturellen und sozialen Formung der Welt.

In Zürich, dort wo auch die Ludwik-Fleck-Forschung angesiedelt ist, hat sich ein interdisziplinäres „Zentrum Geschichte des Wissens“ etabliert. In einem programmatischen Aufsatz unter dem Titel „Was ist Wissensgeschichte?“ hat dort der Historiker Philipp Sarasin sehr weitreichende Ziele gesteckt. Die Wissensgeschichte könne in ihrer Durchdringung aller Lebensbereiche „als eine der möglichen Nachfolgerinnen namentlich der Gesellschaftsgeschichte“ an die Spitze der Erforschung unserer menschlichen Lebenswelt treten⁴². So radikal wird man die Ordnungen des Wissens vom Menschen nicht von den sozialen Füßen auf den denkenden Kopf stellen müssen. Richtig ist aber, dass die Geschichte des Wissens – und davon als wichtiger Spezialfall die Geschichte der Wissenschaften – kein Randphänomen darstellt, sondern im Zentrum der Humanwissenschaften zu ver-

C. Häberlen, Christiane Reinecke (Hrsg.), *Vergleichen, verflechten, verwirren? Europäische Geschichtsschreibung zwischen Theorie und Praxis* (Göttingen 2011).

⁴⁰ Rheinberger, *Historische Epistemologie* 9–13.

⁴¹ Breidbach, *Radikale Historisierung* 66.

⁴² Philipp Sarasin, *Was ist Wissensgeschichte?*, in: IASL 36 (2011) 159–172, hier 163.

orten ist. Erst dann lässt sich die „Verwissenschaftlichung“ zu den übrigen Basisprozessen der Moderne wie der Ökonomisierung oder der Säkularisierung in eine adäquate Beziehung setzen. Das Züricher Zentrum schlägt dazu als einen attraktiven theoretischen Ansatz vor, „die folgenden vier, vielfach ineinander verschlungenen und aufeinander bezogenen Fragerichtungen“ zu verfolgen: (a) Systematisierung und Ordnungen des Wissens, (b) Repräsentationsformen und Medialität des Wissens, (c) Akteure des Wissens und (d) Genealogien des Wissens⁴³. Was Genealogien betrifft, also die Herkunfts- und Umformungsgeschichten von Denkstilen und Wissensformen, so hat Sarasin das im Darwin-Jahr 2009 in einer originellen Studie zu Darwin und Foucault durchgespielt⁴⁴.

Das Züricher Analysemodell ist primär am Bereich der Naturwissenschaften und der Technik ausgerichtet, deshalb rangieren die Wissensordnungen an erster und die Akteure erst an dritter Stelle. Fragt man, wie im vorliegenden Band, primär nach der zeitdiagnostischen Selbstdeutung moderner Gesellschaften mit gesellschaftstheoretischen, historischen oder ästhetischen Mitteln und schaut auf die Sozial-, Geschichts- und Literaturwissenschaften, so gibt es gute Gründe, einen akteurszentrierten Ansatz zu wählen und von Personen und ihren Denkstilen auszugehen. Das bedeutet keine Rückkehr zu einer traditionellen Werk-und-Person-Forschung, im Gegenteil. Für die Erforschung europäischer Wissenschaftskulturen und ihrer Bezüge zu politischen Ordnungen liefern die gelehrten „Akteure“ den Einstieg, um transnationale Interaktionen und Verflechtungen aufzuschlüsseln und die universellen Geltungsansprüche wissenschaftlicher Aussagen ganz nach Ludwik Fleck oder Karl Mannheim als perspektivisch „gerichtete Wahrnehmung“ im Kontext nationaler, sozialer, religiöser und anderer kultureller Denkmilieus zu verorten. Denn „Gelehrte“ im weitesten Sinne sind in allen Kulturen Spezialisten eines dreifachen Umgangs mit Wissensgütern. Sie gehen der Wirklichkeit forschend auf den Grund, sie ordnen und speichern das Wissen der Welt und sie lehren und verbreiten gehaltvolle Erkenntnisse. Sinnvoll erscheint deshalb eine Unterscheidung der folgenden vier analytischen Dimensionen, deren wechselseitige Bedingtheit in empirischen Studien jeweils zu erweisen wäre⁴⁵:

1. Akteure und Denkstile (Gelehrte, Experten, Intellektuelle und ihre Netzwerke).
2. Wissensordnungen und ihre institutionelle Verfestigung in Wissensspeichern.
3. Medien (Zeitschriften, Bücher, Serien) als Motoren der Wissenszirkulation.
4. Wissenstransfer in der Dauerspannung selektiver Aneignung und Abwehr von Wissensbeständen.

Auf jeder dieser Ebenen ist die Spannweite der realen Erscheinungsformen außerordentlich groß. Bei den gelehrten Akteuren reicht sie vom mächtigen

⁴³ Ebd. 167.

⁴⁴ Philipp Sarasin, *Darwin und Foucault. Genealogie und Geschichte im Zeitalter der Biologie* (Frankfurt a. M. 2009).

⁴⁵ Dieses Modell lag dem Forschungsprojekt der „Deutsch-Polnischen Wissenschaftsstiftung“ zu „Vergleich und Verflechtung der europäischen Wissenschaftskulturen“ an der Europa-Universität Viadrina (2009–2012) zugrunde.

Großordinarius bis zum randständigen Privatgelehrten. Im konstitutionellen Deutschen Kaiserreich galt der Berliner Ordinarius für Kirchen- und Dogmengeschichte, Adolf von Harnack, der den Topos von der „Wissenschaft als Großbetrieb“ in die Welt setzte, als ein solcher „Mandarin“, gestützt durch seine Ämter als Generaldirektor der Königlichen Bibliothek, erster Präsident der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften und einflussreicher Berater von Reichskanzler Bethmann Hollweg. In der demokratischen Weimarer Republik erlangten Naturwissenschaftler wie der Münchner Ordinarius für medizinische Chemie und Hygieneforschung Max von Gruber höchste öffentliche Wertschätzung als Direktor des Hygiene-Instituts in München und als Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Als Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene war Gruber ein gefragter Experte für soziales Ordnungsdenken, zugleich politisch engagiert als Mitbegründer der Deutschnationalen Volkspartei in Bayern. Lohnend wäre es, einmal das extrem heterogene Feld der Privatgelehrten zu strukturieren. Es finden sich leidenschaftliche Sammler wie Aby Warburg oder bohrende Grübler wie Walter Benjamin, beides tragische Existenzen in ihrer Zeit, denen dann aber der „cultural turn“ in den Humanwissenschaften auf je eigene Weise Weltgeltung bescherte. Ebenso finden sich universal-historische Weltdeuter wie Oswald Spengler oder H.G. Wells, die in ihren Nationalkulturen als Bestseller-Autoren politisches Orientierungswissen lieferten, mit einem eingebauten Verfallsdatum für ihre Narrative vom Untergang oder Fortschritt der abendländischen Zivilisation. Immer finden sich bildungselitäre Zirkel wie der Georgekreis mit Karl Wolfskehl oder die Fabian Society mit George Bernhard Shaw, die in gesuchter Opposition zum akademischen Großbetrieb nicht nur der Literatur verschrieben waren, sondern zugleich einen eigenen wissenschaftlichen Denkstil pflegten und damit einen unverwechselbaren Denkstandort markierten.

Ein Phänomen war für die wissenschaftliche Kommunikation an der Wende zum 20. Jahrhundert, mit der dieser Band zeitlich einsetzt, besonders einschneidend. Die Zeitschrift löste das Buch als Leitmedium für wissenschaftliches Wissen endgültig ab⁴⁶. Auch für das wissenschaftliche Zeitschriftenwesen gilt, die Spannweite ist riesengroß, es gibt Journale, die viele Generationen überdauern und in der Hand eines einzigen Verlages eine eigene geistige Tradition pflegen. Und es gibt die zahllosen Eintagsfliegen, welche ihre ersten Jahrgänge nicht überstehen. Als Leitmedium wissenschaftlichen Austausches und als Scharnier zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit erscheinen Zeitschriften besonders geeignet, die Verknüpfung der vier genannten Dimensionen einer Wissenschaftskultur unter folgenden Fragestellungen zu demonstrieren: Nach welchen professionellen und intellektuellen Kriterien finden Herausgeber und Redaktion zusammen, und wie üben sie ihre Entscheidungsmacht aus über die Auswahl von Themen und Autoren? Wie ist sie institutionell verankert, und in welcher Reichweite, national und

⁴⁶ Vgl. *Sigrid Stöckel* u. a. (Hrsg.), *Das Medium Wissenschaftszeitschrift seit dem 19. Jahrhundert. Verwissenschaftlichung der Gesellschaft, Vergesellschaftung der Wissenschaft* (Stuttgart 2009).

international, ist sie verbreitet, worin besteht ihr Anteil an einer transnationalen Wissenszirkulation? Nach welchen Ordnungsmustern und Präferenzen steuert eine Zeitschrift die Fachdiskussion oder bezieht Position in öffentlichen Kontroversen? Welche Programmatik verfolgt sie? Lassen sich Muster der selektiven Darstellung von Wissensbeständen, von Annahmen über eigene und fremde Wissenskulturen oder zum Zusammenhang von wissenschaftlichem und politischem Ordnungsdenken erkennen, und gibt es Raum für eine theoretische Selbstreflexion dieser Problematik?

Wählen wir zur Veranschaulichung solcher Fragen ein aussagekräftiges Beispiel. Das zwischen 1904 und 1933 in Heidelberg redigierte „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“ (AfSS) ist von dem britischen Historiker Peter Ghosh als „the most celebrated social science periodical of the entire 20th century“ angesprochen worden. In seiner europäischen Ausstrahlung sei das AfSS „one of the finest and as it turned out latest, flowerings of German intellectual culture from the epoch when it stood at the very centre of Europe“⁴⁷. Erstaunlicherweise ist diese Pionierzeitschrift der modernen internationalen Sozialforschung bislang nicht erforscht. Im AfSS wurden neue Theorien und Methoden erprobt, um die industriekapitalistische Durchdringung aller Lebensbereiche zu erörtern. Weltwirtschaft, Arbeit und Eigentum, Frauenfrage, Religion und Ökonomie, der Antagonismus von Massendemokratisierung und Elitenbildung waren die Themen. Am Anfang des 20. Jahrhunderts, so lässt sich als These formulieren, besetzte diese Zeitschrift besonders intensiv das Problemfeld, das wir beim Übergang in das 21. Jahrhundert erneut abstecken, nunmehr unter den Stichworten „Globalisierung“, „Arbeitsgesellschaft“, „Armut“, „Grenzen des Sozialstaates“ und neue Ungleichheiten durch ökonomisch-soziale und politisch-kulturelle Polarisierungen. Mit Autoren, die bevorzugt aus der jüngeren Generation des „Vereins für Sozialpolitik“⁴⁸ rekrutiert wurden, entwickelte sich das AfSS zum führenden Organ für eine global vergleichende Problemgeschichte des Kapitalismus.

Das AfSS versammelte im Zuge seiner Neugründung von 1904 klangvolle Namen, die in den Sozial- und Kulturwissenschaften heute als „moderne Klassiker“ gelesen werden. Der sozialdemokratische Politiker und Publizist Heinrich Braun verkaufte seine florierende Zeitschrift, das „Archiv für soziale Gesetzgebung und

⁴⁷ Peter Ghosh, Max Weber, Werner Sombart and the Archiv für Sozialwissenschaft: The authorship of the ‚Geleitwort‘ (1904), in: History of European Ideas 36 (2010) 71–100, hier 72.

⁴⁸ Eine Studie zum „Verein für Sozialpolitik“ unter den neueren Gesichtspunkten einer „science in context“ fehlt. Vgl. deshalb immer noch Dieter Krüger, Nationalökonomien im wilhelminischen Deutschland (Göttingen 1983); Dieter Lindenlaub, Richtungskämpfe im Verein für Sozialpolitik. Wissenschaft und Sozialpolitik im Kaiserreich vornehmlich vom Beginn des ‚Neuen Kurses‘ bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs (1890–1914) (Wiesbaden 1967). Eher karg dokumentierend Irmela Gorges, Sozialforschung in Deutschland 1872–1914. Gesellschaftliche Einflüsse auf Themen- und Methodenwahl des Vereins für Sozialpolitik (Frankfurt a. M. 1986); dies., Sozialforschung in der Weimarer Republik 1918–1933. Gesellschaftliche Einflüsse auf Themen- und Methodenwahl des Vereins für Sozialpolitik der Deutschen Gesellschaft für Soziologie und des Kölner Forschungsinstituts für Sozialwissenschaften (Frankfurt a. M. 1986).

Statistik. Zeitschrift zur Erforschung der gesellschaftlichen Zustände aller Länder“ für 60 000 Mark an den Nationalökonom Edgar Jaffé, weil er Geld für andere politische Aktionen benötigte. Der Privatgelehrte Jaffé, aus einer wohlhabenden jüdischen Kaufmannsfamilie in Hamburg, gewann mit Werner Sombart und Max Weber zwei Mitherausgeber, die in dieser Durchbruchphase der Verwissenschaftlichung aller Lebensordnungen um 1900 für Innovation und intellektuellen Streit standen. Als neue Herausgeber fanden somit exponierte Außenseiter im akademischen Establishment des Kaiserreichs zusammen.

Werner Sombart stand als ständiger Mitarbeiter sozialistischer Zeitschriften im Ruf, Marxist zu sein. Deshalb gelangte er über den Status eines Extraordinarius für Nationalökonomie in Breslau nicht hinaus. 1902 eröffneten seine zwei Bände „Der moderne Kapitalismus“ eine völlig neue Diskussion über den „spiritus capitalisticus“ als Schicksal der Moderne. 1903 vollzog er mit der Studie „Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert“ eine kulturkritische Kehre vom linken Fortschrittsoptimismus zu einer bildungselitären Fortschrittsskepsis. Nach dem Ersten Weltkrieg trat er demonstrativ als Herausgeber zurück, da ihm der Kurs zu linksdemokratisch geworden war. Sombart radikalisierte seinen nationalistischen Antikapitalismus, das macht ihn in der Forschung zu einem Typus der „konservativen Revolution“⁴⁹.

Sombart war es, der den Kontakt von Heinrich Braun zu Edgar Jaffé hergestellt hatte. Jaffé, der sich gerade in Heidelberg für Nationalökonomie habilitierte und über die finanziellen Mittel verfügte, erwarb die Zeitschrift im rechtlichen Sinne und machte die Beschaffung von Aufsätzen und Rezensionen, überhaupt die verlässliche Organisation, zu seiner Lebensaufgabe. In der Revolution von 1918/19 wurde Jaffé als Anhänger von Kurt Eisner für kurze Zeit bayerischer Finanzminister.

Edgar Jaffé brachte als seinen Wunschherausgeber Max Weber ins Spiel. Weber war nach seiner langen psychosomatischen Krankheit 1903 als öffentlich-ordentlicher Universitätsprofessor endgültig ausgeschieden. Jetzt erhielt er die Chance, sich über das AfSS als Privatgelehrter neu zu positionieren. Er nutzte diese Chance gründlich, um seine Vorstellung einer neuen „kulturwissenschaftlichen Logik“, wie er es im Streit mit den historischen, anthropologischen und ökonomischen Paradigmen seiner Zeit nannte, zu präsentieren und mit neuen Methoden die „Kulturbedeutung des Kapitalismus“ zu durchdringen. 1904/05 brachte das AfSS die Erstfassung seiner Studie, die eine Weltkarriere vor sich haben sollte: „Die Protestantische Ethik und der ‚Geist‘ des Kapitalismus“. Weber wiederum holte 1913 mit Robert Michels den vielleicht interessantesten Querdenker in den Herausgeberkreis.

Michels hatte nach seiner Promotion als Mitglied der italienischen sozialistischen Partei keine Chance, sich an einer deutschen Universität zu habilitieren. Er

⁴⁹ Nach wie vor grundlegend *Friedrich Lenger*, Werner Sombart 1863–1941. Eine Biographie (München 1994); vgl. ferner *Rolf P. Sieferle*, Die Konservative Revolution. Fünf biographische Skizzen (Frankfurt a. M. 1995), zu Sombart 74–105.

wechselte deshalb nach Turin zu Achille Loria und schloss dort 1907 seine Habilitation ab. Auf Michels war Weber gestoßen, als er während seiner eigenen Arbeit an den umfänglichen Artikeln zur Russischen Revolution von 1905 einen kompetenten Autor zur Behandlung der sozialistischen und anarchistischen Bewegungen suchte. Im AfSS entwickelte Michels seine gesinnungsradikalen Vorstellungen von einer syndikalistischen Politik im Dienste der unmittelbaren Demokratie und machte mit seiner Spezialisierung auf dem Gebiet von Demokratisierung und Elitenbildung eine europäische Karriere als politischer Soziologe. 1915 begrüßte Michels den Eintritt Italiens auf Seiten der Alliierten, was zum Zerwürfnis mit seinen Herausgeberkollegen führte; 1923 trat er in den „Partito Nazionale Fascista“ ein. Mussolini, die Heldenfigur vieler europäischer Avantgarden, förderte ihn durch einen eigens eingerichteten Lehrstuhl an der Universität von Perugia, den Michels bis zu seinem Tod innehatte.

Motiviert durch die Zusage Max Webers ließ sich Paul Siebeck, der in der Universitätsstadt Tübingen seinen Verlag J.C.B. Mohr zum führenden Wissenschaftsverlag ausbauen wollte, als Verleger gewinnen. Siebeck war mehr als nur ein erfolgreicher Unternehmer, er verfügte über ein deutliches kulturelles Profil. Nicht ganz ein Gaston Gallimard, wie ihn André Gide für die „Nouvelle Revue Française“ gefeiert hat, aber durchaus in ähnlicher persönlicher Betreuung versammelte er in seinem Verlag eine intellektuelle Elite aus Theologen, Ökonomen und Soziologen. Er empfand es als sein Lebenswerk, „einer wissenschaftlichen Richtung durch Sammelbände, Lehrbuchreihen und Zeitschriften eine zusammenhängende Struktur zu geben“. Diese Arbeit schätzte er als ebenso wertvoll wie das Bücherschreiben selbst⁵⁰. Paul Siebeck repräsentiert einen Typus, den die Zeitgenossen als Kulturverleger schätzten. Die Werte von Wissenschaft, Aufklärung und Liberalismus waren es, durch die er kulturell wirken wollte. Was den medialen Wirkungsgrad des AfSS betrifft, so lag er mit einer Auflage von 1 000 Exemplaren pro Heft leicht über dem Durchschnitt sozialwissenschaftlicher Periodika. Interessant ist das Verhältnis von nationaler und internationaler Verteilung. Auf dem Titelblatt werden als ausländische Vertragsbuchhandlungen Brüssel, Budapest, Christiana, Den Haag, Kopenhagen, London, New York, Paris, St. Petersburg, Rom, Stockholm, Wien und Zürich ausgewiesen. Insgesamt gibt die Verlagsstatistik ein Verhältnis von 420 festen inländischen und 309 ausländischen Abonnenten für die Vorkriegszeit (1910) und 569 inländische und 256 ausländische Abonnenten für das konsolidierte Nachkriegsjahr von 1925 an. 1910 gingen 20 Exemplare in die USA, nur 3 nach England, dafür 12 nach Frankreich und 39 nach Russland⁵¹. Der Verlag organisierte also eine beachtliche internationale Wissenszirkulation. Sie stockte im Weltkrieg, nahm aber nach 1919 kontinuierlich wieder zu, was bei der

⁵⁰ *Silke Knappenberger-Jans*, Verlagspolitik und Wissenschaft. Der Verlag J.C.B. Mohr (Paul Siebeck) im frühen 20. Jahrhundert (Wiesbaden 2001) 20–23.

⁵¹ Archiv des Verlages Mohr-Siebeck, Nachlass 488, Staatsbibliothek zu Berlin – Preussischer Kulturbesitz.

Isolierung der deutschen Wissenschaften auf internationalem Terrain durchaus beachtlich ist.

Neue Ideen und wissenschaftliche Programme werden über Manifeste in die Öffentlichkeit gebracht. Für das AfSS war es das „Geleitwort“ zum ersten Band der neuen Folge von 1904, mit dem die Herausgeber ihre innovative Handschrift vorstellten. Nicht mehr die Arbeiterfrage als Kern der Sozialen Frage sollte im Zentrum stehen, die wechselseitigen Bedingtheiten von Wirtschaft, Politik und Kultur sollten in interdisziplinärer Kooperation erforscht werden: „Unsere Zeitschrift wird heute die historische und theoretische Erkenntnis der allgemeinen Kulturbedeutung der kapitalistischen Entwicklung als dasjenige wissenschaftliche Problem ansehen müssen, in deren Dienst sie steht.“⁵² Die methodische Konsequenz liegt in der Doppelseitigkeit der Analyse – wie sind Kulturerscheinungen ökonomisch bedingt, wie werden sie ökonomisch relevant? Der erste Teil ist klassischer Marx, der zweite Teil signalisiert die entscheidende methodische Öffnung zu den Kulturwissenschaften über Marx hinaus.

Ab 1909 sorgte der Ökonom und demokratische Sozialist Emil Lederer für organisatorische Kontinuität, zuerst als „Redaktions-Sekretär“, nach dem Tod von Max Weber und Edgar Jaffé als Herausgeber „in Verbindung mit Joseph Schumpeter und Alfred Weber“. Mit der Definitionsmacht des Herausgebers steuerte Lederer das AfSS in der Weimarer Republik, in einer weltanschaulich wie wissenschaftlich sehr polarisierten Landschaft, auf den Kurs eines ökonomischen und soziologischen „Vernunftrepublikanismus“. In breit gefächerten Spezialanalysen, dokumentiert in einer klug gegliederten Ordnung des Wissens⁵³, konzentrierte sich das AfSS auf Beiträge zur ökonomischen Dynamik von Kapitalinvestitionen und Beschäftigungslage, votierte für eine aktive Konjunkturpolitik und engagierte sich jenseits von Max Webers Gebot der „Werturteilsfreiheit“ entschieden für die

⁵² Geleitwort, in: AfSS 19 (1904) V.

⁵³ AfSS 51 (1925) enthält 1–93 ein Register zu Band 1–50, 1888–1923. Auf das alphabetische Register folgt ein Sachregister, in dem sich die „Ordnung des Wissens“ in den folgenden Rubriken spiegelt: 1. Wissenschaftslehre und Methodologie der Sozialwissenschaften; 2. Soziologie; 3. Sozial-ökonomische Theorie und Dogmengeschichte; 4. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Biographien; 5. Bevölkerungswesen; 6. Statistik; 7. Allgemeine wirtschaftliche Zustandsschilderungen. Staat und Wirtschaft. Wirtschaftsrecht; 8. Agrarwesen. Agrargesetzgebung. Landarbeiterfrage; 9. Gewerbe und Industrie. Privatwirtschaft. Arbeitswissenschaft; 10. Gewerberecht; 11. Binnenhandel. Handelsrecht. Verkehrswesen; 12. Außenhandel und Zollwesen; 13. Bank-, Kredit- und Börsenwesen; 14. Wirtschaftliche Interessenvertretung; 15. Allgemeine Sozialpolitik; 16. Soziale Gesetzgebung; 17. Arbeiterverhältnisse; 18. Arbeitsrecht und Tarifverträge; 19. Beamten- und Privatbeamtenverhältnisse. Mittelstandsfrage; 20. Arbeiterschutz und Gewerbehygiene; 21. Gewerbe- und Fabrikinspektion. Fabrikgesetzgebung; 22. Sozialversicherung; 23. Organisation der Arbeitgeber und Arbeitnehmer; 24. Arbeitskämpfe. Schieds- und Schlichtungswesen; 25. Arbeitslosigkeit. Arbeitsmarkt. Arbeitsnachweis; 26. Wohnungs- und Siedlungsfrage. Bodenfrage. Gesetzgebung; 27. Städtewesen und Kommunalpolitik; 28. Gesundheitswesen; 29. Frauenfrage. Sexualethik; 30. Jugendfürsorge. Armenwesen. Wohlfahrtspflege; 31. Unterrichts- und Bildungswesen; 32. Kriminologie und Strafrecht; 33. Zivilrecht; 34. Staats- und Verwaltungsrecht; 35. Politik und Geschichte; 36. Finanz- und Steuerwesen; 37. Krieg und Wirtschaft. Übergangswirtschaft; 38. Verschiedenes.

Legitimation des modernen demokratischen Interventionsstaates⁵⁴. Es sollen hier keine Einzelbeiträge herausgestellt werden, mit einer Ausnahme. Von Karl Mannheim, der aus dem Budapester Intellektuellenmilieu nach Heidelberg übersiedelt war, erschienen im AfSS mit „Historismus“ und mit „Das konservative Denken“ die Aufsätze, mit denen er in Deutschland den neuen Zweig der Wissenssoziologie in ihrer oben beschriebenen Bedeutung für die Geschichte der wissenschaftlichen Denkstile begründete⁵⁵.

Nach der nationalsozialistischen Machtergreifung hatte die demokratische Profilierung unter Beteiligung jüdischer Intellektueller Folgen. Der Verlag von J.C.B. Mohr (Paul Siebeck) widersetzte sich dem Ansinnen einer Gleichschaltung und musste die Zeitschrift im August 1933 einstellen. Ganz ist die Geschichte der Zeitschrift damit noch nicht zu Ende. Aus New York verfolgte Alvin Johnson, der Direktor der New School for Social Research, den Weg der jüdischen und „linken“ Intellektuellen in die Emigration mit großer Aufmerksamkeit. Er machte Emil Lederer zum Dean der graduate faculty, auch weitere Redakteure und Autoren des AfSS wurden nach 1933 an die New School berufen und schrieben in deren Zeitschrift „Social Research“. Der „Geist“ des „Archivs“, der um 1900 geprägt und nach dem Ersten Weltkrieg gefestigt worden war, wurde durch diesen transatlantischen Transfer bewahrt und in die Debatten um eine neue zivilisatorische Selbstvergewisserung nach 1945 eingespeist⁵⁶.

Drei Phasen der Moderne und die Beiträge in diesem Band

Die drei Phasen der wissenschaftlichen Selbstbeobachtung moderner Gesellschaften, die Kulturschwelle um 1900, die Zeitdiagnostik zwischen den Weltkriegen und die Zivilisationsdeutungen unter den Vorzeichen des Kalten Krieges werden in den nachstehenden Beiträgen exemplarisch und „akteurszentriert“ behandelt. Ihnen vorangestellt sind die übergreifenden und strukturellen Überlegungen von *Lutz Raphael* zur Wechselbeziehung von wissenschaftlicher Sozialaufklärung und politischem Ordnungsdenken. Schon in früheren Aufsätzen hat Raphael die wirk-

⁵⁴ *Claus-Dieter Krohn*, „Weimar“ in Amerika: Vertriebene deutsche Wissenschaftler an der New School for Social Research in New York, in: *Hartmut Lehmann, Otto G. Oexle* (Hrsg.), *Nationalsozialismus in den Kulturwissenschaften 2: Leitbegriffe – Deutungsmuster – Paradigmenkämpfe. Erfahrungen und Transformationen im Exil* (Göttingen 2004) 289–304, hier 293.

⁵⁵ *Karl Mannheim*, Historismus, in: AfSS 52/1 (1924) 1–60; Das konservative Denken. Soziologische Beiträge zum Werden des politischen Denkens in Deutschland, in: AfSS 57/1, 68–142 und 57/2, 470–495; Über das Wesen und die Bedeutung des wirtschaftlichen Erfolgsstrebens, in: AfSS 63/3 (1930) 449–512; zu Mannheim vgl. oben 7 mit Anm. 20.

⁵⁶ „It will include theory, political, social and economic; problems of social and political organization that are world wide in their general character though national in specific characteristics, such as class differentiation, militarism, the social movement; problems involving the independence of nations, like phenomena of prosperity and depression, prices and currency, movements of international trade and investment.“ *Alvin Johnson*, Foreword, in: *Social Research* 1 (1934) 1f. Vgl. *Krohn*, „Weimar“ in Amerika.

same Formel von der „Verwissenschaftlichung des Sozialen“ geprägt und den Eifer verfolgt, mit dem in der deutschen Wissenschaftskultur akademische Verfechter eines radikalen sozialplanerischen Ordnungsdenkens ihre „humanwissenschaftlichen“ Modelle über staatliche Einrichtungen durchzusetzen versuchten⁵⁷. Nun erweitert er diese Perspektive zu einem kontrastiven europäisch-amerikanischen Vergleich und entwirft eine Typologie zu Akteuren und zur Wirkungskraft „humanwissenschaftlicher Methoden der Kategorisierung, Messung und Steuerung sozialen Verhalten[s]“ in Staat und Gesellschaft. Raphael unterscheidet fünf Ebenen: Die Ideen und Sprachbilder, durch die wissenschaftliche Argumente und Begrifflichkeiten in breitere gesellschaftliche Debatten überführt werden; die Experten, „Sozialingenieure“, die für eine reibungslose Anwendung in ihren spezifischen Sozialbereichen, etwa Medizin, Psychiatrie, Sozialversicherung, Familien- oder Fürsorgeeinrichtungen, sorgen; die Auftraggeber sozialwissenschaftlicher Expertise wie die Menschen, die zu Objekten dieses Wissens werden; die Methoden und Techniken der empirischen Beobachtung wie der steuernden Eingriffe; die institutionelle Verankerung und Verstetigung in universitären oder außeruniversitären Einrichtungen. Drei große Unterschiede sieht Raphael zwischen der europäischen und der nordamerikanischen Entwicklung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In den USA finden die Humanwissenschaften ihre Anwendung innerhalb einer demokratischen Institutionenordnung, in Europa geraten sie in das Kräftefeld der ideologischen Extreme. Selbst der amerikanische Staatsinterventionismus des New Deal bewegt sich letztlich im Rahmen liberaler Politik, während in Europa die antiliberalen Deutungskämpfe „zu engen Rückkoppelungen zwischen Sozialtechnologien und politisch-weltanschaulichen Positionen“ führen. Neben den Experten besitzen deshalb in Europa die Intellektuellen seit dem späten 19. Jahrhundert einen erheblichen Einfluss auf „Sinnstiftung und Deutung der sozialen Welt“, der ihnen in den USA in keiner Weise zugefallen ist. Im 20. Jahrhundert wurde Europa zum „Experimentierfeld“ sozialwissenschaftlichen Ordnungsdenkens, und das in einer radikalen Praxis, wie es sich die bürgerliche Wissenschaftsgläubigkeit ein Jahrhundert zuvor noch nicht ausmalen konnte.

Drei Beiträge widmen sich der Kulturschwelle um 1900, als die Wissenschaften endgültig zur zentralen Weltdeutungsmacht wurden und die Demokratisierung der industriellen Lebenswelt den zentralen politisch-kulturellen Ordnungsrahmen abgab. Alle kulturellen Orientierungen wurden grundlegend verändert durch die erkenntniskritisch fundierte Neuordnung des wissenschaftlichen Wissens vom Menschen und von der Natur. Nicht weniger einschneidend vollzog sich der Strukturwandel von der bürgerlich-aristokratischen Elitenkultur zur demokratischen Massenkommunikation.

⁵⁷ Lutz Raphael, Die Verwissenschaftlichung des Sozialen als methodische und konzeptionelle Herausforderung für eine Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, in: *Geschichte und Gesellschaft* 22 (1996) 143–164; ders., Radikales Ordnungsdenken und die Organisation totalitärer Herrschaft: Weltanschauungseliten und Humanwissenschaftler im NS-Regime, in: *Geschichte und Gesellschaft* 27 (2001) 5–40.

Stefanie Middendorf wählt das Beispiel der „Massenwissenschaften“ um zu zeigen, wie in ganz Europa die Erfahrung von Bevölkerungswachstum, Urbanisierung und Alphabetisierung das Thema „Individuum und Kollektivität“ neu auf die Agenda setzte. Die Untersuchung von Massen-Vergesellschaftung beförderte die Etablierung der Soziologie im Gefüge der Humanwissenschaften. Die Kategorie „Masse“ avancierte zu einem Leitbegriff von Modethemen wie Massenkriminalität bis zu Enqueten über den Einfluss der Massenpresse auf ein in die Millionen gehendes Lesepublikum. Dass Wissenschaften nicht nur „universal“ fragen, sondern immer auch mit ihren Analysen in gesellschaftsgestaltender Absicht an einer „Kultur des Nationalen“ arbeiten, demonstriert Middendorf an einem erhellenden Vergleich Frankreichs mit Deutschlands. Für Frankreich wählt sie den etablierten Philosophen und Soziologen Gabriel Tarde und den Mediziner und Privatgelehrten Gustave le Bon. Beide setzen sich kritisch mit der überkommenen Moralphilosophie des „solidarisme“ auseinander und sehen sich als Experten einer „modernen republikanischen Massenpolitik“ zur Stützung eines demokratischen Frankreich. In der deutschen Debatte ist „Masse“ zu sehr vereinnahmt durch kulturkritische Interventionen von Nietzsche bis Sombart, um auf ähnliche Weise die Professionalisierung der Soziologie zu beherrschen. Über Georg Simmel wird die französische Forschung in die deutsche Debatte eingespeist. Nach dem Ersten Weltkrieg ist es der leitende Redakteur des „Archivs für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“ Emil Lederer, der seine Analysen zu Klassenantagonismen und sozialer Schichtung auf Probleme der „Einschmelzung der Gesellschaft in eine Masse“ zulaufen lässt. Middendorfs Beitrag liefert uns einen komparatistischen Zugang zu diesem „Kernthema der europäischen Moderne“.

Auf eine charakteristische Eigenart des französisch-deutschen Wissenstransfers zielt auch der Beitrag von Wolf Feuerhahn. In nichts unterscheiden sich die beiden Wissenschaftskulturen so markant wie in der Bestimmung des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft. Dazu lenkt Feuerhahn den Blick auf Émile Durkheim. Bekannt sind Durkheims Prägungen durch seinen Studienaufenthalt in Deutschland im Jahr 1886. Der neue Rivale unter den europäischen Großmächten und „ideologische Hauptfeind der französischen Dritten Republik“ liefert Durkheim wichtige Impulse für seine Absichten, die „Soziologie“ als eigenständige „Zentral- und Universalwissenschaft“ zu begründen, ihr „Rechtswissenschaft und Rechtsphilosophie, Ökonomie, Psychologie, Ethnologie, Geschichte und vor allem die Moraltheorie“ dienstbar zu machen und sie dadurch als „republikanische Grundwissenschaft“ zu etablieren⁵⁸. Feuerhahn präzisiert jetzt die politische Dimension, die Durkheims Deutschland-Beobachtung und vor allem seine zahlreichen Rezensionen deutscher Werke dadurch erhält, dass er das Freund-Feind-Denken immer mit reflektieren muss. Und er präzisiert die wissenschaftsgeschichtliche Dimension, die im Transfer eines in Frankreich ungeübten Denkstils liegt. Er benennt drei Lehren, die Durkheim aus seinen Deutschland-Studien zog

⁵⁸ *Émile Durkheim, Über Deutschland. Texte aus den Jahren 1887 bis 1915*, hrsg. v. Franz Schulteis, Andreas Gipper (Konstanz 1995), Einleitung der Hrsg. 7–25, Zitate 12f.

und seiner Soziologie zugrunde legte. Sie gelten der Behandlung der „sozialen Frage“, dem Wissenschaftsmilieu am Denkstandort Leipzig und dem Lektüreerlebnis der Schriften von Albert Schäffle. Schäffles „Bau und Leben des sozialen Körpers“ (1875–1878), so legte Durkheim seinen französischen Lesern nahe, eigne sich sozialanalytisch wie sozialpolitisch besser als die Werke der Kathedersozialisten.

In den 1880er Jahren tauchte vereinzelt ein Begriff auf, der sich als besonders griffig erwies, wissenschaftliche Weltdeutung und politische Ordnungskonzepte kurzzuschließen: „darwinisme social“, „Social Darwinism“, „sozialer Darwinismus“. Vor dem Ersten Weltkrieg war er dann quer durch Europa und bis in die USA in aller Munde, streng naturwissenschaftlich unterlegt oder als kulturkritisches Glaubensbekenntnis, immer verbunden mit Voten für soziale Hierarchien, mit klaren Vorgaben für die Integration oder Ausgrenzung bestimmter Bevölkerungsgruppen. *Uwe Puschner* strukturiert dieses europäische Ideengemisch, weist ihm seine Wirkungsfelder zu und zeigt eine signifikante Problemwanderung auf. Noch über den Tod von Karl Marx hinaus blüht in den Arbeiter- und Volksbildungsmilieus ein „Darwinomarxismus“ in der Erwartung, eine revolutionäre Synthese aus Darwin und Marx befördere die Gleichheit aller Menschen. In Rivalität dazu stand der Szientismus des Zoologen und Goethe-Verehrsers Ernst Haeckel, der mit seinen populären Schriften als „Prophet“ Darwins breite bürgerliche Schichten erreichte. Mehr und mehr in den Vordergrund schob sich mit starken Impulsen aus England ein aristokratisches Selektionsdenken, das der Legitimation der Ungleichheit unter den Menschen diene. „Rassenhygiene“ und „Rassenverbesserung“ rückten ins Zentrum, das ursprünglich nicht in Deutschland lag. Internationale Eugenikkongresse fanden 1912 in London und 1921 wie 1932 in New York statt. Im wilhelminischen Kaiserreich verzeichnet Puschner allerdings eine aggressivere Dynamik dieses rechten und völkischen Sozialdarwinismus, an der soziologische Vordenker wie Ludwig Gumplowicz, publizistische Multiplikatoren wie Otto Ammon, elitäre Kreise wie die Gesellschaft für Rassenhygiene und Massenvereinigungen wie der Alldeutsche Verband in einem engen Wirkungsgefüge standen.

Schon das 19. Jahrhundert wurde als ein Zeitalter der wissenschaftlich „gesteigerten Selbstbeobachtung“ seiner zivilisatorischen Ressourcen und Entwicklungspotentiale charakterisiert⁵⁹. In der Zeit zwischen den Weltkriegen verhalten die Geschichtsphilosophen, Logiker und Sozialexperten den zivilisationsgeschichtlichen Selbst- und Fremddiagnosen zu einer Hochkonjunktur. Sechs Beiträge zu dieser Phase richten sich darauf, welche Erfahrungen verarbeitet werden, wenn in wissenschaftlichen Diskursen die eigene Nation, „Europa“ oder eine „Zivilisation“ als eine „kulturelle Einheit, als eine Gemeinschaft mit geschichtlichem Auf-

⁵⁹ *Jürgen Osterhammel*, *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts* (München 2009) 1279.

trag konstruiert“⁶⁰ wird. Schon am Ausgang des Ersten Weltkriegs hatte in intensiver Auseinandersetzung mit der britischen Wissenschaftskultur z. B. Ernst Troeltsch in dieser Absicht den „Aufbau der europäischen Kulturgeschichte“ neu zu justieren versucht⁶¹. Für Großbritannien und Frankreich, auch für die Weimarer Republik, sind die Anstrengungen, die Instrumente wissenschaftlicher Selbstbeschreibung zu reformieren, besser erforscht als für andere europäische Gesellschaften. In der zweiten Sektion wurde deshalb das als Staat 1918 neu gegründete Polen als Referenz für die Frage gewählt, inwieweit Gemeinschaftsordnungen wie „Nation“, „Europa“ oder „Zivilisation“ immer doppelwertig eingesetzt werden, als wissenschaftliche Kategorie wie als politischer Maßstab. Typisch hierfür ist die Studie des polnischen Soziologen und Kulturphilosophen Florian Znaniecki von 1934, „Menschen von heute und die Zivilisation der Zukunft“. Soziologische Selbstanalysen werden verbunden mit der zeittypischen Erwartung, dass unter wissenschaftlicher Anleitung „die kommenden Generationen zur bewussten Steuerung der Gesellschaft in der Lage sein müssen, wenn unsere Zivilisation schreckliche Katastrophen vermeiden soll“⁶². Allerdings hielt Europa die Erfahrung bereit, dass wissenschaftliches Steuerungsdenken nicht zwangsläufig humanere Lebensformen befördern, sondern ebenso inhumanen politischen Ordnungskonzeptionen zur Geltung verhelfen kann⁶³. Die Beiträge der zweiten Sektion prüfen exemplarisch, durch welchen intensivierten Zusammenschluss von Wissenschaft, Technik und nationaler Politik sich die polnische Wissenschaftskultur auszeichnete und wie sich Polen international neu vernetzte.

Dem neu gegründeten polnischen Staat glückte erstaunlich zielstrebig die Formung eines „Denkkollektivs“ aus Philosophen, Logikern, Soziologen, Juristen, Mediziner und Literaturwissenschaftlern, ergänzt durch Künstler, die in ihren Fachzeitschriften und Konferenzen Anschluss an die westeuropäischen Standards finden. *Karol Sauerland* liefert hierfür einen kompakten Überblick und bedauert zugleich, dass sich bislang keine Forschergruppe dieser „Intellektuellengeschichte Polens“ angemessen gewidmet habe.

Monika Tokarzewska demonstriert am Beispiel des Soziologen Georg Simmel, was es bedeutet, einen solchen „Klassiker“ in einen anderen Sprachraum zu übersetzen und damit in eine fremde Wissenschaftskultur zu versetzen. Sie unterschei-

⁶⁰ Bernhard Giesen, Europäische Identität und intellektueller Diskurs. Eine historische Perspektive, in: Steffen Sigmund u. a. (Hrsg.), Soziale Konstellation und historische Perspektive (Wiesbaden 2008) 323–340, hier 327.

⁶¹ Vgl. die Ergebnisse der Ernst-Troeltsch-Gesamtausgabe (KGA), insbesondere: Ernst Troeltsch, Der Historismus und seine Probleme, hrsg. v. Friedrich W. Graf in Zusammenarbeit mit Matthias Schloßberger (KGA 16, Berlin 2008); ders., Fünf Vorträge zu Religion und Geschichtsphilosophie für England und Schottland. Christian Thought. Its History and Application (1923) / Der Historismus und seine Überwindung (1924), hrsg. v. Gangolf Hübinger in Zusammenarbeit mit Andreas Terwey (KGA 17, Berlin 2006).

⁶² Florian Znaniecki, Menschen von heute und die Zivilisation der Zukunft, hrsg. v. Zygmunt Dulcewski (Frankfurt a. M. 2001, poln. Original 1934).

⁶³ Vgl. Raphael, Radikales Ordnungsdenken und die Organisation totalitärer Herrschaft.

det drei Dimensionen, in denen sich bis in die Gegenwart Muster der Aneignung, Abwehr und Umformung Simmels verfolgen lassen: Die Übersetzung der Einzelschriften ins Polnische im sprachlich engen Sinn, die Auseinandersetzung mit den Kontexten der deutschen Wissenskultur, zuletzt den aktiven Einbau in den polnischen Wissenschaftsdiskurs. Es sind performative Akte, in denen auf diesen drei Ebenen der Übersetzungsprozess einen „lebendige[n] Kreislauf“ grenzüberschreitender Wissenszirkulation in Gang hält.

Zu seiner herausragenden Rolle für die polnisch-deutschen Beziehungen setzt sich *Maria Gierlak* mit dem Warschauer Germanisten Zygmunt Łempicki auseinander. Der Piłsudski-Anhänger Łempicki war nicht nur Wissenschaftler, er zählte zu den schreibfreudigsten Journalisten und prägte mit etwa zwölfhundert Artikeln und Kolumnen in den 1930er Jahren das polnische Deutschlandbild auch in politischer und gesellschaftlicher Sicht. Von den polnischen Erfahrungen her schätzte er autoritäre Staatsmodelle, maß Adolf Hitler an Piłsudski und vermittelte den polnischen Lesern ein insgesamt positives Bild des Nationalsozialismus. Unter Auslandsgermanisten war das nicht unüblich, eine affirmative Haltung zum NS-Regime muss vor 1939 als ein gesamteuropäisches Phänomen eingeschätzt und weiter untersucht werden.

Von zentraler Bedeutung war es für die Zweite Polnische Republik, im Bereich der Natur- und Technikwissenschaften Anschluss an die europäische Elite zu finden. *Katrin Steffen* vergleicht hierzu mit den Lebenswegen des Metallforschers und Chemikers Jan Czochralski und des Mikrobiologen und Serologen Ludwik Hirszfeld zwei einflussreiche Akteure. Beide verließen um 1900 die polnischen Teilungsgebiete und begannen ihre Karrieren in deutschen Universitäten und Laboren. Nach ihrer Rückkehr gehörten sie in den 1920er Jahren zum Kreis einer technokratisch-fortschrittlich gesinnten *inteligencja*, die den Wissenschaftsstandort Warschau aufbaute. Unter der nationalsozialistischen Okkupation unterhielt Czochralskis Institut für Metallkunde am Warschauer Polytechnikum einerseits Kontakte zur polnischen Untergrundarmee und musste andererseits der deutschen Wehrmacht zuarbeiten. Das trug ihm einen Kollaborationsprozess ein und ließ ihn in Vergessenheit geraten. Hirszfeld wurde aus dem Staatlichen Hygiene-Institut entlassen und zur Übersiedlung ins Warschauer Ghetto gezwungen. Dort engagierte er sich im Judenrat für medizinische Versorgung und Typhusbekämpfung. Es gelang ihm die Flucht. Nach dem Krieg erlangte er als Wissenschaftler erneut internationale Anerkennung und mit seiner Autobiographie große Popularität.

Viele Namen sind vergessen und müssen auf die Landkarte der europäischen Wissenskulturen zurückgeholt werden. Längst zurückgekehrt und für paradigmatische Weichenstellungen der Wissenschaftskritik beansprucht ist der von Ludwik Fleck. *Bożena Chotulaj* schlägt vor, Flecks Anregungen für eine Soziologisierung des Erkenntnisprozesses nicht mit psychologischen Elementen zu vermischen, sondern die Wissenschaften in ihren Denk- und Handlungsmustern performativ, und damit historisch, „als einen Raum der nie endenden Prozesse“ zu begreifen. Es gelte, Denkkollektive als eine Form wissenschaftlicher Verge-

meinschaftung zu sehen, „in denen Menschen mit ihren intellektuellen Kapazitäten, Wissensvorräten und Weltanschauungen aufeinandertreffen“. Für Fleck selbst gaben die Lemberger Intellektuellen-Kreise das prägende Milieu ab, in dem sich ein spezifischer Denkstil herausbildete. Es ist ein Denkstil, der zu einer Pluralisierung und Demokratisierung wissenschaftlicher Welterklärungsmodelle führt.

Auf einen speziellen Denkstil, der kulturhistorische Pfadabhängigkeit, sozialwissenschaftliche Präzision und demokratisches Ordnungsdenken in Einklang bringen will, lenkt *Austin Harrington* den Blick. Für ihn bietet das deutsche links-liberale Akademikermilieu, das sich während des Weltkrieges enger zusammenschloss und in der Weimarer Republik kosmopolitische Werte gegen den aggressiven neuen Nationalismus verteidigte, ein europäisches Lehrstück. Ernst Troeltsch etwa zählte zu den Protagonisten, die Konzepte einer „europäischen Kultursynthese“ jenseits nationaler Sonderentwicklungen und eines evolutionslogischen Wegs nach Westen entwarfen. Gut gemeinte Reduktionen dieses Denkstils auf einen zeitbedingten „Vernunftrepublikanismus“ seien unzureichend. Sie erfassen zu wenig dessen Eigenart, die auf ein föderatives Europa zielt, wissenschaftlich erschlossen durch Markierung kultureller Differenzen und politisch geformt durch demokratisierte Institutionen.

Die dritte Phase einer modernen Dialektik von Wissenschaft und Politik setzt an mit den Wissenschaftskulturen in der bipolaren Welt des Kalten Krieges. In die globalen Rivalitäten zwischen Ost und West wurden die Wissenschaften mit ihren konkurrierenden Modellen politischer und gesellschaftlicher Ordnungen systematisch einbezogen. Zu den Erfahrungen nach dem Zweiten Weltkrieg gehörte es, sich lebensweltlich zwischen zwei gegensätzlichen Zivilisationsordnungen orientieren zu müssen. Der „Kulturkrieg“ dieser Zeit⁶⁴ reduzierte sich allerdings nicht auf eine Verlängerung der politisch-ideologischen Gräben mit künstlerischen oder wissenschaftlichen Mitteln. Die wissenschaftliche „Feindbeobachtung“ setzte erhebliche Potentiale zivilisationskritischer Selbstaufklärung frei. In der multipolaren Welt nach 1989 stellen sich dann die Fragen grundsätzlich neu, aus welchen Arsenalen des wissenschaftlichen Ordnungsdenkens sich die Kritiker wie die Konstrukteure politischer Herrschaft von China bis Nordafrika bedienen.

Der Oxford-Philosoph Isaiah Berlin wird zu den bedeutendsten politischen Ideenhistorikern des 20. Jahrhunderts gerechnet. *Benedikt Stuchtey* untersucht, wie Berlin als Russland-Experte zwei Gegenakzente zum Mainstream der britischen Wissenschaftskultur setzt. Die britische Gelehrtenpolitik zeigte sich sehr offen gegenüber den kommunistischen Herrschaftsformen, begrüßte das sowjetische Experiment für die Neuordnung Europas und der Welt und blieb im Grunde von der Oktoberrevolution über Stalin bis zu Eric Hobsbawm „links“ codiert. Auch Berlin beteiligte sich an der ideengeschichtlichen Verschiebung der europäischen Grenzen nach Osten und an der Aufklärung über das moderne Russland. Er tat dies aus eigener Kindheitserfahrung jedoch mit umgekehrten Vorzeichen.

⁶⁴ *Tony Judt*, *Die Geschichte Europas seit dem Zweiten Weltkrieg* (München 2006), Kap. VII: „Kulturkrieg“ 230–260.

Der wissenschaftliche Verfechter eines liberalen Pluralismus bekämpfte im Namen der negativen wie positiven Freiheit des Individuums jede Form autoritärer und autokratischer Homogenisierung von Staat und Gesellschaft. Hier teilt er ganz die Kommunismuskritik seines französischen Pendant Raymond Aron. Jedweder Selbstgerechtigkeit des Westens im Vertrauen auf die Selbstläufigkeit demokratischer Institutionen hält er wiederum die Potentiale der russischen Literatur und Philosophie entgegen. Seine Moskaureise von 1945 bestärkte ihn in seiner Auffassung von der Legitimationsbedürftigkeit der Politik und der Kraft der Ideen. In den künstlerischen und wissenschaftlichen Potentialen, aus denen die russische Gesellschaft bis in die Generation von Andrej Sacharow ihre oppositionelle Kraft gegen Staat und Kirche schöpfte, sah Berlin nicht zuletzt die Ursachen für die große Zäsur von 1989.

Wissenschaftliche Russlandforschung und politische Kommunismuskritik stehen auch am Anfang der wirkungsmächtigsten Großtheorie der 1950er und noch der 1960er Jahre, der von amerikanischen Sozialwissenschaftlern dominierten Modernisierungstheorie. *Tim B. Müller* stellt dieses Mega-Narrativ auf unterschiedlichen Ebenen in seine wissenskulturellen Kontexte. Er erfasst mit den staatlichen Geheimdiensten, den Universitäten und der Rockefeller Foundation die maßgeblichen Institutionen, in denen Wissenspolitik betrieben wurde, die weit über die ursprünglichen Ziele der „Gegnerforschung“ hinausführte, indem sie unabhängige Gelehrte, Regierungsberater und Gesellschaftskritiker zusammenführte. Als intellektueller Repräsentant, der diese Zusammenhänge sowohl mit dem transatlantisch geschärften Blick des Emigranten, als auch aus der Binnensicht des Office for Strategic Studies reflektiert, wird der Politikwissenschaftler und Jurist Franz Neumann vorgestellt. Als treffendstes Beispiel, wie sich die ursprüngliche Diktatur- und Gegnerforschung immer stärker zur kritischen Selbstaufklärung westlicher Industriegesellschaften wandelte, dient Herbert Marcuse. Müller legt mit seiner differenzierten Rekonstruktion der Wirkung sozialwissenschaftlicher Expertise auf das globalisierte politische Ordnungsdenken ein Fundament, um die Wissenschaftsgeschichte des Kalten Krieges neu zu schreiben.

Im Europa der Nachkriegszeit konzentrieren sich die Geisteswissenschaften über die Fronten des Kalten Krieges hinweg auf eine Inventur ihres historischen Wertbesitzes. *Barbara Picht* wählt Ernst Robert Curtius, Werner Krauss und Czesław Miłosz für ihre These, dass in den Jahren nach 1945 die „Frage nach der Tradition (...) radikaler gestellt wurde als jemals zuvor“. Das geschah nicht, um einen Neustart in der Art einer „Stunde Null“ zu postulieren, vielmehr kennzeichne ein „Neu-Wägen des kulturellen wie wissenschaftlichen Bestandes“ die in intellektueller Kommunikation lose verbundene europäische Selbstbeobachtung dieser Zeit. Diese neue Arbeit an der Europäisierung des Geschichtsbildes sei in ihre Bezüge zum aufgeschlossenen Europäismus der 1920er Jahre zu stellen. Was ist an Kontinuitäten erkennbar; was wird neu akzentuiert?

Der abschließende Beitrag führt von der europäischen zur welthistorischen Selbstbeobachtung. Niemand hat Wissenschaft als Beruf und Politik als Beruf analytisch so entschieden getrennt wie der Nationalökonom, Soziologie und His-

toriker Max Weber. An kaum jemandem ist aber ein epochenspezifischer Zusammenhang zwischen diesen beiden Lebenssphären so studierbar wie an ihm und an der Beschäftigung mit seinen Schriften. Max Weber findet mit seiner universalhistorischen Problemansprache und seinen typisierenden Methoden bis in die Gegenwart ein weltweites Interesse. *Edith Hanke* stellt jetzt erstmals verlässlich dar, wo er auch außerhalb der westeuropäischen Zentren, in Brasilien, China, dem Iran oder in Russland bzw. der Sowjetunion, studiert worden ist, welche politische Sprengkraft darin liegt und wie Japan mit den USA darin rivalisiert, die meisten Weber-Übersetzungen auf den Markt zu bringen. Darin liegt eine wissenssoziologische Pointe. Während die japanischen Weberpublikationen trotz gründlichster Forschung durch Insellage und Sprachbarriere rasch an Grenzen stoßen, findet der „amerikanische Weber“ trotz oder wegen mancher „creative misunderstandings“ seiner lehrbuchhaften Aufbereitung die interkulturell stärkste Verbreitung. An zahlreichen Beispielen quer durch das 20. Jahrhundert kann Edith Hanke ihre These überzeugend belegen: Rückgriffe auf Max Weber sind ein Indikator „für Erosionsprozesse und Legitimationskrisen politischer und gesellschaftlicher Ordnungen“. Seltener sind es die systemstabilisierenden Kräfte, in der Regel greift die intellektuelle Opposition zur Weberlektüre in Zeiten ökonomischer Transformationen, sozialer Unruhen oder politischer Umbrüche.

Zu den drei genannten Phasen der Moderne verdeutlichen die Beiträge dieses Bandes ganz generell, auf welche Weise unabhängige Gelehrte, sozialtechnologische Experten oder intellektuelle Gesellschaftskritiker ihr zeitdiagnostisches Wissen einbrachten, wie dieses Wissen transnational zirkulierte und in welchen Verbindungen es mit politischem Ordnungsdenken zu einer gesteigerten Selbstbeobachtung der Moderne beitrug.

Lutz Raphael

Zwischen Sozialaufklärung und radikalem Ordnungsdenken

Die Verwissenschaftlichung des Sozialen im Europa der ideologischen Extreme

Die folgenden Überlegungen zu den Spezifika europäischer Erfahrungen mit der Verbreitung und dem Eindringen sozialwissenschaftlicher Wissensformen in Institutionen und in das Alltagsleben europäischer Gesellschaften knüpfen an die übergreifende Arbeitshypothese dieses Bandes an. Gangolf Hübinger vermutet, dabei Überlegungen Reinhard Kosellecks aufnehmend, eine enge Verbindung zwischen dem Wechsel der Methoden in den Geistes- und Sozialwissenschaften, aber auch in den Selbstbeschreibungen von Gesellschaften einerseits und dem Erfahrungswandel, den diese Gesellschaften nolens volens in Konfrontation mit den neuartigen, z. T. schockartigen, immer jedoch unerwarteten Ereignissen vollziehen, die sie kollektiv erleben und deuten¹. Mit Blick auf die hier verfolgte Fragestellung stellt sich konkret die Frage: Wie sind die komplexen Vorgänge, die im Folgenden zusammenfassend als „Verwissenschaftlichung des Sozialen“ bezeichnet werden durch dieses dialektische Wechselspiel von Zeitdiagnose und methodischer Sozialbeobachtung geprägt worden? In welchem Maße haben die kollektiven Erfahrungen mit den beiden Weltkriegen, mit Revolutionen und Bürgerkriegen, schließlich dem Kalten Krieg Tempo und Umfang wissenschaftsbasierter Verfahren der Regelung und Steuerung sozialen Verhaltens und sozialer Prozesse bestimmt? In welchem Maße sind die Prozesse der Verwissenschaftlichung des Sozialen in Europa geprägt worden durch das hohe Maß politisch-weltanschaulicher Konfrontation, das für die europäischen Verhältnisse in dem von uns betrachteten Zeitraum so typisch ist? Damit erweitert sich der Fragehorizont der Intellektuellengeschichte nochmals, und anknüpfend an Gangolf Hübingers Überlegungen zur historischen Figur des „Gelehrten-Intellektuellen“² geht es im Folgenden darum, öffentliche Präsenz und inhaltliches Profil des „Sozialexperten-Intellektuellen“ zu erkunden.

¹ Reinhard Koselleck, Erfahrungswandel und Methodenwechsel. Eine historisch-anthropologische Skizze, in: *ders.*, Zeitschichten. Studien zur Historik (Frankfurt a. M. 2003) 27–77.

² Gangolf Hübinger, Gelehrte, Politik und Öffentlichkeit. Eine Intellektuellengeschichte (Göttingen 2006) 10–24; im Folgenden zitiert *Hübinger*, Gelehrte, Politik und Öffentlichkeit.

Europäische Besonderheiten im transatlantischen Vergleich

Will man solche Fragen – auch nur ansatzweise – beantworten, sollte man sich klar werden, welche Aspekte des Gesamtphänomens „Verwissenschaftlichung des Sozialen“ eigentlich für die hier interessierende Fragestellung relevant sind. Man sollte nicht vergessen, dass der Begriff in die Debatte eingeführt worden ist, um den Gesamtzusammenhang von parallel laufenden, mehr oder weniger lose miteinander verknüpften Vorgängen über einen Zeitraum von inzwischen gut 130 Jahren in den Blick zu nehmen und dabei die sich selbst verstärkende Eigendynamik dieses Trends weitgehend unabhängig von spezifischen politischen Kontexten zu beachten. Ausgangspunkt des Konzepts ist die Annahme, dass es sich um einen jener langfristigen „Basisprozesse“ handelt, welche die Entwicklung europäischer Gesellschaften in den letzten zweihundert Jahren jenseits der vielfältigen politischen Umbrüche und der nationalspezifischen Prägungen mit bestimmt haben. Die relative Selbständigkeit und Eigendynamik der unter dieser Rubrik zusammengefassten Phänomene ist eine wesentliche Voraussetzung dafür, dass wir überhaupt von einem „Basisprozess“ sprechen. In einer Perspektive langer Dauer lässt sich dieser Prozess relativ unabhängig vom Wechsel ereignisbezogener, kurzfristiger bzw. generationsspezifischer Erfahrungshorizonte analysieren. Strukturge-schichtlich lässt sich dieses Eindringen humanwissenschaftlicher Methoden der Kategorisierung, Messung und Steuerung sozialen Verhaltens und Handelns in die europäischen Gesellschaften in fünf Dimensionen beschreiben:

Es artikuliert sich erstens in spezifischen Ideen, Metaphern und Diskursen, welche wissenschaftliche Argumente und Kategorien in andere Bereiche der Gesellschaft, wie z. B. Politik, Kultur oder Religion, verbreiten und schließlich sogar Eingang gefunden haben in die Alltagskommunikation und die Selbstwahrnehmung von Gesellschaften³.

Zweitens etablierten sich Experten, die für die Anwendung entsprechender Wissens- und Interventionsformen auf humanwissenschaftlicher Grundlage zuständig waren und über ein spezifisches Wissen und Knowhow verfügten.

Drittens entstanden spezifische Kreise von Nutzern bzw. Klienten, welche sozialwissenschaftliches Wissen nachgefragt haben oder aber zu Objekten sozialwissenschaftlicher Expertise bzw. Intervention gemacht wurden.

Viertens gehören analytisch spezifische Techniken bzw. Technologien der Eingriffe und Beobachtungen dazu.

Schließlich bleibt fünftens jede Verwissenschaftlichung des Sozialen gebunden an Institutionen, die sich diesem Zweck teilweise oder ganz gewidmet haben und damit für Kontinuität in der Expertise sorgten.

Zwischen allen fünf Elementen bestehen enge Verbindungen, aber die in diesen fünf Dimensionen erfassten Vorgänge folgten keineswegs zwangsläufig demselben

³ *Sabine Maasen, Peter Weingart, Metaphors and the dynamics of knowledge* (London 2000); *David E. Leary, Metaphors in the history of psychology* (Cambridge studies in the history of psychology, Cambridge 1990).

Rhythmus der Verbreitung, und sie alterten auch in ganz unterschiedlicher Weise bzw. waren unterschiedlich eng mit den allgemeinen Trends der Epoche verknüpft. Vor allem die beiden erstgenannten Erscheinungen sind für unsere Fragestellung aussagekräftig. Diskurse und Experten standen in einem engen bzw. direkten Wechselverhältnis zu den epochenspezifischen Trends in Kultur und Politik, während Institutionen und Interessenten bzw. Klientengruppen leichter die Wechselfälle der politischen und intellektuellen Konjunkturen überdauerten. Komplex wiederum sind die Beziehungen der Interventionstechniken zu den Zeitläufen: In ihrer Genese und ursprünglichen Anwendung sind sie häufig aufs engste mit zeittypischen Problemlagen und Wahrnehmungsmustern verknüpft, typischerweise wurden sie jedoch aus diesen Zusammenhängen vielfach herausgelöst und in spätere, verwandte, aber zuweilen auch ganz andere Wissens- und Expertenkonstellationen eingefügt.

Im Folgenden werden also vor allem Metaphern, Expertengruppen und spezifische Interventionstechniken daraufhin untersucht, ob sich in ihnen die Dialektik von Erfahrungswandel und Methodenwechsel konkret fassen lässt. Leitideen transportieren zweifellos am schnellsten den kollektiven Niederschlag zeitspezifischer Erfahrungen, der Auf- und Abstieg solcher Metaphern informiert uns in der Regel recht verlässlich über grundlegende Verschiebungen im Erfahrungsraum und im Erwartungshorizont der Zeitgenossen. Demographische Entwicklungen haben immer wieder zu publikumswirksamen und zeittypischen Metaphern Anlass gegeben. „Degeneration“ oder „Untergang“ sind gut untersuchte Beispiele⁴. „Experten“ sind wiederum ein sehr spannendes Feld für kollektivbiographische Studien über die Verknüpfungen zwischen der meist engeren Welt der gegenstandsspezifisch geprägten Expertise (z. B. der Sozialversicherung, der Jugendfürsorge, des Arbeitsschutzes) und den weiteren generationsspezifischen bzw. zeittypischen ideellen, politisch-weltanschaulichen, philosophisch-wissenschaftlichen Problemsichten und Zeitdiagnosen. Hier lassen sich die vielfach verborgenen Pfade entdecken, die vom intellektuellen Feld, hier verstanden als Ort der Produktion und Kommunikation von Ideen über Kultur, Gesellschaft und Politik, zu den spezifischen Wissensfeldern der Experten führen. Die Genese neuer Techniken der Sozialbeobachtung und Sozialintervention erlaubt wiederum Einblicke in die Entstehung neuartiger Problemwahrnehmungen und Handlungserwartungen, die ihrerseits auf einen Erfahrungswandel verweisen. Diese drei Sonden sollen auch im Folgenden genutzt werden, um den Zusammenhängen zwischen Erfahrungswandel und Methodenwechsel nachzuspüren.

Im Titel des Aufsatzes ist etwas vollmundig vom „Europa der ideologischen Extreme“ die Rede. Die wissenschaftliche Absicht hinter der Rhetorik ist, auf eine Besonderheit aufmerksam zu machen, welche die Rückkoppelungen zwischen Sozialexpertise, politischer Ideologie, generationsspezifischen Erfahrungen und

⁴ *Daniel Pick*, *Faces of degeneration. A European disorder, c. 1848–c. 1918* (Cambridge 1989); *Thomas Etzemüller*, *Ein ewigwährender Untergang. Der apokalyptische Bevölkerungsdiskurs im 20. Jahrhundert* (Bielefeld 2007).

intellektueller Stellungnahme häufiger und auch tiefgreifender werden ließen als in Weltregionen, deren politische Geschichte weniger durch Katastrophen und Extreme geprägt wurde. Hier kommen zuallererst die USA in den Blick, die in der Geschichte der „Verwissenschaftlichung des Sozialen“ vielfach eine Pionierrolle übernommen haben, wo aber die Rahmenbedingungen, in die dieser Basisprozess eingebettet war, sich in einigen Punkten scharf vom europäischen Kontinent unterschieden.

Mindestens drei Aspekte trennten nordamerikanische und europäische Erfahrungswelten:

In den USA blieb die Entwicklung humanwissenschaftlicher Anwendungsfelder eingebettet in eine politische Ideenlandschaft und ein demokratisches Institutionengefüge, das durch die Dominanz des Liberalismus geprägt war. Selbst in Hochphasen staatsinterventionistischer Programme wie die Ära der progressiven Reformbewegung um 1900, des New Deals zwischen 1935 und 1945 oder der „Great Society“ der mittleren 60er Jahre bewegten sich die Ordnungsentwürfe und Interventionsformen in den Grenzen liberaler Politikmodelle. Der Spielraum für weitergehende technokratische oder sozialdemokratische Umgestaltungen blieb sehr eng, und der Handlungsspielraum ihrer Befürworter, zumal im Kreis der Sozialexperten, wurde durch entsprechende anti-interventionistische Gegenströmungen immer wieder eingeschränkt⁵. Nach 1945 beruhte das westliche Bündnis, das die westeuropäischen Demokratien so eng mit den USA verband, auf einem Konsensliberalismus, dessen Ordnungsideen sich im Wesentlichen der Übernahme staatlichen Interventionismus in der Wirtschaft und von Sozialstaatskonzepten mit dezidiert sozialliberalem Gehalt verdankten.

Europa ist im 20. Jahrhundert ein wichtiges Experimentierfeld für zahlreiche Institutionen geworden, welche den Konkurrenzkapitalismus und die bürgerliche Gesellschaft des 19. Jahrhunderts tiefgreifend verändert haben: Ich denke an die Sozialversicherungen, staatliche Planung und Kontrolle von Märkten, an die Ausgestaltung der öffentlichen Mediensysteme. In allen Fällen ergibt sich daraus ein hoher Anteil staatlicher Regulierung und Kontrolle in Wirtschaft und Gesellschaft, der markante Unterschiede zeigt zur Entwicklung etwa der USA.

Europa blieb mit Ausnahme weniger Länder und Regionen ein Kontinent, in dem die Verwissenschaftlichung des Sozialen den Wechselfällen politisch-weltanschaulicher Deutungskämpfe unterworfen blieb. Auch wenn viele pragmatisch gesinnte Sozialexperten ihre Neutralität im Meinungsstreit der politischen Weltanschauungen beteuerten, so ist doch festzuhalten, dass es immer wieder zu engen Rückkoppelungen zwischen Sozialtechnologien und politisch-weltanschaulichen Positionen kam. Europa entwickelte sich zu einem regelrechten Experimentierfeld neuer Sozialordnungen, die alle letztlich die wachsenden Gestaltungsmöglichkeiten und die vielen unerwarteten Problemlasten bearbeitet haben, welche seit den 1880er Jahren in den europäischen Ländern auftauchten. Basisprozesse

⁵ *John M. Jordan*, *Machine-age ideology. Social engineering and American liberalism, 1911–1939* (Chapel Hill, London 1994).

wie Industrialisierung, Urbanisierung, wachsende Partizipation der Bevölkerung an der Politik sind in ihrer richtungs- und gestaltungsoffenen Veränderungsdynamik in Europa vielfach als krisenhaft, immer jedoch als politisch-weltanschauliches Ordnungsproblem gedeutet worden und haben für mehr als 100 Jahre eine breite Fülle neuartiger Ordnungsmodelle hervorgebracht, deren Genese wiederum direkt in die Welt der Intellektuellen und der Wissenschaften führt. Dabei gerieten Liberalismus und Konservatismus in den ersten vier Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts in Europa eindeutig in die Defensive.

Aus diesem engen Zusammenhang zwischen politisch-weltanschaulichen Ordnungsmodellen und Sozialexpertise wird wiederum verständlich, warum früher und schärfer als in den USA in Europa seit der Zwischenkriegszeit das totalitäre Potential rationaler, sozialwissenschaftlich fundierter Ordnungsentwürfe hervorgetreten ist. Die Umsetzung radikal antiliberaler Gegenmodelle wie Faschismus, Nationalsozialismus und Bolschewismus war darauf angewiesen, dass ihre alternativen Ordnungsentwürfe in Kategorien gesellschaftlicher Ordnung überführt und durch Verfahren gesellschaftlicher Steuerung, Kontrolle und Planung realisiert wurden. Dabei lieferten Humanwissenschaftler die Expertise und entwarfen entsprechende Verfahren der Sozialintervention. Sozialtechnologien lieferten das Repertoire, dessen sich diese Ordnungsentwürfe bedienten, wenn sie Familien-, Sozial- oder Fürsorgepolitik gestalteten.

Differenzen diesseits und jenseits des Atlantiks sind auch zu bedenken, wenn man die Rolle von Intellektuellen betrachtet⁶. Seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert etablierten sich in Europa Intellektuelle als eigenständige Akteure im Kampf um Sinnstiftung und Deutung der sozialen Welt, erreichten eine Sichtbarkeit und intellektuelle Ausstrahlungskraft, für die es in der demokratischen Öffentlichkeit der USA nur wenige Beispiele gibt. Europäische Intellektuelle kamen dabei immer wieder auch mit Sozialtechnikern und deren Handlungsfeldern in Berührung, welche die Verwissenschaftlichung des Sozialen vielfach abseits des Scheinwerferlichts der ideologischen Kontroversen vorantrieben.

Damit sind in vergleichender Perspektive wichtige Unterschiede benannt, die angesichts des epochenspezifisch unterschiedlichen, insgesamt jedoch erheblichen Transfers humanwissenschaftlicher Diskurse, Metaphern, Techniken und Experten über den Atlantik hinweg zu beachten sind. In den Verwendungsweisen und Deutungshorizonten humanwissenschaftlicher Interventionstechniken und Konzepte traten immer wieder auffällige Unterschiede zwischen den USA und Europa zu Tage.

Die Ära sozialliberaler Reformexperten und Zeitdiagnostiker

Aus den dargelegten Gründen folgte die Geschichte der Wechselbeziehungen zwischen politischen Ideen, Sozialexpertise und intellektueller Zeitdiagnose auf

⁶ *Christophe Charle*, Naissance des „intellectuels“, 1880–1900 (Paris 1990); s. auch *Hübinger*, Gelehrte, Politik und Öffentlichkeit.

dem europäischen Kontinent also einem anderen Muster als in den USA, der britische Fall bewegte sich gewissermaßen zwischen diesen Polen. Für einen Zeitraum, der grob mit den Eckdaten 1890 und 1970 abzustecken ist, lassen sich mindestens drei Konfigurationen unterscheiden, in die wissenschaftsbasierte Sozialinterventionen eingebettet waren. Mit „Konfiguration“ sind spezifische Kombinationen der analytisch unterschiedenen fünf Elemente: Leitideen, Experten, Klienten, Institutionen und Technologien gemeint.

Für die erste Konfiguration möchte ich das zeitgenössische Fahnenwort der „Sozialreform“ benutzen. Zwischen 1880 und dem Ersten Weltkrieg war dies keineswegs die einzige, aber, so will mir scheinen, doch die dominante Verbindung. Sie beruhte vorrangig auf einer Diskurskoalition, wie dies Peter Wagner genannt hat⁷. Sie hatte ihr Fundament in einer Kritik an den wirtschaftsliberalen und staatsfernen Praktiken von Armenfürsorge und Gesundheitspolitik, wie sie sich im Laufe des 19. Jahrhunderts etabliert hatten, und beruhte auf der Weiterentwicklung und praktischen Nutzung der gerade entstehenden neuen Sozial- bzw. Humanwissenschaften. Hauptzielgruppe waren die „working poor“, die Industriearbeiterschaft und die mit der Industrialisierung verbundenen Risiken und Beeinträchtigungen. Diese Konfiguration ist zugleich gekennzeichnet durch einen Schub in der internationalen Vernetzung der Experten und der grenzüberschreitenden Zirkulationen ihrer Ideen⁸. Aber zugleich – dies darf nicht übersehen werden – übersetzten die Wortführer diese Reformprogramme in die Agenden nationaler Politik, schrieben gewissermaßen die internationalen Leitideen in die sich gerade herausbildenden nationalen Wege von Sozialpolitik ein⁹. Der Befund ist also auf den ersten Blick paradox: Auf den internationalen Kongressen zu Arbeitsschutz, Hygiene und Sozialreform formierten sich internationale Diskurskoalitionen von hohen Staatsbeamten, sozialliberalen, gemäßigt sozialdemokratischen und sozialkonservativen Politikern und den neuen Sozial/Humanwissenschaftlern, gleichzeitig aber beteiligten sich diese Experten intensiv an der nationalspezifischen Ausgestaltung der Institutionen, welche die Grundlagen für die nationalen Wohlfahrtsstaaten im Europa des 20. Jahrhundert gelegt haben. Die Methode gradueller Reformen und das Ziel der Inklusion der arbeitswilligen Arbeiterschaft waren aber allen gemeinsam. Typischerweise überwogen in dieser Phase Erwartungen und ehrgeizige Programme. Praktische Maßnahmen und auch die Methoden wissenschaftsbasierter Sozialintervention waren noch bescheiden, die Zahl der Sozialexperten eher klein. Umso enger aber war die Verbindung zwischen den Akteuren dieser Diskurskoalitionen und anderen Arenen der politischen und weltanschaulichen Diskussionen um 1900. Die Biographien von

⁷ *Peter Wagner*, Sozialwissenschaften und Staat. Frankreich, Italien, Deutschland 1870–1980 (Frankfurt a. M. 1990); *Peter Wagner* (Hrsg.), Social sciences and modern states. National experiences and theoretical crossroads (Cambridge 1991); im Folgenden zitiert: *Wagner*, Social sciences.

⁸ *Madeleine Herren*, Internationale Sozialpolitik vor dem Ersten Weltkrieg. Die Anfänge europäischer Kooperation aus der Sicht Frankreichs (Berlin 1993); *Daniel T. Rodgers*, Atlantic crossings. Social politics in a progressive age (Cambridge, Mass., London 1998).

⁹ *Wagner*, Social Sciences.

Wissenschaftlern oder hohen Verwaltungsbeamten dieser Phase zeigen wiederum einige Gemeinsamkeiten. Als Vertreter bzw. Wortführer eines noch gar nicht etablierten Typs von Human- bzw. Sozialwissenschaften waren sie aufs engste mit den wissenschaftstheoretischen Grundsatzdebatten ihrer Zeit verbunden. Sie positionierten sich in den wissenschaftlichen Kontroversen der Gelehrtenwelt, beteiligten sich zugleich aber auch an den politischen Debatten ihrer Zeit, indem sie in Zeitungen und Zeitschriften publizierten. Ein Teil von ihnen engagierte sich auch parteipolitisch. Dies gilt zum Beispiel für die Schüler Emile Durkheims, die sich wie Marcel Mauss oder Maurice Halbwachs in der sozialistischen Partei betätigten¹⁰. Gleiches gilt auch für Mitglieder der Fabian Society oder ein Teil der Wiener Sozialreformer, die alle enge Verbindungen zu oder Mitgliedschaften in der sozialistischen Arbeiterbewegung eingingen. Andere standen links- bzw. sozialliberalen Gruppierungen nahe oder waren deren exponierte Wortführer wie etwa Naumann in Deutschland. Gleichzeitig engagierten sie sich in den internationalen Fachorganisationen und nationalen bzw. lokalen Reformvereinen. Auffällig ist die Vielfalt der Arenen, in denen die „Experten“ dieser Konfiguration auftraten und sich engagierten. Sie trugen erheblich dazu dabei, dass sich neben dem Literaten und rein universitären Gelehrten ein neuer Typus des „Intellektuellen“ profilierte. Jedenfalls lassen sich in den Biographien dieser Konfiguration vielfältige Kombinationen von „Sozialexperten“- und „Intellektuellen“-Rollen beobachten.

Intellektuelle als Sozialingenieure

Für die Fragestellung dieses Bandes besonders interessant ist die zweite Konfiguration, die man ebenfalls mit einem zeitgenössischen Begriff als *social engineering* bezeichnen kann. Die Anfänge lassen sich bereits vor dem Ersten Weltkrieg beobachten, doch kam es erst im Krieg selbst und dann als Reaktion auf die Revolutionen, Streiks und sozialen Unruhen in der Endphase des Krieges und den ersten Nachkriegsjahren zu jenen Weichenstellungen, welche Zielrichtung und Interventionsformen dieser Art von Expertenintervention in die soziale Welt für mindestens vier Jahrzehnte prägen sollten. Zeitlich reicht die Hochzeit des *social engineering* also etwa von 1920 bis 1960. Während des Ersten Weltkriegs begannen die kriegführenden Staaten die Vorteile wissenschaftsbasierter Sozialtechnologien zu nutzen. Die Sozialproteste und Revolutionen der Nachkriegsjahre konfrontierten Sozialreformer und Sozialexperten dann mit der Existenz einer Arbeiterklasse bzw. von Unterschichten, die nicht nur unmittelbare materielle Bedürfnisse artikulierten, sondern weiterreichende soziale Forderungen stellten und ihre utopischen Hoffnungen in der Sprache radikaler sozialistischer Revolution artikulierten. Dies zwang alle Sozialexperten, deutlicher pro und contra Arbeiterforderungen und Sozialismus Stellung zu beziehen als vor dem Krieg. Die politischen Optionen traten in einer Weise auseinander, dass mit Faschismus, autoritärem

¹⁰ Marcel Fournier, Marcel Mauss (Paris 1994) 259–280, 403–462, 659–682.

Nationalismus einerseits und Bolschewismus bzw. revolutionärem Sozialismus andererseits radikale Gegenprogramme gegen die philanthropisch gemäßigten „Sozialreformen“ der Vorkriegszeit sich artikulierten, welche die Rahmenbedingungen für Sozialexperten und Sozialtechniken in einen ganz neuen ideologischen Kontext stellten. Gleichzeitig wurden als Erbschaft des Kriegs die nationalen Leidenschaften wach gehalten und schufen einen sicheren Resonanzboden für nationalistische Diskurse. Eine wesentliche Folge dieser neuen politisch-weltanschaulichen Konfliktlinien war, dass die vielfältigen „Sozialprobleme“, die als Interventionsfeld für Humanwissenschaftler bereits vor 1914 definiert worden waren, in anderer Weise und elementarer politisiert wurden. Zwei Beispiele mögen das verdeutlichen. Die Behandlung sogenannter „Erbkranker“, voran psychisch Kranker, dramatisierte sich unter dem Druck alarmistischer nationalistischer Bevölkerungsdiskurse zu einer politischen Debatte über Minderwertigkeit und nationalpolitische Erbpflege und führte schließlich zu einer eugenischen Welle, die in der Zwischenkriegszeit über ganz Europa schwappte¹¹. Das zweite Beispiel entstammt dem engeren Feld städtischer Sozialpolitik. Die Sanierung städtischer Slums und der Neubau städtischer Wohnquartiere für Arbeiter und Angestellte entfachte in der Zwischenkriegszeit Kulturkämpfe über nationales und internationales Bauen, über Modernität und Tradition, die – egal, mit welchem Ausgang – die Diskussionen von Architekten, Städteplanern und Sozialreformern politisierten und sie nolens volens in die politischen Lagerkonfrontation und die weltanschaulichen Glaubenskriege der Zwischenkriegszeit hieften. Die Politisierung des Alltagsleben und der Ausbruch vielfältiger Kulturkämpfe um das Auftauchen und die Verbreitung neuer Gewohnheiten, Praktiken, also die weltanschauliche Dramatisierung der vielfältigen Erscheinungsweisen der „modernen Zeiten“, die von kulturkritischen Zeitgenossen gern mit Amerika und den neuen Konsummöglichkeiten, aber auch mit der Sowjetunion, mit Sozialismus und den radikalen Emanzipationsforderungen von Arbeitern, Frauen und Minderheiten verbunden wurden, bildeten den weiteren Hintergrund für die Konfiguration des *social engineering*¹². Die Wortführer und Praktiker der neuen Interventionsformen profitierten dabei von der Tatsache, dass ihre Professionalität und damit auch die Technizität ihrer Verfahren zunahm, sie stärker und vor allem öffentlich leichter anerkannt dem Pol „objektiver“ oder wie es im französischen Sprachraum gern artikuliert wurde: „positiver“ Wissenschaftlichkeit zugeordnet wurden. Dank der Arbeiten der Forschungsgruppe von Thomas Etzemüller kennen wir die europäischen und internationalen Zusammenhänge dieses Interventionstyps inzwischen viel besser, vor allem seine liberaldemokratischen Varianten, die in der Forschung lange Zeit gegenüber ihren autoritären Verwandten vernachlässigt worden wa-

¹¹ Mark Mazower, Der dunkle Kontinent. Europa im 20. Jahrhundert (Frankfurt a. M. 2002).

¹² Lutz Raphael, Imperiale Gewalt und mobilisierte Nation. Europa 1914–1945 (München 2011) 131–165.

ren¹³. Wissenschaftsbasierte Sozialintervention war viel eindeutiger als vor 1914 primär legitimiert durch das Argument der Sicherung bzw. Rückgewinnung nationaler Stärke. Dieses Ziel verband die vielen demographischen, eugenischen, kulturpolitischen oder sozialpflegerischen Diskurse, welche die Experten aus den verschiedenen Humanwissenschaften in der Zwischenkriegszeit propagierten. Sozialdarwinistische Metaphern hatten Konjunktur, und die politischen Klassen in allen Ländern Europas waren nur allzu bereit, sich der Sprache sozialbiologischer Leistungssteigerung zu bedienen.

Eine zweite Metapher, die ebenfalls lange vor 1914 erfunden und verbreitet worden war, rückte nun ins Zentrum. „Gemeinschaft“ im Sinne von Tönnies als Gegenentwurf zu „Gesellschaft“ galt vielerorts als eine Art Generaltherapie gegen die Gefährdungen, denen die Nationen durch Kapitalismus, Klassenkampf und Individualismus ausgesetzt waren. „Entwurzelung“, „Deracinement“¹⁴, wurde eine weitere prägende Metapher im Umfeld der Gemeinschaftssemantiken dieser Jahrzehnte und motivierte entsprechende Gegenstrategien humanwissenschaftlicher Experten, die sich alle Gedanken über die Erneuerung bzw. den Wiederaufbau sozialer Bindungen machten. Zum neuen Stil des Sozialingenieurs gehörte auch, dass er die Zeitdiagnose der radikalen Zeitgenossen ernst nahm und seinerseits eine krisenhafte Zuspitzung sozialer Problemlagen prognostizierte mit der Pointe, dass für deren sozialtechnische Lösung nunmehr nur noch eine knappe Zeitspanne zur Verfügung stünde. Notprogramm, Soforthilfe und Planung waren die Begleitscheinungen eines spezifischen Stils der Sozialintervention: Sie gab sich entschieden heroisch, betonte die Anstrengungen, die erbracht werden mussten, den Ernst der krisenhaften Lage und schilderte gern den süßen Preis geplanter Zukünfte. Die aus heutiger Sicht überraschende Selbstgewissheit der Sozialexperten beruhte auch darauf, dass sie neue Methoden und Techniken entwickelt hatten, die alle ihre objektivistische Selbsttäuschung beförderten: Kartographie, Fotografie, Tests, Fragebögen und verfeinerte Sozialstatistiken stellten in der Praxis wirksame Instrumente bereit, die ganz neuartige Praktiken der Sozialintervention erlaubten.

In diesen größeren europäischen Kontext des *social engineering* gehört auch das radikale Ordnungsdenken, das sich in der nationalsozialistischen ebenso wie in der bolschewistischen Diktatur entfalten konnte¹⁵. Es ist inzwischen breit untersucht worden, seine Wirkungen sind bilanziert worden¹⁶. Für unser Thema

¹³ Thomas Etzemüller, Die Ordnung der Moderne. Social engineering im 20. Jahrhundert (Bielefeld 2009); Thomas Etzemüller, Social Engineering, in: Docupedia-Zeitgeschichte (2010) 1–12, http://docupedia.de/docupedia/index.php?title=Social_engineering&oldid=68963.

¹⁴ So typischerweise Titel und Leitmotiv der sozialkritischen Studie der linkskatholischen Sozialphilosophin Simone Weil, Le déracinement, in: dies., L'enracinement (Paris 1949) 59–233.

¹⁵ Jörg Baberowski, Anselm Doering-Manteuffel, Ordnung durch Terror. Gewaltexzesse und Vernichtung im nationalsozialistischen und im stalinistischen Imperium (Bonn 2006).

¹⁶ Lutz Raphael, Radikales Ordnungsdenken und die Organisation totalitärer Herrschaft. Weltanschauungseliten und Humanwissenschaftler im NS-Regime, in: Geschichte und Gesellschaft 27 (2001) 5–40; Michael Fahlbusch, Ingo Haar (Hrsg.), Völkische Wissenschaften und Politikberatung im 20. Jahrhundert. Expertise und „Neuordnung“ Europas (Paderborn 2010).

scheint es mir wichtig, festzuhalten, dass die autoritäre Spielart des *social engineering* sich letztlich bedingungslos dem Primat des Politischen unterwarf, seine Experten die Leitung ihrer Foren, Verbände und Interventionen Wortführern überließen bzw. überlassen mussten, welche sich als Anhänger der nationalsozialistischen bzw. kommunistischen Weltanschauung profilierten und dafür Sorge trugen, dass der Primat der Politik nicht angetastet wurde. Die subalterne Stellung dieser Sozialexperten im ideologischen Meinungsfeld des NS-Regimes, erst recht ihre Unterwerfung unter das Wahrheitsmonopol der kommunistischen Parteiführung in Stalins Sowjetunion darf man nicht vergessen. In beiden Fällen gaben Sozialexperten jeden Anspruch auf, eine eigenständige Rolle als Intellektuelle zu spielen.

Für die Untersuchung der Verbindungen zwischen Expertentum und Intellektuellenrolle der Humanwissenschaftler ist deshalb allein die liberale bzw. sozialdemokratisch geprägte Variante des *social engineering* von Interesse. Am Beispiel profilierter Vertreter dieser Konfiguration lassen sich die Veränderungen zwischen intellektuellem Feld und Sozialexpertise genauer studieren, die sich in den demokratischen Ländern Europas in der Zwischenkriegszeit einstellten. Ich wähle exemplarisch vier Sozialwissenschaftler, zwei Männer und zwei Frauen, die interessante Beobachtungen erlauben. Es handelt sich um Otto Neurath und Marie Jahoda, beide Vertreter der Wiener sozialdemokratischen Wissenschaftskultur, sowie Gunnar und Alva Myrdal, das berühmte schwedische Intellektuellenpaar, das hier ergänzend zum Vergleich herangezogen werden soll.

Otto Neurath¹⁷, 1882 geboren, 1945 im britischen Exil gestorben, stammte, wie viele seiner Kollegen des Wiener Kreises und der kleinen, aber umso hochkarätigeren Intellektuellenszene Wiens zwischen 1900 und 1934, aus einem jüdischen Elternhaus, hatte Nationalökonomie, Geschichte und Philosophie in Wien und Berlin (u. a. bei Eduard Meyer und Gustav Schmoller) studiert, wurde Mitglied des Vereins für Sozialpolitik und kann somit durchaus noch als Vertreter der jüngsten Generation der sozialreformistischen Konfiguration der Vorkriegsjahrzehnte verstanden werden. Seine Reformüberzeugungen führten ihn ins Lager der österreichischen Sozialdemokratie; seine philosophischen Interessen, vor allem auf dem Feld der Wissenschaftstheorie, ließen ihn, hierin auch wiederum typisch für die Situation vor dem Ersten Weltkrieg, intensiv teilnehmen an den wissenschaftstheoretischen Debatten seiner Zeit. Dass er in den 20er Jahren sowohl zu einem wichtigen Vertreter des Wiener Kreises um Carnap wurde, also an der Erfindung des Neo-Positivismus beteiligt war, als auch ein wichtiger Sozialwissenschaftler und Experte der sozialdemokratischen Partei in Wien, macht Otto Neurath zu einem ausgesprochen interessanten Fall. Seine Hinwendung zur Sozialtechnologie oder „Gesellschaftstechnik“¹⁸, wie er das selber genannt hat, lässt sich

¹⁷ Otto Neurath, Paul Neurath, Elisabeth Nemeth, Otto Neurath, oder, Die Einheit von Wissenschaft und Gesellschaft (Wien 1994); Elisabeth Nemeth, Juba Manninen, Otto Neurath, Encyclopedia and Utopia. The life and work of Otto Neurath (1882–1945) (Dordrecht, Boston 1996).

¹⁸ Otto Neurath, Durch die Kriegswirtschaft zur Naturalwirtschaft (Leipzig 1919) 229.

auf seinen Einsatz in der wissenschaftlichen Kommission im österreichischen Kriegsministerium während des Ersten Weltkriegs zurückverfolgen. Seine Erfolge bei der Lenkung und Organisation der wirtschaftlichen Versorgung der Truppen an der Front schufen die technische Voraussetzung dafür, dass er sich dann 1918/19 in Sachsen und Bayern in der Revolutionsphase als Experte für Sozialisierungspläne profilierte¹⁹. Trotz seiner Parteimitgliedschaft in der österreichischen Sozialdemokratie verstand er sich während seiner Mitarbeit in den beiden Sozialisierungskommissionen primär als Experte, der sein wirtschaftswissenschaftliches Knowhow zur Verfügung stellte, um den politischen Willen der Rätebewegung zum Übergang zur Gemeinwirtschaft sachgerecht auszugestalten. Nach dem Scheitern der Sozialisationspläne der unmittelbaren Nachkriegsmonate und kurzfristiger Haft als Mitglied der Münchener Räterepublik wurde er nach Intervention der Wiener Regierung freigelassen und kehrte nach Österreich zurück. Dort engagierte er sich im roten Wien bis 1934 hauptberuflich als Organisator und Gestalter der Volksbildungs- und der Wohnungsbewegung. Die Liste der Ämter und wechselnden Aufgaben in diesen Jahren ist lang: Direktor des Forschungsinstituts für Gemeinwirtschaft (1920 gegründet), Generalsekretär des Österreichischen Verbandes für Siedlungs- und Kleingartenwesen (1921–1925), von 1925 bis 1934 Direktor des Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseums in Wien. Hier entwickelte er maßgeblich die sogenannte Wiener Bildstatistik, organisierte Ausstellungen, beteiligte sich an zahlreichen internationalen Kongressen, die sich alle mit Themen der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Planung, der Volksbildung und der Sozialstatistik beschäftigten. Parallel dazu engagierte er sich im Wiener Kreis²⁰ und dessen Bemühungen um die Begründung und Verbreitung einer „wissenschaftlichen Weltauffassung“, so der Titel der gemeinsam mit Carnap und Hahn seit 1929 herausgegebenen Schriftenreihe²¹. Seine Tätigkeit in der baugenossenschaftlichen Bewegung führte zu enger Kooperation mit Architekten, brachte ihn in Kontakt mit dem Bauhaus und ließ ihn 1933 am internationalen Architektenkongress in Athen teilnehmen. Dieser zeitgenössisch als „pragmatischer Utopist“²² gekennzeichnete Sozialwissenschaftler und Philosoph war zugleich ein reflektierter Ver-

¹⁹ Otto Neurath, *Wesen und Weg der Sozialisierung*. Gesellschaftstechnisches Gutachten, vorgelesen in der 8. Vollversammlung des Münchner Arbeiterrates am 25. Januar 1919 (München 1919); Otto Neurath, Wolfgang Schumann, *Können wir heute sozialisieren? Eine Darstellung der sozialistischen Lebensordnung und ihres Werdens* (Leipzig 1919); Johannes Merz, *Zur Sozialisierungsbewegung 1918/19. Konzeption und Wirksamkeit Otto Neuraths in Österreich, Sachsen und Bayern*, in: *Historisches Jahrbuch* 121 (2001) 267–285.

²⁰ Elisabeth Nemeth, *Otto Neurath und der Wiener Kreis. Revolutionäre Wissenschaftlichkeit als politischer Anspruch* (Frankfurt a. M. 1981); im Folgenden zitiert: Nemeth, Neurath; Otto Neurath, *Schriften zur wissenschaftlichen Weltauffassung* (Wien 1931); John Symons, Olga Pombo, Juan M. Torres, *Otto Neurath and the unity of science* (Dordrecht, London, New York 2011).

²¹ In der Reihe *Schriften zur wissenschaftlichen Weltauffassung* erschienen von 1929 bis 1937, 10 Bände. Autoren waren u. a. Carnap, Schlick, von Mises, Popper und Frank. Otto Neurath steuerte Bd. 5 bei: *Empirische Soziologie. Der wissenschaftliche Gehalt der Geschichte und Nationalökonomie* (Wien 1931).

²² Nemeth, Neurath 83.

treter des *social engineering*. Er sah die empirischen Sozialwissenschaften vor dem Hintergrund seiner pragmatischen Wissenschaftstheorie als genuin handlungsbezogene Wissenschaften, deren Verfahren er als Mittel der sozialen Aufklärung – übrigens in direktem Bezug zu den Enzyklopädisten des 18. Jahrhundert – verstand. In einem programmatischen Beitrag in der französischen Zeitschrift *revue de synthèse* formulierte er sein Interesse an einer aktuellen Zusammenschau wissenschaftsbasierten Wissens:

„Für den Vertreter der empiristischen Einstellung ist es absurd, von einem einzigen und totalen System der Wissenschaft zu sprechen. Er ist zu einer Auffassung von seiner Arbeit verpflichtet, nach der sie innerhalb eines stets veränderlichen Rahmens, jenes einer Enzyklopädie, auf die Präzisierung und Systematisierung hinsteuert. Was wir ‚Enzyklopädie‘ nennen, scheint uns nichts anderes zu sein als eine provisorische Ansammlung von Wissen; nicht etwas, das noch unvollständig ist, sondern die Gesamtheit des wissenschaftlichen Materials, das uns derzeit zur Verfügung steht.“²³

Neurath mag als außergewöhnlicher Vertreter jener Richtung der Verwissenschaftlichung des Sozialen gelten, die sein Mitstreiter Karl Popper als „piecemeal social engineering“²⁴ gekennzeichnet hat. Der Horizont seines sozialpolitischen Handelns und seiner Expertenarbeit war die schrittweise Durchsetzung einer sozialistischen Demokratie auf gemeinwirtschaftlicher Grundlage. Bildung und Information galten ihm als die sichersten Mittel zur Verbreitung seiner politischen Überzeugungen, Kompromiss und Kooperation als geeignete Verfahren, um soziale Umgestaltungen in die Tat umzusetzen. Von autoritären Sozialtechnokraten trennte Neurath die Überzeugung, dass es nicht die Aufgabe der Experten sei, die eine Lösung zu entwerfen, sondern alternative Wege zu entwickeln und Handlungsoptionen vorzuschlagen, die dann in der Öffentlichkeit diskutiert und von den politischen Gremien ausgewählt werden sollten. Neurath war zugleich Sozialexperte, engagierter Parteiintellektueller und Wissenschaftstheoretiker. Damit, so meine Deutung, verkörpert er in seiner Person eine zeittypische Verbindung, die gerade im demokratischen Lager des *social engineering* (noch) nicht aufgegeben wurde: Weltanschauung, theoretische Grundlegung und methodische Weiterentwicklung der neuen empirischen Sozialwissenschaften und praktische Sozialexpertise waren nach wie vor aufeinander bezogen. Zwei Dinge hatten sich in der Zwischenkriegszeit gegenüber der Zeit vor 1914 deutlich verändert: Die politische Parteinahme war lebenspraktisch verbindlicher und die Tätigkeitsfelder des Intellektuellen Neurath praxisnäher, auf Breitenwirkung und konkrete Gestaltung bezogen²⁵. Dabei gewann die Entwicklung neuer Methoden und Techniken (bei Neurath primär die Bildsprache der Statistik) eine ganz prominente Rolle.

²³ Otto Neurath, *L'encyclopédie comme ‚modèle‘*, in: *Revue de Synthèse* 12 (1936) 187–201; dt. Übersetzung zitiert aus: *Nemeth*, Neurath 382.

²⁴ Karl R. Popper, *The Open Society and its Enemies* 1 (London 1991) 157–168.

²⁵ Frank Hartmann, Erwin K. Bauer, Otto Neurath, *Bildersprache*. Otto Neurath Visualisierungen (Wien 2006); Otto Neurath, Gerd Arntz, *Arbeiterbildung in der Zwischenkriegszeit* (Wien u. a. 1982).

Dieser Aspekt wird bei Marie Jahoda noch viel deutlicher²⁶. Obwohl erst 27 Jahre alt gehörte sie bereits fest zum Kreis sozialwissenschaftlicher Experten der Wiener Sozialdemokratie, als sich nach dem Februaraufstand 1934 der Austrofaschismus fest etablierte und die Forschungseinrichtungen und sozialen Institutionen des roten Wiens zerschlug. Marie Jahoda hatte sich bereits als Schülerin bei den Jungsozialisten und dann parallel zu ihrem Studium bei Karl Bühler in der sozialen Arbeit (konkret Berufsberatung im neuen Berufsberatungsamt der Stadt Wien) engagiert und begonnen, an deren weiteren sozialwissenschaftlichen Fundierung zu arbeiten. In ihrer Promotion prüfte sie, ob Bühlers Konzept des Lebenslaufs auch für Angehörige der ärmeren Bevölkerung Gültigkeit besitze, schließlich führte sie die berühmt gewordene Studie über die Folgen von langfristiger Arbeitslosigkeit in der von Massenarbeitslosigkeit betroffenen Industriesiedlung Marienthal durch²⁷. Die Weiterentwicklung entwicklungspsychologischer Ansätze zu einer empirisch fundierten Sozialpsychologie wurde dann in enger Kooperation mit Paul Lazarsfeld zu ihrem eigentlichen Arbeitsfeld in Wien. Und auch nach ihrer Inhaftierung, dem Exil in England, der Auswanderung in die USA und schließlich dem erfolgreichen Abschluss ihrer akademischen Karriere an der Universität von Sussex folgte sie ihrem ursprünglichen Programm, sozialpsychologische Forschung in direktem Bezug zu praktischen Fragen der Sozialpolitik zu betreiben. Umgang mit Arbeitslosigkeit, sozialpsychologische Grundlagen von Rassismus und Vorurteil waren die Themen, die Jahoda zeit ihres Lebens umtrieben²⁸. Wichtig für die hier verfolgte Fragestellung scheint mir die Beobachtung zu sein, dass sie aus Wien zwei prägende Komponenten ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit ins Exil mitnahm, die Weiterentwicklung empirischer Methoden der Sozialforschung und ihr Selbstverständnis als politische, sozial engagierte Intellektuelle. Übrigens geriet sie – man ist geneigt zu sagen: zwangsläufig – in Konflikt mit den beiden Wortführern der Kritischen Theorie, Horkheimer und Adorno, deren Beziehung zu den zeitgenössischen Trends in den empirischen Sozialwissenschaften immer kritisch blieb und die in Jahoda, wie bei anderen Wiener Sozialforschern, das neopositivistische Erbe von Empirismus bzw. wissenschaftstheore-

²⁶ Marie Jahoda, Steffani Engler, Brigitte Hasenjürgen, „Ich habe die Welt nicht verändert“. Lebenserinnerungen einer Pionierin der Sozialforschung, biographisches Interview mit Marie Jahoda, Steffani Engler und Brigitte Hasenjürgen (Weinheim, Basel 2002); Marie Jahoda, Reinhard Müller, Marie Jahoda, 1907–2001. Pionierin der Sozialforschung: Katalog zur Ausstellung des Archivs für die Geschichte der Soziologie in Österreich an der Universitätsbibliothek Graz vom 3. Juni bis 2. August 2002 (Graz 2002); Christian Fleck, Marie Jahoda (geb. 1907). Lebensnähe der Forschung und Anwendung in der wirklichen Welt, in: Frauen in der Soziologie (München 1998) 258–285 und 382–387.

²⁷ Marie Jahoda, Hans Zeisl, Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langdauernder Arbeitslosigkeit, mit einem Anhang zur Geschichte der Soziologie (Leipzig 1933).

²⁸ Nathan W. Ackerman, Marie Jahoda, Anti-semitism and emotional disorder. A psychoanalytic interpretation (New York 1950); Richard Christie, Marie Jahoda, Studies in the scope and method of „The Authoritarian personality“ (Glencoe, Ill. 1954).

tischen Pragmatismus unterstellten und ablehnten²⁹. Grundsätzlich kam aber in diesen Konflikten auch die ganz unterschiedliche Bewertung empirischer Methoden für Sozialtheorie und Sozialwissenschaften zum Ausdruck. Adorno, Horkheimer, aber auch Marcuse verteidigten gegen den Aufstieg der empirischen Sozialforschung und der an ihre Methoden und Einzelerkenntnisse gebundenen Wissenschaftler und Experten den Vorrang des philosophisch geschulten Theoretikers. Nur der Gelehrtenstatus befähigte in dieser Sicht zum kritischen Wächteramt des Intellektuellen. Dies widersprach diametral den Vorstellungen Jahodas und Lazarsfelds, den beiden vielleicht erfolgreichsten Exporteuren der neuen Wiener Kombination von Sozialforschung, Sozialexpertise und intellektuellem Engagement³⁰.

Die Wiener Praxis zeigt große Familienähnlichkeiten mit der schwedischen Variante, die sich zeitlich etwa 10 Jahre später, seit Ende der zwanziger Jahre entfaltete. Die Parallelen sind verblüffend. Wie Thomas Etzemüller überzeugend gezeigt hat, erfanden auch die Myrdals eine neuartige Intellektuellenrolle, in der sozialwissenschaftliche Expertise in konkreten Problemfeldern der Sozialpolitik (Eugenik, städtisches Wohnen, Kindererziehung) sich verband mit einem politischen Engagement als Intellektuelle der Sozialdemokratie und zugleich auch im Fall von Gunnar Myrdal mit einer wissenschaftstheoretischen Kritik an den liberalen Wirtschaftswissenschaften³¹. Auch in Schweden sind die Rückbindungen an die Debatten und Praktiken der Vorkriegszeit erkennbar, aber ebenso deutlich sind die neuen Akzentsetzungen des sozialreformerischen Interesses und Engagements hin zu praktischer Reformpolitik, zur Gestaltung des Alltagslebens und zur Lebensreform. Dabei waren die Myrdals in Übereinstimmung mit einer ganzen Generation junger Sozialexperten in Schweden. Deutlicher als im österreichischen Fall werden auch die Ambivalenzen, die eintraten, wenn diese Expertise sich dann auch auf Macht und Kontrolle statt nur auf Überzeugung und Information stützte. Die autoritäre bzw. konformistische Überwölbung der schwedischen Variante muss uns hier nicht weiter interessieren, zu notieren wäre an dieser Stelle

²⁹ Hans-Joachim Dahms, Marie Jahoda, Marie Jahoda und die Frankfurter Schule. Ein Interview mit einem Epilog zum Verhältnis von Wissenschaft und Politik, in: Jahrbuch für Soziologiegeschichte (1994) 321–356.

³⁰ Sehr deutlich zum Ausdruck kommen diese Differenzen in der professoralen Empörung Horkheimers angesichts fachlicher Kritik an seinen Forschungsvorschlägen durch Marie Jahoda: „Ganz und gar unmöglich aber ist es, wenn Sie mich schulmeistern und dabei die von Weitsichtigeren längst beklagte Situation des modernen Soziologie-Angestellten, der sich auf seine pseudo-exakten Paraphernalien zu beschränken hat, wenn er nicht vom Kunden herausgeworfen werden will, nicht bloß sich eifrig zu eigen machen, sondern auch noch vor sich und mir als intellektuelle Redlichkeit, Verantwortlichkeit und Unbestechlichkeit hinaufstilisieren.“ (Horkheimer an Jahoda, 28. 11. 1945), zitiert in: Rolf Wiggershaus, Die Frankfurter Schule (München 1988) 441; im Folgenden zitiert: Wiggershaus, Frankfurter Schule.

³¹ Thomas Etzemüller, Die Romantik der Rationalität. Alva & Gunnar Myrdal – Social Engineering in Schweden (Bielefeld 2010); Yvonne Hirdman, Alva Myrdal. The passionate mind (Bloomington, Ind. 2008); William J. Barber, Gunnar Myrdal. An intellectual biography (Basingstoke 2008); Pauli Kettunen, Hanna Eskola, Models, Modernity, and the Myrdals (Helsinki 1997).

nur, dass diese Nutzung des kürzeren Wegs autoritärer Umsetzung von Sozialexpertise in dem Maße bevorzugt wurde, als nationalen bzw. sozialpatriotischen Gründen (wie dies z. B. vielfach in Schweden geschah) Priorität eingeräumt wurde über individuellen Rechten. Die Wege zwischen humanwissenschaftlicher Expertise und direkter staatlicher Intervention wurden zudem kürzer in dem Maße, wie nun die institutionelle Ausstattung der demokratischen Sozialstaaten wuchs und humanwissenschaftliche Experten ihrerseits Teil dieser neuen Sozialverwaltungen wurden oder als interne Fachberater in entsprechenden Gremien von Behörden und Ministerien Platz nahmen.

Die hier näher betrachteten österreichischen und schwedischen Fälle zeigen in aller Deutlichkeit, dass auch in der Ära des *social engineering* die soziale Figur des politischen Intellektuellen mit der des Sozialingenieurs eng verbunden blieb. In dieser Hinsicht schieden sich nun jedoch die Wege autoritärer bzw. totalitärer und demokratischer Regime im Europa der Zwischenkriegszeit. Die Intellektuellenrolle schlug sich deutlicher noch als in der Vorkriegszeit im Engagement in der Volksbildung und gleichzeitig in der Weiterentwicklung bzw. Neufundierung der weltanschaulichen Grundlagen anwendungsorientierter Sozialwissenschaften nieder. Als Sozialexperten waren Neurath, Jahoda oder die Myrdals zugleich auch besonders engagiert bei der Weiterentwicklung neuer Methoden und Techniken empirischer Sozialbeobachtung.

Ohne „Erfahrungswandel“, konkret das Aufrücken der sozialistischen Arbeiterbewegung in die Position sozialpolitischer Gestaltungsmacht, und die Rationalisierungszwänge und -schübe des Weltkriegs wäre die Hinwendung zu konkreten Details in Themenfeldern wie Arbeit, Wohnen oder Kindererziehung kaum vorstellbar. Gleichzeitig wird im Wiener Fall aber auch das Gewicht veränderter Zukunftserwartungen deutlich: Für Sozialisten und ihre Anhängerschaft rückte die Umgestaltung der eigenen Lebenswirklichkeit in Richtung der sozialistischen Zukunft näher. So formulierte Otto Neurath 1928: „Dass bei Proletariern immer häufiger die Sehnsucht auftritt, das Leben „sozialistisch“ zu gestalten, ist heute mehr als eine utopistische Neigung, wohl schon ein Zeichen dafür, dass die geschichtliche Wirklichkeit sich dem Sozialismus nähert.“³² Die zeitgenössischen Wohnprojekte sind die anschaulichsten Spuren dieser Verschiebungen in den Erwartungshorizonten.

Eine zweite Erfahrung scheint mir ebenfalls prägend geworden zu sein für die strukturellen Koppelungen zwischen Intellektuellenrolle und Sozialexpertise. Parteilichkeit und Standortgebundenheit werden – man ist geneigt, den Jargon der Epoche zu nutzen – als existentielle Grunderfahrung von Sozialwissenschaftlern wahrgenommen und damit in der Folge als zentrales Thema der Wissenschafts- bzw. genereller der Erkenntnistheorie reflektiert. Die sozialen und kulturellen Konflikte und deren weltanschauliche Aufladung bzw. Grundierung seit dem Ersten Weltkrieg haben wiederum eine entsprechende Politisierungswelle ausge-

³² Otto Neurath, *Lebensgestaltung und Klassenkampf* (Berlin 1928) 15.

löst. Dieser kollektive Erfahrungswandel findet sein Echo in den Standortbestimmungen der Sozialexperten.

Er findet zugleich jedoch seine Grenze in der gegenläufigen Tendenz, in den neuen Methoden (zumal den bild- und zahlengestützten Verfahren) die Instrumente zu sehen, mit denen objektive Sozialbeobachtung und sachliche Sozialtechnologien ermöglicht werden. Die objektivistische Deutung der neuen „Sozialdaten“ wuchs in dem Maße, wie sich die Expertenwelten „professionalisierten“ und die Wissensbestände der neuen Humanwissenschaften stabiler und größer wurden.

Experten und Kritiker der Modernisierung

Der Sozialingenieur wurde auch im Zweiten Weltkrieg wieder häufiger gebraucht, vor allem in den USA und in Großbritannien, seine Expertise war gefragt, aber die politisch-weltanschaulichen Koordinaten verschoben sich mit dem Ausgang des Zweiten Weltkriegs erheblich. So ist die Bilanz des Zweiten Weltkrieges in europäischer Perspektive komplex, uneindeutiger jedenfalls als in den USA, wo sich die Anwendungsfelder wissenschaftsbasierter Sozialtechniken rapide vermehrten, die Zahl der Experten, der Kunden zunahm und wichtige neue Methoden entwickelt wurden. Die Vertreter des radikalen Ordnungsdenkens nationalsozialistischer Prägung erlebten nach kurzem Triumph auf dem Höhepunkt militärischer Machtentfaltung des Deutschen Reiches das abrupte Ende ihrer bisherigen politisch-weltanschaulichen Orientierung. Ihr Denkstil überlebte vielfach in abgeschwächt autoritär-technokratischer Version in Sozialverwaltungen und Fachdisziplinen wie Kriminalistik, Fürsorgewesen oder Bevölkerungswissenschaften noch bis in die sechziger Jahre. Im östlichen Europa wiederum wurde nach kurzer Übergangsphase das sowjetische Modell mehr oder weniger gewaltsam durchgesetzt und damit für die frühen fünfziger Jahre die kommunistische Variante radikalen Ordnungsdenkens prägend. Metaphern und Diskurse änderten sich damit dramatisch: „Aufbau“ wurde das Schlüsselwort, aber zumindest in der stalinistischen Ära blieb auch in dieser östlichen Variante radikalen Ordnungsdenkens das Szenario ständiger Bedrohung und krisenhafter Zuspitzung erhalten. Die weiteren Entwicklungswege von Sozialexpertise und *social engineering* in den Volksdemokratien Europas müssen hier ausgeblendet werden. Institutionell waren die Verbindungen zwischen dem öffentlichen Mandat des Intellektuellen und den verschiedenen humanwissenschaftlichen Expertengruppen in Planungsapparaten und Sozialverwaltungen weiterhin abgeschnitten, Spielräume und Rollen von Sozialexperten bei der Herausbildung gesellschaftlicher Opposition gegen das Machtmonopol der kommunistischen Parteien waren von Land zu Land verschieden³³.

³³ Vgl. hierzu *Joachim von Puttkamer*, Gesellschaftliche Selbstbeschreibungen und soziales Krisenbewusstsein in den ostmitteleuropäischen Volksrepubliken, in: *Lutz Raphael* (Hrsg.), *Theorien und Experimente der Moderne. Europas Gesellschaften im 20. Jahrhundert* (Köln, Weimar 2012) 227–249.

So wird im Folgenden nur die westliche Seite im Kalten Krieg in den Blick genommen. Für die Intellektuellengeschichte leitete er eine ganz besondere Phase ein, da die im Zweiten Weltkrieg begonnene Verbindung zwischen Geheimdiensttätigkeit, Gelehrtentum und Intellektuellenrolle in der westlichen Welt weiterentwickelt wurde. Die Folgen für die Geschichte der westlichen Intellektuellenkultur sind ausführlich untersucht worden, auf sie sei an dieser Stelle nur verwiesen³⁴. Sie berührt auch das hier untersuchte Thema, betrifft aber wesentlich stärker das Verhältnis universitärer Gelehrsamkeit, politischer Macht und kultureller Öffentlichkeit.

Während des Krieges lassen sich bereits die Anfänge einer bald epochenprägenden Konfiguration erkennen. Sie soll hier als Ordnungsmodell der geplanten Moderne oder Modernisierung bezeichnet werden. Ihre sozialwissenschaftlichen Modelle in Form von Modernisierungs- bzw. Entwicklungstheorie wurden intellektuelle Bestseller der westlichen Welt im Allgemeinen. Europaspezifische Züge traten dabei zunächst einmal deutlich in den Hintergrund. In der Nachkriegszeit wurden im Zeichen von Dekolonisierung und angesichts einer Welle von Staatsgründungen in Asien und Afrika eine ganze Reihe internationaler Gremien aufgebaut, in denen sozialwissenschaftliche Expertise eine herausragende Rolle spielte: Trotz der Konfrontation der beiden großen Machtblöcke entwickelte sich in diesen internationalen Beratungs- und Planungsbehörden von der Weltbank über die Weltgesundheitsorganisation über die Food and Agriculture Organization (FAO) der UNO bis zur UNESCO ein internationales Netzwerk humanwissenschaftlicher Experten, die sich den großen übergreifenden Entwicklungszielen widmeten, die in Zeiten des Kalten Krieges zwischen den beiden Machtblöcken und ideologischen Lagern konsensfähig waren. Der Aufbau- bzw. Entwicklungsdiskurs der Dekolonisierungsära lieferte die blocküberwölbende Semantik.

Sozialexpertise dieses modernisierungsorientierten Typs wurde schließlich auch ein wichtiges Element der „Entwicklungspolitik“, die unmittelbar nach Kriegsende von den westlichen Kolonialmächten angesichts wachsenden internationalen Drucks zu einem zentralen Element ihrer Kolonialpolitik wurde und sich vor allem in einem kurzen Boom sozial- und bildungspolitischer Reformanstrengungen und Investitionen niederschlug³⁵. Die Entsendung von Experten blieb auch nach der Unabhängigkeit der früheren Kolonien ein wichtiges Element, um politischen Einfluss und ökonomische Interessen zu sichern³⁶.

³⁴ Tim B. Müller, *Krieger und Gelehrte. Herbert Marcuse und die Denksysteme im Kalten Krieg* (Hamburg 2010); Michael Hochgeschwender, *Freiheit in der Offensive? Der Kongress für kulturelle Freiheit und die Deutschen* (München 1998); Pierre Grémion, *Intelligence de l'Anticomunisme. Le congrès pour la liberté de la culture à Paris 1950-1975* (Paris 1995).

³⁵ Andreas Eckert, „We are all planners now“. Planung und Dekolonisation in Afrika, in: *Geschichte und Gesellschaft* 34 (2008) 375-397; Andreas Eckert, *Spätkoloniale Herrschaft, Dekolonisation und internationale Ordnung. Einführende Bemerkungen*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 48 (2008) 3-20.

³⁶ Frederick Cooper, *Randall M. Packard, International development and the social sciences. Essays on the history and politics of Knowledge* (Berkeley 1997).

Internationale Gremien wie die ILO oder die UNESCO wurden zu neutralen Orten, an denen sich Sozialexperten aus Ost und West begegnen konnten. Diese Institutionen und ihre Expertenmilieus wurden denn auch ein spezifischer Resonanzboden für das seit Mitte der 1950er Jahre von westlichen Intellektuellen propagierte „Ende der Ideologien“: Humanwissenschaftler aus dem Westen, Osten und der Dritten Welt fanden zusammen in einem technokratischen Selbstverständnis, das Fortschrittsorientierung, Wissenschaftsgläubigkeit und Planungsdenken miteinander verband. Fortschritt und Planung waren nicht nur Schlüsselwörter des sozialistischen Blocks, die Modernisierungsrhetorik griff auch in den westlichen Ländern, der späte und kurze Erfolg dieser Welle in der Bundesrepublik ist eher die Ausnahme³⁷. Europäische Experten diesseits wie jenseits des Eisernen Vorhangs waren am Aufbau dieser internationalen Netzwerke beteiligt, Paris wurde Sitz des UNESCO-Hauptquartiers, Rom Sitz der FAO.

In diesem größeren Kontext entwickelte sich die Modernisierungstheorie in den westlichen und neutralen Ländern Europas zu einer Art Basisdiskurs der Humanwissenschaften von der Psychologie bis zur Ökonomie³⁸. Jenseits ihrer ideologischen Kampfstellung gegen die kommunistische Ideologie der Sowjetblocks bot die Modernisierungstheorie gerade in ihren fachspezifischen Varianten flexiblere Konzepte, welche Ausgangspunkte für die internationale Verständigung der Sozialexperten anboten. Insbesondere das sich jetzt rasch durchsetzende szientistische Selbstverständnis ermöglichte Verständigung über ideologische Gräben hinweg. Von den USA aus verbreiteten sich auch in den westeuropäischen Sozialwissenschaften Behaviorismus und Positivismus als disziplinübergreifende Wissenschaftstheorien und Forschungsmodelle. „Assimilation“ und „Anpassung“ wurden zwei Leitmetaphern, die gerade in den europäischen Ländern der Wiederaufbauphase geeignet waren, die vielfältigen Programme der Industrialisierung und Urbanisierung mit sozialpolitischer Expertise zu begleiten. Überall in Europa mussten Menschen an Industriearbeit gewöhnt, Familienleben, Konsumgewohnheiten und Wohnen mit den neugebauten, „modernen“ städtischen Quartieren in Übereinstimmung gebracht werden. Nicht zuletzt boten diese Metaphern und Wissenschaftsmodelle auch vielen Experten eine Chance, ihre älteren sozialbiologischen Denkstile den neuen Zeiten anzupassen.

Welche Auswirkungen hatte diese Konstellation auf die Entwicklung des intellektuellen Feldes, und welche Zusammenhänge lassen sich zwischen Erfahrungswandel und Methodenwechsel beobachten? Zum einen fällt auf, dass Intellektuellenrolle und Expertenarbeit auseinanderrückten, die Blockkonfrontation

³⁷ Alexander Nützenadel, *Stunde der Ökonomen. Wissenschaft, Politik und Expertenkultur in der Bundesrepublik 1949–1974* (Göttingen 2005); Gabriele Metzler, *Konzeptionen politischen Handelns von Adenauer bis Brandt. Politische Planung in der pluralistischen Gesellschaft* (Paderborn 2005).

³⁸ Michael E. Latham, *Modernization as Ideology. American social science and „nation building“ in the Kennedy era* (Chapel Hill, London 2000); David C. Engerman, Nils Gilma, Mark H. Haefele, *Staging Growth. Modernization, Development, and the global Cold War* (Amherst, Mass. 2003).

und Vergangenheitsbewältigung, Sinnstiftung und Geschichtsphilosophie, nicht Sozialwissenschaft und Sozialtechnologie in den Vordergrund rückten. Bei den großen intellektuellen Auseinandersetzungen der unmittelbaren Nachkriegszeit und in den Hochzeiten des Kalten Krieges standen denn auch eher Philosophen oder Literaten im Rampenlicht. Zwar beteiligten sich Sozialwissenschaftler, voran Politologen und Soziologen, an den großen Kontroversen und Debatten in den hochpolitisierten nationalen Intellektuellenfeldern der europäischen Demokratien im Zeichen des Kalten Krieges. Aber unübersehbar erlebten Sozial- und Geschichtsphilosophie eine enorme Renaissance. Der Existentialismus dominierte für gut 15 Jahre die intellektuellen Bühnen Westeuropas. Weder die Verbrechen des Nationalsozialismus, noch die Gefahren des Totalitarismus und die Gefährdungen des Weltfriedens schienen anschlussfähige Themen für die zeitgenössische Sozialexpertise. So musste zum Beispiel Theodor W. Adorno die für ihn „irritierende Erfahrung“³⁹ machen, dass seine mit großem Aufwand betriebenen Studien zum Antisemitismus des „autoritären Charakters“ zu weitgehend gleichen Beschreibungen und Schlussfolgerungen gelangten wie Sartres „*Réflexions sur la question juive*“⁴⁰, der sich jedoch der klassischen Mittel des philosophischen Essays bedient hatte, um zu substantiell denselben Ergebnissen zu gelangen. Die unmittelbare Wirkung des Sartreschen Werkes war ungleich größer als Adornos Publikation. Sozialexpertise und empirische Sozialforschung erwiesen sich gegenüber den aktuellen Zeitfragen als zu aufwändig und letztlich wenig hilfreich.

Ihre bescheidenere, aber gesellschaftlich mittelfristig wirksamere Rolle schien in der friedlichen Gestaltung unbestrittener Zukunftspläne bzw. in der Bewältigung von Nachkriegselend zu liegen. Die Vorbereitung auf eine bessere Zukunft mithilfe objektiver Verfahren der Sozialbeobachtung war das Feld, das Sozialexperten zu bestellen hatten. Zukunftsoptimismus machte sich breit und verband sich aufs Beste mit den Erfahrungen wachsender Professionalität und deren gesellschaftlicher Anerkennung. Deren Grundlage aber war pragmatische Distanz zum Intellektuellenfeld. Andere Schlüsse aus den Erfahrungen der 1930er und 1940er Jahre zogen nur wenige „kritische“ Sozialwissenschaftler. Kritik des nunmehr amerikanisch dominierten Mainstreams der Sozialexpertise gehörte dabei in der Regel zum Ausgangspunkt solcher heterodoxen, zum Teil auch dezidiert oppositionellen Sozialforschung. Angesichts ihrer eher marginalen Stellung in den Institutionen der Sozialexpertise blieb ihre Wirkung zunächst begrenzt.

Ein besonders komplexer, aber auch aufschlussreicher Fall ist die Rückkehr der Frankfurter Schule in die Bundesrepublik⁴¹. Anders als das Gerücht geht, hielt Horkheimer als Direktor des Frankfurter Instituts nach seiner Rückkehr sein großes Interesse an empirischer Forschung aufrecht, förderte die Bemühungen um neue sozialwissenschaftliche Untersuchungsmethoden wie z. B. das Gruppengespräch, gerade auch, um die sozialpsychologischen Voraussetzungen und Be-

³⁹ Wiggershaus, Frankfurter Schule 464.

⁴⁰ Jean-Paul Sartre, *Réflexions sur la question juive* (Paris 1947).

⁴¹ Wiggershaus, Frankfurter Schule.

gleiterscheinungen autoritärer und totalitärer Herrschaft, von Antisemitismus, Rassismus und Vorurteil zu untersuchen⁴².

Ein zweiter Themenstrang war bereits viel enger mit Sozialtechnologien verbunden und zielte auf die Demokratisierung autoritär geprägter Institutionen und Menschen in Armee und Großunternehmen. Wie wir dank neuerer Forschungen wissen, beteiligte sich das Frankfurter Institut mit Forschung und Beratung am Aufbau der Bundeswehr. Schließlich entwickelten sich industriesoziologische Studien zu einem wichtigen Schwerpunkt der empirischen Forschungsarbeit des Instituts⁴³. Dabei blieben die Aktivitäten Adornos wie Horkheimers im intellektuellen Feld weitgehend losgelöst von diesen Projekten, und das Bild getrennter Sphären drängt sich auf, wenn man die Geschichte des Instituts bis in die Mitte der 60er Jahre betrachtet.

Der kurze sozialtechnokratische Traum des „Endes der Ideologien“ endete, wie wir wissen, abrupt in den 1960er Jahren und führte zunächst dazu, dass die Kritik an nunmehr institutionell verankerter Sozialexpertise und einem apolitischen Planungsdiskurs rasch zu einem Markenzeichen „kritischer“, bald neo-marxistischer Sozialwissenschaftler wurde. In der Bundesrepublik verdichtete sich dies zum „Positivismusstreit“ innerhalb der deutschen Soziologie, dessen Ausstrahlung auf das gesamte intellektuelle Feld schwer abzuschätzen ist, sicherlich aber nicht unterschätzt werden sollte⁴⁴. „Kritik“, „Emanzipation“ und „Parteilichkeit“ wurden in der Folgezeit Leitmetaphern für die politisch-weltanschauliche Orientierung zahlreicher, vor allem jüngerer Sozialwissenschaftler. Unübersehbar rückten nun die Zeitdiagnosen kritischer Sozialwissenschaftler ins Zentrum der intellektuellen Kontroversen und führten zur Dominanz soziologischer Argumente und Autoren in fast allen nationalen Intellektuellenfeldern der europäischen Demokratien. Einige Autoren wie Marcuse, später Habermas, Foucault oder Bourdieu entfalteten internationale Wirkungen weit jenseits des engeren nationalen Bezugsrahmens. Bei ihnen nahm typischerweise die kritische Reflexion der Folgen und Begleiterscheinungen, die sich aus der „Verwissenschaftlichung des Sozialen“ ergeben, einen wichtigen Platz in ihrem Denken ein und verband sie alle drei mit den Erfahrungen und Entwicklungen auf dem Höhepunkt des „Modernisierungsmodells“ in den fünfziger und sechziger Jahren. Das Auftauchen dieser Kritik – typischerweise im Kontaktraum von Philosophie und Sozialwissenschaften – scheint mir aber auch zeitlich wie inhaltlich die Grenze zu markieren, an welche die dritte Konfiguration in den späten 60er Jahren gelangt war. Die Reflexion über Folgen und Nebenwirkungen sozialer Techniken und die Skepsis über deren Wirksamkeit und Verträglichkeit mit Demokratie und Grundrechten nahm zu.

⁴² Alex Demirović, *Der nonkonformistische Intellektuelle. Die Entwicklung der Kritischen Theorie zur Frankfurter Schule* (Frankfurt a.M. 1999); Alex Demirović, *Forschungsarbeiten 1950–1990 am Frankfurter Institut für Sozialforschung* (Frankfurt a.M. 1990).

⁴³ Johannes Platz, *Die Praxis der kritischen Theorie. Angewandte Sozialwissenschaft und Demokratie in der frühen Bundesrepublik, 1950–1960* (Dissertation, Trier 2008).

⁴⁴ Christoph Weischer, *Das Unternehmen ‚Empirische Sozialforschung‘* (München 2004) 280–283; im Folgenden zitiert Weischer, *Unternehmen*.

Wachsende Distanz: die Auflösung einer spannungsreichen Verbindung?

Der Ausbau sozialwissenschaftlicher Studiengänge und die Schaffung zahlreicher neuer Stellen für ihre Absolventen in öffentlichen Verwaltungen, anwendungsorientierten Forschungsinstituten und sozialen Diensten schuf seit den siebziger Jahren eine viel größere Zahl an akademisch ausgebildeten, professionellen Sozialexperten als jemals zuvor in den westeuropäischen Gesellschaften. Die Zahl anwendungsorientierter Forschungsinstitutionen wuchs und mit ihnen die Zahl ihrer Kunden und ihrer Aufträge. Sozialwissenschaftliche Methoden wurden zu mehr oder weniger routinisierten Verfahren der Beschreibung der sozialen Welt, und immer mehr Menschen kamen in ihrem Alltag in Berührung mit humanwissenschaftlichen Experten und ihren Methoden. Die Wege zwischen universitärer und angewandter Forschung, zwischen Forschern und Experten in Verwaltung bzw. anderen Praxisfeldern wurden länger in der Phase des beschleunigten Wachstums bis etwa 1980 und dann im „Normalbetrieb“⁴⁵. Zwangsläufig gingen die hohen Erwartungen an die Gestaltungskraft der Sozialexpertise zurück. Sie wurde zu einem mehr oder weniger normalen Bestandteil einer arbeitsteilig organisierten, vielfach mit Technik und Wissenschaft konfrontierten Gesellschaft. „Weder Sozialtechnologie noch Aufklärung?“ so lautete der Titel, der die Ergebnisse eines DFG-Schwerpunktprogramms zur Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens in den 1980er Jahren zusammenfasste⁴⁶. Die Intellektuellenrolle widersprach immer offensichtlicher den sich verfestigenden Berufsrollen der Sozialexperten, gleichzeitig veränderten sich aber auch die medialen Rahmenbedingungen für Intellektuelle so tiefgreifend, dass wohl von einer ganz anderen Konstellation gesprochen werden kann, deren Konturen erst allmählich seit den 1980er Jahren sichtbar zu werden beginnen⁴⁷.

Summary

With the scientification of the social sphere under the conditions of ideological confrontation, specific correlations between the status of experts and the role of intellectuals developed in 20th century Europe. The phases in which the combination of both functions became especially close and publicly visible are of special interest: This holds true for the era of social-liberal reform between 1880 and WWI, when social scientists respectively scholars were allied by manifold overlaps between their roles as experts of novel social intervention and public intellec-

⁴⁵ So die Periodisierung bei *Weischer*, Unternehmen 235–442, 366.

⁴⁶ *Ulrich Beck, Wolfgang Bonß* (Hrsg.), *Weder Sozialtechnologie noch Aufklärung? Analysen zur Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens* (Frankfurt a. M. 1989).

⁴⁷ Vgl. die Studie von *Ariane Leendertz*, *Die pragmatische Wende. Die Max-Planck-Gesellschaft und die Sozialwissenschaften 1975–1985* (Göttingen 2010).

tuals diagnosing contemporary political and moral issues. In the interwar period a second close relation developed in the democratic European countries: this time between the practical-minded social engineer and the politically engaged (partisan) intellectual with philosophical and life-reforming ambitions. The four examples of Otto Neurath, Marie Jahoda, and Gunnar and Alva Myrdal illustrate the social-democratic variant of this connection. In the post-bellum period the roles of experts and intellectuals drifted apart again. However, a new generation of social scientific respectively social philosophical intellectuals rebelled against this as early as the 1960s; their criticism was directed at the different forms of ties between social expertise, social engineering, and political and moral interpretations.

Stefanie Middendorf

Massenwissenschaften in Frankreich und Deutschland um 1900

Erfahrungsgeschichtliche Perspektiven

„So sind die Ansprüche, die die Wissenschaft der Soziologie zu erheben pflegt, die theoretische Fortsetzung und Abspiegelung der praktischen Macht, die im neunzehnten Jahrhundert die Massen gegenüber den Interessen des Individuums erlangt haben. [...] Indem die Klassen, deren Wirksamkeit nicht in der wahrnehmbaren Bedeutung der Einzelnen, sondern in ihrem ‚Gesellschaft‘-Sein liegt, das theoretische Bewußtsein – in Konsequenz der praktischen Machtverhältnisse – auf sich zogen, nahm das Denken auf einmal wahr, daß überhaupt jede individuelle Erscheinung durch eine Unermeßlichkeit von Einflüssen aus ihrem menschlichen Umgebungs-
kreise bestimmt ist.“¹

I. Einleitung

Die wissenschaftliche Perzeption der „Massen“ an der Wende zum 20. Jahrhundert erscheint zunächst als ein treffendes Beispiel für eine *europäische* Wissenskulturskultur². Blickt man auf den Zusammenklang intellektueller Stimmen von Hegel bis de Tocqueville, von Sighele bis Freud, von Michels bis Ortega y Gasset, Stimmen von ganz unterschiedlichen Sehepunkten und aus ganz unterschiedlichen nationalen Räumen um 1900, entsteht ein Panorama europäischen Redens über die „aktive Massendemokratisierung“, das von transnationalen Netzwerken und intellektuellen Verflechtungen geprägt ist. Gunther Mai hat dementsprechend die Dichotomie von Elite und Masse als zentrale Kategorie der europäischen Selbstbeobachtung angesichts fundamentaler gesellschaftlicher Transformationen und Ausdruck einer „kollektiven Mentalität“ der Europäer dieser Zeit bezeichnet³. Diese Einordnung des Massendiskurses in einen europäischen Zusammen-

¹ Georg Simmel, Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung [1908], in: ders., Gesamtausgabe 11, hrsg. v. Otthein Rammstedt (Frankfurt a. M. 1992) 13f.

² So bereits bei Leon Bramson, The Political Context of Sociology (Princeton 1961) 27–44.

³ Vgl. Gunther Mai, Europa 1918–1939. Mentalitäten, Lebensweisen, Politik zwischen den Weltkriegen (Stuttgart 2001) 18 und 31 ff. Vgl. auch die implizit europäischen Perspektiven bei Timm Genett, Angst, Hass und Faszination. Die Masse als intellektuelle Projektion und die Beharrlichkeit des Projizierten, in: NPL 44/2 (1999) 193–240; Helmut König, Zivilisation und Leidenschaften. Die Masse im bürgerlichen Zeitalter (Reinbek bei Hamburg 1992); Manfred Franke, Der Begriff der Masse in den Sozialwissenschaften. Darstellung eines Phänomens und seiner Bedeutung in der Kulturkritik des 20. Jahrhunderts (Mainz 1985).

hang ist insofern plausibel, als auch der breitere gesellschaftliche Erfahrungshintergrund, der diesem Massendiskurs zugrunde liegt, ein europäischer zu sein scheint. Urbanisierung und Alphabetisierung, Bevölkerungswachstum und Migrationsbewegungen, Technisierung, Industrialisierung und politische Demokratisierung waren Veränderungsprozesse, welche die längere Phase um 1900 in diversen Gesellschaften Europas prägten⁴. Sie ließen „gemeinsame Ordnungsprobleme“⁵ der europäischen Gesellschaften entstehen und machten die Jahrhundertwende zu einem wichtigen Moment europäischer Sozialgeschichte, der in der Forschung der letzten Jahre als „europäische Jahrhundertwende“, europäischer „Aufbruch in die Moderne“ und Startpunkt für den langen Lauf Europas in die „Hochmoderne“ beschrieben worden ist⁶.

Gleichwohl variierten diese Erfahrungen stärker, als es solche europäischen Gesamtschauen nahelegen. Geburtenquoten, Verstärkerungsgrade, Industrialisierungsschübe, Alphabetisierungsraten oder politische Beteiligungsrechte waren weder quantitativ noch qualitativ gleich in den Gesellschaften Europas. Auch die zumeist für diese Phase angenommene „Radikalität“ des Wandels im Gesellschaftlichen wie im Geistigen ist nicht ohne weiteres als selbstverständlich vorauszusetzen. So finden sich bei näherem Hinsehen Unterschiede und Besonderheiten in der jeweiligen Deutung der gesellschaftlichen Veränderungen, die national divergierende Auswirkungen auf Problemdefinitionen und Problemlösungsversuche hatten⁷. Insgesamt erscheint es daher geboten, bei einer Analyse des massenwissenschaftlichen Diskurses die spezifische Gestalt der Wandlungsprozesse in den einzelnen Gesellschaften und die nationalen Erfahrungszusammenhänge empirisch einzubeziehen. Nicht zuletzt ist zu bedenken, dass den Wissenschaften um 1900 auch eine Schlüsselrolle bei der Entwicklung einer „Kultur des Nationalen“ zukam und somit gerade die Wissenschaftsgeschichte auch als Nationalisierungsgeschichte gedacht werden sollte⁸. In diesem Sinne lässt sich das Nationale also als ein Erfahrungs- und Deutungskontext verstehen, der in einem komplexen Zusam-

⁴ Vgl. *Paul Nolte*, 1900. Das Ende des 19. und der Beginn des 20. Jahrhunderts in sozialgeschichtlicher Perspektive, in: *GWU* 47/5,6 (1996) 281–300.

⁵ Vgl. den Beitrag von *Lutz Raphael* in diesem Band.

⁶ *Ulrich Molk* (Hrsg.), *Europäische Jahrhundertwende. Wissenschaften, Literatur und Kunst um 1900* (Göttingen 1999); *August Nitschke* u. a. (Hrsg.), *Jahrhundertwende. Der Aufbruch in die Moderne, 1880–1930*, 2 Bde. (Reinbek bei Hamburg 1990); *Ulrich Herbert*, *Europa in der Hochmoderne. Überlegungen zu einer Theorie des 20. Jahrhunderts*, in: *Journal of Modern European History* 5/1 (2007) 5–21.

⁷ Vgl. *Lutz Raphael*, Ordnungsmuster der „Hochmoderne“? Die Theorie der Moderne und die Geschichte der europäischen Gesellschaften im 20. Jahrhundert, in: *Ute Schneider, ders.* (Hrsg.), *Dimensionen der Moderne. Festschrift für Christof Dipper* (Frankfurt a. M. u. a. 2008) bes. 83.

⁸ *Heinz-Gerhard Haupt, Charlotte Tacke*, Die Kultur des Nationalen. Sozial- und kulturgeschichtliche Ansätze bei der Erforschung des europäischen Nationalismus im 19. und 20. Jahrhundert, in: *Wolfgang Hardtwig, Hans-Ulrich Wehler* (Hrsg.), *Kulturgeschichte heute* (GG, Sonderheft 16, Göttingen 1996) 255–283; *Ralph Jessen, Jakob Vogel*, Naturwissenschaften und die Nation. Perspektiven einer Wechselbeziehung in der europäischen Geschichte, in: *dies.* (Hrsg.), *Wissenschaft und Nation in der europäischen Geschichte* (Frankfurt a. M. 2002) bes. 12.

menspiel mit internationalen Transfers und europäischen Verbindungen sowohl die spezifische Entstehung als auch die jeweilige Wirkung wissenschaftlicher Perspektiven formte. Diese Zusammenhänge wie auch die erfahrungsgeschichtliche Prägung von Wissenschaften kann eine vergleichende Analyse, die von nationalen „Wissensordnungen“ ausgeht, ohne diese als gegeneinander abgeschlossene Einheiten zu verstehen, deutlich machen⁹.

Für eine solche komparative, für nationale Handlungssituationen wie auch für transnationale Verflechtungen sensible Annäherung im Bereich der Wissenschaftsgeschichte bieten Frankreich und Deutschland sinnvolle Beispiele, weil ihre Wissenschaftslandschaften um 1900 einerseits eng aufeinander bezogen, andererseits unterschiedlich institutionalisiert waren¹⁰. Zudem durchlebten die beiden Gesellschaften um 1900 ähnliche Entwicklungstrends, diese aber in differierender Intensität und unterschiedlichen Geschwindigkeiten¹¹. Was verglichen werden soll, sind demnach weniger zwei „nationale Wissenschaftskulturen“ als ein gesellschaftlicher Problematisierungsprozess in zwei national konturierten Erfahrungsräumen. Dieser Prozess hatte das Kernthema der europäischen Moderne und damit auch das Kernthema der modernen Sozialwissenschaften zum Gegenstand: das uneindeutig gewordene Verhältnis von Individualität und Kollektivität. Sichtbar wurde dieses Problem anhand der „Massen“. Diese standen in beiden nationalen Kontexten für die innere Ambivalenz moderner Erfahrungen, für das irritierende Ineinander von Homogenisierung und Heterogenisierung, von Vergemeinschaftung und Atomisierung. Sie verkörperten, in jeweils unterschiedlich konturierter Weise, die Krise der Moderne, aber auch die modernen Möglichkeiten. Sie erschienen als den vernunftbegabten Einzelnen bedrohende Flut des Irrationalen, aber auch als organisierbares Kollektiv im Dienste sozialer Erneuerung. Dieser uneindeutigen Herausforderung der modernen Gesellschaften widmeten sich die im Folgenden untersuchten deutschen und französischen Massenwissenschaftler¹².

⁹ Hierzu *Michael Werner, Bénédicte Zimmermann*, Vergleich, Transfer, Verflechtung. Der Ansatz der *Histoire croisée* und die Herausforderung des Transnationalen, in: GG 28/4 (2002) 607–636. Zum Konzept der „Wissensordnung“ vgl. *Peter Weingart*, Wissenschaftssoziologie (Bielefeld 2003) 139–141.

¹⁰ Vgl. *Erhard Stölting*, Akademische Soziologie in der Weimarer Republik (Berlin 1986) 63–70; *Fritz Ringer*, Felder des Wissens. Bildung, Wissenschaft und sozialer Aufstieg in Frankreich und Deutschland um 1900 (Weinheim u. a. 2003).

¹¹ Vgl. u. a. *Hartmut Kaelble*, Nachbarn am Rhein. Entfremdung und Annäherung der französischen und deutschen Gesellschaft seit 1880 (München 1991); *ders.*, Der Mythos von der rapiden Industrialisierung in Deutschland, in: GG 9/1 (1983) 106–118; *Heinz-Gerhard Haupt*, Frankreich. Langsame Industrialisierung und republikanische Tradition, in: *Jürgen Kocka* (Hrsg.), Europäische Arbeiterbewegungen im 19. Jahrhundert. Deutschland, Österreich, England und Frankreich im Vergleich (Göttingen 1983) 39–76.

¹² Unter „Massenwissenschaften“ werden in diesem Beitrag jene intellektuellen Positionen gefasst, die mit einem wissenschaftlichen Selbstverständnis und/oder auf ein wissenschaftliches Feld bezogen formuliert wurden und dabei die „Massen“ als spezifische soziale Einheit definierten. Dies bedeutet, dass beispielsweise die Felder von Statistik oder Demographie, die mit abstrahierten Massenerscheinungen oder massenhaften Verhaltensweisen befasst waren, nicht diskutiert werden.

Im Hinblick auf das Konzept der Erfahrung geht diese Untersuchung davon aus, dass Erfahrungen zu „machen“ nicht als eine individuelle Angelegenheit verstanden werden kann, sondern ein im Individuellen ausgetragener Prozess der Reproduktion und Produktion kollektiver Sinnstrukturen ist. Erfahrung wird somit als ein „Verarbeitungsprozess“ zwischen Wahrnehmung und Handlung verstanden, in dem stets eine gesellschaftliche Dimension enthalten ist¹³. In diesem Sinne verweist der Erfahrungsbegriff, insbesondere wenn man Reinhart Kosellecks Überlegungen mit neueren wissenssoziologischen und diskursanalytischen Theorieangeboten verknüpft, auf die Verflechtung und wechselseitige Bedingtheit sozialer, medialer, institutioneller und subjektiver Gegebenheiten. Gegenüber Koselleck, der individuelle, generationelle und systemische Erfahrungsebenen zwar als „korrelierende“, aber letztlich doch getrennt zu beschreibende Einheiten ansieht, wird somit der voraussetzungsreiche innere Zusammenhang zwischen diesen verschiedenen Ebenen stärker betont¹⁴.

Diese Annahmen erfordern vor allem die vernetzte Beschreibung sozialer, akademischer und biographischer Arenen wissenschaftlicher Produktion¹⁵. Die unauflösbare Intersubjektivität von Erfahrungen und wissenschaftlichen Perspektiven, welche zugleich die Idee des autonom denkenden „Klassikers“ in Frage stellt, wird zudem besonders deutlich fassbar in der Sprache, in geteilten oder umstrittenen Semantiken sowie in spezifischen Legitimations- und Argumentationsstrategien als Ausdruck institutionalisierter Wahrnehmungsmuster¹⁶. Die folgende Analyse wird daher auch die Ebene der nationalen Semantiken berücksichtigen. Schließlich gilt es, nicht nur nach den Bedingungen der Produktion, sondern auch nach den Wegen der Diffusion und Rezeption massenwissenschaftlicher Expertisen in den beiden nationalen Kontexten zu fragen. Die medialen Verbreitungsräume intellektueller Deutungen und die kommunikativen Netzwerke, in die

¹³ Nikolaus Buschmann, Horst Carl, Zugänge zur Erfahrungsgeschichte des Krieges. Forschung, Theorie, Fragestellung, in: *dies.* (Hrsg.), *Die Erfahrung des Krieges. Erfahrungsgeschichtliche Perspektiven von der Französischen Revolution bis zum Zweiten Weltkrieg* (Paderborn u. a. 2001) 18.

¹⁴ Vgl. Reinhart Koselleck, Erfahrungswandel und Methodenwechsel. Eine historisch-anthropologische Skizze, in: *ders.*, *Zeitschichten. Studien zur Historik* (Frankfurt a. M. 2003) bes. 34–41; sowie Nikolaus Buschmann, Aribert Reimann, Die Konstruktion historischer Erfahrung. Neue Wege zu einer Erfahrungsgeschichte des Krieges, in: *Buschmann, Carl*, *Erfahrung* 261–271.

¹⁵ Vgl. für erfahrungsgeschichtliche Überlegungen auch die methodischen Ausführungen bei Stephan Moebius, *Praxis der Soziologiegeschichte. Methodologien, Konzeptionalisierung und Beispiele soziologiegeschichtlicher Forschung* (Hamburg 2004); Dirk Kaesler, *Die frühe deutsche Soziologie 1909 bis 1934 und ihre Entstehungs-Milieus. Eine wissenschaftssoziologische Untersuchung* (Opladen 1984); sowie die Beiträge in: Nicole Racine, Michel Trebitsch (Hrsg.), *Sociabilités intellectuelles. Lieux, milieux, réseaux* (Cahiers de l'Institut d'histoire du temps présent 20, Paris 1992).

¹⁶ Vgl. Vera Nünning, Wahrnehmung und Wirklichkeit. Perspektiven einer konstruktivistischen Geistesgeschichte, in: Gebhard Rusch, Siegfried J. Schmidt (Hrsg.), *Konstruktivismus. Geschichte und Anwendung* (Frankfurt a. M. 1992) 91–118; Jutta Nowosadtko, Erfahrung als Methode und als Gegenstand wissenschaftlicher Erkenntnis. Der Begriff der Erfahrung in der Soziologie, in: *Buschmann, Carl*, *Erfahrung* 27–50.

massenwissenschaftliches Handlungswissen eingespeist werden konnte, sind aber nicht nur für die Frage relevant, wie Wissenschaftler ihre jeweilige Interpretation in die öffentliche Praxis umsetzen konnten, sondern sie wirkten ihrerseits schon in den wissenschaftlichen Erkenntnisprozess ein. Die Frage, wo und mit welcher Zielgruppe die entsprechenden Texte publiziert und verbreitet wurden, ist insofern für die erfahrungsgeschichtliche Einordnung der massenwissenschaftlichen Debatten ebenfalls zu klären.

II. Erfahrung und wissenschaftliche Perspektive – Frankreich: Von der Morallehre zur nationalen Organisation

Seit den 1880er Jahren wurde die Menschenmasse (*foule*) in Frankreich in Wissenschaft, Literatur und Kunst zunehmend als eigenständiges Wesen entdeckt¹⁷. Gleichwohl hatte der Faktor der „großen Zahl“ bereits die Entstehung der frühen Staatstheorien um 1800 geprägt und die Präsenz einer Vielheit von Menschen schon seit der Französischen Revolution Aufmerksamkeit erhalten¹⁸. Doch erst am Ende des 19. Jahrhunderts wurden anhand der Menschenmengen umfassende gesellschaftsdiagnostische Ansätze entworfen, die nicht nur den Bereich des Politischen, sondern zugleich die Massenhaftigkeit von Kultur und Freizeit, von sozialem Leben und Bildung, von Öffentlichkeit und Medien in den Blick nahmen. In diesem Kontext wurde das Thema der Masse auch zu einem Kernthema jener neuen sozialen Wissenschaften, die sich in Frankreich zu diesem Zeitpunkt um Legitimation bemühten¹⁹.

Die wissenschaftliche Suche nach einer republikanischen Soziodizee

Der Aufstieg der Massenwissenschaften in Frankreich ist nur aus der Geschichte der Dritten Republik und ihres Bedarfs an einer Soziodizee der laizistischen Gesellschaft zu verstehen. Denn für den Entwurf eines solchen republikanischen Selbstverständnisses waren die neuen Wissenschaften des Sozialen essentiell, versprachen sie doch eine vernunftorientierte Morallehre, die an die Stelle der Reli-

¹⁷ Hierzu *Bertrand Tillier*, *De la balade à la manif*. La représentation picturale de la foule dans les rues de Paris après 1871, in: *Sociétés et représentations* 17/1 (2004) 87–98; *Richard Thomson*, *The Troubled Republic. Visual Culture and Social Debate in France 1889–1900* (New Haven, London 2004) Kap. 2; *Stefan Andriopoulos*, *Die Revolution und der Kinematograph. Massen und Medien im fin de siècle*, in: *Gudrun Gersmann, Hubertus Kohle* (Hrsg.), *Frankreich, 1871–1914. Die Dritte Republik und die Französische Revolution* (Stuttgart 2002) 30–36.

¹⁸ Vgl. *Michael Gamper*, *Masse lesen, Masse schreiben. Eine Diskurs- und Imaginationsgeschichte der Menschenmenge 1765–1930* (München 2007); *Susanne Lüdemann, Uwe Hebekus* (Hrsg.), *Massenfassungen. Beiträge zur Diskurs- und Mediengeschichte der Menschenmenge* (München 2010).

¹⁹ Eine jüngst erschienene Synthese der einschlägigen Positionen, die auch die Brücke zu literarischen Vorläufern des soziologischen Massendiskurses schlägt, bei *Vincent Rubio*, *Le regard sociologique sur la foule à la fin du XIX^e siècle*, in: *Mil neuf cent* 28 (2010) 13–33.

gion treten konnte und zugleich Modernität signalisierte²⁰. In diesem Selbstverständnis sollte die Republik nicht nur ein politisches System, sondern ein umfassendes Modell der Sinnstiftung sein.

Prägendes intellektuelles Phänomen dieser Phase war der *solidarisme*, der sich in den 1890er Jahren und insbesondere seit der Dreyfus-Affäre zur offiziellen Gesellschaftsphilosophie der Dritten Republik entwickelte und eine nationale Alternative zu Liberalismus, Katholizismus und Sozialismus bieten wollte. Er verband eine liberale Weltsicht mit moderatem staatlichen Reformismus; die Basis dieser solidarischen Gesellschaft sollte ein wissenschaftlich begründetes Prinzip sittlicher Verbundenheit darstellen²¹. Die Entstehung und Konturierung der Massenwissenschaften am Ende des 19. Jahrhunderts ist daher vor diesem Hintergrund der offensiven Propagierung eines Gesellschaftsmodells zu verstehen, das Patriotismus mit volkspädagogischer Ausrichtung und moralischen Argumentationsweisen verband. Kommuniziert wurden solidaristische Ideen von republikanischen Intellektuellennetzwerken wie der *Union pour l'action morale*, in der prominente Namen wie der Philosoph Alfred Fouillée (1836–1912), der radikalsozialistische Bildungspolitiker Ferdinand Buisson (1841–1932), der Ökonom Charles Gide (1847–1932) und der aus der Durkheim-Schule kommende Soziologe Célestin Bouglé (1870–1940) Mitglied waren. Insofern ist in der Analyse der massenwissenschaftlichen Stellungnahmen ihre Positionierung gegenüber solchen politiknahen Denkkreisen wie auch ihre Abgrenzung zu den von Émile Durkheim (1858–1917), dem in dieser Phase die erfolgreiche Institutionalisierung seines wissenschaftlichen Ansatzes gelang, vorgebrachten soziologischen Deutungen der Moderne zu berücksichtigen.

Denn der eigentliche wissenschaftliche Massendiskurs fand nicht in den erwähnten solidaristischen Zirkeln statt, wenngleich gegenseitige Rezeptionen beobachtbar waren. Die Entdeckung der *foules* als wissenschaftlicher Gegenstand wurde vielmehr von Akteuren getragen, die sich eher am Rande des akademischen Feldes und jenseits der etablierten Eliten der republikanischen Selbstdeutung bewegten. Der Massendiskurs in den französischen Wissenschaften wurde somit nicht aus der hegemonialen Perspektive einer intellektuell akzeptierten und politisch institutionalisierten Weltanschauung, sondern als Gegenentwurf und kulturkritische Beobachtung republikanischer Verhältnisse formuliert – ohne damit notwendig reaktionär oder antirepublikanisch zu sein. Vielmehr zeigten sich die französischen Massenwissenschaften als eine Mischung modernitätskritischer

²⁰ Vgl. Peter Wagner, Sozialwissenschaften und Staat. Frankreich, Italien, Deutschland 1870–1980 (Frankfurt a. M. 1990) bes. 221; sowie Lutz Raphael, Vom Sozialphilosophen zum Sozialingenieur? Die Position der anwendungsorientierten Sozialwissenschaften in der französischen Wissenschaftskultur der Jahrhundertwende, in: Gangolf Hübinger, Rüdiger vom Bruch, Friedrich Wilhelm Graf (Hrsg.), Kultur und Kulturwissenschaften um 1900. Bd. II: Idealismus und Positivismus (Stuttgart 1997) 296–317.

²¹ Vgl. François Beilecke, Französische Intellektuelle und die Dritte Republik. Das Beispiel einer Intellektuellenassoziation, 1892–1939 (Frankfurt a. M., New York 2003) 269f.; Christian Gülich, Die Durkheim-Schule und der französische Solidarismus (Wiesbaden 1991); Ringer, Felder 235f.

Argumentationen mit den methodischen Anforderungen des vorherrschenden positivistischen Wissenschaftsverständnisses²². Die sprachliche und analytische Präsentation der massenwissenschaftlichen Perspektiven zielte auf die Verankerung der eigenen Deutungen im wissenschaftlichen Kontext, zugleich aber waren sie für eine breitere Öffentlichkeit konzipiert, die kritisch nach der Legitimation des sozialen Zusammenhangs in der Republik fragte. Anhand der zwei bekanntesten Protagonisten der französischen Massendeutung der Jahrhundertwende – Gabriel Tarde (1843–1904) und Gustave Le Bon (1841–1931) – sollen diese Zusammenhänge im Folgenden genauer betrachtet werden.

Massenkriminologie und die Utopie der Öffentlichkeit um 1900

Tarde galt zeitgenössisch als wichtigster Gegenspieler Durkheims und bedeutsamer Protagonist der Konflikte um die Etablierung der Soziologie als Disziplin²³. Er war zugleich aber eine widersprüchliche Figur, ein Grenzgänger – auch aus diesem Grund erlebt Tarde seit einigen Jahren eine Wiederentdeckung als eigenständiger Theoretiker sozialer Mikrobeziehungen²⁴. Als Jurist war er zunächst fast zwanzig Jahre als Richter in Sarlat tätig, 1894 wechselte er als Leiter der Abteilung für Statistik ins Justizministerium. Erst 1900 erhielt er die Professur für Philosophie am Collège de France und wurde somit aufgenommen in jene elitären Zirkel, von denen sich Durkheim und die Professoren der Neuen Sorbonne mit ihrer Betonung eines akademischen Stils und strenger Gesetzmäßigkeiten abgrenzten. Inszenierten sich die Durkheimianer in dieser Weise als junge Rebellen, so repräsentierte Tarde für sie die zu überkommene Praxis un-wissenschaftlichen Philosophierens über Phänomene des Irrationalen. In der Wissenschaftsgeschichte galt Tarde lange als Verlierer dieses Kampfes, zeitgenössisch aber zählte er, auch international, zu den einflussreichsten Soziologen²⁵.

²² Vgl. Ringer, Felder 233–235.

²³ Vgl. das Streitgespräch zwischen Tarde und Durkheim, als szenische Lesung vorgetragen auf der Konferenz „*Tarde/Durkheim: Trajectories of the Social*“, Cambridge, 14.–15. 3. 2008, <http://www.bruno-latour.fr/expositions/TARDE-DURKHEIM-GB.pdf> [Zugriff 11. 5. 2011]. In Deutschland wurde Tarde sogar stärker wahrgenommen als Durkheim, zu seiner internationalen Rezeption vgl. Christian Borch, Urs Stäheli, Einleitung, in: *dies.* (Hrsg.), *Soziologie der Nachahmung und des Begehrens* (Frankfurt a. M. 2009) 24–30.

²⁴ Vgl. Laurent Mucchielli, Tardomania? Réflexions sur les usages contemporains de Tarde, in: Massimo Borlandi u. a. (Hrsg.), *Gabriel Tarde et la criminologie au tournant du siècle* (Revue d'histoire des sciences humaines 3, Villeneuve d'Ascq 2000) 161–184; Klaus Gilgenmann, Gabriel Tarde oder die Erfindung und Nachahmung eines Klassikers, in: <http://www.home.uni-osnabrueck.de/kgilgen/archiv/kg-2010-TardeRezension.pdf>; sowie den Sammelband Borch, Stäheli, *Soziologie*.

²⁵ Vgl. Ian Lubek, Histoire de psychologies sociales perdues: le cas de Gabriel Tarde, in: *Revue française de sociologie* 22/3 (1981) 361–395; Pierre Favre, Gabriel Tarde et la mauvaise fortune d'un „baptême sociologique“ de la science politique, in: *Revue française de sociologie* 24/1 (1983) 3–30.

In seinen frühen Arbeiten widmete sich Tarde zunächst der Massenkriminalität – einem der Modethemen der französischen Öffentlichkeit der Zeit. Das Reden über massenhafte Verbrechen war verbreitet, weil sich darin Ängste und Abwehrbewegungen angesichts der gesellschaftlichen Demokratisierung formulieren ließen, ohne das republikanische Ethos der Gleichheit grundsätzlich in Frage zu stellen²⁶. Vor diesem Hintergrund öffentlicher Leitdebatten sind daher Tardes massenkriminologische Expertisen zu verstehen, zugleich aber arbeitete er bezogen auf das wissenschaftliche Feld der entstehenden Soziologie. Seine Studien erschienen in Fachzeitschriften wie den *Archives d'anthropologie criminelle*, aber auch in der *Revue des deux mondes* und der *Revue de Paris*, die eher auf die gebildete Öffentlichkeit ausgerichtet waren; sie präsentierten Statistiken zur Kriminalitätsrate, aber auch moralphilosophische Reflexionen. Aus der juristischen Praxis kommend und vom naturwissenschaftlichen Denken der Zeit beeinflusst, verfasste Tarde viele seiner Texte dennoch in dezidiert literarischem Stil, auch dies eine Form der Abgrenzung gegenüber dem Wissenschaftsverständnis der Durkheimianer. Während universitär verankerte Massenkriminologen wie Scipio Sighele oder der weniger bekannte Henry Fournial umfassend dokumentierte Studien vorlegten, publizierte Tarde seine Überlegungen in eher essayistischer Form. Gleichwohl blieb er in seiner Theoriebildung stets darauf orientiert, wissenschaftlich und quantifizierbar zu arbeiten²⁷. Tarde gelang in Frankreich keine Institutionalisierung seiner Wissenschaft als „Schule“, dies war aber auch nicht seine Zielsetzung. Eher war er, der selbst administrative Elite repräsentierte, mit anderen der um René Worms' versammelten Vertreter einer „internationalen Soziologie“ auf politisch einflussreiche Zirkel der Verwaltung sowie auf ein von den Zivilisationsgefahren der Moderne beunruhigtes bürgerliches Milieu orientiert, das sich im Bereich von Zensurgesetzgebung und Volksbildung engagierte. Trotz solcher Bündnisse im Bereich der Politikberatung aber grenzte Tarde sich nicht nur gegen den „Soziologismus“ Durkheims, sondern zugleich gegen Worms' „Biologismus“ ab und schuf mit solchen Positionierungen paradigmatische Konturen für das von ihm gelieferte Wissen²⁸.

²⁶ Vgl. Bettina C. Schmidt, Jugendkriminalität und Gesellschaftskrisen. Umbrüche, Denkmodelle und Lösungsstrategien im Frankreich der Dritten Republik (1900–1914) (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beiheft 182, Stuttgart 2005) 25f. und 541–546; Dominique Kalifa, L'encre et le sang. Récits de crimes et société à la Belle Époque (Paris 1995); Robert Nye, Crime, Madness and Politics in Modern France. The Medical Concept of National Decline (Princeton 1984).

²⁷ Vgl. Bruno Latour, Eine andere Wissenschaft des Sozialen? Vorwort zur deutschen Ausgabe, in: Gabriel Tarde, Monadologie und Soziologie (Frankfurt a.M. 2008) 14; Jaap van Ginneken, Crowds, Psychology, and Politics, 1871–1899 (Cambridge 1992) 236; Wolf Lepenies, Drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft (München, Wien 1985) 59–64; Laurent Mucchielli, La découverte du social. Naissance de la sociologie en France (1870–1914) (Paris 1998) bes. 141–143.

²⁸ Vgl. Roger L. Geiger, The Institutionalization of Sociological Paradigms: Three Examples from Early French Sociology, in: Journal of the History of the Behavioral Sciences 11 (1975) 235–245; Michael Pollak, Gesellschaft und Soziologie in Frankreich. Tradition und Wandel in der

Tarde beschrieb die Formierung der Massen als Ergebnis sozialer Nachahmung, die für ihn das Grundprinzip jeder Vergesellschaftung darstellte, in der Massenerfahrung aber in besonderer Intensität zum Ausdruck kam. In ihr manifestierte sich die urbane Lebensweise und damit der Nukleus jeder modernen Sozialität²⁹. Mit dem Konzept der Nachahmung blieb Tardes gedanklicher Ausgangspunkt, anders als bei der auf die sozialen Strukturen orientierten Durkheim-Schule, die Singularität des Einzelnen, zugleich aber brach er die rationalistische Konzeption des autonomen Individuums auf, indem er dieses selbst als Zusammenspiel einer Vielzahl von Monaden und sich überlagernden Nachahmungsströme begriff³⁰. Die daraus geformten Massen zeigten sich als ein triebgesteuertes, organisches Gefüge, das durch das unmittelbare Absinken des sittlichen Niveaus, die *folie morale*, der in ihm Versammelten gekennzeichnet war³¹. Der Begriff der *moralité*, also der Sittlichkeit, stellte in dieser Phase in Frankreich ein einflussreiches soziales Deutungsmuster dar. In diesem Rahmen war es gerade die „Unsittlichkeit“ der Massen, die immer wieder thematisiert wurde, nicht nur bei Tarde. Er begriff dabei, wohl auch in Abgrenzung zur im Nationalen verankerten republikanischen Soziologie der Durkheim-Schule, Moral explizit als eine internationale, humanistische Kategorie, als Ausdruck nicht des Patriotismus, sondern der „Liebe zu unserer europäischen Zivilisation“³². Auch sein wissenschaftliches Selbstverständnis war international und auf den europäischen Raum bezogen³³.

Gleichwohl zeigten sich seine Arbeiten vom nationalen Erleben der Französischen Revolution und der krisenhaften Etablierung der Dritten Republik erkennbar geprägt, insbesondere von den anarchistischen Attentaten und den sozialistischen Mobilisierungserfolgen der frühen 1890er Jahre. Die Beispiele, die er zur Illustration seiner massenwissenschaftlichen Thesen anführte, entnahm er entweder aus ihm von anderen (insbesondere Hippolyte Taines Geschichtswerken) vermittelten Beschreibungen der Revolution oder den unmittelbaren politischen Ereignissen seiner Zeit. Zudem spricht er, wie alle französischen Massentheoretiker des späten 19. Jahrhunderts, nicht von den Massen (*masses*), sondern von den *foules*, also der Menschenmenge, wie sie im Kontext der revolutionären politi-

neueren französischen Soziologie (Königstein/Ts. 1978) 14ff.; *Hervé Terral*, *Le dialogue Tarde-Buisson: 'L'enfance criminelle et l'éducation' (1897)*, in: *Champ pénal / Penal Field. Nouvelle revue internationale de criminologie*, XXXIVe Congrès français de criminologie: Les criminologiques de Tarde (2005), <http://champpenal.revues.org/247> [Zugriff: 18. Mai 2011]; *Ginneken*, *Crowds* 201.

²⁹ Vgl. *Gabriel Tarde*, *Les crimes des foules*, in: *Archives d'anthropologie criminelle et des sciences pénales* 7 (1892) 355. Hierzu auch *Christian Borch*, *Urbane Nachahmung. Neue Perspektiven auf Tardes Soziologie*, in: *Borch, Stäbeli*, *Soziologie*, bes. 355–360.

³⁰ Vgl. *Gabriel Tarde*, *Monadologie et sociologie. Les monades et la science sociale*, in: *Revue internationale de sociologie* 1 (1893) 157–231. Hierzu auch *Latour*, *Wissenschaft*.

³¹ Vgl. *Tarde*, *Crimes des foules* 357.

³² Hierzu *Tarde*, *Crimes des foules* 379; *ders.*, *La jeunesse criminelle*, in: *Revue pédagogique* (15. März 1897) 215; sowie *ders.*, *Avenir de la moralité*, in: *Revue philosophique de la France et de l'étranger* 11/22 (1886) 400–407.

³³ Vgl. *Latour*, *Wissenschaft* 14.

schen Umbrüche seiner Zeit auf den Straßen und in den Parlamenten sichtbar geworden war.

Erst mit der Dreyfus-Affäre änderte sich diese Gewichtung, wenngleich Tarde dabei, ähnlich wie Le Bon, politisch nicht involviert war³⁴. Schon in den früheren Studien hatte Tarde gelegentlich der Wirkung der modernen Presse auf die Massenbildung Aufmerksamkeit gewidmet. Nun rückte die mediale Verfasstheit der Moderne ins Zentrum seines wissenschaftlichen Interesses – erfahrungsgeschichtlich gesehen in einer Phase, als Frankreich die höchste Pressedichte der Welt aufwies³⁵. Es war daher auch die Frage nach der sittlichen Rolle der Presse in der modernen Gesellschaft, die Tardes wissenschaftlicher Expertise besondere Aufmerksamkeit verschaffte. Alfred Fouillée griff 1897 Tardes Thesen zur Wirkung der Massenpresse auf die jugendliche Kriminalität in einem Beitrag auf, der eine Umfrage in der *Revue bleue* 1897/98 nach sich zog. Fouillée war einer der Vordenker des *solidarisme*, doch an der Debatte beteiligten sich so unterschiedliche Politiker und Intellektuelle wie Jean Jaurès, Maurice Barrès, Émile Zola und Raymond Poincaré. Tarde selbst meldete sich parallel mit einem Aufsatz in der *Revue pédagogique* zu Wort, die von dem Solidaristen Buisson herausgegeben wurde. Unabhängig von den unterschiedlichen politischen Positionen wurde die Gegenwart von allen Beteiligten als moralische Krisensituation beschrieben und der Aufstieg der Massenpresse als bedeutsame Ursache dieser Krise angesehen – verknüpft mit je nach Standpunkt unterschiedlichen Faktoren (wie Mängeln des Parlamentarismus und des Bildungssystems, Auflösung sozialer Bindungen, Alkoholismus). Besonders für jene, die wie Fouillée ein sittliches Fundament der republikanischen Gesellschaftsordnung liefern wollten, erschien das Pressewesen aber nicht nur als Bedrohung, sondern zugleich als eine Art „Grundschule“ der Massen. Im Dienste der *moralisation populaire* forderten sie daher nicht nur die Verbesserung des schulischen Unterrichts, sondern auch die Versittlichung der Pres-selandschaft³⁶.

Mit seinen späteren Studien lieferte Tarde für solche Diskussionen eine Art Utopie der republikanischen Gesellschaft als einer vielgestaltigen und doch auf geistiger Ebene zu einenden Öffentlichkeit³⁷. Tarde kam in dieser Phase in der Hauptstadt, im wissenschaftlichen Feld und, bis zu einem gewissen Grade, auch in der Dritten Republik an, in deren elitäre Institutionen er aufgenommen wurde. Damit einher ging die Überwindung der Massensemantik. An Le Bon gerichtet argumentierte Tarde, die *foule* sei die „soziale Gruppe der Vergangenheit“, der *public* hingegen die „soziale Gruppe der Zukunft“. Hier erwies sich somit der

³⁴ Vgl. *Ginneken*, *Crowds* 214.

³⁵ Vgl. *Jean-Yves Mollier*, L'émergence de la culture de masse dans le monde, in: *ders.*, *Jean-François Sirinelli*, *François Vallotton* (Hrsg.), *Culture de masse et culture médiatique en Europe et dans les Amériques, 1860–1940* (Paris 2006) 71; *Christophe Charle*, *Le siècle de la presse, 1830–1939* (Paris 2004).

³⁶ *Alfred Fouillée*, Les jeunes criminels, l'école et la presse, in: *Revue des deux mondes* (15. Januar 1897) 434.

³⁷ Vgl. *Gabriel Tarde*, Le public et la foule, in: *La Revue de Paris* (1. August 1898) 634.

entstehende publizistische Massenmarkt nicht nur als Plattform der Vermittlung, sondern zugleich als Anlass der Verschiebung wissenschaftlicher Deutungen und als Motor der Entwicklung zukunftsgewandter Handlungsoptionen, welche die „moderne“ Gesellschaft von den (nun abstrahierten) Massen her dachten³⁸. Anders als in seiner Analyse der verbrecherischen „Massen“ war Tardes Perspektive mit dem Terminus der „Öffentlichkeit“ weniger auf die krisenhaften Konflikte der Vergangenheit als auf die mögliche Befriedung der Gesellschaft in der Zukunft gerichtet. Der *public* stand für eine Form der „demokratischen und vernunftmäßigen Zählung des Massenphänomens“³⁹. Diese Öffentlichkeit verstand Tarde als eine „intellektualisierte“ Gemeinschaft, als eine durch Spiritualisierung stabilisierte Form der Masse; die Spielräume des Intellektuellen sah er in deren gezielter Beeinflussung, mehr noch aber im Rückzug, in der bewussten Distanzierung⁴⁰. Anders als in seinen massenkriminologischen Studien, in denen er den Prozess der Imitation als eine von den Anführern (*meneurs*) zu den Massen herabführende, also unilaterale und hierarchisch strukturierte Bewegung beschrieb, sah er in den Öffentlichkeiten eine bilaterale Form gegenseitiger Nachahmung am Werk⁴¹.

In seiner Biographie verkörperte der Praktiker Tarde zwar den Typus des neuen Sozialexperten, in seinem seit den 1890er Jahren entwickelten Denkgebäude, das er in der Konfrontation mit der Durkheim-Schule zuspitzte, aber zeigte er sich zugleich als Vertreter einer idealistische Denktraditionen bewahrenden Positivismuskritik, die in Frankreich in dieser Phase marginalisiert wurde⁴². Während Tarde dabei trotz seiner Vernetzung mit politischen Debatten in seinem Arbeiten stets auf das Feld der Wissenschaft bezogen blieb, wirkte der Mediziner Gustave Le Bon mit seinen Thesen zum Kollektivwesen der hypnotisierten Masse, seiner Synthese aus Naturwissenschaft und Kulturkritik sowie seinem Schlagwort vom beginnenden „Zeitalter der Massen“⁴³ vor allem als Popularisierer.

Eine massenpsychologische Prophetie des 20. Jahrhunderts

An der Institutionalisierung der Sozialwissenschaften in Frankreich war Le Bon nicht beteiligt. Er ging stattdessen den Weg des Privatgelehrten und Publizisten, der das entstehende universitäre Milieu ablehnte, sich gleichwohl jenen Themen widmete, die auch in den dortigen Disziplinen diskutiert wurden. Durch die Betonung seiner szientistischen Herangehensweise und die Zurückweisung jeder Wissenschaftsskepsis grenzte er sich zugleich von den intellektuellen Kulturkriti-

³⁸ Gabriel Tarde, *Le public et foule*, in: *La Revue de Paris* (15. Juli 1898) 287 und 294. Hierzu auch Jean Milet, *Gabriel Tarde et la notion de la société*, in: *Recherche sociale* 53 (1975) 61–65.

³⁹ Jacques Julliard, *Foule, public, opinion*, in: *Mil neuf cent* 28 (2010) 10.

⁴⁰ Tarde, *Public et foule* 621.

⁴¹ Vgl. Ginneken, *Crowds* 218.

⁴² Vgl. Raphael, *Sozialphilosophen* 302.

⁴³ Gustave Le Bon, *Psychologie des foules* (Paris 1895) 1.

kern des *fin de siècle* wie Maurice Barrès oder Joris-Karl Huysmans ab⁴⁴. Die Belagerung von Paris 1870, die er als 29-jähriger Chefarzt einer Lazarettabteilung erlebt hatte, sowie die Pariser Commune bezeichnete Le Bon als seine entscheidenden Massenerfahrungen. Hier beobachtete er die Hypnotisierbarkeit der Massen, ihre Gehorsamkeit bis zur Selbstaufgabe, die er dann zum Gegenstand seiner massenpsychologischen Publikationen machte⁴⁵. Aber auch die frühe Form der propagandistischen Massenmobilisierung und der gezielten Gefährdung der politischen Ordnung durch den Machtfaktor Masse, für die der Boulangismus der späten 1880er Jahre stand, kam in Le Bons Beobachtungen zum Ausdruck. Sein Werk *La psychologie des foules* synthetisierte zudem jene intellektuellen Diskurse seiner Zeit, die mit naturwissenschaftlichen und biologistischen Anklängen auch das breitere Publikum interessierten, insbesondere die von Tarde und Sighele entwickelte Massenkriminologie, die von Jean-Martin Charcot und anderen unternommenen hypnotischen Studien sowie rasse- und völkerkundliche Theorien. Dieses Buch erreichte bereits zu Lebzeiten Le Bons eine Auflage von 39 600 Exemplaren und wurde bis 1928 in 35 Auflagen verlegt; es war ein nationaler wie internationaler Bestseller⁴⁶. Während die erste deutsche Übersetzung von Tardes *Les lois de l'imitation* (dessen Auflage in Frankreich zeitgenössisch bei 4 600 Exemplaren lag⁴⁷) im Jahr 2009 erschien und seine massenkriminologischen und öffentlichkeitssoziologischen Studien bis heute nicht ins Deutsche übertragen wurden, erschien Le Bons Hauptwerk unter dem Titel *Psychologie der Massen* bereits 1908 auf Deutsch. Bedeutsame Intellektuelle wie Paul Valéry und Paul Adam, Sigmund Freud und Henri Bergson zeigten sich von ihm beeinflusst.

Le Bons Resonanzraum aber war vor allem eine politische bzw. politisch interessierte Öffentlichkeit: Seit 1892 versammelte er gemeinsam mit dem Psychologen Théodule Ribot regelmäßig Zirkel um sich, zu denen republikanische Politiker wie Aristide Briand, Édouard Herriot und Poincaré, aber auch Monarchisten wie Henri d'Orléans sowie hohe Offiziere, Funktionäre, Unternehmer und Professoren gehörten. Mit seinen Publikationen war er darum bemüht, einer jener Mediziner zu werden, deren Expertenwissen in den parlamentarischen und administrativen Kreisen gefragt war – denn die Präsenz der *foules* und die Grenzen ihrer Disziplinierbarkeit als *peuple* im Rahmen einer demokratischen Ordnung beschäftigten die politische Führung. So wurden auch Le Bons zivilisationshistorische Studien staatlich gefördert, auf Intervention Marie François Sadi Carnots, der zu diesem Zeitpunkt Finanzminister und als Staatspräsident einige Jahre später mitverantwortlich für die antianarchistischen Pressegesetze von 1893/94 war. Rezipiert wurde Le Bon darüber hinaus in Kreisen der Wirtschaft, deren aus der

⁴⁴ Vgl. *Le Bon*, *Psychologie des foules* II und 4f. Hierzu auch *Pollak*, *Gesellschaft* 10f.; *Benoît Marpeau*, *Les stratégies de Gustave Le Bon*, in: *Mil neuf cent 9* (1991) 128.

⁴⁵ Vgl. *Peter R. Hofstätter*, Einführung, in: *Gustave Le Bon: Psychologie der Massen* (Stuttgart 1982) XVII.

⁴⁶ Vgl. *Benoît Marpeau*, *Gustave Le Bon. Parcours d'un intellectuel, 1841–1931* (Paris 2000) 345.

⁴⁷ Vgl. *Ginneken*, *Crowds* 224.

Praxis kommende Fragestellungen er in seinen diversen Publikationen aufgriff. Zugleich war Le Bon international vernetzt, in der von ihm bei Flammarion herausgegebenen Reihe erschien 1914 etwa Robert Michels *Soziologie des Parteienwesens* in französischer Übersetzung⁴⁸.

Auch Le Bon beschrieb die Massen als triebgesteuertes Kollektivwesen, anders als Tarde aber lehnte er die republikanische Bildungskonzeption prinzipiell ab, weil das Verhalten der Massen nicht durch Vernunft, sondern durch impulsive Irrationalität und animalische Instinkte geprägt sei. Daher sei eine Form der Erziehung nötig, die auf einer repetitiven Schulung „sittlicher Reflexe“ basiere, pragmatisches Erfahrungshandeln und körperliches Training einbeziehe sowie die instinktiven Fähigkeiten fördere⁴⁹. Zu einer Zeit, als Tarde mit seiner Konzeption der Öffentlichkeit an der vernunftgeleiteten Intellektualität Einzelner als Zukunftsprinzip festhielt, entwickelte Le Bon somit bereits Strategien der technokratischen Organisation einer von der Irrationalität ausgehenden Massengesellschaft⁵⁰. Le Bon kritisierte dabei vor allem das humanistische Gleichheitsdenken der Moderne. In seinen Augen war die Masse Trägerin eines neuen Zeitalters, die es mit ihr angemessenen, eben nicht egalitären Strategien zu „regieren“ gelte; dazu zählten die Führung durch charismatische Einzelne sowie eine bildhafte Massenpropaganda mittels moderner Medien. Diese seien in der Lage, die Masse gleichermaßen zu gutem wie zu schlechtem Verhalten zu verführen: „Es hängt alles von der Art der Suggestionen ab, denen die Masse unterliegt. Das haben die Schriftsteller, die die Masse nur vom kriminellen Gesichtspunkt her studiert haben, völlig verkannt. Gewiss ist die Masse oft verbrecherisch, oft aber auch heldenhaft.“⁵¹

Le Bon bot somit eine Sicht der Massen an, die zwar deren destruktives Verhalten beschrieb und die demokratische Gleichheitsidee fundamental in Frage stellte

⁴⁸ Vgl. *Ginneken*, *Crowds* 130–187; sowie *Marpeau*, *Stratégies*, bes. 117–120; *ders.*, *Capitalisme et „psychologie de l’éducation“*: Gustave Le Bon et les milieux d’affaires au début du XX^e siècle, in: *Le Mouvement social* 191 (2000) 7–24. Zu Le Bon auch *Susanna Barrows*, *Distorting Mirrors. Visions of the Crowd in Late Nineteenth-Century France* (New Haven, London 1981); *Robert A. Nye*, *The Origins of Crowd Psychology. Gustave Le Bon and the Crisis of Mass Democracy in the Third Republic* (London, Beverly Hills, CA 1975); *Marpeau*, *Gustave Le Bon*, bes. Kap. 4.1; *Dominique Cochard*, *Les foules et la Commune. Analyse des premier écrits de psychologie des foules*, in: *Recherches de psychologie sociale* 4 (1982) bes. 52 ff. Wenig hilfreich für die Einordnung Le Bons die Arbeit von *Catherine Rouvier*, *Les idées politiques de Gustave Le Bon* (Paris 1986).

⁴⁹ *Gustave Le Bon*, *Psychologie de l’éducation* (Paris 1902). Hierzu *Roger L. Geiger*, *Democracy and the Crowd. The Social History of an Idea in France and Italy, 1890–1914*, in: *Societas* 7/1 (1977) 56; *Raphael*, *Sozialphilosophen* 310; *Marpeau*, *Capitalisme*, bes. 14–17. Zur Massenperzeption der republikanischen Führung vgl. *Gilles Candar*, *Jaurès et la foule*, in: *Mil neuf cent* 28 (2010) 83–99; sowie *Vincent Rubio*, *La foule, un mythe républicain?* (Paris 2008).

⁵⁰ „Jede fruchtbare Initiative“, so beharrte hingegen Tarde, gehe „letztlich von einem individuellen Denken aus, unabhängig und stark; und um zu denken, bedarf es der Isolation nicht nur von der Masse, [...] sondern von der Öffentlichkeit. Das ist es, was die großen Lobredner des als Masse verstandenen Volkes vergessen.“ (*Tarde*, *Public et foule* 634).

⁵¹ *Le Bon*, *Psychologie des foules* 21. Hierzu auch *Shlomo Sand*, 1895. *Les images, les foules et le cinema*, in: *Le Mouvement social* 172 (1995) 7–19.

– zugleich aber die Masse als im Dienste unterschiedlicher Interessen führbar und als sittliches Subjekt der gesellschaftlichen Ordnung entdeckte. Eher als ein Vordenker faschistischer Techniken ist Le Bon damit als Experte einer modernen republikanischen Massenpolitik zu verstehen, weil er seine Analyse als alarmistischen Weckruf an die auf den Solidarismus vertrauende politische Führung der Dritten Republik und nicht als Option für den Totalitarismus formulierte⁵². Das Massenzeitalter erschien ihm als reale Bedrohung und nicht als politische Utopie – aber es war eben zugleich unhintergehbare Gegenwart. Die bei Le Bon zum Ausdruck kommende „konstruktive“, zukunftsentscheidende Funktion der Massen hatte Tarde hingegen nicht analysiert, ihm war es vielmehr um die Überwindung des problematischen Massencharakters durch die individualisierte Gemeinschaft der Öffentlichkeit und die Neubegründung der *morale civique* gegangen. Während Le Bon als Prophet des 20. Jahrhunderts bezeichnet worden ist, der das Verschwinden des 19. Jahrhunderts leidenschaftlich bedauert habe⁵³, scheint die Massenwissenschaft Tardes ganz in den Erfahrungsräumen und -horizonten des 19. Jahrhunderts verwurzelt; für das frühe 20. Jahrhundert bot sie jedenfalls keine durchsetzungsfähigen Handlungsstrategien. Tardes wissenschaftliche Wirkung endete (zunächst) mit seinem Tod 1904. Die Strategien, die Le Bon, der erst 1931 starb, für die Regierung der Massengesellschaft vorschlug, erhielten hingegen verstärkt seit dem Ersten Weltkrieg in verschiedenen politischen Zusammenhängen konkrete Relevanz und wurden insbesondere von Protagonisten der europäischen Rechten aufgegriffen, die ihn als Dogmatiker der manipulativen Massenpropaganda lasen⁵⁴. Beide, Le Bon wie Tarde, blieben aber letztlich vor allem am Schicksal des vernunftbegabten Individuums in der modernen Massengesellschaft interessiert sowie an der Sicherung des republikanischen Systems. Die nachfolgenden Massen-Diskurse der Zwischenkriegszeit wurden hingegen bereits getrieben von der revolutionären Suche nach einer neuen Ordnung und von den radikalen, das liberale Menschenbild endgültig hinwegfegenden Erfahrungen der Massenschlachten des Weltkrieges.

Entwissenschaftlichung und die Organisation der Massen in der Zwischenkriegszeit

Nach dem Ersten Weltkrieg verlor die akademische Soziologie in Frankreich zeitweilig ihre Deutungshoheit. Massenbeschreibungen kamen nun eher von jungen Philosophen der Tat, die sich als Technokraten eines Dritten Weges und nicht primär als Wissenschaftler verstanden. Das letztlich individualistische Konzept der

⁵² Vgl. *Ginneken*, *Crowds* 161.

⁵³ *Nye*, *Origins* 181f.

⁵⁴ Vgl. *Olivier Bosc*, *Gustave Le Bon, un mythe du XX^e siècle?*, in: *Mil neuf cent* 28 (2010) bes. 114–119; analytisch überholt *Alfred Stein*, *Adolf Hitler und Gustave Le Bon. Der Meister der Massenbewegung und sein Lehrer*, in: *GWU* 6 (1955) 362–368; in der französischen Forschung relevant für diese Einordnung Le Bons bes. *Zeev Sternhell*, *La droite révolutionnaire, 1885–1914. Les origines françaises du fascisme* (Paris 1978).

Sittlichkeit wurde bei ihnen durch die Idee der Nation als zu organisierendes Kollektiv überlagert, das Individuum (*individu*) als Leitkategorie ersetzt durch die sozial vergemeinschaftete Person (*personne*). Dabei sprachen sie nicht mehr von den *foules*, sondern von den *masses*⁵⁵. Letztere definierte der Le Bon-Schüler André Joussain 1937 in Abgrenzung zu den *foules* als Gruppierungen kontinuierlich vorhandener – etwa nationaler, kommerzieller oder ökonomischer – Interessenlagen (Produzenten/Konsumenten, Berufsverbände, Gewerkschaften)⁵⁶. Die Frage dauerhafter Organisierbarkeit solcher Massen rückte damit ins Zentrum der Debatte – ähnlich wie ungefähr zeitgleich in Deutschland, wo dies aber unter wissenschaftshistorisch und erfahrungsgeschichtlich anderen Bedingungen stattfand. Während die französische Massenperzeption in dieser Phase zeitweilig gewissermaßen „entwissenschaftlicht“ bzw. im Sinne eines neuen intellektuellen Selbstverständnisses politisiert und entakademisiert wurde⁵⁷, begann in Deutschland deren Verwissenschaftlichung im Kontext der Institutionalisierungsbestrebungen der Soziologie als Disziplin, geprägt aber zugleich von den praktisch-politischen Standorten der beteiligten Wissenschaftler in den Krisenjahren der Weimarer Republik.

III. Erfahrung und wissenschaftliche Perspektive – Deutschland: Von der Kulturkritik zur Ordnung der Gemeinschaft

Gegenüber dem relativ klar konturierten Feld der Massenwissenschaften in Frankreich, wo die besondere Stellung der neuen Sozialwissenschaften als Legitimationsinstrument der Dritten Republik früh intellektuelle Profilierungsbestrebungen und damit verbundene akademische Institutionalisierungen bedingte, ist der wissenschaftliche Massendiskurs in Deutschland um 1900 schwieriger zu fassen und zu personalisieren. Während sich in Frankreich die Protagonisten der wissenschaftlichen Massendebatte als herausragende Intellektuelle und Antipoden paradigmatischer Auseinandersetzungen zwischen Psychologismus, Biologismus und Soziologismus inszenierten, zeigte sich die Perzeption der Masse unter den deutschen Sozial- und Geisteswissenschaftlern zunächst eher als Nebenbeschäftigung einer gelehrten Diskursgemeinschaft, in der es um die analytische Nuancierung eines gemeinsamen Problembewusstseins, aber nicht um die konkurrierende Konkretion wissenschaftlicher Theorien für die politische Praxis ging.

Kulturkritik und die Semantik der Massen um 1900

Bis ins frühe 20. Jahrhundert dominierten daher auch kulturdiagnostische Perspektivierungen des Themas, welche die Masse letztlich beiläufig behandelten und

⁵⁵ Hierzu ausführlich *Stefanie Middendorf*, Organisierte Modernität? Konstruktionen der Massenkultur in Frankreich, 1900–1980, in: *Journal of Modern European History* 10/2 (2012) 182–206.

⁵⁶ Vgl. *André Joussain*, *Psychologie des masses* (Paris 1937) 5–36.

⁵⁷ Hierzu zeitgenössisch *Julien Benda*, *La trahison des clercs* (Paris 1927).

eher Ausdruck (bildungs-)bürgerlichen Krisendenkens denn sozialer Wissenschaft waren. So kritisierte Robert Michels 1902 in einem der frühesten soziologischen Beiträge zu diesem Thema, der Begriff der Masse habe immer „etwas [...] sonntagnachmittagmäßiges an sich“. Zumeist beginne der Begriff der Masse „haarscharf unter [der] eigenen [...] sozialen Stellung“ des Betrachters, bringe also eher Distinktionsbemühungen als wissenschaftliche Erkenntnisinteressen zum Ausdruck⁵⁸. So war etwa in Nietzsches Kritik an „Pöbel-Mischmasch“ und „Maschinen-Cultur“⁵⁹ oder in Werner Sombarts Beschreibung der Masse als „amorpher Bevölkerungshaufen“ und „tote Menge von lauter Einsen“⁶⁰ das Massenphänomen eine arbiträre Kategorie, die als Folie für die Kritik am Niedergang der überlegenen Einzelnen diene und keine ausführliche wissenschaftliche Thematisierung erforderte. „Im Übrigen“, so ließ Nietzsche verlauten, solle „der Teufel und die Statistik“ die Masse holen⁶¹.

Georg Simmel gilt hingegen nicht nur gelegentlich als „der deutsche Tarde“⁶², sondern auch als einer der ersten wissenschaftlichen Massenbeobachter Deutschlands. Aber auch er widmete dem Phänomen der Masse keine eigene Studie. Diese kommt als Form der Vergesellschaftung sporadisch in seinem soziologischen Werk vor, in Fortschreibung der massenpsychologischen Theorien definiert als eine „Vielheit als aktuell zusammen befindliche Menge“⁶³. Darüber hinaus rezensierte Simmel die Publikationen von Tarde, Le Bon und Sighele und griff deren Konzepte von Suggestion und Nachahmung auf, die er als Ausdruck eines wiedererstarkenden Individualismus in der französischen Wissenschaftskultur begrüßte. Le Bons Massenpsychologie schätzte er als oberflächliche, aber anregende Kritik der „unzurechnungsfähigen Masse“ in der demokratischen Gesellschaft ein – er las sie also eher als politischen denn als wissenschaftlichen Text. An Tarde kritisierte Simmel hingegen die Verabsolutierung seiner soziologischen Beobachtungen zu vermeintlich naturwissenschaftlichen „Gesetzen“. Während der französische Kriminologe damit der Hegemonie des Positivismus in Frankreich Rechnung trug, erschien dies Simmel als unzulässige Reduktion komplexer Zusammenhänge und als falsche „Analogiespielerei“ zwischen psychischer und körperlicher Na-

⁵⁸ Robert Michels, Begriff und Aufgabe der „Masse“ (1902), in: *ders.*, Soziale Bewegungen zwischen Dynamik und Erstarrung. Essays zur Arbeiter-, Frauen- und nationalen Bewegung, hrsg. v. Timm Genett (Berlin 2008) 88.

⁵⁹ Vgl. Renate Reschke, „Pöbel-Mischmasch“ oder vom notwendigen Niedergang aller Kultur. Friedrich Nietzsches Ansätze zu einer Kulturkritik der Masse, in: Norbert Krenzlín (Hrsg.), Zwischen Angstmetapher und Terminus. Theorien der Massenkultur seit Nietzsche (Berlin 1992) 14–42.

⁶⁰ Werner Sombart, Der proletarische Sozialismus (Jena 1924) 99f.

⁶¹ Friedrich Nietzsche, Unzeitgemäße Betrachtungen II (Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben), zit. nach Reschke, Pöbel-Mischmasch 25.

⁶² Borch, Stäheli, Einleitung 29.

⁶³ Vgl. Georg Simmel, Soziologie 205. Hierzu und zum Folgenden auch Christian Borch, Between Destructiveness and Vitalism. Simmel's Sociology of Crowds, in: *Conserveries mémorielles* 8 (2010), <http://cm.revues.org/744#text> [Zugriff am 11. Mai 2011].

tur⁶⁴. Ähnlich wie Tarde und der gleichaltrige Durkheim, mit dem er in wissenschaftlichem Austausch stand, formulierte auch Simmel sein eigenes soziologisches Programm zunächst als „Moralwissenschaft“; für seine Analyse von Massenphänomenen spielte aber, sofern man überhaupt ein leitendes Konzept erkennen mag, weniger der Begriff der Sittlichkeit als jener der Kultur eine Rolle, etwa, wenn er in seinem Großstadt-Aufsatz die „Atrophie der individuellen durch die Hypertrophie der objektiven Kultur“ konstatierte⁶⁵.

Mit solchen Wahrnehmungen stand Simmel in Deutschland um 1900 nicht allein. In dieser Phase überlagerte die mit dem Kultur-Thema verbundene Sorge um die Rettung des gebildeten Einzelnen in der industriegesellschaftlichen Moderne die bis dahin beherrschende soziale Frage. Die daraus entstehenden kulturwissenschaftlichen Deutungen bedienten sich vielfach eines eher „kryptotheologischen“ Argumentationsstils, der das geschwächte Vertrauen in die Steuerbarkeit gesellschaftlicher Entwicklungen durch die etablierten Wissenschaften zum Ausdruck brachte⁶⁶. Aus eben diesem bürgerlichen Diskussionszusammenhang mit seiner krisendiagnostischen Universalsemantik von „Bildung und Kultur“⁶⁷ und nicht aus akademischen Ansätzen zu einer „Morallehre“ der Gesellschaft formte sich somit die frühe wissenschaftliche Deutung der Massen in Deutschland. Dieser spezifische Hintergrund prägte daher in der Folge auch die Entstehung und Ausformung der deutschen (Massen-)Soziologie.

Was sich zudem an Simmels Interventionen erkennen lässt und Aufschluss gibt über die erfahrungsgeschichtliche Einordnung des wissenschaftlichen Massendiskurses in Deutschland insgesamt, ist seine Fokussierung, vor allem in seinen späteren stadtsoziologischen Texten, nicht auf versammelte, gewaltbereite oder revolutionäre Menschenmengen, sondern auf die individuelle Massenerfahrung als ambivalente Situation urbaner Verdichtung. Deutschland erlebte in dieser Phase, vor allem im Vergleich zu Frankreich, ein explosives Bevölkerungswachstum und eine rasante Urbanisierung. Die Verstädterungsrate in Deutschland wuchs schneller und lag höher, und die Bevölkerungszahl stieg von circa 41 Millionen im Jahr 1871 auf knapp 68 Millionen 1914 – im gleichen Zeitraum stagnierte sie in Frankreich zwischen 37 und 40 Millionen. Die Geburtenrate fiel in Frankreich von 24,6 im Jahr 1880 auf 18,1 Prozent im Jahr 1914, womit die Reproduktion nur noch

⁶⁴ Georg Simmel, Rezension zu G. Tarde, *Les lois de l'imitation. Étude sociologique*, Paris 1890 [1891], abgedr. in: *ders.*, Gesamtausgabe 1, hrsg. v. Otthein Rammstedt (Frankfurt a. M. 1999) 250.

⁶⁵ Georg Simmel, *Die Großstädte und das Geistesleben* [1903], in: *ders.*, Gesamtausgabe 7/1, hrsg. v. Otthein Rammstedt (Frankfurt a. M. 1995) 130. Zu Simmel vgl. Borch, *Destructiveness*, o. S.

⁶⁶ Friedrich Lenger, *Wissenschaftsgeschichte und die Geschichte der Gelehrten 1890–1933*. Von der historischen Kulturwissenschaft zur Soziologie, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der Literatur* 17/2 (1992) 165f.; Klaus Lichtblau, *Kulturkrise und Soziologie um die Jahrhundertwende*. Zur Genealogie der Kultursoziologie in Deutschland (Frankfurt a. M. 1996).

⁶⁷ Georg Bollenbeck, *Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters* (Frankfurt a. M., Leipzig 1994) 225–288.

knapp gewährleistet werden konnte – während sie in Deutschland im ersten Kriegsjahr bei 30 Prozent lag⁶⁸.

In diese Erfahrungsräume lässt sich auch die Unterschiedlichkeit der deutschen und französischen Massen-Semantiken einordnen. Etymologisch leitete sich der französische Terminus *foules* aus dem lateinischen Begriff für das „Walken“ oder „Zerdrücken“ ab, das deutsche „Masse“ (wie das französische *masse*) hingegen aus den lateinischen und griechischen Wörtern für „Teig“ oder „Klumpen“⁶⁹. Während also die französische Terminologie von einer mehr oder minder aktiven, erdrückenden Qualität der Massen ausging, wie sie in den Massenaktionen der Revolution erfahrbar geworden war, so verwies die deutsche Semantik auf eine passive, von außen formbare Einheit. Der deutsche Begriff veranschaulichte eher ein permanent gärendes urbanes Konglomerat, also eine Bevölkerungsmasse, denn eine ephemere, aber real anwesende Einheit von Menschen – wenngleich beide Bedeutungen im deutschen Terminus (etwa als latente vs. wirksame Masse) aufgehoben waren. In der sozialwissenschaftlichen Diskussion in Deutschland wurde somit anders als im französischen Diskurs schon seit 1900 stärker die Erfahrung der generellen Massenhaftigkeit der Moderne bzw. der Massengesellschaft (und nicht primär der Menschenansammlungen) erfasst.

Auch Simmel beschrieb die potenziell destruktive Triebhaftigkeit und intellektuelle Minderwertigkeit der Massen, versah die urbane Massensituation aber zugleich mit einer sozial konstruktiven Dimension, ohne dafür aber, wie dies Tarde getan hatte, den Begriff der Masse aufzugeben. Die Vereinzelung in der Massengesellschaft ging seines Erachtens in ambivalenter Weise einher mit der Schaffung von Räumen reiner Sozialität⁷⁰. Angelegt war daher bereits in Simmels Deutung jene Problemstellung, die den Kern der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Masse in Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg ausmachen sollte: die Frage nach der Gemeinschaft ermöglichenden Wirkung der Massenerfahrung, der Rolle der Masse für die Entstehung eines affektiven und sinnhaften Zusammenhangs

⁶⁸ Vgl. Stefan Grüner, *Andreas Wirsching*, Frankreich. Daten, Fakten, Dokumente (Tübingen, Basel 2003) 31; Jörg Fisch, *Europa zwischen Wachstum und Gleichheit, 1850–1914* (Handbuch der Geschichte Europas 8, Stuttgart 2002) 61 und 88; Rudolf von Albertini, Frankreich. Die Dritte Republik bis zum Ende des Ersten Weltkriegs (1870–1918), in: Theodor Schieder (Hrsg.), *Handbuch der Europäischen Geschichte 6: Europa im Zeitalter der Nationalstaaten und europäische Weltpolitik bis zum Ersten Weltkrieg* (Stuttgart 1968) 249. Zu den Urbanisierungsraten vgl. Wolfram Fischer, *Wirtschaft und Gesellschaft Europas 1850 bis 1914*, in: ders. (Hrsg.), *Handbuch der europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte 5: Europäische Wirtschafts- und Sozialgeschichte von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg* (Stuttgart 1985) 42.

⁶⁹ Vgl. Ernst Gamillscheg, *Etymologisches Wörterbuch der französischen Sprache*, 2. vollst. neu bearb. Auflage (Heidelberg 1969) 443; Alain Rey (Hrsg.), *Dictionnaire historique de la langue française* (Paris 1992) 820–822; Walter von Wartburg, *Französisches etymologisches Wörterbuch*, Bd. 3 (Basel 1949) 844–849, Bd. 6/I (Basel 1969) 441–454; Friedrich Kluge, *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache* (Berlin ²³1995) 543; Johannes Chr. Papalekas, *Masse*, in: Erwin von Beckerath u. a. (Hrsg.), *Handwörterbuch der Sozialwissenschaften 7* (Stuttgart u. a. 1961) 220.

⁷⁰ Vgl. Borch, *Destructiveness*, o.S.

zwischen zunächst unverbundenen Einzelnen. Der Weltkrieg und die Novemberrevolution wurden für diese Erkenntnishaltung zu entscheidenden Erfahrungen.

Massensoziologie und die Verwirklichung der Gemeinschaft in der Zwischenkriegszeit

Erst nach 1918 begann in Deutschland die eigentliche sozialwissenschaftliche Problematisierung der Masse als soziale Einheit. Träger dieser explizit massentheoretischen Debatte waren nicht die großen Namen wie Simmel, Sombart oder Weber, sondern Wissenschaftler aus unterschiedlichen Fachrichtungen, die sich von der kulturkritisch geprägten Haltung der bisherigen intellektuellen Massenbeobachtungen durch betonte Wissenschaftlichkeit abgrenzten und ihre Studien im entstehenden akademischen Feld der Soziologie etablieren wollten. Statt „soziologischem Dilettantismus“ wollte man „Handwerkszeug für die Bearbeitung der historischen Phänomene“ bieten⁷¹. Geführt wurde diese Diskussion dementsprechend vor allem in Dissertationen sowie in Fachzeitschriften, im *Archiv für angewandte Soziologie*, im *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik* sowie insbesondere in den *Kölner Vierteljahrshäften für Soziologie*, dem von Leopold von Wiese geprägten Zentralorgan der Bestrebungen nach Institutionalisierung der deutschen Soziologie als einer streng methodisch und „rein wissenschaftlich“ arbeitenden Disziplin⁷². Diese deutschen bzw. deutschsprachigen Massensoziologen – etwa Theodor Geiger (1891–1952), Gerhard Colm (1897–1968) und Wilhelm Vleugels (1893–1942) – argumentierten erkenntnistheoretisch und formallogisch, mit ausführlichen Referenzen auch auf die „ältere massenpsychologische Literatur“ aus Frankreich und Italien⁷³. Illustrative Beispiele aus der deutschen Geschichte finden sich nur selten, wenngleich sie in ihrer Fokussierung der organisierten Masse des „modernen Proletariats“ auf die revolutionären Erfahrungen der frühen Weimarer Republik⁷⁴ sowie auf ihre eigene biographische Nähe zu Volksbildungs- und Arbeiterbewegung verwiesen⁷⁵. Generell aber lehnte man die

⁷¹ Gerhard Colm, Rezension zu Wilhelm Vleugels, *Die Masse. Ein Beitrag zur Lehre von den sozialen Gebilden*, in: *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik* 66 (1931) 200.

⁷² Vgl. Stölting, *Soziologie* 169, mit Bezug auf Leopold von Wiese, Zur Einführung. Die gegenwärtigen Aufgaben einer deutschen Zeitschrift für Soziologie, in: *KVjS* 1 (1921) 5.

⁷³ Vgl. insbesondere Wilhelm Vleugels, *Der Begriff der Masse. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Massentheorie*, in: *Jahrbuch für Soziologie* (1926) bes. 185; sowie Wilhelm Schwalenberg, *Gustave Le Bon und seine Psychologie des foules. Ein Beitrag zur Kritik der Massenpsychologie* (Bonn 1919); Ervin Obersohn, *Die Massenpsychologie von und seit Le Bon* (Frankfurt 1923).

⁷⁴ Vgl. etwa Gerhard Colm, *Die Masse. Ein Beitrag zur Systematik der Gruppen*, in: *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik* 52 (1924) 681: „Zum Beispiel kann die im Ruhraufstand von 1920 in Aktion getretene ‚Rote Armee‘ der Gruppenbildung nach als Masse im Gegensatz zu einer Organisation (z. B. einer Gewerkschaft) bezeichnet werden.“ Die Revolution war auch Thema des Soziologentages von 1922, vgl. Helmuth Berking, *Masse und Geist. Studien zur Soziologie in der Weimarer Republik* (Berlin 1984) 72.

⁷⁵ SPD-Mitglieder waren von den Genannten Michels, Colm und Geiger.

„Belastung“ der wissenschaftlichen Texte mit „historischen Details“⁷⁶ ab und versuchte die Masse über ihre formalen Eigenschaften zu erfassen.

In Abgrenzung zur massenpsychologischen Deutung französischer und italienischer Provenienz wollte man sich dabei nicht, so Geiger, „auf die außermassische Herkunft der im einzelnen Fall vermassten Individuen“ orientieren, sondern „die Eigenstruktur der Masse selbst als Ganzes“ verstehen⁷⁷. Der massenpsychologische Deutungsrahmen wurde zwar als Ausgangspunkt der eigenen Argumentation aufgenommen und für die Charakterisierung der Masse auch von einzelnen Autoren, etwa Vleugels oder Colm, in gewissen Grenzen integriert. Doch trat an die Stelle, die dort das *Individuum* als erkenntnisleitender Maßstab innegehabt hatte, hier ein Kollektiv: die *Gruppe*⁷⁸. Das Individuum wurde zu einer relativen Größe erklärt, die sich nur „im Sein mit anderen“ und über die Zugehörigkeit zu sozialen Verbänden konstituierte. Nicht die „Ichqualitäten“ massenhafter Erscheinungen, sondern die „Wirqualitäten“ des Individuums bildeten daher den Gegenstand der Erkenntnis. Die Differenzbehauptung zwischen rationalem Individuum und irrationaler Masse wurde damit unterlaufen, doch blieben Unterschiede: Während das Ich „handele“, so Geiger, „geschehe“ die Masse – und dieses Geschehen interessierte die Weimarer Massensoziologen⁷⁹.

Massen wurden von ihnen daher nicht mehr als bloße Verdichtung von Menschen in großstädtischen Zusammenhängen und auch nicht als Ausdruck der sozialen Zersplitterung und Atomisierung, sondern als ein soziales Gebilde mit Gruppencharakter analysiert, weil sie ihnen eine eigene Wirkmacht und Intentionalität zusprachen; nicht ihre im Vergleich zum Einzelnen stärkere Irrationalität erschien dabei als das wesentliche Merkmal, sondern die kollektive Seinsverbundenheit, die es in dieser Form nur im Massengebilde gebe. Die Masse wurde somit – in einem historischen Moment gesellschaftlicher Polarisierung – zu einer Schicksalsgemeinschaft erklärt. Sie erhielt eine formierende und auf Überwindung ausgerichtete Stoßrichtung – von einem „Anschauungsgebilde“, das sie noch bei Simmel dargestellt hatte, wurde sie zu einem „Handlungs- und Machtgebilde“ umgedeutet⁸⁰. Sie war damit anders als bei Le Bon oder Tarde nicht Sinnbild der brutalen Abweichung und vernunftlosen Dekadenz, sondern gerade in ihrer Affektivität Hoffnungsträgerin einer neuen Ordnung, allerdings einer aus der Negation entstandenen Ordnung: „Ihr Geist“, so hieß es bei Theodor Geiger, „ist der Geist der Gemeinschaft im Nein.“⁸¹

⁷⁶ Theodor Geiger, *Die Masse und ihre Aktion. Ein Beitrag zur Soziologie der Revolutionen* (1926, Nachdr. Stuttgart 1967) VIII.

⁷⁷ Ebd. 6.

⁷⁸ Vgl. *Berking*, *Masse* 74. Hierzu und zum Folgenden auch *Paul Nolte*, *Die Ordnung der deutschen Gesellschaft. Selbstentwurf und Selbstbeschreibung im 20. Jahrhundert* (München 2000) 120.

⁷⁹ Geiger, *Masse und ihre Aktion* 184f.

⁸⁰ *Gerhard Lehmann*, *Prolegomena zu einer Massensoziologie*, in: *Heinz Sauer mann* (Hrsg.), *Probleme deutscher Soziologie. Gedächtnisgabe für Karl Dunkmann* (Berlin 1933) 44.

⁸¹ Geiger, *Masse und ihre Aktion* 74.

Diese Perspektive griff die Unterscheidung von Ferdinand Tönnies zwischen „Gemeinschaft“ und „Gesellschaft“ auf, wollte aber den Gegensatz zwischen den beiden Begriffen überwinden. Die in der Masse wirkenden Prinzipien brachten etwa für Geiger nicht nur eine gemeinschaftliche Wesenheit, sondern zugleich einen gesellschaftsgestaltenden Willen zum Ausdruck; die Masse vereinte also Tönnies' antithetische Elemente in sich und war mehr als bloße Vielheit oder „Individuen-Akkumulation“⁸². Diesen jüngeren Forschern ging es nicht um das Verständnis des Wirkens kurzlebiger ungeordneter Massen wie ihren französischen Kollegen und nicht um die kulturkritische Beobachtung der modernen Vereinzelung wie den Gründungsvätern der deutschen Soziologie, sondern um das Auffinden einer neuen sozialen Ordnung, die von der Massenexistenz ausging. Allerdings lasen sie diese Massenexistenz vorwiegend aus der unmittelbaren historischen Erfahrung der antikapitalistischen Revolutionen des frühen 20. Jahrhunderts und schränkten ihre Perspektive damit stark ein; für Geiger etwa war letztlich nur die „revolutionäre Masse“ wirkliche Masse, und seine Untersuchungen trugen daher primär für eine Soziologie proletarischer Aufstände⁸³.

Auch Wilhelm Vleugels oder Gerhard Colm, die einen etwas breiteren Massenbegriff vertraten, definierten diese über deren gemeinschaftsstiftende Intentionalität der Streitbarkeit. In dieser Interpretation war aber nicht Disziplinierung oder Organisation durch Parteien oder Gewerkschaften der Weg zur Massenbildung, sondern ein gemeinsames Bewusstsein, ein „Wirerlebnis“⁸⁴. Vor diesem Hintergrund war es plausibel, dass vor allem Le Bons Vorstellung der Masse als seelisch verfasste Einheit stark rezipiert wurde, wenngleich auch Tarde und Sighele genannt wurden. Zugleich war Le Bons Betonung der potentiell positiven wie negativen Werthaftigkeit der Massen anschlussfähig, weil sich dadurch die bloß kulturkritische Deutung der Massen als zerstörerisch und barbarisch zurückweisen ließ: „Ihrer destruktiven Intentionalität zum Trotz“, so postulierte Geiger 1926, „hat die Masse ihrer Emotionalität nach schöpferische Werte, sofern sie wesenwillige Gemeinschaft vollzieht, im Protest gegen eine Ära des Gemeinschaftsverfalls.“⁸⁵ In diesem Punkt war er sich einig mit Wilhelm Vleugels, der Geigers Studie eine ausführliche Rezension widmete und dabei hervorhob, dass das von Geiger herausgearbeitete Sehnen nach „Formlosigkeit“, nach einem „paradiesischen Urzustand“ und „allumfassender Gemeinschaft“ tatsächlich den eigentlichen positiven Kern der Masse ausmache⁸⁶.

Die aus solchen gemeinsamen Perspektiven entstehenden weiteren Wege und politischen Optionen waren allerdings uneindeutig. Einige der Genannten agierten

⁸² Ebd. 16.

⁸³ Vgl. Nolte, *Ordnung* 123.

⁸⁴ Colm, *Masse* 685; Wilhelm Vleugels, *Die Masse. Ein Beitrag zur Lehre von den sozialen Gebilden* (München, Leipzig 1930) 8: „Unter latenten Massen verstehen wir jene sozialen Schichten, die sich im Gefühle, ein ihnen zustehendes Recht verteidigen oder erstreiten zu müssen, gegen alle diejenigen, die dies Recht nicht anerkennen, solidarisch verbunden fühlen.“

⁸⁵ Geiger, *Die Masse und ihre Aktion* 169.

⁸⁶ Wilhelm Vleugels, *Zur Massentheorie*, in: KVjFS 10/3 (1932) 399.

zeitweilig als politiknahe Experten⁸⁷. Während die Mehrheit der Genannten Deutschland nach 1933 verlassen musste und ihre massentheoretischen Lehren wissenschaftlich im deutschen System nicht etablieren konnte, war der Wiese-Schüler Wilhelm Vleugels 1938 sowohl Mitglied des französischen *Institut international de sociologie* (ebenso wie u. a. Emil Lederer, Theodor Geiger, Max Horkheimer und Hans Freyer) als auch der SS⁸⁸. In ihrem Ordnungs- wie in ihrem Gemeinschaftsdenken brachten sie Erfahrungen und Perspektiven zum Ausdruck, die, zumindest zeitweilig⁸⁹, jenseits von links und rechts angesiedelt waren. Dies zeigt sich auch am Beispiel Robert Michels (1876–1936). Wie Geiger identifizierte auch Michels die Masse weitgehend mit dem Proletariat, das als Menschenmaterial bereitstand, aber der „Führung“ und Formierung bedurfte. Für Michels, dessen Weg vom Sozialismus über den Syndikalismus zum faschistischen Korporatismus führte, war die Schaffung einer „räumlich wie seelisch kompakten Masse“ vor allem über die Maschinisierung und Uniformisierung der Arbeit machbar⁹⁰.

Von den genannten deutschen Massensoziologen der Zwischenkriegszeit wurde somit insgesamt eine Hoffnung auf wesensmäßige Verbundenheit der Vielen geäußert, die nicht über den Kompromiss, sondern aus der Konfrontation entstand und ein in diesem Sinne „radikales“ Ordnungsdenken verkörperte. Es ging darin nicht mehr um den an den Einzelnen gebundenen gesellschaftlichen Fortschritt, sondern um eine „natürliche Ordnung“ der Kollektivität⁹¹. In dieser Suche nach Gemeinschaft und Seinsverbundenheit trafen sich in Deutschland in den 1920er und 1930er Jahren nicht nur sozialdemokratische Massensoziologen mit rechten Tatphilosophen und konservativen Revolutionären, sondern es vernetzten sich unter diesem Signum auch deutsche und französische Diskussionen, allerdings weniger im akademischen Feld als in flottierenden intellektuellen Zirkeln. Zudem wurden diese Debatten in Frankreich vor allem von personalistischen Dritte-Weg-Denkern geführt, die ein Primat des Kollektiven mit größerer Skepsis als ihre deutschen Gegenüber betrachteten⁹².

⁸⁷ Zur (nicht nachhaltigen) Annäherung politischer und ministerieller Akteure an die Soziologie in der Weimarer Zeit vgl. neuerdings Katharina Neef, Die Entstehung der Soziologie aus der Sozialreform. Eine Fachgeschichte (Frankfurt a. M., New York 2012) 119 und 263.

⁸⁸ Vgl. Stölting, Soziologie 69 (dort Anm. 92); Carsten Klingemann, Soziologie im Dritten Reich (Baden-Baden 1996) 140 (dort Anm. 64).

⁸⁹ Die Problematik der von ihm verwendeten Begriffe erkennend, begann Geiger schon in den späten 1920er Jahren den Rückzug vom „Gemeinschaftsfimmel“ seiner Zeit, vgl. Thomas Meyer, Die Soziologie Theodor Geigers. Emanzipation von der Ideologie (Wiesbaden 2001) 82–89.

⁹⁰ Robert Michels, Psychologie der antikapitalistischen Massenbewegungen, in: Grundriss der Sozialökonomik, 9. Abteilung, 1. Teil (Tübingen 1926) 244f.

⁹¹ Lutz Raphael, Radikales Ordnungsdenken und die Organisation totalitärer Herrschaft. Weltanschauungseliten und Humanwissenschaftler im NS-Regime, in: GG 27/1 (2001) 5–40; Anselm Doering-Manteuffel, Mensch, Maschine, Zeit. Fortschrittsbewußtsein und Kulturkritik im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts, in: Jahrbuch des Historischen Kollegs 2003 (München 2004) bes. 106f. und 114f.

⁹² Hierzu v. a. Thomas Keller, Deutsch-französische Dritte-Weg-Diskurse. Politische Intellektuellendebatten der Zwischenkriegszeit (München 2001); Olivier Dard, Le rendez-vous manqué des relèves des années 30 (Paris 2002).

Massen, Klassen und die Deutungen des Exils

Einen kritischen Blick auf die massentheoretischen Gemeinschaftsutopien entwickelten jene Denker, deren Weg früh in die Emigration führte. So beschrieb etwa Emil Lederer in autobiographischer Reflexion seiner eigenen Erfahrungen mit der deutschen Sozialdemokratie in *The State of the Masses*, einer 1940 posthum in den USA veröffentlichten Studie, nicht die gemeinschaftsstiftende Auflösung aller Klassengrenzen, sondern die soziale Schichtung und Strukturierung der Gesellschaft als Garantie der Freiheit. Denn der Sieg von Faschismus und Nationalsozialismus, so Lederer, bestehe gerade in der egalitären „Einschmelzung der Gesellschaft in eine Masse“⁹³. Gleichwohl hatte Lederer selbst noch 1929 gefragt, was denn, jenseits der Masse, angesichts der „Mannigfaltigkeit“ sozialer Existenz in der Weimarer Gesellschaft überhaupt noch Einheit stiften könne. Insofern wird auch an diesem Beispiel deutlich, wie selbstverständlich die Suche nach kollektiver Ordnung in den Diskursen und den Erfahrungen der 1920er und 1930er Jahre gewesen war. Der darin zum Ausdruck kommende Wunsch nach sozialer Befriedung überspannte ein breites ideologisches Spektrum, er wurde rechts und links mit ähnlichen Begriffen, in beiderseits anschlussfähiger Semantik formuliert⁹⁴.

Diesen utopischen Visionen der Gemeinschaftsstiftung durch die Masse entzog sich allerdings schon früh die Kritische Theorie der Frankfurter Schule. Theodor Adornos essayistische Texte zur Kulturindustrie, etwa seine bekannte Schrift über den Jazz von 1936, blieben einem distanzierten Blick auf die Massen verhaftet und kritisierten gerade die kollektiven Verschmelzungssehnüchte eines pseudo-individuellen Massenpublikums. Diese Kulturkritik der Massenmanipulation wurde von Adorno und Max Horkheimer während der Jahre in den USA um empirische Forschungen erweitert, ihre pessimistische Haltung gegenüber Massenphänomenen aber blieb unverändert⁹⁵.

Vermassungsdiskurse und die wissenschaftliche Aneignung der Gegenwart nach 1945

Seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges erfuhr das Masse-Thema im kulturkritischen Feuilleton wie in der bundesrepublikanischen Soziologie noch einmal eine

⁹³ Emil Lederer, *The State of the Masses. The Threat of Classless Society* (1940, Nachdr. New York 1967) 72; vgl. Nolte, *Ordnung* 126f.

⁹⁴ Vgl. Emil Lederer, *Die Umschichtung des Proletariats und die kapitalistischen Zwischenschichten vor der Krise* (1929), in: *ders.*, *Kapitalismus, Klassenstruktur und Probleme der Demokratie in Deutschland 1910–1940* (Göttingen 1979) 181. Hierzu auch Nolte, *Ordnung* 162f.

⁹⁵ Vgl. Hektor Rottweiler, *Über Jazz*, in: *Zeitschrift für Sozialforschung* 5 (1936) 235–259; Max Horkheimer, *Theodor W. Adorno, Kulturindustrie. Aufklärung als Massenbetrug* (1944), in: *dies.*, *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente* (Theodor W. Adorno, *Gesammelte Schriften* 3, Frankfurt a. M. 1991) 141–191 und 299–335.

kurzzeitige Konjunktur⁹⁶. In der Rede über die „Vermassung“ fand eine Art der intellektuellen Vergangenheitsbewältigung statt, welche die ältere Kulturkritik auf dem Boden der Gegenwart zu einem soziologischen Deutungssystem zu transformieren suchte und in der Konsequenz einen Schritt vom „Ertragen zum Gestalten der Moderne“ darstellte. Damit einher ging die Individualisierung der Masse und ihre Umdeutung zu einem allgemeinen Menschentyp, welche an die Stelle der Analyse eines sozialen Gebildes den Befund der Atomisierung und Homogenisierung von Verhaltensweisen – etwa in der Rede von der „nivellierten Mittelstandsgesellschaft“ (Helmut Schelsky) – setzte⁹⁷. Letztlich aber wurde das Masse-Thema in der Folge aufgrund seiner kulturkritischen „Kontaminierung“ und der Diskreditierung des Gemeinschaftsdenkens durch die totalitäre Diktatur zugunsten von Gruppen- oder Schichtenanalysen weitgehend aus der sozialwissenschaftlichen Diskussion verdrängt. Dies gilt ähnlich für Frankreich, wo allerdings auf dem Umweg über die Rezeption amerikanischer Kultur- und Mediensoziologien noch bis in die 1960er Jahre Forschungen zu Massenkultur und Massengesellschaft unternommen wurden. In den 1980er Jahren ist dann in beiden Ländern eine Wiederentdeckung der Massenpsychologie als eine Form der Sozialpsychologie zu beobachten⁹⁸.

⁹⁶ Hierzu etwa René König, Gestaltungsprobleme der Massengesellschaft, in: Schweizerische Monatshefte 38/8 (1958) 623–636; ders., Masse und Vermassung, in: Gewerkschaftliche Monatshefte 7/8 (1956) 463–470; Theodor Geiger, Die Legende von der Massengesellschaft, in: ARSP 39 (1950) 305–323; ders., Das Problem der Masse in der modernen Gesellschaft, in: Politische Studien 1 (1960) 217–224; Arnold Gehlen, Mensch trotz Masse. Der Einzelne in der Umwälzung der Gesellschaft, in: Wort und Wahrheit 7/8 (1952) 579–586; Hans Freyer, Theorie des gegenwärtigen Zeitalters (Stuttgart 1961) bes. 220–234.

⁹⁷ Hierzu Constantin Gschler, Radikalkonservative Intellektuelle in der frühen Bundesrepublik, in: Erhard Schütz, Peter Uwe Hohendahl (Hrsg.), Solitäre und Netzwerker. Akteure des kulturpolitischen Konservatismus nach 1945 in den Westzonen Deutschlands (Essen 2009) 29; Nolte, Ordnung 273–318; Karl-Siegbert Rehberg, Deutungswissen der Moderne oder ‚administrative Hilfswissenschaft‘? Konservative Schwierigkeiten mit der Soziologie, in: Sven Papcke (Hrsg.), Ordnung und Theorie. Beiträge zur Geschichte der Soziologie in Deutschland (Darmstadt 1986) 7–47; sowie Helmut König, Von der Masse zur Individualisierung. Die Modernisierung des Konservatismus in der Bundesrepublik, in: Leviathan 16/2 (1988) 252–275.

⁹⁸ Hierzu ausführlich Stefanie Middendorf, Massenkultur. Zur Wahrnehmung gesellschaftlicher Modernität in Frankreich (Göttingen 2009) Kap. III.1. Vgl. Paul Fraisse, À l'échelle de la masse, in: Esprit 223 (1951) 222–230; Jean Lacroix, La promotion des masses, in: Esprit 198 (1953) 29–44; Paul Ricœur, Jean-Marie Domenach, Masse et personne, in: Esprit 175 (1951) 9–18; Edgar Morin, L'esprit du temps. Essai sur la culture de masse (Paris 1962); ders., Irène Nahoum, L'esprit du temps. Nécrose (Paris 1975). Für die spätere Wiederentdeckung der Masse vgl. Serge Moscovici, L'âge des foules. Un traité historique de psychologie des masses (Paris 1981); Paul Yonnet, Jeux, modes et masses, 1945–1985 (Paris 1985); Helge Proß, Eugen Büß (Hrsg.), Soziologie der Masse (Heidelberg 1984); Angelika Schade, Vorstudien für eine neue Soziologie der Masse. Massenhandeln und Interdependenzen zwischen Eliten und Massen (Frankfurt a. M. 1993).

IV. Fazit

Das Konzept der Erfahrung öffnet den Blick für die komplexen Bedingtheiten wissenschaftlicher Produktion, erweist sich aber – wie andere vergleichbare Großbegriffe, etwa „Wahrnehmung“ oder „Deutung“ – im Versuch seiner präzisen empirischen Anwendung als nicht unproblematisch. Die biographische Sonde, der Blick auf den einzelnen Wissenschaftler bleibt zunächst das verlässlichste Mittel, sich der Erfahrungsbasiertheit wissenschaftlicher Standpunkte zu nähern – trägt aber die Gefahr in sich, am Ende nur eine weitere Geschichte von „Klassikern“ und individuellen Ideengebäuden zu erzählen. Anregend für eine methodische Konkretisierung des Zusammenhangs zwischen Erfahrungswandel und wissenschaftlicher Perspektive erscheint daher vor allem die komparative Berücksichtigung verschiedener Arenen intellektuellen Wirkens, eine längere diachrone Einordnung sowie die Einbeziehung der semantischen Ebene.

Die hier versuchte Verbindung dieser Ansätze hat gezeigt, dass die deutschen und die französischen Massenwissenschaften trotz des gemeinsamen Leitkonzeptes von sehr unterschiedlichen Erfahrungen sprachen. Beschrieben Le Bon oder Tarde die auseinanderfallende Gesellschaft des 19. Jahrhunderts, in der die Massen als anormale Bedrohung des vernunftbegabten Einzelnen und als zukünftiger Maßstab einer republikanischen Ordnung erschienen, so befassten sich Colm, Vleugels oder Geiger mit einem anderen Gegenstand. Sie gingen bereits von der prinzipiellen Kollektivität des menschlichen Daseins in der Gegenwart aus, in der die Masse jenen latenten, jederzeit aktivierbaren Zustand veranschaulichte, der Gemeinschaft stiften und Gesellschaft gestalten konnte. Sprachen erstere über die *foules*, so erkundeten letztere die *Masse*.

Auch in den begrifflichen Konstellationen unterschieden sich die beiden Diskurse somit wesentlich und machen deutlich, dass Darstellungs- und Legitimationsweisen, um mit Koselleck zu sprechen, sowohl Erfahrungen aufzeichnen als auch Erfahrungen stiften⁹⁹. Gesellschaftliche Veränderung wird darin beschrieben und zugleich bereits gesteuert. Angesichts der deutschen Semantik, die anders als die französische (*foules-masses*), englische (*crowds-masses*) oder italienische (*folla-massa*) keine zwei Begrifflichkeiten kennt, war der Massendiskurs in Deutschland primär eine Beschreibung der industriellen Gesellschaft seit 1900. Er fand zunächst in der Sprache der Kulturkritik statt, die eher eine Gesellschaftsdiagnose als eine konkrete Handlungsorientierung vermittelte. In der französischen Wahrnehmung hingegen vermengten sich die über die *foules* vermittelten Erfahrungen der Französischen Revolution und der konfliktträchtigen politischen Geschichte der frühen Dritten Republik mit den sozialen und technischen Umbrüchen des beginnenden 20. Jahrhunderts. Die sich diesem Thema widmenden Wissenschaftler boten mit ihren Theorien zugleich Entwürfe für gesellschaftliche Handlungs-

⁹⁹ Vgl. Reinhard Koselleck, ‚Erfahrungsraum‘ und ‚Erwartungshorizont‘ – zwei historische Kategorien, in: *ders.*, *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten* (Frankfurt a. M. 1979) 370f.

strategien im Umgang mit den Massen an, weil hieran in der französischen Öffentlichkeit Bedarf bestand; diese beschränkten sich allerdings zunächst auf Formen der sittlichen Umerziehung. In der Zwischenkriegszeit etablierte sich in Frankreich ein neuer Begriff der *masses*, der die kollektiven Strukturen der industriegesellschaftlichen Moderne des 20. Jahrhunderts zum Ausdruck brachte und zugleich technokratischere Visionen einer organisierten Massenmoderne trug. Wissenschaftshistorisch aber fand diese Transformation unter Bedingungen statt, die dazu führten, dass das Masse-Thema in Frankreich nunmehr von tatorientierten Intellektuellen geprägt wurde, deren primäres Bezugsfeld nicht die wissenschaftliche Disziplin darstellte. Demgegenüber erfuhren die wissenschaftlichen Perspektivierungen des Masse-Themas in Deutschland in der Zwischenkriegszeit eine kurzzeitige Hochphase, in der sie die kulturkritische bzw. kulturpessimistische Wahrnehmung der Massen zu überwinden suchten. Diese Deutungsweise konnte sich nicht akademisch institutionalisieren, war aber anschlussfähig für andere Spielarten des radikalen Ordnungsdenkens dieser Zeit. Im deutschen Falle brachte der wissenschaftliche Massendiskurs den Wunsch nach positiver Verfügung über die Masse zum Ausdruck, gegen die „herrschende“ pessimistische Kulturkritik. In den französischen Massenwissenschaften dominierte hingegen das Bestreben, unter den Massen den Einzelnen wiederzufinden und sich damit von der solidaristischen Deutungshegemonie abzugrenzen, ohne aber die grundlegende republikanische Skepsis gegenüber den *foules* und die positive Orientierung auf den *peuple* ganz aufzugeben.

Massen, sofern sie nicht allein formaler Terminus oder Randnotiz waren, sondern Gegenstand wissenschaftlicher Analyse in gesellschaftsgestaltender Absicht, interessierten in Frankreich wie in Deutschland primär jene, die im akademischen Feld noch nach Legitimierung strebten oder eine uneindeutige Position besaßen: private Gelehrte, intellektuelle Grenzgänger, neue Sozialexperten, jüngere Nachwuchskräfte. Die Massen waren das Thema, mit dem sie sich kritisch in elitäre Diskurse einschreiben wollten – im Moment ihrer akademischen Etablierung hingegen gaben viele dieser Denker die Beschäftigung mit dieser Frage auf. Solche thematischen Transformationen aber sind zugleich nicht allein aus den subjektiven Standpunkten im wissenschaftlichen Feld erklärbar, sondern artikulieren gesellschaftliche Erfahrungschronologien. In Frankreich war der frühe Massen-Diskurs eine auf die Sichtbarkeit politisch aktiver Menschenmengen rekurrierende Debatte, die nach 1900 von der Wahrnehmung einer – zeitweilig – republikanisch befriedeten Massengesellschaft abgelöst wurde, bevor dieser fragile Konsens in der Zwischenkriegszeit aufbrach. In Deutschland war es die Suche nach einer Gemeinschaftsordnung in einer zerrissenen, technoiden Industriegesellschaft, in welcher die Formierung organisierter (Arbeiter-)Massen utopisch aufgeladen werden konnte, die sich aber schließlich durch die Diktatur des Nationalsozialismus diskreditierte.

Die „Verwissenschaftlichung des Sozialen“ (Lutz Raphael), an der auch die Massenwissenschaften Anteil hatten, ist schon vielfach als ein die europäischen Gesellschaften im 20. Jahrhundert prägender Basisprozess beschrieben worden.

Dieser lässt sich in seiner spezifischen Ausprägung aber nur unter Berücksichtigung nationalhistorischer Konstellationen verstehen. Das Nationale wirkte dabei als Erfahrungskontext der Theoriebildung auf den Ebenen von politischer Öffentlichkeit, semantischer Vermittelbarkeit und institutioneller Legitimierung. Explizit aber spielte es für die Selbstverortung der Massenwissenschaft keine prominente Rolle. Während es für die Durkheim-Schule in der Selbst- wie in der Fremdbeschreibung ein konstitutives Moment war, taucht es weder bei Le Bon oder Tarde noch bei den deutschen Massenwissenschaftlern in entscheidendem Maße auf. Trotz semantischer und chronologischer Differenzen waren daher auch Anschlüsse zwischen französischen und deutschen Debatten möglich und für die Wissenschaftler selbstverständlich. So konstituierte sich die deutsche Forschung der Zwischenkriegszeit in enger Bezugnahme auf die „älteren“ französischen Massenpsychologen, auch weil die prinzipielle Erkenntnisproblematik von beiden Seiten auf einer relativ abstrakten Ebene angesiedelt wurde. Die illustrierenden Beispiele für die wissenschaftlichen Theorien wurden hingegen zumeist der eigenen, der nationalen Geschichte entnommen.

Zuletzt bleibt zu fragen, worin jenseits der nationalen Ausdifferenzierungen das europäisch Verbindende bestehen könnte, das den wissenschaftlichen Massendiskurs ausmachte. Hierfür wären vor allem vergleichende Blicke auf außereuropäische Zusammenhänge nötig. Im arabischen Raum oder in Japan wurde die Notwendigkeit einer methodisch gesicherten Auseinandersetzung mit dem Massenproblem ebenfalls gesehen, dies lässt sich beispielsweise an der Rezeption Le Bons in diesen Ländern erkennen. So wurden in Japan insbesondere die rassenkundlichen Überlegungen sowie die Elitentheorie der Massenpsychologie Le Bons positiv aufgegriffen¹⁰⁰. Doch ist auf der Basis der derzeitigen Forschungslage nicht zu klären, ob dies primär eine Aneignung europäischer Diskurse war oder sich diese Transfers mit vorhandenen Debatten um die Massengesellschaft jenseits Europas trafen. Spezifisch für die europäische Erfahrungsgeschichte der Massenwissenschaften, so scheint es, war vor allem die innere Verflechtung des Aufstiegs der Sozialwissenschaften mit dem Masse-Thema. Indem sie die durch Urbanisierung, Technisierung und Demokratisierung ausgelösten Massifizierungsphänomene interpretierten, boten sie sich den nationalen Staaten als Deutungswissen der Moderne an und hatten damit, in unterschiedlichem Ausmaß, Erfolg. Die Massen und das von ihnen verkörperte Problem von Individualität und Kollektivität wurden somit zum identitätsstiftenden Thema dieser Disziplinen; deren gemeinsames Selbstverständnis war jenes fachlich spezialisierter Experten, die sich vom Dilettantismus früherer Gelehrtengenerationen abgrenzten und ihr autoritatives Wissen über ein zunehmend institutionalisiertes System von Kommunikationsformen anboten. Allerdings fand diese Verwissenschaftlichung nicht in einem linearen, teleologisch verlaufenden Etablierungsprozess statt, sondern diskontinuierlich, über unterschiedliche Momente der Verdichtung und Vernetzung von Diskursen. Dabei zeigten sich zwischen Deutschland und Frankreich

¹⁰⁰ Vgl. insbes. *Baron Motono, L'œuvre de Gustave Le Bon* (Paris 1914).

deutliche Unterschiede in den Zeitlichkeiten dieser Entwicklung. Die wissenschaftliche Betrachtung der Masse wurde so zu einer Kernerzählung des modernen Europas, deren Plausibilität sich aber erst aus der Anbindung an nationale Erfahrungsräume ergab.

Summary

Comparing the rise of mass sciences in France and Germany the article traces the impact of national contexts, transnational transfers and individual biographies on the formation of scientific positions. It argues that an experience-oriented analysis of scientific cultures needs to follow an integrated perspective taking into account different arenas of intellectual production as well as the diversity of reception processes. Following the changing ways in which the concept of the masses was defined and used within the fields of social sciences in France and Germany from the 1880s to the 1950s, the paper shows that contrary to the often assumed European character of mass criticism during this period, national differences played an important part in mass semantics and related scientific and political strategies. These differences did not only result from but formed constitutive parts of historical experiences. Mass discourse therefore has to be understood as an active element within the varying processes of institutionalization of social sciences in European societies around 1900.

Wolf Feuerhahn

Zwischen Individualismus und Sozialismus: Durkheims Soziologie und ihr deutsches Pantheon¹

Wie die Philosophiegeschichtsschreibung schwankt die Geschichte der Sozialwissenschaften zwischen systematischer und historischer Perspektive. Selbst die Vertreter einer historischen Vorstellung können die Gegenwartsbedingung ihrer Fragestellungen, wenn nicht ihrer Ergebnisse, schwerlich leugnen.

Diese Feststellung wirft die Frage nach der Relativität der sozialwissenschaftlichen Analyse umso mehr auf, als die heutigen Sozialwissenschaftler – wie die Philosophen – die „historischen“ Gründer ihrer Disziplin als ahistorische Referenzen benutzen.

Obwohl er vor fast hundert Jahren gestorben ist, bleibt Durkheim heutzutage immer noch aktuell. Er gilt für viele gegenwärtige Verteidiger des Holismus als Hauptreferenz. Um seinen Werdegang in geschichtlicher Perspektive zu betrachten, muss man also diese Aktualität in Klammern setzen.

Dies ist umso schwieriger als Durkheim sich über seine eigenen Erfahrungen kaum geäußert hat. Eine reale Erfahrung – im von R. Koselleck geschätzten Sinne² – wird zwar von den Biographen und Spezialisten seines Werkes immer wieder erwähnt: seine Reise nach Deutschland von Januar bis Anfang August 1886³, doch ist auch diese schwierig zu klären. Denn erstens gelten fast alle privaten Archive Durkheims seit dem Zweiten Weltkrieg als verschollen, und zweitens wurden diese Reise und der daraus resultierende „Einfluss Deutschlands“ auf die Geburt von Durkheims *Sociologie* Anfang des 20. Jahrhunderts im Rahmen einer

¹ Ganz herzlich möchte ich Herrn Prof. Dr. Uwe Puschner für seine Lektüre meines Manuskriptes danken.

² Reinhard Koselleck, Erfahrungswandel und Methodenwechsel. Eine historisch-anthropologische Skizze, in: *ders.*, Zeitschichten. Studien zur Historik (Frankfurt a.M. 2000) 27–29; im Folgenden Koselleck, Erfahrungswandel.

³ Durkheim berichtet, er sei in Berlin, Leipzig und Marburg gewesen. Als Lehrort Wilhelm Wundts gilt Leipzig für ihn als attraktivste Universität Deutschlands und wurde deswegen zum Zentrum seiner Analyse der Philosophie an deutschen Universitäten (*Emile Durkheim*, La philosophie dans les universités allemandes, in: *Revue internationale de l'enseignement* XIII [1887] 314). Neu veröffentlicht in: *Emile Durkheim*, Textes 3. Fonctions sociales et institutions (Paris 1975) 438; im Folgenden *Durkheim*, Textes 3. Deutsche Übersetzung in: *Emile Durkheim*, Über Deutschland. Texte aus den Jahren 1887 bis 1915, hrsg. v. Franz Schultheis, Andreas Gipper, aus dem Französischen übersetzt von Andreas Gipper (Konstanz 1995) 27–83; im Folgenden *Durkheim*, Deutschland.

Polemik gegen die Soziologie instrumentalisiert⁴. Durkheims späte Erinnerungen an Deutschlands Rolle für sein Denken sind also von dieser Polemik sowie von der Entwicklung der binationalen politischen Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland erheblich beeinflusst.

Diese Hindernisse müssen wir also im Gedächtnis behalten. Aber wir können umso weniger diese deutsche Erfahrung negieren, als sie die Beziehungen zwischen gesellschaftlichem Erfahrungswandel und wissenschaftlichem Perspektivenwechsel unmittelbar betrifft. Denn in einem viel später – nach dem Tode Durkheims – veröffentlichten Text beschreibt sein Neffe Marcel Mauss die Entwicklungsgeschichte von Durkheims Dissertationsarbeit über die *Teilung der sozialen Arbeit* folgendermaßen:

„Schon in seinen Jahren als Student an der Ecole Normale Supérieure, in einem vom politischen und moralischen Willen beseelten Milieu und im Einklang mit Jaurès und seinem anderen Kameraden Hommay (1886 gestorben), widmete er [Durkheim] sich dem Studium der sozialen Frage. Er stellte sie damals auf einer abstrakten und philosophischen Weise unter dem Titel: Beziehungen des Individualismus und des Sozialismus. 1883 wurde es genauer, sein Thema wurden die Beziehungen des Individuums zur Gesellschaft. Durch eine allmähliche Analyse seines Denkens und der Tatsachen gelang es ihm zwischen der ersten Gliederung seiner *Teilung der sozialen Arbeit* (1884) und dem ersten Entwurf (1886) einzusehen, dass die Lösung des Problems einer neuen Wissenschaft gehörte: der Soziologie.“⁵

Die Soziologie bildete also in Durkheims Augen die wissenschaftliche Lösung der damaligen sozialen Frage. Auf solche Erzählungen soll man sich selbstverständlich mit Vorsicht berufen. Allenfalls widmete sich Durkheim dem Sozialismus am deutlichsten in der Zeit, in welcher er sehr viele deutsche Werke rezensierte und an seiner Dissertation arbeitete⁶. Der erste Artikel, den Durkheim veröffentlichte,

⁴ Simon Deploige, *Le Conflit de la Morale et de la Sociologie*, in: *Revue néo-scolastique* [RNS] XII (1905) 405–417; Deploige, *Le Conflit de la Morale et de la Sociologie* (suite), in: RNS XIII (1906) 49–79, 281–313; Deploige, *Le Conflit de la Morale et de la Sociologie* (suite), in: RNS XIV (1907) 329–392; Emile Durkheim, *Lettre au directeur de la Revue Néo-scolastique* du 20 octobre 1907, in: RNS XIV (1907) 606–607; Deploige, *Réponse*, in: RNS XIV (1907) 607–611; Durkheim, *Lettre au directeur de la Revue Néo-scolastique* du 8 novembre 1907, in: RNS XIV (1907) 612–614; Deploige, *Réponse*, in: RNS XIV (1907) 614–621; Deploige, *Le conflit de la morale et de la sociologie* (Louvain 1911); Durkheim, *CR de Deploige, S. Le conflit de la morale et de la sociologie*, in: *Année sociologique* XII (1913) 326–328; Deploige, *Le conflit de la morale et de la sociologie* (Louvain 1923) (édition augmentée d’une préface de J. Maritain et d’un appendice [CR de Durkheim et réponse 375–378]). Eine deutsche Übersetzung mancher dieser Texte findet sich in: *Durkheim, Deutschland*.

⁵ „C’est dès ses années d’École Normale, par vocation, et dans un milieu animé de vouloir politique et moral, d’accord avec Jaurès et avec son autre camarade Hommay (mort en 1886), qu’il se consacra à l’étude de la question sociale. Il la posait alors assez abstraitement et philosophiquement, sous le titre: Rapports de l’individualisme et du socialisme. En 1883, il avait précisé; et c’étaient les rapports de l’individu et de la société qui devinrent son sujet. C’est alors qu’il parvint, par une analyse progressive de sa pensée et des faits, entre le premier plan de sa *Division du travail social* (1884) et la première rédaction (1886), à s’apercevoir que la solution du problème appartenait à une science nouvelle: la sociologie.“ (Emile Durkheim, *Le socialisme* [Paris 2011, 1. Ausgabe: 1928] 27).

⁶ Jean-Claude Filloux, *Durkheim et le socialisme* (Genève 1977) 260–263: Durkheim thematisiert am meisten die Frage des Sozialismus in der Zeit zwischen 1885 und 1887 und später zwischen 1893 und 1896.

bestätigt die Verbindung zwischen der wirtschaftlich-politischen Debatte über Individualismus und Sozialismus und der für ihn notwendigen Entwicklung der Soziologie. In dieser Rezension von *Bau und Leben im sozialen Körper* unterstreicht er Albert Schaeffles Beschreibung einer Antithese zwischen zwei extremen Stellungnahmen: dem Individualismus einerseits, durch welchen die Stärksten die Schwächsten bedrücken und elend machen, und dem Sozialismus andererseits, wodurch der Staat zum Despot wird. Durkheim lobt Schaeffles Lösung, die die Korporationen neu zu denken sucht⁷, und behandelt dieses Werk als Modell für die erwünschte französische Soziologie⁸.

Durkheim: Leser und Mittler der deutschen Sozialwissenschaft in Frankreich

Durkheim gehört nicht zur ersten Generation der französischen Vermittler deutscher Wissenschaft in Frankreich. Mindestens seit den 1860er Jahren werden die Fortschritte der deutschen Wissenschaft vom französischen Bildungsministerium als staatliche Angelegenheit angesehen: Wissenschaft wird als Waffe in der internationalen Konkurrenz um die Weltherrschaft betrachtet, und die Entwicklung des deutschen Universitätswesens gilt als Bedrohung. Eine Konsequenz aus dieser Haltung ist die Gründung mehrerer Zeitschriften, die der Rezension internationaler Veröffentlichungen gewidmet sind. Solche Rezensionsorgane werden als typisch deutsch angesehen und gelten als das beste Mittel, um eine starke Wissenschaft aufzubauen. Die *Revue Critique*, die schon vor der Niederlage von 1870 – die als Niederlage des französischen Schulsystems gedeutet wurde⁹ – gegründet wurde, und die nach dem Deutsch-Französischen Krieg entstandenen *Revue historique* und *Revue philosophique de la France et de l'étranger*¹⁰ wurden von Durkheim, dem jungen *Normalien*, der 1882 die *Agrégation de philosophie* gerade bestanden hatte, als Inbegriff der Wissenschaft angesehen. Er stellte sich 1884 bei Theodule Ribot, dem Begründer und Direktor der *Revue philosophique*, vor und fing an, für die Zeitschrift zu rezensieren.

Die Statistik der Durkheimschen Rezensionen erlaubt uns, einen Gesamtüberblick über die Stellung der deutschen Referenzen bei Durkheim zu gewinnen¹¹. Ich habe die Periode 1885–1917 zweigeteilt und das Jahr 1898 als Wendepunkt gewählt: nicht weil das für die deutschen Referenzen einen Bruch darstellen würde, sondern weil Durkheim ab 1898 seine eigene Zeitschrift – *L'Année socio-*

⁷ *Emile Durkheim*, Rez. von A. Schaeffle, *Bau und Leben des sozialen Körpers*: Erster Band, in: RP XIX (1885) 96; im Folgenden *Durkheim*, Rez. von A. Schaeffle, und auch: *Durkheim*, Textes 1, 370–371; dt: *Durkheim*, Deutschland 208.

⁸ Id. 97 und 372–373; dt: *Durkheim*, Deutschland 211.

⁹ *Claude Digeon*, *La crise allemande de la pensée française (1870–1914)* (Paris 1959).

¹⁰ Letztere wird in den folgenden bibliographischen Hinweisen RP abgekürzt.

¹¹ Unsere Statistiken gründen sich auf der Bibliographie von: *Steve Lukes*, *Emile Durkheim, his life and work* (London 1973) 561–588.

logique – leitet und die Zahl der Bücher, die er rezensiert, stark zunimmt. Ab 1913 rezensiert er kein Buch mehr, seine Rezensionstätigkeit ist auf die Zeitspanne zwischen 1885 und 1913 begrenzt. Diese Statistiken unterscheiden zwischen den deutschen und den nicht-deutschen rezensierten Werken und behandeln also die französischen Werke als nicht-deutsche (französische Bücher zu rezensieren war nicht das Hauptziel von Durkheim).

Zwischen 1885 und 1897 ist die Zahl der rezensierten Bücher also gering. Aber es fällt sofort auf, dass sich die Rezensionen deutscher Werke auf eine erste Periode zwischen 1885 und 1889 konzentrieren. Wenn man das Problem prozentual betrachtet, sieht man sofort, dass zwischen 1885 und 1889 die deutschen Werke genau 50% der von Durkheim rezensierten Bücher darstellen. Für die ganze erste Periode (1885–1897) ist das Verhältnis 65% : 35%.

Nach der Gründung der *Année sociologique* fängt Durkheim wieder an, deutsche Werke zu rezensieren. Und sie bilden 40% des Ganzen. Dies ist insofern beträchtlich, als Durkheim in dieser Periode viele Bücher rezensiert. Er hat insgesamt 557 Bücher rezensiert, 540 davon ab 1898 (84%). Der Prozentsatz bleibt derselbe, wenn wir uns auf die Periode zwischen 1898 und 1907 beschränken, einer Zeit, in der er seine ganze wissenschaftliche Kraft dem Erfolg seines Jahrbuches widmet.

Nach diesem ersten quantitativen Überblick stellt sich die qualitative Frage: Welches Deutschland behandelt Durkheim?

Durkheims Deutschland

Da weder von Durkheim selbst noch von der *Revue philosophique* archivalische Überlieferungen vorliegen, kann man nicht erschließen, ob Durkheim die von ihm rezensierten Bücher selbst auswählte. Aber die Lektüre seiner Texte ermöglicht es zumindest, sein „deutsches Pantheon“ zu rekonstruieren¹².

Wenn wir uns auf die erste Periode – zwischen 1885 und 1889 – beschränken, in der Durkheim besonderes Interesse für die deutsche Wissenschaft zeigt, sticht die Figur Albert Schaeffles ins Auge¹³.

¹² Zu den deutschen „Quellen“ der Soziologie Durkheims, siehe auch: Robert Alun Jones, La science positive de la morale en France: les sources allemandes de la division du travail social, in: Philippe Besnard, Massimo Borlandi, Paul Vogt (Hrsg.), Division du travail et lien social. La thèse de Durkheim un siècle après (Paris 1993) 11–41. Unser Artikel sucht nicht nach den „Quellen“ Durkheims, sondern versucht, die deutschen Referenzen in Durkheims Rezensionen als aktive, vom französischen wissenschaftlichen Kontext abhängige Inszenierungen zu verstehen.

¹³ Diese Studie fokussiert sich auf die Rezeption A. Schaeffles und auf die Rezensionen des jungen Durkheims. Allgemeiner, siehe den von Jones oben zitierten Artikel.

Durkheims Rezensionen (1885–1889):

- 1885a: A. Schaeffle, Bau und Leben des sozialen Körpers: Erster Band, in: RP XIX, 84–101.
- 1885b: A. Fouillée, La propriété sociale et la démocratie, in: RP XIX, 446–453.
- 1885c: L. Gumplowicz, Grundriss der Soziologie, in: RP XX, 627–634.
- 1886a: Les études de sciences sociales, in: RP XXII, 61–80 (Rez. von H. Spencer, Ecclesiastical Institutions: part 6 of Principles of Sociology; A. Regnard, L'Etat, ses origines, sa nature et son but; A. Coste, A. Burdeau, L. Arréat, Les Questions sociales contemporaines; A. Schaeffle, Die Quintessenz des Sozialismus).
- 1886b: G. De Greef, Introduction à la sociologie, in: RP XXII, 658–663.
- 1887: M. Guyau, L'irreligion de l'avenir, in: RP XXIII, 299–311.
- 1888: Le programme économique de M. Schaeffle, in: Revue d'Economie Politique II, 3–7¹⁴.
- 1889a: W. Lutoslawski, Erhaltung und Untergang der Staatsverfassungen nach Plato, Aristoteles, und Machiavelli, in: RP XXVII, 317–319.
- 1889b: F. Tönnies, Gemeinschaft und Gesellschaft, in: RP XXVII, 416–422.

Der damalige Herausgeber der *Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft* und ehemalige Professor der Volkswirtschaft in Tübingen¹⁵ wird dreimal rezensiert; außerdem gehört er zu den Protagonisten der von Durkheim geschaffenen Etikettierung „la science positive de la morale en Allemagne“¹⁶. Die anderen Rezensionen bestätigen diesen Eindruck. In der Rezension von Gumplowicz' *Grundriss der Soziologie* verteidigt Durkheim Schaeffle gegen das „falsche Urteil“ des Autors: Schaeffle sei kein „biologischer Soziologe“ („sociologue biologiste“)¹⁷.

¹⁴ Dieser Text wird von uns zu den Rezensionen gezählt.

¹⁵ Knut Borchardt, Albert Schäffle als Wirtschaftstheoretiker, in: *Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft* 117/4 (1961) 610–634; L. Kammerhofer, Schäffle Eberhard Friedrich, in: *Österreichisches Biographisches Lexikon* 10 (1990) 24–25; Dirk Kaesler, Schäffle Eberhard Friedrich, in: *Neue Deutsche Biographie* 22 (2005) 521–522. Für diese bibliographischen Hinweise bin ich Herrn Prof. Borchardt sehr dankbar.

¹⁶ „Mais alors le premier problème qui s'impose au sociologue n'est-il pas de décomposer ce tout, de dénombrer ces parties, de les décrire et de les classer, de chercher comment elles sont groupées et réparties? C'est justement ce que Schaeffle a voulu faire dans le premier volume de son *Bau und Leben* et voilà le grand service qu'il a rendu à la science. Il est certain que son analyse a besoin d'être corrigée et surtout simplifiée. Il n'en est pas moins le premier qui ait posé et tenté de résoudre cette question sans laquelle il n'est pas possible d'aller plus avant.“ (*Emile Durkheim*, La science positive de la morale en Allemagne, in: RP XXIV [1887] 33–58, 113–142, 275–284. Neu veröffentlicht in: *Emile Durkheim*, Textes 1. *Éléments d'une théorie sociale* [Paris 1975] 267–343; im Folgenden *Durkheim*, Textes 1; dt.: *Durkheim*, Deutschland 85–175). Über Schaeffle, vgl.: 282–285.

¹⁷ *Durkheim*, Textes 1, 344; dt.: *Durkheim*, Deutschland 178. In der Rezension von De Greef bedauert Durkheim, dass dieser kein Wort über Schaeffle sagt, obwohl er sich auch die Mühe gegeben habe, die Gesellschaften von den Organismen zu trennen (*Durkheim*, Textes 1, 41).

Im Unterschied zu Gumplowicz habe er die Aufgabe des Soziologen richtig erkannt:

„Besteht aber dann nicht die Hauptaufgabe des Soziologen darin, dieses Ganze in seine Bestandteile zu zerlegen, seine Teile aufzulisten, sie zu beschreiben und zu klassifizieren und herauszufinden, wie sie angeordnet und strukturiert sind? Genau das ist es, was Schaeffle im ersten Band seines *Bau und Leben* gemacht hat und darin liegt der große Verdienst, den er der Wissenschaft geleistet hat. Selbstverständlich soll seine Analyse korrigiert und vor allem vereinfacht werden. Nichtdestoweniger ist er der Erste gewesen, der diese Frage, ohne die man nicht weiter kommen wird, gestellt und zu lösen versucht hat.“¹⁸

Durkheim entwickelt dieses Spezifikum seines Standpunktes anlässlich seines ersten veröffentlichten Artikels – der Rezension vom ersten Band von Albert Schaeffles *Bau und Leben*: Gleich am Anfang lobt er zweierlei: erstens die „realistische“ Perspektive von Schaeffle, der die Gesellschaft nicht auf eine „bloße Ansammlung von Individuen“ reduziert, der aber gleichzeitig trotz Analogien zwischen individuellen Organismen und Gesellschaften immer wieder behauptet, dass die Gesellschaft kein Organismus sei¹⁹.

Durkheim bekennt zwar, dass die Selbständigkeit des Sozialen auch von den Kathedersozialisten beansprucht wird. Das ist für ihn der Grund, weshalb er die Etikettierung „la science positive de la morale“ („die positive Morawissenschaft“) prägte:

„Alle Moralisten, von denen wir hier sprechen, sehen in den sozialen Phänomenen Fakten *sui generis*, die man mit einer besonderen Methode gesondert untersuchen muss.“²⁰

Der Ausdruck – „des faits *sui generis*“ („Fakten *sui generis*“) – der die Unreduzierbarkeit der sozialen Phänomene verständlich machen soll, wurde in gewisser Weise zum Aushängeschild der Durkheimschen Soziologie: Durkheim wird ihn bis zum Ende seines Lebens immer wieder benutzen²¹.

¹⁸ *Emile Durkheim*, Rez. von L. Gumplowicz Grundriss der Soziologie, in: RP XX (1885) 632 und auch: *Durkheim*, Textes 1, 351; dt.: *Durkheim*, Deutschland 185. Siehe auch: 1885b 451; 1886a 77; *Emile Durkheim*, Cours de science sociale: leçon d'ouverture, in: Revue Internationale de l'Enseignement XV (1888) 38.

¹⁹ „L'auteur est nettement réaliste. La société n'est pas une simple collection d'individus, c'est un être qui a précédé ceux dont il est aujourd'hui composé et qui leur survivra [...] Et pourtant la société n'est pas un organisme.“ (*Durkheim*, Rez. von A. Schaeffle 84–85 und auch: *Durkheim*, Textes 1, 355–356); dt.: *Durkheim*, Deutschland 190–191.

²⁰ „Tous les moralistes dont nous parlons ici voient dans les phénomènes sociaux des faits *sui generis*, qu'il faut étudier en eux-mêmes, pour eux-mêmes, par une méthode spéciale.“ (*Durkheim*, Textes 1, 286, Anm. 17; dt.: *Durkheim*, Deutschland 107).

²¹ Siehe z. B. *Emile Durkheim*, Rez. von L. Gumplowicz Grundriss der Soziologie, in: RP XX (1885) 629 und auch: *Durkheim*, Textes 1, 346 (dt.: *Durkheim*, Deutschland 180); *Emile Durkheim*, Cours de science sociale: leçon d'ouverture, in: Revue Internationale de l'Enseignement XV (1888) Was immer wieder behauptet wird, ist, dass die Gesellschaft ein Ganzes bilde, dem gegenüber die Summe der Teile inkomensurabel sei: „un être psychologique tout à fait nouveau et sans égal dans le monde“ „il ne faudrait pas de ce rapprochement conclure à une identité psychologique entre l'individu et la société.“ (*Durkheim*, Rez. von A. Schaeffle 92 und auch: *Durkheim*, Textes 1, 365; dt.: *Durkheim*, Deutschland 202).

Dass ihm Schaeffle wichtiger erscheint als die Kathedersozialisten, rechtfertigt Durkheim damit, dass Schaeffle der einzige sei, der den „schlimmen Irrtum“ der Kathedersozialisten nicht begangen habe, nämlich die Gesellschaft als vom Gesetzgeber leitbar anzusehen. Gegen diesen Rest von konventioneller Rechtsauffassung habe Schaeffle, so Durkheim, zurecht gekämpft²².

Der Kampf um die Herrschaft auf die Soziologie

Die Gründe von Durkheims Hochschätzung von Schaeffle sind mehr im französischen als im deutschen Kontext zu suchen. Davon zeugt sein Urteil über Schaeffles *Bau und Leben*:

„Insgesamt gibt es kaum eine Lektüre, die für einen Franzosen in höherem Maße instruktiv wäre. Erst durch den Umgang mit solchen geduldigen und arbeitsreichen Untersuchungen werden wir unseren zu schwächlichen, zu mageren und zu sehr in die Einfachheit verliebten Verstand kräftigen. Nur wenn wir lernen, der unendlichen Komplexität der Fakten ins Gesicht zu sehen, werden wir uns von jenem engen Rahmen befreien, in den wir die Dinge einzwängen. Es ist womöglich nicht übertrieben, wenn wir sagen, dass dabei die Zukunft der französischen Soziologie auf dem Spiel steht.

Aber dieses Werk stellt nicht nur eine gute Geisteserziehung dar. Es bringt die Sozialwissenschaft ein gutes Stück voran, indem es ihre vollständige Unabhängigkeit fordert. Merkwürdig ist, dass die französischen Philosophen, die sich zu Schaeffle geäußert haben, ihn gewöhnlich genau wegen des Gegenteils gerühmt haben! Noch jüngst hat Herr Fouillée in einem Artikel der *Revue des deux mondes*²³ geschrieben, das Ziel Schaeffles sei der Beweis gewesen, dass die Gesetze der Biologie auf die Gesellschaft übertragbar seien.“²⁴

Durkheim versucht, durch eine positive Bewertung von Schaeffle eine neue Definition der Soziologie in Frankreich durchzusetzen. Er kritisiert nebenbei die beiden französischen Philosophen, die sich wenige Jahre vor ihm als Verteidiger der „Sozialwissenschaften“ in Frankreich vorgestellt und in diesem Rahmen auf Schaeffles Werk hingewiesen haben: Alfred Fouillée und Alfred Espinas.

²² Durkheim, Textes 1, 282, 284; dt.: Durkheim, Deutschland 103–104.

²³ Es handelt sich um folgenden Artikel: Alfred Fouillée, Les études récentes sur la propriété, in: *Revue des deux mondes* (15.06.1884) 759–790 und insbesondere 760, Anm. 1.

²⁴ „En somme, il est peu de lectures plus hautement instructives pour un Français. C’est par la pratique de ces patientes et laborieuses études que nous fortifierons notre esprit trop grêle, trop maigre, trop amoureux de simplicité. C’est en apprenant à regarder en face l’infinie complexité des faits, que nous nous déferons de ces cadres trop étroits, dans lesquels nous enfermons les choses. Il n’y a peut-être pas d’exagération à dire que l’avenir de la sociologie française est à ce prix. Mais cet ouvrage n’est pas seulement d’une bonne éducation pour l’esprit. Il fait faire un progrès à la science sociale en revendiquant pour elle une complète indépendance. Chose étrange! Les philosophes français qui ont parlé de Schaeffle, lui ont généralement fait un éloge exactement opposé. Récemment encore, dans un article de la *Revue des deux mondes*, M. Fouillée disait que le but de Schaeffle avait été de prouver que les lois de la biologie s’appliquaient aux sociétés.“ (Durkheim, Rez. von A. Schaeffle 97 und auch: Durkheim, Textes 1, 372–373; dt: Durkheim, Deutschland 211).

„Der Name Schaeffles ist in Frankreich bekannt. Dennoch hat man nicht den Eindruck, dass er viel gelesen worden wäre. Jedenfalls hat er selten einmal Erwähnung gefunden. Herr Espinas hat ihn ein paar Mal beiläufig gelobt. Herr Fouillée hat in knappen Worten von dem ‚guten Deutschen‘ gesprochen, der sich ins mikroskopisch Kleine des sozialen Lebens versenkt hat. Aber das ist bereits alles. Die Darstellung, die wir versuchen werden, ist also trotz ihrer Verspätung nicht unangebracht.“²⁵

In seinem ersten Artikel stellt sich der junge Durkheim schon als der einzig wahre Hermeneut des Denkens von Schaeffle vor. Dies gegen Alfred Fouillée zu behaupten, war noch relativ einfach. Zwar hatte Fouillée Schaeffle einen wichtigen Platz in seiner Beschreibung der zeitgenössischen Sozialwissenschaften („la science sociale contemporaine“) gegeben, aber Fouillée äußerte sich ziemlich kritisch gegen diesen Vertreter der „naturalistischen Schule“. Er sah ihn als denjenigen an, der die These, dass die Vergleiche zwischen dem sozialen Körper und dem Tier nicht nur reine Analogien, sondern Identitäten bilden, radikalisiert hatte²⁶. Dagegen wehrte sich gerade Durkheim in seiner Deutung Schaeffles.

Aber im Falle von Alfred Espinas war die Lage komplizierter. Espinas wünschte sich eine rasche Übersetzung des Werkes von Schaeffle ins Französische²⁷ und lobte den Autor, weil er die Legitimität von Analogien zwischen dem Organismus und dem sozialen Körper ermöglichte²⁸. Seinerseits „freute [sich A. Schaeffle] über die Zustimmung, die er im klassischen Werk Alfred Espinas’ über die „thierischen Gesellschaften“ erfuhr, das sofort ins Deutsche übersetzt wurde²⁹, und er ergänzte seine Einleitung für die neue Ausgabe seines *Bau und Leben des sozialen Körpers* (1881) um „ein[en] kurze[n] Ueberblick über die höchst interessanten Er-

²⁵ „On connaît le nom de Schaeffle en France. Il ne semble pas pourtant qu’on l’ait beaucoup lu. En tout cas, on en a bien peu parlé. M. Espinas en a fait l’éloge à plusieurs reprises, mais en passant. M. Fouillée nous a dit quelques mots de ce „bon Allemand“, perdu dans les infiniment petits de la vie sociale. Et c’est tout. L’exposition que nous allons entreprendre, quoique tardive, n’est donc pas inopportune.“ (*Durkheim*, Rez. von A. Schaeffle 84 und auch: *Durkheim*, Textes 1, 355; dt: *Durkheim*, Deutschland 189–190).

²⁶ *Alfred Fouillée*, La science sociale contemporaine (Paris 1880) 75–76.

²⁷ *Alfred Espinas*, Des sociétés animales (Paris 1878) 139: „Celui qui aurait le courage d’exécuter la traduction de ce volume rendrait un service signalé à la sociologie en France.“

²⁸ *Espinas*, Des sociétés animales 137–138. Zu Espinas’ Doktorarbeit im französischen Kontext siehe: *Wolf Feuerhahn*, Les ‚sociétés animales‘: un défi à l’ordre savant, in: *Romantisme* 154 (2011) 35–51. Schaeffle selber schreibt in der Vorrede zur ersten Ausgabe seines Hauptwerkes (1874): „Die durch Comte, Littré, Spencer, neuestens und besonders anregend durch Paul v. Lilienfeld herangezogenen ‚realen Analogieen‘ der *Biologie* habe ich weiter verfolgt. Doch glaube ich die Gefahren der Analogie – Verwischung der Unterschiede und unwissenschaftliche Allegorik – umgangen zu haben“ (*Albert E. Fr. Schäffle*, Bau und Leben des sozialen Körpers. Erster Band, neue zum Theil umgearbeitete Ausgabe [Tübingen 1881] VII; im Folgenden *Schäffle*, Bau und Leben).

²⁹ *Alfred Espinas*, Die thierischen Gesellschaften. Eine vergleichend-psychologische Untersuchung, übersetzt von W. Schlösser (Braunschweig 1879). Schon 1878 rezensierte W. Wundt das Buch von Espinas: *Wilhelm Wundt*, Ueber den gegenwärtigen Zustand der Thierpsychologie, in: *Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie* 2 (1878) 137–149. Andere Hinweise zu Espinas’ deutscher Rezeption finden sich auch in: *Maria Cristina Fornari*, Die Entwicklung der Herdenmoral. Nietzsche liest Spencer und Mill (Wiesbaden 2009).

gebnisse der Espinas'schen Forschung³⁰. Die Kritik Durkheims ist umso interessanter: Er warf Espinas vor, er hätte nicht bemerkt, dass Schaeffle kein Befürworter der biologischen Fundierung der Sozialwissenschaften gewesen sei, sondern im Gegenteil: ein Befürworter der Autonomie der Soziologie gegenüber der Biologie. Allerdings muss man diesen Vorwurf im Rahmen des Kampfes zwischen Espinas und den Spiritualisten sehen, die die Universität damals beherrschten. Espinas behauptete gegen die Spiritualisten, dass die Unterschiede zwischen Tier und Mensch relativ und auf keinen Fall absolut seien. Durkheim, der 1893 seine Doktorarbeit Emile Boutroux, einem der wichtigsten Spiritualisten der Zeit, gewidmet hatte, zog wieder eine scharfe Grenze zwischen Biologie und Soziologie sowie zwischen Tier und Mensch³¹.

Soziologie oder Sozialismus?

Damals wurde die Frage nach der möglichen Analogie bzw. Identität zwischen Organismus und sozialem Körper nie als rein wissenschaftlich gesehen. Ein Gespenst ging um in diesen Debatten – das Gespenst des Sozialismus. Die Rezension von Espinas' *Des sociétés animales* durch den Professor für Geschichte der Philosophie an der Sorbonne, Paul Janet, der auch Mitglied seines Dissertationsprüfungsausschusses gewesen war, in der Tageszeitung *Le Temps* zeugt von dem politischen Hintergrund der Geburt der Soziologie in Frankreich. Janet empörte sich über Espinas' These: „der soziale Körper sei das echte Individuum. Birgt nicht eine solche Theorie eine genuine Gefahr, wenn man sie auf die menschliche Gesellschaft anwenden würde! Beinhaltete sie nicht im Keime etwas, das man Sozialismus genannt hat?“³²

³⁰ Schäffle, Bau und Leben X. Zwanzig Jahre später unterstreicht Schaeffle immer noch die positive Rezeption seines Werkes in Frankreich: „Auf das Werk, welches hiermit in zwei Bänden nochmals den Weg in die Öffentlichkeit antritt, hat, als es vor 20 Jahren (1875 bis 1878) erstmals in vier Bänden erschien, von den Höhen der gebauschten Gelehrsamkeit und der unfehlbar festgefahrenen Schulweisheit nicht sehr viel Huld herabscheinen wollen. Wenigstens nicht im Vaterland des Verfassers. Während ein Mann wie Espinas die gegebene Analyse des sozialen Körpers ‚bewunderungswürdig‘ fand, und ein anderer Franzose, der hervorragendste Autor der gegnerischen älteren liberalen Schule, ihm ‚prodigieuse ingénuité de l'esprit‘ nachrühmte (WF: es handelt sich um *Paul Leroy-Beaulieu*, *L'Etat, la société et l'individu*, in: *Léon Say, Joseph Chailley* [Hrsg.], *Nouveau Dictionnaire d'Economie Politique* [Paris 1890–1891] 943), wurde in Deutschland von Vielen über das ungelesene oder widerwillig gelesene Buch stark [von oben herab] gesprochen und auf verschiedenen Kathedern soll dasselbe gar in Acht und Aberacht erklärt worden sein.“ (*Albert Schäffle*, *Bau und Leben des sozialen Körpers*, Erster Band: *Allgemeine Soziologie* [Tübingen 21896] I).

³¹ *Wolf Feuerhahn*, *Les ‚sociétés animales‘: un défi à l'ordre savant*, in: *Romantisme* 154 (2011) 35–51.

³² „L'individu véritable, c'est le corps social. Une telle théorie n'aurait-elle pas quelque danger, si on venait l'appliquer jusqu'à la société humaine! Ne contiendrait-elle pas en germe quelque chose de semblable à ce que l'on a appelé le socialisme?“ (*Paul Janet*, *Le mouvement philosophique* II, in: *Le Temps* [16.08.1878] 3). Vier Jahre später wehrt sich Espinas gegen diese Anschuldigung:

15 Jahre später verteidigte Emile Durkheim seine eigene Dissertation. Der Verfasser des Dissertationsberichtes bemerkte die für ihn gefährliche Wortnähe zwischen Soziologie und Sozialismus:

„Dieses Wort Soziologie ist schlecht formuliert, zweifellos weil es mit dem Wort Sozialismus zu eng verwandt ist, ein Begriff, der so viel Unsinn, so viel Schwulst, so viel Dummheiten und Gewalten einschließt; aber nichtdestoweniger ist es auch der Name einer sich bildenden Wissenschaft, die versucht, das Rätsel zu lösen, damit die furchtbare Sphinx uns nicht verschlingt.“³³

Diese Nähe ist besonders deutlich im Falle von Schaeffle, der in Frankreich vor allem als der Autor der *Quintessenz des Sozialismus*³⁴ rezipiert und sofort als „Sozialist“ etikettiert wurde. Dies geschah zuerst bei den Wirtschaftswissenschaftlern, die in den Augen Durkheims mehrheitlich freihändlerische Ökonomen waren³⁵, und die in ihrer Zeitschrift *Le journal des économistes* die Arbeiten Schaeffles seit den 1860er Jahren rezensierten. Für diejenigen, die Durkheim fast nur als Gruppe behandelte und „orthodoxe Ökonomen“ („*économistes orthodoxes*“)³⁶ nannte, verkörperte Schaeffle den Sozialismus, den sie entschieden ablehnten. So zum Beispiel das Mitglied der Académie des Sciences Morales et Politiques, Maurice Block, demzufolge Schaeffle so sehr „vom Sozialismus eingenommen“ war, dass sein Buch keineswegs als wissenschaftliches Werk zu gelten habe, sondern als „eine Art Utopie“³⁷. Durkheim verteidigte Schaeffle gegen alle Freihändler, die seine Soziologie als Sozialismus verwarfen. So zum Beispiel den Professor für Nationalökonomie („*économie politique*“) am Collège de France, Paul Leroy-Beaulieu, der in seinem Buche *Le collectivisme, examen critique du nouveau socialisme* (1884) Schaeffle als den „verführerischste[n] und schlaueste[n] Vertreter“ des „konservativen Kollektivismus“ beschrieb, der sich die unmögliche Aufgabe gestellt habe, den Kollektivismus mit der Freiheit des Individuums zu versöhnen³⁸.

„Mit allen Kräften weisen wir die *sozialistischen* Tendenzen, die uns zugewiesen wurden und die dazu führen würden, die sozialistische Individualität auf die Ruinen der Teilindividualitäten zu errichten, zurück“ (*Alfred Espinas*, *Les études sociologiques en France* [2^e article], in: RP XIV [1882] 345; Hervorhebungen im Text. Orig.: „Nous repoussons de toutes nos forces les tendances *socialistes* qu'on nous a attribuées et qui aboutiraient à élever l'individualité sociale sur les ruines des individualités partielles.“).

³³ Archives Nationales F¹⁷ 25768 (dossier Emile Durkheim), rapport de soutenance rédigé par M. Perreux, 2: „Ce mot de sociologie est mal formé, sans doute parce qu'il est trop proche parent de celui de Socialisme qui couvre tant d'énormités, de déclamation, ou bêtises, de violences; mais il n'est pas moins le nom d'une science en voie de formation, qui essaie de déchiffrer l'énigme pour que le redoutable Sphinx ne nous dévore pas.“

³⁴ Dieses Buch Schaeffles ist das einzige, das ins Französische übersetzt wurde: *Albert Schäffle*, *La quintessence du socialisme*, traduction par *Benoît Malon* (Paris 1880).

³⁵ „Les économistes orthodoxes, qui gardent chez nous cette puissante influence qu'ils ont perdue dans les autres pays de l'Europe“ (*Emile Durkheim*, *La science positive de la morale en Allemagne*, in: RP XXIV [1887] 34; *Durkheim*, *Textes* 1, 268; dt.: *Durkheim*, *Deutschland* 87).

³⁶ *Emile Durkheim*, A. Fouillée, *La propriété sociale et la démocratie*, in: RP XIX (1885) 447.

³⁷ *Maurice Block*, *Une nouvelle définition de l'économie politique*, in: *Journal des économistes*, série 4, XX, 379, 394.

³⁸ *Paul Leroy-Beaulieu*, *Le collectivisme, examen critique du nouveau socialisme* (Paris 1885) 12.

Durkheim ironisierte diese Deutung von Schaeffles Denken, die sich nur auf die 110 Seiten der *Quintessenz des Sozialismus* stützte und die vier dicken Bände vom *Bau und Leben* gar nicht berücksichtigte³⁹. Verantwortlich für diese Sicht war nach Meinung Durkheims schon der Übersetzer der *Quintessenz des Sozialismus*, Benoît Malon, Journalist und ehemaliges Mitglied des *Conseil de la Commune* (1870), der Schaeffle als einen orthodoxen Kollektivisten dargestellt habe. Selbst die Veröffentlichung eines Heftes über *Die Aussichtslosigkeit der Sozialdemokratie. Drei Briefe zur Ergänzung der Quintessenz des Sozialismus* (1885) hätten nicht die Gewalt der französischen Freihändler gegen Schaeffle entkräftet⁴⁰. Durkheim stellte sich also als wahrer Interpret Schaeffles in Frankreich dar und betonte, dass die *Quintessenz* eine rein „objektive Studie der sozialistischen Idee“ sei. Selbst sein Versuch, im dritten Band vom *Bau und Leben* die Lücken der sozialistischen Doktrine zu füllen, würden aus ihm keinen Kollektivisten machen. Durkheim lobte Schaeffles Kritik an der Einseitigkeit der orthodoxen Ökonomen, die den „Individualismus als das beste System“ sehen würden und unfähig seien, die „soziale Dimension“ der wirtschaftlichen Fragen zu berücksichtigen⁴¹. Durkheims Kritik an den Freihändlern beruhte auf der Vorstellung, dass der Individualismus, der von diesen Denkern vertreten werde, nur einen Aspekt der Wirklichkeit wahrnehme, die „Solidarität“ als soziale Tatsache aber völlig übersehe⁴². Die Abstraktheit des Standpunktes der Freihändler ermögliche außerdem, eine Zukunft für die Soziologie zu skizzieren⁴³:

„Der Mensch und die Gesellschaft, wie die Ökonomen sie begreifen, sind reine Einbildungen, die überhaupt nicht dem entsprechen, was in den Dingen liegt. Der Soziologe muss also die wirtschaftlichen Tatsachen, den Staat, die Moral, das Recht und die Religion, wie so viele Funktionen des sozialen Organismus behandeln, und er wird sie wie Phänomene, die in einer geschlossenen und bestimmten Gesellschaft stattfinden, studieren. Von diesem Standpunkt aus ändern sich die Dinge sofort.“⁴⁴

Indem er Schaeffles Werke deutet, liefert Durkheim jedes Mal seine eigene Definition der Soziologie und des Sozialismus. Für Durkheim ist allerdings der Sozialismus wissenschaftlich begründet, er ist die logische Konsequenz des organischen

³⁹ *Emile Durkheim*, A. Fouillée, La propriété sociale et la démocratie, in: RP XIX (1885) 452.

⁴⁰ *Arthur Raffalovich*, Le socialisme de M. Schaeffle, in: Journal des économistes (1885) 389–397.

⁴¹ *Emile Durkheim*, Les études de sciences sociales, in: RP XXII (1886) 77–78.

⁴² Id. 75–76. Zur Genese und Konnotation des Wortes „individualisme“ im französischen 19. Jahrhundert, siehe: *Marie-France Pigué*, Individualisme. Du Producteur à Tocqueville, in: Mots. Les langages du politique 96 (2011/2) 133–147.

⁴³ Id. 78.

⁴⁴ Id. 79: „L'homme et la société que conçoivent les économistes sont de pures imaginations qui ne correspondent à rien dans les choses. Le sociologue devra donc considérer les faits économiques, l'État, la morale, le droit et la religion, comme autant de fonctions de l'organisme social, et il les étudiera comme des phénomènes qui se passent au sein d'une société close et définie. De ce point de vue les choses changent aussitôt d'aspect.“ Zu Durkheims Kritik der Ökonomen, vgl. *Philippe Steiner*, Durkheim et la critique de l'économie politique, in: *ders.*, L'école durkheimienne et l'économie (Genève 2005) 33–48.

Charakters der Gesellschaft⁴⁵. Aber unter Sozialismus versteht er nicht die Doktrin, nach welcher der Staat die Wertproduktion direkt leitet, sondern nur die Tatsache, dass, „wie die entsprechenden tierischen Funktionen, die großen sozialen Funktionen vereinheitlicht und zentralisiert sind“⁴⁶. Gegen Alfred Fouillée, der in seinem Buch *La propriété sociale et la démocratie* (1884) die freihändlerische Kritik an Schaeffle übernommen hatte, unterstrich Durkheim den Unterschied zwischen dem „autoritären Kommunismus“ und dem „Sozialismus“⁴⁷. Durkheim nahm sogar direkt an den Konflikten unter den Wirtschaftswissenschaftlern teil. 1887 wurde von dem Ökonomen Charles Gide eine neue Zeitschrift gegründet: die *Revue d'Economie Politique*, die die Hegemonie des freihändlerischen *Journal des économistes* in Frage stellen wollte⁴⁸. Im zweiten Heft stilisierte sich Durkheim zum besten Mittler von Schaeffles Werk in Frankreich. Als Briefpartner des deutschen Wirtschaftswissenschaftlers⁴⁹ veröffentlichte er unter dem Titel „Le programme économique de M. Schaeffle“ eine Selbstverteidigung Schaeffles gegen seine Kritiker. In der Einleitung, die Durkheim zu diesem Brief schrieb, beschrieb er Schaeffles Stellung als weder zu den orthodoxen Ökonomen noch zu den Staatssozialisten gehörend⁵⁰, eine Mittelposition also, die sowohl seiner eigenen Position wie der des Leiters dieser neuen Zeitschrift entsprach. Im Allgemeinen scheint die Haltung Durkheims zu Schaeffle als vermittelnde Verteidigung der eigenen Stellungnahme zu gelten⁵¹. Entscheidend ist, dass Schaeffle in Durkheims Augen einen wegweisenden Schlüssel liefert, um die Situation der Sozialwissenschaften in Frankreich zu verstehen. Durkheims wissenschaftliche Suche nach einem Mittelweg zwischen diesen für ihn extremen Lösungen ist darüber hinaus untrennbar mit der französischen politischen Lage verbunden.

⁴⁵ „Là il [Fouillée] reconnaissait le caractère organique de la société; dès lors il était, à ce qu'il semble, logiquement conduit au socialisme.“ (*Emile Durkheim*, A. Fouillée, *La propriété sociale et la démocratie*, in: RP XIX [1885] 450).

⁴⁶ Id. 451.

⁴⁷ Id. 451.

⁴⁸ Lucette Le Van-Lemesle, *Les revues d'économie*, in: M. Leymarie, J.-Y. Mollier, J. Pluet-Despatin (Hrsg.), *La Belle Epoque des revues: 1880-1914* (Paris 2002) 255-268; im Folgenden *Van-Lemesle*, *Les revues d'économie*.

⁴⁹ Da die Archive sowohl von Durkheim wie von Schaeffle verschollen sind, war es uns bis heute unmöglich, diese Briefe aufzufinden zu machen. Durkheim erwähnt diesen Briefwechsel in: *Durkheim*, *Textes* 1, 378.

⁵⁰ *Emile Durkheim*, *Le programme économique de M. Schaeffle*, in: *Revue d'économie politique* 2 (1888) 5.

⁵¹ Ich teile völlig die Hypothese Philippe Steiners, nach welcher die deutschen Ökonomen Durkheim eine Möglichkeit boten, in der Welt der Sozialwissenschaften Stellung zu nehmen, was der damals diskreditierte A. Comte nicht hätte anbieten können (Durkheim et la critique de l'économie politique, in: *Philippe Steiner*, *L'école durkheimienne et l'économie* [Genève 2005] 28).

Der politische Hintergrund

Zwei Hauptfragen beherrschten das damalige politische Leben Frankreichs: die „soziale Frage“ und die Frage nach der „Institution des republikanischen Regimes“. Allerdings waren diese beiden Fragen nicht zu trennen, denn die wirtschaftliche Depression, die 1875 begonnen hatte und Frankreich bis 1900 tief prägen sollte, hatte eine Infragestellung des liberalen Denkens zur Folge. Selbst die Vertreter des Liberalismus bei den Wirtschaftswissenschaftlern akzeptierten eine Intervention zwar nicht vom Staat, aber vom Betrieb. Es war die Blütezeit der „oeuvres sociales patronales“⁵². Die soziale Frage war ohne Zweifel die wichtigste für Durkheim, nicht, weil die andere ihm unwichtig war, sondern weil er sich immer als Republikaner definiert hatte. Die soziale Frage war für ihn komplizierter zu lösen. Obwohl er von Beginn an sehr kritisch gegenüber der freihändlerischen Schule gewesen war, stellte er sich Fragen über den Sozialismus. Er fühlte sich diesem nahe, hatte sozialistische Freunde wie Jean Jaurès, ging aber sehr früh auf Distanz zu verschiedenen Aspekten des Sozialismus, der in seinen Augen keine Wissenschaft sein konnte: erstens, weil die Wirtschaft auf keinen Fall das einzige Movens des sozialen Lebens für ihn war, und zweitens, weil der Klassenkampf nicht der Hauptfaktor der Geschichtsentwicklung war⁵³.

Für Durkheim konnte also die soziale Frage keineswegs auf eine Lohnfrage reduziert werden, sie war für ihn hauptsächlich moralischer Art⁵⁴. Der Sozialismus war für ihn nur dann legitim, wenn er sich auf die moralische Dimension konzentrierte⁵⁵. Durkheim versuchte ständig, einen Mittelweg zwischen Individualismus und Sozialismus zu finden. Interessant ist, dass er ihn zum Beispiel früh in einem 1889 erschienenen Buch von Ferneuil über die Prinzipien von 1789 und die Sozialwissenschaften (*Les principes de 1789 et la science sociale*) zu finden glaubte, ein Buch, das bezeichnenderweise eine intime Kenntnis von Schaeffles Arbeiten aufweist. In seiner Rezension beschrieb Durkheim die schwierige Lage, in der er nun stand:

„Da eine solche Anschauung des kollektiven Lebens nicht auf eines dieser klaren Ideensysteme, die unser französisches Temperament liebt, reduziert werden kann, glaubt man es gerecht behandelt zu haben, wenn man es herablassend als eine deutsche Importware bezeichnete. Man kann nicht behaupten, dass der Bereich der sozialen Handlung sich in dem Maße ausdehnt, in dem

⁵² Van-Lemesle, *Les revues d'économie* 259.

⁵³ Laurent Mucchielli, *La découverte du social* (Paris 1998) 236.

⁵⁴ „Ce n'est pas dire d'ailleurs que la question sociale soit une question de salaires; nous sommes, au contraire, de ceux qui pensent qu'elle est avant tout morale.“ (*Emile Durkheim*, Note sur la définition du socialisme, in: RP XXXVI [1893] 509; im Folgenden *Durkheim*, Note sur la définition du socialisme).

⁵⁵ *Durkheim*, Note sur la définition du socialisme 510-511: „Socialiser la vie économique c'est, en effet, subordonner les fins individuelles et égoïstes qui y sont encore prépondérantes à des fins vraiment sociales, partant morales. C'est, par conséquent, y introduire une moralité plus haute. Voilà pourquoi on a pu dire, non sans raison, que le socialisme tendait à réaliser plus de justice dans les relations sociales.“

Gesellschaften sich entwickeln, ohne des Staatssozialismus angeklagt und als ein Feind der Freiheit behandelt zu werden.“⁵⁶

Schon 1890 behauptete Durkheim also, dass er als Importeur der deutschen Wissenschaft kritisiert werde, und genau danach hörte er auf (bis 1898), deutsche Werke zu rezensieren. Sein Versuch, den Gegensatz zwischen Individualismus und Sozialismus vermittelnd aufzulösen, verursachte ihm auch Probleme, und er musste sich ständig gegen die Anschuldigung verteidigen, er sei ein verkappter Befürworter des Staatssozialismus. So betonte er zum Beispiel in einem kurzen, 1893 veröffentlichten Text über die Definition des Sozialismus die strenge Linie, die er zwischen „Kommunismus“ und „Sozialismus“ zog. Er wurde allerdings auch von der anderen Seite kritisiert. Georges Sorel warf ihm vor, er habe nicht den Mut gehabt, radikaler zu denken⁵⁷.

Im Gegensatz zu seinem Neffen – Marcel Mauss – wurde er nie Mitglied einer politischen Partei. Die Bewegung, der er am nächsten stand, war der Solidarismus von Léon Bourgeois, der gerade die soziale Frage als eine Frage der Moral betrachtete⁵⁸.

„Sein Leben lang war es ihm, auf Grund bestimmter Merkmale, zuwider, Anhänger des Sozialismus zu werden: ihn störte dessen gewalttätiger Charakter, dessen mehr oder weniger reiner gewerkschaftlicher Klassencharakter, und auch dessen politische und taktische Eigenschaften schreckten ihn ab. Durkheim widersetzte sich entschieden jedem Klassen- oder Nationenkrieg; er befürwortete Veränderungen zugunsten der gesamten Gesellschaft und nicht nur eines Teiles, auch wenn dieser die Mehrheit darstellte und die Macht hatte. Er betrachtete die politischen Revolutionen und die parlamentarischen Entwicklungen als oberflächlich, kostspielig und eher als theatralisch denn als seriös. Er widersetzte sich also immer der Idee, sich der Disziplin einer Partei – besonders einer politischen – zu unterwerfen [...] Er blieb also immer auf einem goldenen Mittelweg [*juste milieu*]; er ‚sympathisierte‘, wie man heute sagt, mit den Sozialisten, mit Jaurès und dem Socialismus –. Nie gab er sich ihm hin.“⁵⁹

⁵⁶ „Comme une telle conception de la vie collective ne se ramène pas à un de ces systèmes d'idées claires qu'aime notre tempérament français, on croit en avoir fait justice quand on l'a dédaigneusement taxée d'importation germanique. On ne peut pas démontrer que la sphère de l'action sociale s'étend à mesure que les sociétés se développent sans se voir accusé de socialisme d'État et traité comme un ennemi de la liberté.“ (*Emile Durkheim*, T. Ferneuil, *Les principes de 1789 et la science sociale*, in: *Revue internationale de l'enseignement* XIX [1890] 450–456).

⁵⁷ *Georges Sorel*, *Les théories de E. Durkheim*, in: *Le devenir social I* (1895) 1–26, 148–180.

⁵⁸ *Christian Gülich*, *Die Durkheim-Schule und der französische Solidarismus* (Wiesbaden 1991); *Laurent Mucchielli*, *La découverte du social* (Paris 1998) 236–237; *Marie-Claude Blais*, *La solidarité. Histoire d'une idée* (Paris 2007).

⁵⁹ „Toute sa vie, il n'a répugné à adhérer au socialisme proprement dit qu'à cause de certains traits de cette action: son caractère violent; son caractère de classe, plus ou moins purement ouvrieriste, et aussi son caractère politique et même politicien. Durkheim était profondément opposé à toute guerre de classes ou de nations; il ne voulait de changement qu'au profit de la société tout entière et non d'une de ses fractions, même si celle-ci était le nombre et avait la force; il considérait les révolutions politiques et les évolutions parlementaires comme superficielles, coûteuses et plus théâtrales que sérieuses. Il résista donc toujours à l'idée de se soumettre à un parti de discipline politique, surtout international. Même la crise sociale et morale de l'affaire Dreyfus, où il prit une grande part, ne changea pas son opinion. Même pendant la guerre, il fut de ceux qui ne mirent aucun espoir dans ce qu'on appelle la classe ouvrière organisée internationalement. Il

Aber Durkheim war weder Ökonom noch Politiker. Die Art und Weise, wie er diese wirtschaftlich-politische Frage formulierte, kann nur dann verstanden werden, wenn man seine erste philosophische Ausbildung und Erfahrung berücksichtigt.

Die Bedeutung der philosophischen Ausbildung

Durkheim formulierte die politischen Fragen als ehemaliger Student an der Ecole Normale Supérieure („Normalien“) und besonders als „agrégé de philosophie“. Das bestätigt schon Mauss, wenn er die Entwicklungsgeschichte von Durkheims Dissertationsarbeit über die *Teilung der sozialen Arbeit* referiert und behauptet, Durkheim habe zuerst „auf abstrakte und philosophische Weise“ die Beziehungen zwischen Individualismus und Sozialismus studieren wollen. Mauss gibt uns hier einen Hinweis auf die Rolle von Durkheims erster Ausbildung. Denn die französische philosophische Fragestellung hat Durkheims eigene Fragestellung stark bestimmt. Um die Sache kurz zu fassen: Das 19. Jahrhundert ist das Jahrhundert der Verbeamtung des französischen Philosophen; dieser wird zum Gymnasiallehrer und trainiert seine Schüler, damit sie eine sehr spezifische Übung meistern können: die „dissertation“⁶⁰. Dieses Genre wird auch an der Universität (Licence Prüfung) und im Rahmen des für die Reproduktion des philosophischen Lehrkörpers so wichtigen „Concours de l'Agrégation“ zum Glanzstück der philosophischen Ausbildung.

Einer der strukturellen Züge der „dissertation“ ist eben die dreiteilige Struktur: Die beiden ersten Teile stellen zwei gegensätzliche und a priori unsynthetisierbare Stellungnahmen dar. Eine Synthese jenseits dieses Antagonismus soll dann im 3. Teil gefunden werden. Durkheims Art, den Konflikt zwischen Individualismus und Sozialismus zu inszenieren, entspricht genau dieser Methode. Er identifiziert zwei gegensätzliche Stellungnahmen: „l'individualisme égoïste“ einerseits, „le socialisme d'Etat“ andererseits. Seine Lösung stellt dann eine Mittelposition dar, die den Individualismus als „moralischen Individualismus“ mit dem Sozialismus als „nicht staatlich“ vereinigen will. Grundsätzlich wendet sich Durkheim gegen jede Lösung, die zu einer Extremposition der Antinomie zurückkehren würde: sei es des Individualismus, der nicht vom Staat reguliert wäre (was er auch als „égoïsme“ oder „atomisme social“ beschreibt⁶¹), oder des Staatssozialismus, der die Freiheit des Individuums negieren würde (was er auch „communisme autoritaire“ oder „socialisme despotique“ nennt⁶²). So wirft er seinem ehemaligen Kommilito-

resta donc toujours dans un juste milieu; il „sympathisa“, comme on dit maintenant, avec les socialistes, avec Jaurès, avec le socialisme. Il ne s'y donna jamais.“ (*Emile Durkheim, Le socialisme* [Paris 2011] 29).

⁶⁰ Zur Geschichte und zum Impact der Dissertation in Frankreich, siehe: *Béranger Cabestan, Wolf Feuerhahn, Thibaud Trochu, La raison dissertative* (Paris 2015).

⁶¹ *Durkheim*, Rez. von A. Schaeffle 96, 99.

⁶² *Emile Durkheim*, A. Fouillée, La propriété sociale et la démocratie, in: RP XIX (1885) 451.

nen an der Ecole Normale Supérieure, Gustave Belot, vor, den Sozialismus als den Gegensatz zum Individualismus betrachtet zu haben⁶³.

Der „cours de lycée“, den Durkheim im Jahre 1883/84 in der Stadt Sens gemacht hat, enthält einen sehr interessanten Auszug über die Funktion der Regierung⁶⁴, der den Gegensatz zwischen Individualismus und Sozialismus thematisiert und von der prägenden Kraft des *dissertations*stils zeugt.

Durkheim fasst zunächst zwei gegensätzliche Theorien zusammen: die sozialistische, die seiner Ansicht nach die Rechte der Individuen leugnet, und die individualistische, für die die Gesellschaft eine reine Abstraktion ist und das Individuum die einzige Realität darstellt. Als Lösung empfiehlt er eine Regierung, die zwei Aufgaben zu erfüllen hat, wobei jede die möglichen Übertreibungen der anderen mildern soll:

1. die Bürger voreinander zu schützen,
2. die Gesellschaft zu ihrem eigentlichen Ziel zu führen.

Die Versuche Durkheims, den Gegensatz zwischen Individualismus und Sozialismus aufzuheben, können wir nicht zur Gänze verstehen, ohne uns des Gewichtes dieser Ausbildung bewusst zu sein. Seine Art, die Stellungnahme Schaeffles mit einer Rhetorik des Weder-Noch zu charakterisieren, gehört wiederum zu der Schreib- und Denkgesinnung, die die französische *dissertation* prägte; etwa folgende Bemerkung: „Was die praktischen und unmittelbaren Reformen betrifft, so versteht sich von selbst, dass Herr Schaeffle unter Zugrundelegung seiner doktrینären Ansichten weder ein orthodoxer Ökonom ist, noch dass er manchmal auf den Einfluss des Staates verzichtet. Aber deswegen ist er noch kein Staatssozialist.“⁶⁵

Damit soll nicht behauptet werden, dass Durkheims Texte auf schülerhafte *dissertations* reduziert werden sollen, es soll vielmehr nur darauf hingewiesen werden, wie sehr die fachliche Ausbildung die wissenschaftliche Praxis dauerhaft prägen kann. In diesem Fall hat die *dissertation de philosophie*, die seit den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts zum Zeichen der Freiheit des Denkens institutionalisiert wurde⁶⁶, die Gesinnung und den Stil der ersten französischen Sozialwissenschaftler nachhaltig geprägt – dies umso mehr, als fast alle dieselbe Ausbildung gehabt haben: Sie waren *Normaliens*, *agrégés de philosophie* und hatten jahrelang *dissertations* geschrieben.

* * *

⁶³ Durkheim, Note sur la définition du socialisme 506.

⁶⁴ Emile Durkheim, Cours de philosophie fait au Lycée de Sens, Leçon 64, 115–116. (http://classiques.uqac.ca/classiques/Durkheim_emile/cours_philo_lycee_sens_1884/cours_philo_lycee_sens.html).

⁶⁵ „Pour ce qui est des réformes pratiques et immédiates, il est tout naturel, étant données ces vues doctrinales, que M. Schaeffle ne soit pas un économiste orthodoxe, et qu’il ne refuse pas de recourir dans certains cas à l’influence de l’Etat. Mais il n’est pas pour cela un socialiste d’Etat.“ (Emile Durkheim, Le programme économique de M. Schaeffle, in: Revue d’économie politique 2 [1888] 4–5).

⁶⁶ Bruno Poucet, De l’enseignement de la philosophie. Charles Bénard, philosophe et pédagogue (Paris 1999).

In seinem Artikel zum Erfahrungswandel und Methodenwechsel verfolgt Reinhart Koselleck ein systematisches Ziel: „Die Absicht zielt mehr in eine systematische Richtung. Es sollen die anthropologischen Bedingungen möglicher Erfahrungen und deren methodischer Erschließung aufgespürt werden.“⁶⁷ Koselleck betont zwar, „da sich aber die anthropologischen Voraussetzungen in bestimmbarem Umfang selber geschichtlich ändern, wird jede systematisch angelegte Fragestellung gleichsam von selbst in die Diachronie hineingezwungen“⁶⁸. Es wird dem Leser gleichwohl deutlich, dass die anthropologische Dimension viel schwerer als die historische wiegt. Besonders der letzte Absatz über den Standpunkt des Besiegten schlägt eine trans-, wenn nicht ahistorische Erklärung des Methodenwechsels in der Geschichtsschreibung vor⁶⁹.

Man könnte sehr wohl versuchen, Durkheims Arbeit im Rahmen dieses Besiegenparadigmas zu deuten, wurde doch die Niederlage von 1870 in Frankreich als eine wissenschaftliche Niederlage verstanden. Außerdem wurde das Seminar als Unterrichtsform in Frankreich eingeführt, weil man glaubte, mit ihm das Rüstzeug für den internationalen Wissenschaftskampf zu erwerben. Und deswegen entwickelte sich in den folgenden Jahren und Dezennien eine voluntaristische Politik der Untersuchungen des deutschen Universitätssystems. Durkheims Rezensionen und seine Mission in Deutschland sind Teil dieser Geschichte.

Aber Durkheims soziologisches Werk lässt sich nur teilweise aus diesem historischen und politischen Kontext klären. Eine Anthropologisierung der Geschichte birgt in sich die Gefahr, die Multikausalität auf eine monokausale, ja fast nomologische Grundlegung zu reduzieren. Durkheims Soziologie wurde offensichtlich von verschiedenen, ineinander spielenden Faktoren bedingt: auf diplomatischer Ebene durch die nationalen und internationalen Konsequenzen der Niederlage Frankreichs 1870, auf politischer Ebene durch die Institutionalisierung der Republik, auf wirtschaftlicher Ebene durch die soziale Frage und endlich auf wissenschaftlicher Ebene durch die zentrale Rolle der Freihändler und die philosophische Ausbildung Durkheims.

Anhang

Die rasche Rezension von Durkheims *De la division du travail social* in der *Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft* ist zwar anonym verfasst, aber es könnte

⁶⁷ Koselleck, Erfahrungswandel 31.

⁶⁸ Ebd.

⁶⁹ Diese Theorie Kosellecks, nach welcher die Besiegten ihre eigenen negativen Erfahrungen in neue methodologische Standpunkte umwandeln können, ist vielmehr das Ergebnis seiner eigenen Erfahrung der Niederlage und der Befangenheit (1941 bis 1946) und seines Austausches mit *Carl Schmitt*, der in seinem Buch: *Ex Captivitate Salus* (Köln 1950) behauptet, dass die außerordentliche Geschichte nicht von Gewinnern, sondern von Besiegten geschrieben werde (siehe *Niklas Olsen*, Carl Schmitt, Reinhart Koselleck and the foundations of history and politics, in: *History of European Ideas* 37/2 [2011] 198).

durchaus sein, dass der Herausgeber der Tübinger Zeitschrift, Albert Schäffle, sie selber geschrieben hat⁷⁰. Die Rezension ist sehr positiv und fokussiert sich auf die in Durkheims Vorwort betonte „scheinbare Antinomie“ („antinomie apparente“) zwischen persönlicher Individualität und sozialer Solidarität. Diese im Dissertationsstil (siehe oben) ausgedrückte Antithese und ihre Lösung bewundert der Rezensent ganz offensichtlich.

„— e. Durkheim, Emile, *de la division du travail social*. Paris, F. Alcan, 1893⁷¹.

— Die gedanklich und stilistisch saubere Arbeit, welche auf jedem Blatt den selbständigen Denker erkennen lässt, ist nicht etwa eine nationalökonomische Monographie über Arbeitsteilung. Vielmehr ist sie der Versuch einer exakten Festlegung der Grundsätze der Rechts- und Moralphilosophie im Lichte des Fortschrittes sozialer Funktionsgliederung im weitesten Sinn des Wortes. Was der Herr Verfasser, wie er am Schluss der Vorrede selbst bemerkt, zu seinem Buch – einem Teil der *Bibliothèque de Philosophie contemporaine* – veranlasst hat, ist „die Frage der Beziehungen zwischen individueller Persönlichkeit und sozialer Solidarität“⁷². „Wie kommt es, dass der Einzelne zugleich autonomer und gesellschaftlich abhängiger, zugleich individueller und gleichzeitig solidarischer wird; denn es ist unbestreitbar, dass diese beiden Bewegungen, so widersprechend sie erscheinen, einander parallel gehen. Das ist die Aufgabe, die wir uns gestellt haben. Die Lösung dieser offenkundigen Antinomie schien uns in jener Transformation der sozialen Solidarität zu liegen, welche aus der immer stärkeren Entwicklung der Arbeitsteilung hervorgeht.“⁷³ Zur Lösung dieser Aufgabe verfolgt der Verfasser auf empirischem Wege an Hand namentlich der Rechtsgeschichte den entwicklungsgeschichtlichen Umschlag aus jenem alten, uranfänglichen Gesellschaftszustand, als welchen er die Epoche einseitiger Geltung der „mechanischen“ Solidarität ansieht (nicht der differenziellen Solidarität; „solidarité mécanique ou par similitudes“), in den modernen Zustand der „organischen“ arbeitsteiligen So-

⁷⁰ In seinem Artikel erwähnt *Michael Schmid* (La réception dans la sociologie allemande, in: *Philippe Besnard, Massimo Borlandi, Paul Vogt, Division du travail et lien social. La thèse de Durkheim un siècle après* [Paris 1993] 231–250) zwar nicht diese kurze Rezension, aber drei weitere: *Gustav Schmoller*, Rez. von E. Durkheim, *De la division du travail social*, in: *Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich* 18 (1894) 286–289; *Paul Barth*, Rez. von E. Durkheim, *De la division du travail social*, in: *Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Philosophie* 19 (1895) 101–108; *Ferdinand Tönnies*, Rez. von E. Durkheim, *de la division du travail social*, in: *Archiv für systematische Philosophie* 2 (1896) 497–499.

⁷¹ Rez. von Emile Durkheim, *de la division du travail social*, in: *Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft* 49 (1893) 553.

⁷² Dieses Anführungszeichen ist ein Originalfehler.

⁷³ „Quant à la question qui a été l'origine de ce travail, c'est celle des rapports de la personnalité individuelle et de la solidarité sociale. Comment se fait-il que, tout en devenant plus autonome, l'individu dépende plus étroitement de la société? Comment peut-il être à la fois plus personnel et plus solidaire? Car il est incontestable que ces deux mouvements, si contradictoires qu'ils paraissent, se poursuivent parallèlement. Tel est le problème que nous nous sommes posé. Il nous a paru que ce qui résolvait cette apparente antinomie, c'est une transformation de la solidarité sociale, due au développement toujours plus considérable de la division du travail.“ (*Emile Durkheim, De la division du travail social* [Paris 1893] IX [préface de la première édition]).

lidarität („solidarité due à la division du travail ou organique“) [...]. Der Gedanke der Gesetzmässigkeit dieses Umschlages ist bekanntlich nicht neu, und auch eine vollständige Neubegründung der Rechts- und Moralphilosophie kann aus der Betrachtung desselben nicht hervorgehen. Dennoch legt man das Buch mit wirklicher Befriedigung aus der Hand, einer Befriedigung, welche sich wesentlich der gedankenkräftigen Konzentration auf die Feststellung und Erklärung der Rechts- und Moralentwicklung unter dem Gesichtspunkt der fortschreitenden Funktions- teilung der Gesellschaft verdankt. Besonders fesselnd ist der Nachweis des fortschreitenden Zurücktretens des repressiven Rechts (Strafrechts), das in der Epoche der „mechanischen“ Solidarität seine größte Wirkmächtigkeit zeitigte, vor dem „restitutiven“ Recht [...], das mit der „organischen Solidarität“ immer mehr das Übergewicht erlangte. Auf Einzelnes können wir nicht eingehen, weder da, wo wir zustimmen, noch da, wo wir Widerspruch erheben müssten. Die Anerkennung kann man m. E. dem Herrn Verfasser nicht versagen, dass er die Antinomie, von welcher er ausgeht, auf seinem Wege, wenn auch nicht überhaupt erstmals — in anregendster Weise gelöst hat.“

Summary

The works of Emile Durkheim are an interesting touchstone of the thesis that active mass democratization and scientification of social issues should be considered as two important traits of European modernity. As a matter of fact Durkheim's attempts to establish sociology as an academic subject took place before the background of profound political upheaval. Between 1875 and 1900 two main issues dominated political life in France: the social question and the issue of the institution of the Republican regime. The fact that Durkheim never became a member of a party underlines his efforts to keep the concepts of sociology separate from socialism. However these factors do not suffice to understand the specific characteristics of Durkheim's definition of the object of sociology: 'des faits sui generis' – irreducible social facts. Ever since Simon Deploige's polemical article against Durkheim ('le conflit de la morale et de la sociologie', published from 1905 onward), the 'influence' of Germany is considered the most important factor in this motto's genesis. In Germany, where he was evangelized by the French state, Durkheim would have found the main traits of his 'holism'. The numerous reviews of German works seem to support this thesis. In opposition to this I want to demonstrate that if the idea of the irreducibility of the social does indeed turn up in these early recensions, Durkheim's Germany is nothing but a construct which rather attests to the French academic context and not to the German scientific landscape. Albert Schaeffle is the one German author of 1885–1893 who was most cited, reviewed, and praised by Durkheim. However, by doing this, he fights in differing French fields. First of all young Durkheim intends to controvert those who, as the defenders of sociology, have already secured the monopoly over the control of this new science in France as early as the 1870s. He thus distinguishes

himself as the premier interpreter of Schaeffle's thinking, who had maintained sociology's independence from biology. Alluding to Schaeffle he accordingly argues against the most important representatives of the French economy: Rogue traders who criticized Schaeffle as a typical socialist. In opposition to this Durkheim argues that Schaeffle's *Bau und Leben des sozialen Körpers* (*Construction and Life of the Social Body*) would solve the aporia between individualism and socialism. This final note brings forth another factor: the significance of Durkheim's philosophical education and, in particular, his exercises as a student – the French 'dissertations'. Both as a student as well as a teacher he was so practiced in synthesizing two opposing, and a priori unsynthesizable, statements that he was able to define Schaeffle's views as lying beyond individualism and socialism.

Uwe Puschner

Sozialdarwinismus als wissenschaftliches Konzept und politisches Programm

Kurz vor dem Ende des Zweiten Weltkrieges veröffentlichte der amerikanische Historiker Richard Hofstadter (1916–1970) die erste grundlegende, systematisch-analytische Studie über den *Social Darwinism in American Thought*¹. Mit ihr wurde der Begriff *Sozialdarwinismus* „in den Rang eines allgemeinesgeschichtlich bedeutsamen Generalnenners erhoben“². Der Begriff selbst tauchte 1880 erstmals in der Studie *Le Darwinisme sociale* des sozialistischen Journalisten Émile Gautier (1853–1937) auf³, der ihn 1879 in Anschluss an die 50. *Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte* (1877) verwendet haben soll. 1906, ein Vierteljahrhundert später, griff ihn der niederländische Ethnologe, Soziologe und Sozialdarwinist Sebald Rudolph Steinmetz (1862–1940) wieder auf und stellte dessen verschiedene „Abteilungen“ in ihrer „Bedeutung und Tragweite“ für die Sozialwissenschaften heraus⁴. Nach dem aus Odessa gebürtigen Soziologen, Vizepräsidenten des *Institut International de Sociologie* und einflussreichen Pazifisten Jacques Novicow (urspr. Yakov Aleksandrovitch Novokov, 1849–1912), befasste sich der Haeckel-Schüler, Zoologe und Anatom Oscar Hertwig (1849–1922) neben dem ethischen und politischen 1918 kritisch mit „sozialem Darwinismus“⁵. In den Geistes- und Sozialwissenschaften und im allgemeinen Sprachgebrauch,

¹ Die zunächst 1944 erschienene Studie entstand in den Jahren 1940 bis 1942 und „was naturally influenced by the political and moral controversy of the New Deal era“, *Richard Hofstadter*, *Social Darwinism in American Thought* (Boston ²1955) Zit. VIII.

² *Hans-Günter Zmarzlik*, Der Sozialdarwinismus in Deutschland als geschichtliches Problem, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 11 (1963) 246–273, Zit. 246.

³ *Émile Gautier*, *Le Darwinisme sociale* (Paris 1880); von „Sozial-Darwinisten“ spricht *Ludwig Woltmann*, Die Darwinsche Theorie und der Sozialismus. Ein Beitrag zur Naturgeschichte der menschlichen Gesellschaft (Düsseldorf 1899) 390.

⁴ *Sebald R. Steinmetz*, Bedeutung und Tragweite der Selektionstheorie in den Sozialwissenschaften, in: Zeitschrift für Sozialwissenschaft 9 (1906) 419–642, hier 425.

⁵ *Jacques Novicow*, *Le Critique du Darwinisme Social* (Paris 1910); *Oscar Hertwig*, Zur Abwehr des ethischen, des sozialen, des politischen Darwinismus (Jena ²1921 [Erstausgabe: 1918]); Hertwig hatte sich mit der Problematik schon früher befasst, s. *ders.*, Werden der Organismen. Zur Widerlegung von Darwin's Zufallstheorie durch das Gesetz in der Entwicklung (Jena 1916); s. in diesem Zusammenhang: *Geoffrey M. Hodgson*, Social Darwinism in Anglophone Academic Journals: A Contribution to the History of the Term, in: *Journal of Historical Sociology* 17 (2004) 428–463.

zumindest in Deutschland, etablierte sich der Terminus jedoch erst nach 1945, als Hannah Arendt (1906–1975), Georg Lukács (1885–1971) und Hedwig Conrad-Martius (1888–1966) nahezu zeitgleich aus unterschiedlichen Perspektiven in ihren Auseinandersetzungen mit dem Nationalsozialismus nach Deutungen und Erklärungen der Rassen- und Vernichtungspolitik suchten⁶.

Mit Sozialdarwinismus wurden von Beginn an unterschiedliche Vorstellungen verbunden, wie Hertwig 1921 treffend resümierte: „Die Auslegung der Lehre Darwins, die mit ihren Unbestimmtheiten so vieldeutig ist, gestattete auch eine sehr vielseitige Verwendung auf anderen Gebieten des wirtschaftlichen, des sozialen und des politischen Lebens. Aus ihr konnte jeder, wie aus einem delphischen Orakelspruch, je nachdem es ihm erwünscht war, seine Nutzenwendungen auf soziale, politische, hygienische, medizinische und andere Fragen ziehen und sich zur Bekräftigung seiner Behauptungen auf die Wissenschaft der darwinistisch umgeprägten Biologie mit ihren unabänderlichen Naturgesetzen berufen.“⁷ Die aus ihren biologischen Zusammenhängen herausgelöste Theorie von Charles Darwin (1809–1882) eröffnete einen „überaus breiten Auslegungsspielraum“ und „machte den Darwinismus als ein für nahezu jede beliebige Position gebrauchbares ‚wissenschaftliches‘ Autoritätsargument geeignet, was zu einer sehr vielseitigen politischen Verwendung geführt hat“⁸. Hannah Arendt unterstrich in ihrer Totalitarismus-Studie unter Verwendung der alten Begrifflichkeit („Darwinismus“) die multiple Verwendbarkeit des Darwinismus-Konzeptes, dessen man sich „für jede ideologische Einstellung bedienen [konnte], ja [...] auf seiner Grundlage [man sich] sowohl für die Diskriminierung niederer Rassen wie für ihre Höherentwicklung einsetzen“ konnte: „Es ist charakteristisch, daß wir Darwinisten unter den Pazifisten und Kosmopoliten aller Schattierungen wie unter den Imperialisten aller Sorten finden.“⁹ Die von Arendt skizzierte weltanschaulich wie auch räumlich breitgefächerte Indienstnahme des Sozialdarwinismus seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert lässt erkennen, dass es sich nicht um eine „geschlossene Theorie“ handelt¹⁰. Sozialdarwinismus kann vor diesem Hintergrund mit Markus Vogt „als

⁶ Hedwig Conrad-Martius, *Utopien der Menschenzüchtung. Der Sozialdarwinismus und seine Folgen* (München 1955); Hannah Arendt, *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. Antisemitismus, Imperialismus, totale Herrschaft* (Frankfurt a.M. 1955); zuerst erschienen unter dem Titel: „The Origins of Totalitarianism“ (New York 1951); dt. Taschenbuchausgabe (München, Zürich 11/2006) u. Georg Lukács, *Die Zerstörung der Vernunft* (Berlin 1954), bes. 537–550.

⁷ Hertwig, *Zur Abwehr 1. Zur europäischen Dimension der Darwin-Rezeption* s. Eva-Marie Engels, Thomas F. Glick (Hrsg.), *The Reception of Charles Darwin in Europe*, 2 Bde. (London, New York 2008).

⁸ Markus Vogt, *Sozialdarwinismus. Wissenschaftstheorie, politische und theologisch-ethische Aspekte der Evolutionstheorie* (Freiburg, Basel, Wien 1997) Zit. 192; s. in diesem Zusammenhang auch Thomas Kailer, *Wissen und Plausibilität. Der Konstruktionsgehalt biologistischer Sozialtheorien um 1900 und ihre gesellschaftliche Wirksamkeit*, in: Claus Zittel (Hrsg.), *Wissen und soziale Konstruktion (= Wissenskultur und Gesellschaftlicher Wandel, Bd. 3)* (Berlin 2002), S. 231–251, bes. S. 238–249.

⁹ Arendt, *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*, Zit. 392.

¹⁰ Vogt, *Sozialdarwinismus*, Zit. 203.

eine sich auf die Evolutionstheorie von Darwin beziehende oder darauf berufende normative Gesellschaftstheorie“ definiert werden¹¹, die „demokratischen und antidemokratischen, egalitären und rassistischen, ‚linken‘ ebenso wie ‚rechten‘ Zielen dienen“ konnte¹².

Die Ursprünge des Sozialdarwinismus reichen vor das Erscheinen von Darwins Hauptwerk mit dem programmatischen Titel *On the Origins of Species by Means of Natural Selection, or the Preservation of Favoured Races in the Struggle for Life* von 1859 zurück. Der englische Sozialphilosoph Herbert Spencer (1820–1903) hatte sieben Jahre zuvor den Schlüsselbegriff ‚survival of the fittest‘ – den Darwin von ihm übernahm – und das evolutionäre und selektionistische Prinzip der sozialdarwinistischen Gesellschaftstheorie in seiner wirtschaftlichen Leistungsethik mit dem Postulat vom „survival of the industrially superior and those who are the fittest for the requirements of social life“ formuliert¹³. Nahrungsmittelknappheit und ökonomische Konkurrenz führen Spencer zufolge zu „besondere[n] kulturelle[n] Anstrengungen“, und da durch den „Daseinskampf um die Existenzmittel eine Prämie auf Intelligenz, Selbstkontrolle und Anpassungsfähigkeit mittels technologischer Innovation gesetzt worden sei, habe dies menschlichen Fortschritt stimuliert und die Besten jeder Generation zum Überleben ausgewählt“¹⁴. Wenn gleich der Sozialdarwinismus mit seinen Grundannahmen von Konkurrenz und Selektion schon vor Darwin entstand, war Darwin ihr „Katalysator“¹⁵ und seine rasante Verbreitung in Europa und den USA eine Folge der Wahrnehmung der beschleunigten gesellschaftlichen, sozialen und ökonomischen Veränderungsprozesse seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, wie Jacob Burckhardt (1818–1897) diagnostizierte: „Und die Lehre Darwin’s vom Kampf um’s Dasein in der Natur wird jetzt mehr und mehr auch auf das Menschenleben und die Geschichte angewandt: vorhanden war jener Kampf von jeher, aber bei der Langsamkeit des politischen, nationalen und gewerblichen Lebens viel weniger fühlbar, jetzt dagegen furchtbar lebendig und beschleunigt durch nationale Kriege und tödtliche industrielle Concurrenz.“¹⁶

¹¹ Vogt, Sozialdarwinismus, Zit. 203.

¹² Kurt Bayertz, Sozialdarwinismus in Deutschland 1860–1900, in: Charles Darwin und seine Wirkung, hrsg. Eva-Maria Engels (Frankfurt a.M. 2009) 178–202, Zit. 179; ausführlich und grundlegend hierzu ders., Darwinismus als Politik. Zur Genese des Sozialdarwinismus in Deutschland 1860–1900, in: Ernst Aeschl u.a. (Hrsg.), Welträtsel und Lebenswunder. Ernst Haeckel – Werk, Wirkungen, Folgen (Linz 1998) 229–285.

¹³ Zit. nach: Manuela Lenzen, Evolutionstheorien in den Natur- und Sozialwissenschaften (Frankfurt a.M. 2003) 138; Vogt, Sozialdarwinismus 73–75; Tina Roth, Darwin und Spencer – Begründer des Sozialdarwinismus? Untersuchung zu den Ursprüngen des Sozialdarwinismus anhand der Werke der viktorianischen Theoretiker Charles Darwin und Herbert Spencer (Tönning 2009).

¹⁴ Vogt, Sozialdarwinismus 73.

¹⁵ Lenzen, Evolutionstheorien, Zit. 138.

¹⁶ Jacob Burckhardt, Geschichte des Revolutionszeitalters (Kritische Gesamtausgabe 28, München, Basel 2009) 20.

Vermittelt durch den Botaniker Asa Gray (1810–1888) und den Philosophen John Fiske (1842–1901) setzten Verbreitung und Akzeptanz der Darwinschen Theorie in den USA früher als in Europa ein. Dort brachte sie unter dem Einfluss des Sozialphilosophen William Graham Sumner (1840–1910), wie Fiske ein Anhänger Spencers, eine als ‚calvinistischer Darwinismus‘ bezeichnete Variante des Sozialdarwinismus hervor, die wirtschaftsliberale und selektionistische Theoreme mit puritanischer Ethik verband. Der harte ökonomische Konkurrenzkampf war danach eine gottgewollte Prüfung, der „ökonomische Daseinskampf [...] eine individuelle Bewährung auf dem Weg zu Gott“¹⁷, was eine unbedingte Leistungsbereitschaft begründete. Großindustrielle wie der Stahlmagnat Andrew Carnegie (1835–1919), der Spencer zu seinen engsten Freunden zählte, und der Ölbaron John D. Rockefeller (1839–1937) sind zwei herausragende Repräsentanten dieses sozialdarwinistischen Modells, mit dem sie ihren Erfolg in der Epoche des ökonomischen Aufstiegs der USA zur führenden Industrienation zwischen Sezessionskrieg und Erstem Weltkrieg begründeten und ausdrücklich erklärten¹⁸.

Im Gegensatz zur amerikanischen Version mit ihrem puritanischen Fundament entstand in den 1860er Jahren in Deutschland, wo Darwins Lehre auf besonders großen Widerhall stieß und verschiedene sozialdarwinistische Theorien formuliert wurden¹⁹, eine gegenüber den bestehenden Herrschaftsverhältnissen und dem Christentum fundamentalkritische Variante. Kurt Bayertz führt sie ursächlich zurück auf das gesellschaftliche und politische Klima nach der Revolution von 1848/49, auf die Diskreditierung der „liberalen Ideen von 1848“ als „idealistisch“, auf eine auf absehbare Zeit fortbestehende Aussichtslosigkeit „auf politische Reformen im Sinne einer Demokratisierung oder Liberalisierung“ sowie nicht zuletzt auf die Vormachtstellung der herrschenden Eliten „auch auf geistigem Gebiet“ und deren enges „Bündnis mit der christlichen Religion“. Naturwissenschaftliche Theorien boten sich in dieser Situation als Fundament einer „wirklichkeitsnahen Weltanschauung“ an, mit deren Hilfe sich „zumindest langfristig erfolgversprechende Konzepte für politische, ökonomische und soziale Veränderungen [...] entwickeln“ und propagieren ließen. Vor diesem Hintergrund erschien Darwins Lehre in doppelter Hinsicht attraktiv: Zum einen konnten infolge der „Ausschaltung übernatürlicher, insbesondere göttlicher Eingriffe in das Naturgeschehen“ die religiös begründete Herrschaftslegitimation der alten Eliten und damit die „herrschenden Strukturen in Frage“ gestellt werden. Zum anderen schien die Evolutionstheorie eine stete, „aber unvermeidliche Entwicklung der gesamten Natur zu lehren“, die unter den Annahmen, dass „der Mensch und die Gesellschaft Teil der Natur sind und [...] Entwicklung identisch mit Fortschritt ist“, den Schluss nahelegte, Fortschritt sei „in Natur und Gesellschaft unaufhalt-

¹⁷ Vogt, Sozialdarwinismus 219.

¹⁸ Vogt, Sozialdarwinismus 220–222.

¹⁹ Oscar Hertwig, Darwins Einfluß auf die deutsche Biologie, in: Internationale Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik 3 (1909) Sp. 954–958, hier Sp. 954: „Denn in wenigen Ländern ist sein Einfluß [...] ein so bedeutender als gerade in Deutschland gewesen.“

sam“. Aus diesen evolutionistischen Folgerungen resultiere die begründete „Hoffnung auf grundlegende gesellschaftliche und politische Veränderungen, auch ohne Revolution“, zumal die „reaktionären Zustände“ in Deutschland lediglich als „vorübergehende Hemmung“ erschienen, da der Fortschritt nicht aufzuhalten sei. In diesem Modell tritt Darwins Selektionstheorie in den Hintergrund, gleichwohl wurde der ‚Kampf ums Dasein‘, der mit Hilfe von „sozialpolitischen Maßnahmen gelindert und humanisiert werden müsse“, „als die für den sozialen Fortschritt notwendige Triebkraft angesehen“²⁰.

Einer der Protagonisten dieses fortschrittseuphorischen, naturwissenschaftlich begründeten Denkens von nachhaltigem Einfluss und über Deutschland hinausreichender Wirkung war Ernst Haeckel (1834–1919), insbesondere durch seinen auflagenstarken und in viele Sprachen übersetzten populärwissenschaftlichen Bestseller *Die Welträtsel* (1899)²¹. Oskar Hertwig bezeichnete ihn 1918 als „Prophet[en] des Darwinismus“²². Wie viele seiner Zeitgenossen glaubte Haeckel an die Allmacht der (Natur-)Wissenschaft. In seiner Interpretation hatte Darwin mit seinem „epochemachende[n] Werk unveräußerliches Erbgut der menschlichen Erkenntnis und die erste Grundlage [...] [geschaffen], auf der alle wahre Wissenschaft in Zukunft weiter bauen wird. ‚Entwicklung‘ heißt von jetzt an das Zauberwort, durch das wir alle uns umgebenden Rätsel lösen, oder wenigstens auf den Weg ihrer Lösung gelangen können.“²³ Der Jenaer Zoologe, der wegen seiner Popularisierung der Evolutionstheorie mit dem Beinamen „deutsche[r] Darwin“ belegt wurde und Hans-Günther Zmarzlik zufolge als „Naturphilosoph naïv“ war²⁴, bereitete mit seiner gegen die biblische Schöpfungslehre und die christlichen Dogmen gewandten monistischen Lehre und unter dem Eindruck des Kulturkampfes einem Sozialdarwinismus von „betont antiklerikaler Manier den

²⁰ Bayertz, Sozialdarwinismus in Deutschland 180–182; zur deutschen Darwin-Rezeption Eva-Maria Engels, Darwin, der „bedeutendste Pfadfinder“ der Wissenschaft in Deutschland, in: Stefanie Samida (Hrsg.), Inszenierte Wissenschaft. Zur Popularisierung von Wissen im 19. Jahrhundert (Bielefeld 2011) 213–243, u. Thomas Junker, Dirk Backenköhler, ‚Vermittler dieses allgemeinen geistigen Handelns‘: Charles Darwins deutsche Verleger und Übersetzer bis 1882, in: Armin Geus u. a. (Hrsg.), Repräsentationsformen in den biologischen Wissenschaften (Verhandlungen zur Geschichte und Theorie der Biologie 3, Berlin 1999) 249–280.

²¹ Ernst Haeckel, *Die Welträtsel*. Gemeinverständliche Studien über monistische Philosophie (Ernst Haeckel. Gemeinverständliche Werke 3, Leipzig, Berlin 1924); s. in diesem Zusammenhang Erika Krause, Zur Popularisierung der Biologie unter dem Einfluß Ernst Haeckels, in: Gudrun Wolfschmidt (Hrsg.), Popularisierung der Naturwissenschaften (Berlin, Diepholz 2002) 127–157.

²² Hertwig, Zur Abwehr 5.

²³ Ernst Haeckel, *Der natürlichen Schöpfungs-Geschichte* Erster Teil: Allgemeine Entwicklungslehre (Transformismus und Darwinismus) (Ernst Haeckel. Gemeinverständliche Werke 1, Leipzig, Berlin 1924) 4 [Vorwort zu 1868].

²⁴ Vogt, Sozialdarwinismus 224; Zmarzlik, Sozialdarwinismus 249; zur Bedeutung Haeckels als Popularisator Darwins s. Andreas W. Daum, Wissenschaftspopularisierung im 19. Jahrhundert. Bürgerliche Kultur, naturwissenschaftliche Bildung und die deutsche Öffentlichkeit 1848–1914 (München 1998) 300–307.

Boden“²⁵. Haeckel behauptete, „dass es ein und dasselbe allmächtige und unabänderliche Causal-Gesetz ist, welches die gesamte Natur ohne Ausnahme, die anorganische wie die organische Welt regiert“, und dass „Gott [...] das allgemeine Causalgesetz“ sei²⁶. Als oberstes Sittengesetz galt in seiner „monistischen Naturreligion auf darwinistischer Grundlage“²⁷ die „Menschenliebe, und zwar in dem naturgemäßen Gleichgewicht zwischen Egoismus und Altruismus, zwischen Eigenliebe und Nächstenliebe“²⁸. Die Selektionstheorie war für Haeckel damit nicht obsolet, sondern Voraussetzung für die erfolgreiche menschliche Evolution: Der „Wettkampf der Individuen um die unentbehrlichen Lebensbedürfnisse, und die daraus hervorgehende natürliche Auslese“ ebenso wie der „Kampf der verschiedenen Menschen-Arten“, in dem „es durchschnittlich der vollkommeneren und veredelteren Mensch ist, welcher den Sieg über die anderen erringt“, führe dazu, „dass das Endergebnis dieses Kampfes der Fortschritt zur allgemeinen Vervollkommenung und Befreiung des Menschengeschlechts, zur freien Selbstbestimmung des menschlichen Individuums unter der Herrschaft der Vernunft ist“²⁹.

Von ähnlichen fortschrittsorientierten Grundannahmen wie die liberalen und demokratischen Protagonisten – etwa Ludwig Büchner (1824–1899) – gingen Karl Marx (1818–1883), Friedrich Engels (1820–1895) und weitere sozialistische Theoretiker – namentlich Pjotr Kropotkin (1842–1921) – aus, wobei auch Haeckels „antimetaphysischer Darwinismus“ von Einfluss war³⁰. Darwins Evolutionstheorie lieferte Marx zufolge die „naturhistorische Grundlage für unsere Ansicht“ eines sozialistischen Fortschritts³¹, was auch für die Selektionstheorie „als naturwissenschaftliche Unterlage des geschichtlichen Klassenkampfes“ galt, wie er 1861 an Ferdinand Lassalle (1825–1864) schrieb³². Engels, der wie Marx von

²⁵ Lenzen, Evolutionstheorien 138.

²⁶ Ernst Haeckel, *Generelle Morphologie der Organismen. Allgemeine Grundzüge der organischen Formen-Wissenschaft, mechanisch begründet durch die von Charles Darwin reformierte Descendenz-Theorie* 2 (Berlin 1866), zit. nach Vogt, Sozialdarwinismus 227.

²⁷ Zmarzlik, Sozialdarwinismus 249.

²⁸ Ernst Haeckel, *Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft* [1892], in: *ders.*, *Vorträge und Abhandlungen* (Ernst Haeckel. Gemeinverständliche Werke 5, Leipzig, Berlin 1924) 407–444, Zit. 433.

²⁹ Haeckel, *Generelle Morphologie*; *ders.*, *Über Entstehung und Stammbaum des Menschengeschlechts*. Zwei Vorträge (Berlin 1868), zit. nach: Vogt, Sozialdarwinismus 232.

³⁰ Vogt, Sozialdarwinismus, Zit. 244, u. zum Folgenden 240–246, sowie Richard Saage, *Zwischen Darwin und Marx. Zur Rezeption der Evolutionstheorie in der deutschen und österreichischen Sozialdemokratie vor 1933/34* (Wien, Köln, Weimar 2012); zu Büchner und den Materialisten ebenda 250; Reinhard Morek, *Materialismus und Anthropologie im 19. Jahrhundert*, in: *Weltanschauung, Philosophie und Naturwissenschaft im 19. Jahrhundert 1: Der Materialismus-Streit*, hrsg. v. Kurt Bayertz, Gerhard Myriam, Walter Jaschke (Hamburg 2007) 177–203, zu Kropotkin s. Daniel P. Todes, *Darwin without Malthus. The struggle for existence in Russian evolutionary thought* (New York, Oxford 1989) 123–142.

³¹ Marx an Engels, 19. 12. 1860, nach: Karl Marx, Friedrich Engels, *Werke* 30 (Berlin 1964) 130f., Zit. 131.

³² Marx an Lassalle, 16. 1. 1861, nach: Karl Marx, Friedrich Engels, *Werke* 30 (Berlin 1964) 577–579, Zit. 578; Zit. nach Vogt, Sozialdarwinismus 242, 243.

Darwins Hauptwerk zunächst begeistert war³³, dessen Entwicklungstheorie zwar „akzeptierte“, jedoch „D[arwin]s Beweismethode (struggle for life, natural selection) nur als ersten, provisorischen, unvollkommenen Ausdruck einer neu-entdeckten Tatsache“ gelten ließ, übte fundamentale Kritik namentlich an den „bürgerlichen Darwinisten“, da die „ganze darwinistische Lehre vom Kampf ums Dasein [...] einfach die Übertragung der Hobbesschen Lehre vom *bellum omnium contra omnes* und der bürgerlich-ökonomischen von der Konkurrenz, nebst der Malthusschen Bevölkerungstheorie, aus der Gesellschaft in die belebte Natur [ist]. Nachdem man dies Kunststück fertiggebracht (dessen unbedingte Berechtigung ich [...] bestreite, besonders was die Malthussche Theorie angeht), so rücküberträgt man dieselben Theorien aus der organischen Natur wieder in die Geschichte und behauptet nun, man habe ihre Gültigkeit als ewige Gesetze der menschlichen Gesellschaft nachgewiesen. Die Kindlichkeit dieser Prozedur springt in die Augen.“³⁴ Die sozialistische sozialdarwinistische Variante ging davon aus, dass der Kampf ums Dasein mit der klassenlosen Gesellschaft überwunden werden könne³⁵. Der Sozialdarwinismus ist insofern kein ausschließlich auf ‚rechte‘ bzw. rassistische Ideologien beschränktes Phänomen, wie es Georg Lukács mit der Feststellung nahelegt, daß der „Biologismus [...] in Philosophie und Soziologie stets die Basis von reaktionären Weltanschauungstendenzen gewesen“ sei³⁶; die ‚Linke‘ hatte vornehmlich über die Parallelisierung von Daseins- und Klassenkampf und beeinflusst von Spencers Theorie von der „Prägenkraft des sozialen Milieus“ im 19. Jahrhundert einen wichtigen Anteil an seiner Verbreitung, allerdings in der sozialistischen Lesart eines – wie er von Dieter Groh plakativ bezeichnet wurde – „Darwinomarxismus“³⁷.

Der (Sozial-)Darwinismus war – mit Blick auf die deutsche Rezeption – bis in die 1880er Jahre keineswegs etabliert oder, mit Michel Foucault zu sprechen, ‚ins Wahre gebracht‘³⁸. Für die Eliten und weite Teile des Bürgertums war er infolge seiner Vereinnahmung durch Demokraten und Sozialisten und durch seinen anti-religiösen, konkret: antikirchlichen Affekt diskreditiert³⁹. Die Wende brachte eine

³³ Engels an Marx, 13.12.1859, nach: *Karl Marx, Friedrich Engels, Werke* 29 (Berlin 1963) 524; zu Engels Beschäftigung mit Darwin s. *Anneliese Griesse, Gerd Pawelzig, Friedrich Engels und Charles Darwin*, in: *Kurt Bayertz, Bernhard Heitmann, Hans-Jörg Rheinberger* (Hrsg.), *Darwin und die Evolutionstheorie* (Dialektik 5, Köln 1982) 147–153.

³⁴ Engels an Pjotr Lawrowitsch Lawrow, 12.[–17.]11.1875, nach: *Karl Marx, Friedrich Engels, Werke* 34 (Berlin 1966) 169–172, Zit. 169f.

³⁵ *Vogt, Sozialdarwinismus* 243, 249–255; *Peter Emil Becker, Sozialdarwinismus, Rassismus, Antisemitismus und Völkischer Gedanke. Wege ins Dritte Reich II* (Stuttgart, New York 1990) 379–422.

³⁶ *Lukács, Zerstörung* 577.

³⁷ *Zmarzlik, Sozialdarwinismus*, Zit. 260; *Dieter Groh, Marx, Engels und Darwin: naturgesetzliche Entwicklung oder Revolution?* [1967], wiederabgedruckt in: *Der Darwinismus. Die Geschichte einer Theorie*, hrsg. v. *Günter Altner* (Wege der Forschung 149, Darmstadt 1981) 217–241.

³⁸ *Michel Foucault, Die Ordnung des Diskurses* (München 1974).

³⁹ *Bayertz, Sozialdarwinismus* 189–193.

neue, eine dezidiert „antiliberale, antidemokratische, antisozialistische Deutung“ des Darwinismus⁴⁰, der in den Worten des Haeckel-Schülers und Straßburger Zoologen Oscar Schmidt (1823–1886) von 1878 nichts mehr und nichts weniger als „die wissenschaftliche Begründung der Ungleichheit [ist] und darum braucht die Behauptung, daß die darwinistische Lehre ihre Haupterrungenschaft in der strikten Anerkennung des Satzes von der Gleichheit aller Menschen habe, von unserer Seite nicht besonders widerlegt werden. Sie ist aus der Luft gegriffen.“⁴¹ Sein Lehrer akzentuierte im Anschluss an seine Kontroverse mit Rudolf Virchow (1821–1902) bei der Münchner *Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte* 1877 das Ungleichheitsparadigma deutlicher und verwies es in die politische Sphäre⁴²: „Der Darwinismus ist alles Andere eher als sozialistisch! Will man dieser englischen Theorie eine bestimmte politische Tendenz beimessen, was allerdings möglich ist, so kann diese Tendenz nur eine aristokratische sein, durchaus keine demokratische, und am wenigsten eine sozialistische! Die Selektionstheorie lehrt, daß im Menschenleben wie im Tier- und Pflanzenleben überall und jederzeit nur eine kleine bevorzugte Minderzahl existieren und blühen kann; während die übergroße Mehrzahl darbt und mehr oder minder frühzeitig elend zugrunde geht. [...] Der grausame und schonungslose ‚Kampf ums Dasein‘, der überall in der lebendigen Natur wütet, und naturgemäß wüten muß, [...] ist eine unleugbare Tatsache [...]. Man kann diese tragische Tatsache tief beklagen, aber man kann sie weder wegleugnen noch ändern. Alle sind berufen, aber wenige sind auserwählt!“⁴³ Nicht nur August Bebel widersprach Haeckel und seinen Anhängern mit der Feststellung, „daß der Darwinismus nothwendig dem Socialismus förderlich ist, und umgekehrt der Socialismus mit dem Darwinismus im Einklang sein muß, wenn seine Ziele richtig sein sollen“⁴⁴. Auch Darwin trat Haeckels Anschauung

⁴⁰ Bayertz, Sozialdarwinismus 193; Becker, Sozialdarwinismus 388–391.

⁴¹ Oscar Schmidt, Darwinismus und Socialdemokratie. Ein Vortrag, gehalten bei der 51. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Cassel (Bonn 1878) 35; s. hierzu Becker, Sozialdarwinismus 390; Bayertz, Sozialdarwinismus 194. S. in diesem Zusammenhang die Gegenargumentation von Woltmann, Darwinsche Theorie.

⁴² Der Vortrag von Rudolf Virchow, „Die Freiheit der Wissenschaft im modernen Staatsleben“, auf der 50. Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte in München 1877, an der auch Haeckel teilgenommen hatte, ist abgedruckt in: Rudolf Virchow und die deutschen Naturforscherversammlungen, hrsg. v. Karl Sudhoff (Leipzig 1922) 183–212; zu Virchow s. Becker, Sozialdarwinismus 388f.; Bayertz, Sozialdarwinismus 190f., zur Kontroverse und ihren Auswirkungen s. Daum, Wissenschaftspopularisierung 65–83.

⁴³ Ernst Haeckel, Freie Wissenschaft und freie Lehre, in: ders., Vorträge und Abhandlungen 196–290, Zit. 270 [Teilabdr. in: Kurt Bayertz, Myriam Gerbard u. Walter Jaeschke (Hrsg.), Der Darwinismus-Streit (Hamburg 2012) S. 349–356, Zit. S. 352 f.]. Ähnlich formulierte es Otto Ammon, Der Darwinismus gegen die Socialdemokratie. Anthropologische Plaudereien (Hamburg 1891) S. 112, der zu dem Ergebnis kam, „daß die Folgerungen der Lehre Darwins nicht demokratisch, noch weniger sozialdemokratisch, sondern durchaus erhaltend, antinivellistisch, aristokratisch, monarchisch sind.“

⁴⁴ August Bebel in einer Reichstagsrede am 16. 9. 1878; Verhandlungen des Reichstages. Stenographische Berichte, 4. Legislaturperiode, 4. Sitzung am 16. 9. 1878, S. 47 f., Zit. S. 48.

mit Entschiedenheit entgegen: „What a foolish idea seems to prevail in Germany on the connection between Socialism and Evolution through Natural Selection.“⁴⁵

Mit der „aristokratischen‘ Umdeutung des Darwinismus“, die in Anschluss an Haeckel der Publizist, scharfe Kritiker der christlich-humanistischen Ethik und Begründer eines rassistisch unterlegten Sozialaristokratismus Alexander Tille (1866–1912) mit seinem „Buch Entwicklungsethik“ *Von Darwin zu Nietzsche* popularisierte⁴⁶, „war die Weichenstellung für die weitere Darwin-Rezeption“ gegeben⁴⁷. Aus ihr ging in den Jahrzehnten bis zum Ersten Weltkrieg jene radikale Variante des Sozialdarwinismus hervor, der es nach Hannah Arendt neben dem Marxismus als zweiter Ideologie im 20. Jahrhundert gelang, „sich als offizielle, staatlich geschützte Zwangsdoktrinen durchzusetzen“⁴⁸. Tilles sozialaristokratisches Paradigma fiel in eine produktive Epoche neuer Ausdeutungen des Darwinismus, die Rüdiger vom Bruch zufolge vor dem Hintergrund eines ungebrochenen Glaubens an Naturwissenschaft, Technik und Fortschritt durch die „Versöhnung von Kulturreligion und Wissenschaftsreligion“ in Gestalt von Goethe und Darwin gekennzeichnet ist⁴⁹. Der Evolutionsbiologe August Weismann (1834–1914) fasst diese Überzeugung in der Feststellung zusammen: „Wie Goethe gegen den Schluss des achtzehnten, so gab Charles Darwin kurz nach der Mitte des 19. Jahrhunderts den Anstoss zu einer Naturphilosophie, indem er die am Beginn des Jahrhunderts zuerst proklamierte Descendenztheorie mittels des Prinzips der Selektion neu begründete. Die in ihr zum Ausdruck kommende Idee der Entwicklung der Lebensformen ist seither zum sicheren Besitz der Wissenschaft geworden und hat in hohem Masse befruchtend auf alle Gebiete der Biologie eingewirkt und nicht wenige neue eröffnet.“⁵⁰

Der Sozialdarwinismus erfuhr am Übergang zum 20. Jahrhundert wesentliche Akzentverschiebungen gegenüber den älteren bürgerlich-liberalen und sozialistischen Varianten. Nicht mehr das Individuum, sondern Kollektive – Nationen, Völker und Ethnien, in der Terminologie der Zeit: Rassen – rückten nun in das

⁴⁵ Darwin an Karl von Scherzer, 26. 12. 1879, nach: *The Life and Letters of Charles Darwin. Including an Autobiographical Chapter* 3, hrsg. v. *Francis Darwin* (London 1887) 237; Zur Problematik von Darwins Lehre und sozialdarwinistischen Theorien s. *Franz M. Wuketits*, *Darwin und der Darwinismus* (München 2005) 93–96.

⁴⁶ *Alexander Tille*, *Von Darwin zu Nietzsche. Ein Buch Entwicklungsethik* (Leipzig 1895). Tille hatte zwei Jahre zuvor unter dem Pseudonym „Von einem Sozialaristokraten“ und dem Titel „Volksdienst“ (Berlin, Leipzig 1893) seine sozialdarwinistischen Vorstellungen formuliert, dessen „Scharfsinn, individuelle[n] Beobachtungen und neue[n] Gedanken“ *Bruno Wille* (*Freie Bühne für den Entwicklungskampf der Zeit* 4 [1893] 914–920, Zit. 914) überschwänglich würdigte; zu Tille s. *Becker*, *Sozialdarwinismus* 424–497, bes. 442–447.

⁴⁷ *Bayertz*, *Sozialdarwinismus* 194.

⁴⁸ *Arendt*, *Elemente und Ursprünge* 353.

⁴⁹ *Rüdiger vom Bruch*, *Der wissenschaftsgläubige Mensch* [2003], wiederabgedruckt in: *ders.*, *Bürgerlichkeit, Staat und Kultur im Deutschen Kaiserreich* (Stuttgart 2005) 11–24, Zit. 21.

⁵⁰ *August Weismann*, *Die Zoologie*, in: *Das Goldene Buch des Deutschen Volkes an der Jahrhundertwende* (Leipzig o. J. [1900]) 90f., Zit. 91.

Zentrum im (wie das „schmerzvolle Schlagwort unseres Jahrhunderts“ lautete⁵¹) ‚Kampf ums Dasein‘. In diesem Verständnis kommentierte 1898 der Kolonialagitator und -politiker Carl Peters (1856–1918) unter Berufung auf das naturgesetzliche ‚Recht des Stärkeren‘ die militärische Niederlage Spaniens gegen die USA und das Ende der spanischen Kolonialmacht nach dem Verlust Kubas, Puerto Ricos und der Philippinen: „Die stärkere Nation ruft immer noch ihr ‚Platz da!‘ den schwächeren zu und stößt sie bei Seite, wenn sie nicht schleunigst ausbiegen. Und dies ist auch gut; denn sonst würde nach Jahrtausenden die Oberfläche unseres Planeten von schwächlichem Gesindel bevölkert sein, statt von lebenskräftigen und mutvollen Wesen.“⁵²

Im Gegensatz zu älteren Vertretern der Evolutionstheorie, die wie Spencer und Sumner imperiales Machtstreben ablehnten⁵³, diente der Sozialdarwinismus im wilhelminischen Deutschland und stärker noch im spätviktorianischen England, weniger in Frankreich⁵⁴, Politikern, Militärs und Agitatoren als „Rechtfertigungs-ideologie“ für imperiale Herrschaft, koloniale Expansion und Lebensraumkonzepte⁵⁵. „I contend“, erklärte Cecil Rhodes (1853–1902), „that we are the first race

⁵¹ Arnold Dodel, *Aus Leben und Wissenschaft. Gesammelte Vorträge und Aufsätze*, T. 3: Moses und Darwin (Stuttgart, Berlin 14. Aufl. 1922) 109.

⁵² Carl Peters, *Der Zusammenbruch der spanischen Kolonialmacht* (Deutsches Wochenblatt v. 22. 7. 1898, S. 337), zit. nach Sönke Neitzel, *Weltmacht oder Untergang. Die Weltreichslehre im Zeitalter des Imperialismus* (Paderborn u. a. 2000) 82; s. hierzu auch: Peter Walkenhorst, *Der „Daseinskampf des Deutschen Volkes“: Nationalismus, Sozialdarwinismus und Imperialismus im wilhelminischen Deutschland*, in: *Die Politik der Nation. Deutscher Nationalismus in Krieg und Krisen 1760–1960*, hrsg. v. Jörg Echternkamp, Sven O. Müller (Beiträge zur Militärgeschichte 56, München 2002) 131–148, bes. 141–146.

⁵³ Vogt, *Sozialdarwinismus* 194, 202.

⁵⁴ Zur Bedeutung des Sozialdarwinismus in England und Frankreich s. Arnd Bauerkämper, *Sozialdarwinismus in Großbritannien vor dem Ersten Weltkrieg*, in: Manfred Hettling u. a. (Hrsg.), *Was ist Gesellschaftsgeschichte?* (München 1991) 199–206, u. Linda L. Clark, *Social Darwinism in France* (Tuscaloosa 1984); Christiane Dienel, *Sozialdarwinismus und Rassenhygiene im deutsch-französischen Vergleich*, in: Marianne – Germania. *Deutsch-französischer Kulturtransfer im europäischen Kontext 1789–1914/Les transferts culturels France-Allemagne et leur contexte européen 1789–1914*, Bd. 2, hrsg. v. Etienne François u. a. (Deutsch-Französische Kulturbibliothek 10/2, Leipzig 1998) 451–470.

⁵⁵ Hans-Ulrich Wehler, *Sozialdarwinismus im expandierenden Industriestaat*, in: *Deutschland in der Weltpolitik des 19. und 20. Jahrhunderts*, hrsg. v. Imanuel Geiss, Bernd J. Wendt (Düsseldorf 1973) 133–142, Zit. 141; s. hierzu auch Koch, *Sozialdarwinismus* 90–99; Winfried Baumgart, *Der Imperialismus. Idee und Wirklichkeit der englischen und französischen Kolonialexpansion 1880–1914* (Wiesbaden 1975) 60–63; Neitzel, *Weltmacht* 82–84; und zu Frankreich: Martin Mayer, *Drei Konzeptionen von Frankreichs Rolle in der Welt im neuen Jahrhundert, in: 1900: Zukunftsvisionen der Großmächte*, hrsg. v. Sönke Neitzel (Paderborn u. a. 2002) 99–126, bes. 104; zu Großbritannien und Deutschland Angela Schwarz, *Der Schlüssel zur modernen Welt. Wissenschaftspopularisierung in Großbritannien und Deutschland im Übergang zur Moderne (ca. 1870–1914)* (Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Beihefte 153, Stuttgart 1999) 344–348, u. zu den USA Thomas McCarthy, *Social Darwinism and white supremacy*, in: *ders.; Race, empire, and the idea of human development* (Cambridge 2009) 69–95, Daniel Becquemon, *Darwinisme social*, in: Pierre-André Taguieff (Hrsg.), *Dictionnaire historique et critique du racisme* (Paris 2013), 423–428, hier 425–427. S. für den japanischen Fall: Marius B. Jansen, *Japanese Imperialism: Late meiji Perspectives*, in: *The Japanese Colonial Empire 1895–1945*, hrsg. v. Ramon H. Myers,

in the world, and that the more of the world we inhabit the better it is for the human race. I contend that every acre added to our territory means the birth of more of the English race who otherwise would not be brought into existence. [...] The furtherance of the British Empire, for bringing of the whole uncivilised world under British rule, for the recovery of the United States, for the making the Anglo-Saxon race but one Empire. What a dream! but yet it is probable. It is possible.“⁵⁶

Ins Zentrum sozialdarwinistischen Denkens und Handelns trat im Jahrzehnt vor der Jahrhundertwende die Kategorie ‚Rasse‘ als biologische Entität. ‚Rassenkampf‘, ‚Rassebedrohung‘, ‚Rasseverbesserung‘, ‚Rassezucht‘ waren Schlüsselbegriffe im sozialdarwinistischen Diskurs seit Mitte der 1890er Jahre⁵⁷. Maßgeblichen Einfluss in Mitteleuropa übte dabei Arthur de Gobineau (1816–1882) mit seinem *Essai sur l'inégalité des races humaines* (1853/55) aus, der wenige Jahre vor Darwins *On the Origins of Species* erschien.

Gobineaus Ideen wurden in Frankreich intensiv und aufmerksam rezipiert, wie die in Paris erschienene Abhandlung des haitischen Intellektuellen und Politikers Anténor Firmin (1850–1911) *De l'égalité des races humaines. Anthropologie positive* belegt, in der er gegen die in Frankreich und namentlich unter seinen Kollegen in der *Société d'Anthropologie de Paris* verbreitete elementare Behauptung schwarzer Inferiorität argumentierte⁵⁸. In Deutschland und Österreich wurde Gobineaus *Essai sur l'inégalité des races humaines* vor allem nach seiner Übersetzung ins Deutsche durch den Wagnerianer und Lagarde-Apologeten Ludwig Schemann (1852–1938) populär. Die Sprengkraft Gobineaus beruhte auf drei Postulaten, die in den mitteleuropäischen Sozialdarwinismus geradezu als Dogmen Eingang fanden, nämlich 1. von der Rasse als dem bestimmenden Faktor der Menschheitsgeschichte, 2. von – wie es der Titel des Essay zum Ausdruck bringt – der Rassenungleichheit und Rassenhierarchie mit der weißen, arischen Rasse

Mark R. Peatti (Princeton 1984) 61–79, u. mit Hinweisen auf Japan und China Vladimir Tikhonov, Social Darwinism and Nationalism in Korea: the Beginnings (1880s–1910s). „Survival“ as an Ideology of Korean Modernity (Brill's Korean Studies Library 2, Leiden, Boston 2010).

⁵⁶ Cecil J. Rhodes, The last will and testament of Cecil John Rhodes with elucidatory notes to which are added some chapters describing the political and religious ideas of the testator, hrsg. v. W.T. Stead (London 1902) 58f.

⁵⁷ S. hierzu Tanja Reusch, Die Ethik des Sozialdarwinismus (Frankfurt a.M. u.a. 2000) 153–164.

⁵⁸ Anténor Firmin, De l'égalité des races humaines. Anthropologie positive (Paris 1885); zu ihm, seinem Buch und zum Forschungsstand s. Kerstin Stubenvoll, „[...] ce livre trop peu remarqué“. Anténor Firmins Abhandlung De l'égalité des races humaines. Anthropologie positive (1885) (Magisterarbeit, Freie Universität Berlin 2011); s. in diesem Zusammenhang auch Alfred Frisch, Gobineau und der französische Rassismus. Berichtigung einiger Fehlteile, in: Dokumente. Zeitschrift für den deutsch-französischen Dialog 53 (1997) 224–227; Pierre-Louis Rey, Gobineau ethnographe de la France, in: L'idée de 'race' dans les sciences humaines et littérature (XVIII^e–XIX^e siècles). Actes du colloque international des Lyon, 16–18 novembre 2000, hrsg. v. Sarga Moussa (Paris 2003) 311–319. S. zum Kontext Jeannette E. Jones, Simians, Neogroes, and the „Missing Link“. Evolutionary Discourses and Transatlantic Debates on „The Negroe Question“, in: Jeannette E. Jones, Patrick B. Sharp (Hrsg.), Darwin in atlantic Cultures. Evolutionary Visions of Race, Gender, and Sexuality (Routledge Research in Atlantic Studies 3, New York, London 2010) 191–207.

und an deren Spitze den Germanen als dominanter, allein kulturschöpferischer und daher zur Herrschaft bestimmten Rasse, was im deutschsprachigen Raum einen Rassenaristokratismus hervorbrachte, und 3. von deren Bedrohung bis hin zum Untergang durch Rassenmischung⁵⁹.

Im Gegensatz zum evolutionären Fortschrittsdenken des 19. Jahrhunderts, das den älteren sozialdarwinistischen Varianten eignet, kennzeichnet den Sozialdarwinismus am Beginn des 20. Jahrhunderts eine von Gobineau beeinflusste und von der *fin de siècle*-Stimmung begünstigte pessimistische Grundierung. Schlagkräftige Argumente für dieses rassische Bedrohungsszenarium vermeinten etwa österreichische, von alldutschen Ideologen flankierte Soziologen wie Ludwig Gumpowicz (1838–1909), Gustav Ratzenhofer (1842–1904) und der Kulturhistoriker Friedrich von Hellwald (1842–1892) liefern zu können, deren Ideen nicht zuletzt auch im Zusammenhang mit den Nationalitäten- und Volkstumskonflikten in der Habsburger Monarchie zu sehen sind⁶⁰. Der selbsternannte Sozialanthropologe (und von Haus aus Ingenieur) Otto Ammon (1842–1916) bringt in seiner Abhandlung über *Die Gesellschaftsordnung und ihre natürliche Grundlagen* von 1895 unter Verweis auf die „Darwinsche Theorie“ diese Verdrängungs- und Überfremdungsphobie und den verbreiteten Antislawismus zum Ausdruck: „In den östlichen Provinzen Preußens breitet sich der polnische Arbeiter auf Kosten der Deutschen aus, obschon niemand behaupten wird, daß er eine überlegene Rasse vertrete, und ähnlich ist es in Österreich, wo das Slaventum dem Deutschtum fortwährend Boden abringt. Mit Leichtigkeit ließen sich Beispiele aus dem Tierreich anführen und selbst im Pflanzenreich macht man die entsprechende Beobachtung. Jeder Landwirt weiß, daß Unkräuter durch ihre Zähigkeit häufig den Nutzpflanzen gefährlich werden, wenn man ihnen nicht mit Gewalt zu Leibe geht.“⁶¹ In ähnlicher Weise sprach mit Max Weber (1864–1920) ein renommierter Wissenschaftler in seiner Freiburger Antrittsrede 1895 unter Bezugnahme auf die „Ostmarken des Reiches“ und namentlich auf die „preußische Provinz Westpreu-

⁵⁹ Günther Deschner, „Gobineau und Deutschland“. Der Einfluß von J.A. de Gobineaus' *Essai sur l'inégalité des races humaines* auf die deutsche Geistesgeschichte 1853–1917 (Diss. phil., Erlangen, Nürnberg 1967); E.J. Young, Gobineau und der Rassismus. Eine Kritik der anthropologischen Geschichtstheorie (Archiv für Vergleichende Kulturwissenschaft 4, Meisenheim am Glan 1968); mit Blick auf den Sozialdarwinismus Becker, Sozialdarwinismus 2–64; Zum Rassenaristokratismus: Alexandra Gerstner, Rassenadel und Sozialaristokratie. Adelsvorstellungen in der völkischen Bewegung (1890–1914) (Berlin 2006); dies., Neuer Adel. Aristokratische Elitekonzeptionen zwischen Jahrhundertwende und Nationalsozialismus (Darmstadt 2008).

⁶⁰ Zmarzlik, Sozialdarwinismus 262f.; Vogt, Sozialdarwinismus 201, 205.

⁶¹ Otto Ammon, *Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen*. Entwurf einer Sozial-Anthropologie zum Gebrauch für alle Gebildeten, die sich mit sozialen Fragen befassen (Jena 1895) 23f.; zu ihm: Hilke Lichtsinn, Otto Ammon und die Sozialanthropologie (Marburger Schriften zur Medizingeschichte 21, Frankfurt a.M. u.a. 1987); Becker, Sozialdarwinismus 310–326.

ßen“ von den „physischen und psychischen Rassendifferenzen zwischen Nationalitäten im ökonomischen Kampf ums Dasein“⁶².

Die interdisziplinär *cum ira et studio* und unter Beteiligung alldeutscher, antisemitischer und völkischer Ideologen geführte Debatte über Degeneration, u. a. infolge rassischer Überfremdung, wurde nicht allein mit dem Rassenmischungsparadigma begründet. Hier spielten vielmehr jene Faktoren eine dominierende Rolle, die der Kulturkritik der Zeit eigneten: Umwelteinflüsse und veränderte Lebensverhältnisse durch die industriegesellschaftlichen Transformationsprozesse, insbesondere Urbanisierung und Landflucht, und nicht zuletzt die wohlfahrtsstaatliche Sozialfürsorge, die für die Kontraselektion als begünstigend eingestuft wurde⁶³. Sozial- und Rasseanthropologen wie der bei seinen französischen Landsleuten auf geringe Resonanz stoßende Georges Vacher de Lapouge (1854–1936)⁶⁴ und Otto Ammon diagnostizierten unabhängig voneinander auf der Grundlage von Reihenuntersuchungen an Militärdienstpflichtigen und Schülern eine langfristige, in der Gegenwart beschleunigte degenerative Entwicklung der Bevölkerung, wobei sich beide in ihrer Argumentation auf Gobineau beriefen. Ammon prägte dafür das Schlagwort von der „Arierdämmerung“⁶⁵.

Eine Wegmarke für die weitere Entwicklung des Sozialdarwinismus und zugleich ein Höhepunkt der Degenerationsdebatte war der 1. Januar 1900, als der – wie erst später bekannt wurde – Stahl- und Rüstungsindustrielle Alfred Krupp (1854–1902) durch Ernst Haeckel, den Hallenser Nationalökonom Johannes Conrad (1839–1915) und den Stuttgarter Geologen und Paläontologen Eberhard Fraas (1862–1915) ein Preisausschreiben zu der Frage ausloben ließ: „Was lernen wir aus den Prinzipien der Descendenztheorie in Beziehung auf die innenpoliti-

⁶² Max Weber, Der Nationalstaat und die Volkswirtschaftspolitik. Akademische Antrittsrede, in: Max Weber, Landarbeiterfrage, Nationalstaat und Volkswirtschaftspolitik. Schriften und Reden 1892–1899, hrsg. v. Wolfgang J. Mommsen, Rita Aldenboff (Max Weber Gesamtausgabe, Abt. I, 4/2, Tübingen 1993) 543–574, Zit. 545; hierzu Hans-Walter Schmuhl, Max Weber und das Rassenproblem, in: Manfred Hettling u. a. (Hrsg.), Was ist Gesellschaftsgeschichte? (München 1991) 331–342.

⁶³ Volker Roelcke, Krankheit und Kulturkritik. Psychiatrische Gesellschaftsdeutungen im bürgerlichen Zeitalter (1790–1914) (Frankfurt a. M., New York 1999) 141–152; Rüdiger vom Bruch, Friedrich W. Graf, Gangolf Hübinger, Einleitung: Kulturbegriff, Kulturkritik und Kulturwissenschaften um 1900, in: Kultur und Kulturwissenschaften um 1900. Krise der Moderne und Glaube an die Wissenschaft, hrsg. v. dens. (Stuttgart 1989) 9–24; Georg Bollenbeck, Weltanschauungsbedarf und Weltanschauungsangebote um 1900. Zum Verhältnis von Reformoptimismus und Kulturpessimismus, in: Die Lebensreform. Entwürfe zur Neugestaltung von Leben und Kunst in der Moderne 1, hrsg. v. Kai Buchholz u. a. (Darmstadt 2001) 203–207; Gilbert Merlio, Kulturkritik um 1900, in: Krisenwahrnehmungen um 1900. Zeitschriften als Foren der Umbruchszeit im wilhelminischen Reich/Perceptions de la crise en Allemagne au début du XX^e siècle. Les périodiques et la mutation de la société allemande à l’époque wilhelmienne, hrsg. v. Michel Grunewald, Uwe Puschner (Convergences 55, Bern u. a. 2010) 25–52.

⁶⁴ Zmarzlig, Sozialdarwinismus 263; Becker, Sozialdarwinismus 364f.; Dienel, Sozialdarwinismus 452, 457f.

⁶⁵ Berta Berblinger-Ammon, Otto Ammon. Das Lebensbild eines Rasseforschers (Halle a. d. Saale o. J. [1925]) 9.

sche Entwicklung und Gesetzgebung der Staaten?“ Das Preisausschreiben, das mit der beeindruckenden Gesamtsumme von 30 000 Reichsmark ausgestattet war, verschaffte dem Sozialdarwinismus einen „nachhaltigen Reputationszuwachs“, löste ihn aus seinem „Außenseiterstatus“, machte ihn „gesellschaftsfähig“ und nicht zuletzt für die Politik attraktiv⁶⁶. Darauf verweist der von dem Freiburger Zoologen Heinrich Ernst Ziegler (1858–1925) verfasste Abschlussbericht. Ziegler, der nach eigenem Bekunden „auf dem Boden der Descendenztheorie“ stand⁶⁷, betont darin, dass die sechzig – mehrheitlich aus Deutschland – eingegangenen Arbeiten den Staat in sozialbiologischer Hinsicht vor ganz „neuartige Aufgaben“ stellten, womit die politisch Verantwortlichen zum aktiven Handeln aufgefordert würden⁶⁸.

Der mit 10 000 RM dotierte erste Preis wurde dem Münchener Arzt Wilhelm Schallmayer (1857–1919) für seine Abhandlung *Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker. Eine staatswissenschaftliche Studie auf Grund der neuen Biologie* von den Juroren Conrad, Ziegler und dem zu diesem Zeitpunkt in Heidelberg lehrenden Historiker Dietrich Schäfer (1845–1929) zuerkannt, in der er aus der Abstammungslehre mit einem umfangreichen Maßnahmenkatalog die „Nutzanwendung für das praktische Leben [und ...] für die innenpolitische Entwicklung und Gesetzgebung der Staaten“ zog und der Rasse(n)hygiene „zum Durchbruch“ verhalf⁶⁹. Für Schallmayer bestand die „höchste Aufgabe der inneren Politik, der sich alle anderen Aufgaben unterzuordnen haben“, in erster Linie darin, „innerhalb der Bevölkerung die Daseinsbedingungen so zu gestalten, wie es das Machtbedürfnis im internationalen Daseinskampf erfordert. Aber es gilt, dafür sich nicht nur für die Gegenwart, sondern auf die Dauer zu behaupten oder Überlegenheit zu erwerben, und das geschieht vielmehr im friedlichen Ringen der Völker als durch Entfaltung militärischer Macht und durch Kriege. Wenn man von Zufälligkeiten absieht, die sich im Laufe der Zeiten ausgleichen, so ist die kriegerische Überlegenheit abhängig von der inneren Entwicklung der Völker; deshalb sind kriegerische Erfolge, die nicht auf Überlegenheit der inneren Entwicklung

⁶⁶ Bayertz, Sozialdarwinismus 200; Das Preisausschreiben ist mit Erläuterungen abgedr. in: Heinrich E. Ziegler, Einleitung zu dem Sammelwerke Natur und Staat. Beiträge zur naturwissenschaftlichen Gesellschaftslehre, in: Natur und Staat. Beiträge zur naturwissenschaftlichen Gesellschaftslehre. Eine Sammlung von Preisschriften, hrsg. v. dems. (Jena 1903), 1–10.

⁶⁷ Heinrich E. Ziegler, Die Naturwissenschaft und die Socialdemokratische Theorie. Ihr Verhältniss dargelegt auf Grund der Werke von Darwin und Bebel. Zugleich ein Beitrag zur wissenschaftlichen Kritik der Theorien der derzeitigen Socialdemokratie (Stuttgart 1893) Zit. III.

⁶⁸ Zmarzlik, Sozialdarwinismus 266; Hertwig, Zur Abwehr 52; s. auch das Resümee zu den eingegangenen Beiträgen von Ziegler, Einleitung 10–16.

⁶⁹ Wilhelm Schallmayer, Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker. Eine staatswissenschaftliche Studie auf Grund der neueren Biologie (Natur und Staat. Beiträge zur naturwissenschaftlichen Gesellschaftslehre. Eine Sammlung von Preisschriften, T. 3, Jena 1903) Zit. X; Becker, Sozialdarwinismus, Zit. 601; zu Schallmayer: Peter E. Becker, Zur Geschichte der Rassenhygiene. Wege ins Dritte Reich (Stuttgart, New York 1988) 1–55.

beruhen, nicht von Dauer. Der definitive Sieg im Daseinskampf der Völker hängt von ihrer inneren, sowohl kulturellen als generativen Entwicklung ab.“⁷⁰

„Rassehygiene“ (Wilhelm Schallmayer) bzw. Rassenhygiene – der Terminus war für eine Reihe ihrer Vertreter auf die sogenannte nordische Rasse beschränkt – rückte von nun an in die Schlüsselposition des Sozialdarwinismus⁷¹, wobei nicht alle Rassenhygieniker und Eugeniker Sozialdarwinisten waren. Die Eugenik war von Darwins Vetter, dem Naturforscher Francis Galton (1822–1911), als eine Wissenschaft begründet worden, „which deals with all influences which improve the inborn qualities of a race; also those that develop them to the utmost advantage“⁷². Unter Rasse verstand er „eine durch Generationen sich fortpflanzende Gemeinschaft von Menschen“⁷³. Galton plädierte – in der Absicht, das „Niveau der erblichen Tüchtigkeit der englischen Nation zu heben“⁷⁴ – für „praktische Maßnahmen“, die „die nützlichen Schichten einer Gemeinschaft veranlassen, in stärkerem Grade, als ihrem Zahlenverhältnis entspricht, zum Aufbau der nächsten Generation beizutragen“⁷⁵. Mittels Aufklärung über die Vererbungsgesetze und „den historischen Zusammenhang nationalen Aufschwungs und Niedergangs mit Fruchtbarkeit bzw. unzureichender Fortpflanzung ‚bei den höheren Typen‘“ sollte die „Kinderzeugung mit allen Mitteln begünstigt“, die der ungeeigneten „nach Möglichkeit gehemmt werden“. In seinen „Handlungsanleitungen“ beschränkte er sich „auf die Aufklärung der Bevölkerung, auf eine ‚Registrierung eugenetischer Familien‘ und auf die mögliche Verhinderung der Eheschließung von Gewohnheitsverbrechern und Schwachsinnigen“⁷⁶. Radikalere Forderungen erhoben John Berry Haycraft (1857–1922) und Charles H. Harvey (1872–1948)⁷⁷.

⁷⁰ Schallmayer, Vererbung 245; zur Bedeutung des Sozialdarwinismus in der zeitgenössischen Debatte über Bevölkerungspolitik s. Thomas Pickhardt, Sozialdarwinismus. Ein Panoramabild deutscher bevölkerungskundlicher Fachzeitschriften vor dem Ersten Weltkrieg, in: Historische Mitteilungen 10 (1997) 14–55.

⁷¹ Fritz Baum, Über den praktischen Malthusianismus, Neo-Malthusianismus und Sozialdarwinismus (Diss. phil., Leipzig 1928) 114–128; Baum verwendet die Begriffe Sozialdarwinismus und Rassenhygiene synonym. Becker, Wege ins Dritte Reich 602; Paul Münch, „Rassenreinheit“. Zu Geschichte, Inhalt und Wirkungen eines anthropologischen Axioms, in: Reinheit, hrsg. v. Peter Burscher, Christoph Marx (Veröffentlichungen des Instituts für Historische Anthropologie 12, Wien, Köln, Weimar 2011) 421–461, hier 439.

⁷² Francis Galton, Entwürfe zu einer Fortpflanzungs-Hygiene, in: Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie 2 (1905) 812–829, Zit. 812, es handelt sich um die autorisierte Übersetzung aus den von der Sociological Society in London herausgegebenen Sociological Papers 2 (1905) 45–50, 78–79, der einleitende Teil war ein Jahr zuvor unter dem Titel „Eugenics: Its definition, scope, and aims“ erschienen in: The American Journal of Sociology 10 (1904) 1–6.

⁷³ Zit. nach Becker, Sozialdarwinismus 600.

⁷⁴ Becker, Sozialdarwinismus 600.

⁷⁵ Galton, Entwürfe 812.

⁷⁶ Becker, Sozialdarwinismus 600.

⁷⁷ John B. Haycraft, Darwinism and Race Progress (London 1895); Charles H. Harvey, The Biology of British Politics (London 1904); Zmarzlik, Sozialdarwinismus 263; zu Haycraft: Conrad-Martius, Utopien 197–213; Koch, Sozialdarwinismus 113f.; Reusch, Ethik 61f., 170–173.

Die deutsche Rassenhygiene ist vor dem Ersten Weltkrieg in erster Linie verbunden mit dem Arzt Alfred Ploetz (1860–1940), der von ihm 1905 gegründeten *Gesellschaft für Rassenhygiene* und ihrem Organ *Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie* (1904–1944) sowie ferner mit der von Ludwig Woltmann (1871–1907) begründeten *Politisch-Anthropologischen Revue* (1902–1922), die nach dessen Tod seit 1911 unter der Ägide von Otto Schmidt-Gibichenfels (1861–1946) in völkische Fahrwasser geraten war⁷⁸. Die Rassenhygiene in Deutschland orientierte sich zwar nicht an Galton, sondern entwickelte sich selbständig⁷⁹, ging jedoch von ähnlichen Grundannahmen wie Galton aus, wenn Ploetz ihre Aufgabe auf „die späteren Geschlechter“ ausrichtet⁸⁰.

Ploetz fasste die Aufgaben der Rassenhygiene weiter als die der Eugenik, die er als „Fortpflanzungs-Hygiene“ bezeichnete, während Rassenhygiene für ihn „alle die Erhaltungs-Bedingungen der Rasse zu behandeln hat, die mit der selektorisches, kontraselektorisches und nonselektorisches Elimination und mit der Auslese innerhalb der Rasse, sowie mit der Erhaltung und Vermehrung der Individuenzahl, dem Kampf ums Dasein der Rasse mit anderen Rassen u[nd] ähn[lichem] zu tun haben“⁸¹. Die „Gattung gesund zu erhalten und ihre Anlagen zu vervollkommen“ war für Ploetz das „herrschende Princip“ der Rassenhygiene, dem sich die „Individual-Hygiene sammt ihren socialen und politischen Ausläufern [...] unterordnen [muss], sobald sie dies Princip ernstlich gefährdet“⁸². Auf dieser Grundlage formulierte Ploetz einen Katalog vor allem negativ eugenischer Forderungen, in dem er Armenunterstützung, Kranken- und Arbeitslosenversicherung sowie die „Pflege der Kranken, der Blinden, Taubstummen, überhaupt aller Schwachen“ ablehnte, da sie „nur die Wirksamkeit der natürlichen Zuchtwahl [hindern oder verzögern]“; des weiteren plädierte er für das „Ausmerzen“ von schwachen oder missgestalteten Neugeborenen und für die Todesstrafe für Verbrecher, und im Krieg sollten die „schlechten Varianten an die Stellen“ gebracht werden, „wo man hauptsächlich Kanonenfutter braucht“⁸³ – dies war eine verbreitete zeitgenössische Überzeugung, der zufolge Krieg als eine selektionistische

⁷⁸ Zu Ploetz, Woltmann und ihren Organen: Becker, Rassenhygiene 57–136; ders., Sozialdarwinismus 328–378; Vogt, Sozialdarwinismus 273–276; Gregor Hufenreuter, Wege aus der „inneren Krise“ der modernen Kultur durch „folgerichtige Anwendung der natürlichen Entwicklungslehre“. Die Politisch-anthropologische Revue (1902–1914), in: Krisenwahrnehmungen um 1900. Zeitschriften als Foren der Umbruchszeit im wilhelminischen Reich/Perceptions de la crise en Allemagne au début du XX^e siècle. Les périodiques et la mutation de la société allemande à l'époque wilhelmienne, hrsg. v. Michel Grunewald, Uwe Puschner (Convergences 55, Bern u. a. 2010) 281–293.

⁷⁹ Zmarzlik, Sozialdarwinismus 263.

⁸⁰ Alfred Ploetz, Die Tüchtigkeit unsrer Rasse und der Schutz der Schwachen. Ein Versuch über Rassenhygiene und ihr Verhältnis zu den humanen Idealen, besonders zum Socialismus (Berlin 1895) 11.

⁸¹ Anmerkung von Ploetz zu Galton, s. Galton, Entwürfe 812, FN 2.

⁸² Ploetz, Tüchtigkeit 13.

⁸³ Ploetz, Tüchtigkeit 143–147; s. in diesem Zusammenhang Christian Laue, Evolution, Kultur und Kriminalität. Über den Beitrag der Evolutionstheorie zur Kriminologie (Heidelberg 2010).

Maßnahme im Sinne des *survival of the fittest* angesehen wurde⁸⁴. Planmäßige Rassezucht, wie sie der Prager Philosoph Christian von Ehrenfels (1859–1932) und der völkische Ideologe Willibald Hentschel (1858–1947) forderten, lehnten Ploetz und die Rassenhygieniker ab⁸⁵.

Die *Gesellschaft für Rassenhygiene* zählte vor dem Ersten Weltkrieg rund 350 Mitglieder, wobei ihr der relativ hohe Anteil von Hochschullehrern und „deren Sozialprestige und [...] berufliche Einflussmöglichkeiten zugute“ kam⁸⁶. Breitenwirkung konnte sie nicht entfalten, wofür zwei Gründe ausschlaggebend waren: Denn zum einen stellten das radikale sozialdarwinistische Denken und das Programm der Rassenanthropologen und Rassenhygieniker „ungeheuerliche Eingriffe in eines der ersten Naturrechte des einzelnen, auf Erhaltung seiner Art, und in sein hierbei ausgeübtes Selbstbestimmungsrecht“ dar⁸⁷, wie der Zoologe Oskar Hertwig 1918 festhielt. Zum anderen aber – und noch wichtiger – standen Denken und Programm der Radikal-Sozialdarwinisten „in schroffem Gegensatz zu allen christlich humanen und allen sozialpolitischen Systemen der Vergangenheit“⁸⁸. Gleichwohl finden sich, warnender Stimmen zum Trotz, vor dem Ersten Weltkrieg zahlreiche Spuren sozialdarwinistischen Denkens nicht nur in der deutschen Gesellschaft. August Weismann kritisierte 1907 in seiner Freiburger Festrede aus Anlass von Darwins 100. Geburtstag vor mehr als tausend Zuhörern, dass „so manchmal das Selektionsprinzip dahin verkehrt worden ist, als müsse dadurch das brutal Tierische beim Menschen zur Herrschaft gelangen. Das Gegenteil scheint mir der Fall, denn beim Menschen gibt vor allem der Geist den Ausschlag, nicht der Körper.“⁸⁹ Sechs Jahre später gelangte der österreichische Soziologe Rudolf Goldscheid (1870–1931) zu der Überzeugung: „Es waren die Anthropologen selber, die sich schließlich gegen die extremen Rassen- und Rassenkampftheorien wandten, und die Ergebnisse ihrer Forschungen wurden

⁸⁴ Beispielhaft hierfür *Ernst Haeckel*, *Ewigkeit. Weltkriegsgedanken über Leben und Tod, Religion und Entwicklungslehre* (Berlin 1915) 87–128, *[Sebald] R. Steinmetz*, *Die Philosophie des Krieges* (Natur- und kulturphilosophische Bibliothek 6, Leipzig 1907) 246–279, u. aus völkisch-rassenhygienischer Perspektive *Otto Schmidt-Gibichenfels*, *Der Krieg als Kulturfaktor, als Schöpfer und Erhalter der Staaten* (Sonderabdruck auf der Politisch-Anthropologischen Revue November- u. Dezember-Heft 1912, Hildburghausen o. J. [1913]); hierzu *Stefan Kühl*, *Die Internationale der Rassisten. Aufstieg und Niedergang der internationalen Bewegung für Eugenik und Rassenhygiene im 20. Jahrhundert* (Frankfurt a. M., New York 1997) 41–48, *Paul Crook*, *Darwinism, war and history. The debate over biology of war from the 'Origin of Species' to First World War* (Cambridge 1994), u. *Thomas Lindemann*, *Les doctrines Darwiniennes et la guerre de 1914* (Paris 2001).

⁸⁵ *Uwe Puschner*, *Mittgart – Eine völkische Utopie*, in: *Utopien, Zukunftsvorstellungen, Gedankenexperimente. Literarische Konzepte von einer „anderen“ Welt im abendländischen Denken von der Antike bis zur Gegenwart*, hrsg. v. *Klaus Geus* (*Zivilisationen & Geschichte* 9, Frankfurt a. M. u. a. 2011) 155–185.

⁸⁶ *Zmarzlik*, *Sozialdarwinismus* 265.

⁸⁷ *Hertwig*, *Zur Abwehr* 89.

⁸⁸ *Hertwig*, *Zur Abwehr* 55.

⁸⁹ *August Weismann*, *Charles Darwin und sein Lebenswerk. Festrede gehalten zu Freiburg i. Br. am 12. Februar 1909* (Jena 1909) 31.

dann besonders von Friedrich Hertz, [Jean] Finot und [Ignaz] Zollschan gegen die Gobineau- und Chamberlain-Anhänger ins Treffen geführt. Die rassentheoretische Geschichtsauffassung kann heute als widerlegt gelten. Ebenso hat die Darwinsche Gesellschaftslehre schon ihren Höhepunkt überschritten. Es konnte gezeigt werden, daß die Auslese namentlich bei fortgeschrittenen Kulturen nicht jenen allein ausschlaggebenden Faktor darstellt, wie vor allem die extremen Darwinisten, die sogenannten Neodarwinisten, annahmen. Wie in aller organischen Entwicklung die Auslese nur ein Moment unter andern ist, so trifft dies in noch höherem Maße auf die menschliche Gesellschaft zu. Die vom gegenwärtigen Stand der biologischen Forschung ausgehenden Soziologen können, besonders da sie die Beweise für die Vererbbarkeit erworbener Charaktere als erbracht ansehen, die extremen selektionistischen Theorien nicht mehr akzeptieren.“⁹⁰ Drei Jahre vor Goldscheid war der Soziologe Jacques Novikow in seiner luziden Analyse zu dem Ergebnis gekommen, dass der Sozialdarwinismus – mit seinen „doctrines simplistes et superficielles“ – „a été un véritable poison. Il a aveuglé les hommes.“ Er ist „un océan d’erreurs de tout genre, libérer les hommes du cauchemar dans lequel il les fait vivre, telle est la mission de la sociologie“⁹¹.

Für die Anhänger des Sozialdarwinismus aus Wissenschaft und Ideologie hingegen zeugte es, wie Ernst Haeckel seit 1904 triumphierte, „von gründlicher Unkenntnis der Sachlage und der Literatur, wenn neuerdings vielfach behauptet wird, der Darwinismus sei in starkem Rückgang begriffen oder gar: ‚er sei tot und begraben‘“⁹². Denn uneingeschränkter Beifall fand die radikale Variante des Sozialdarwinismus in der sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts parallel zur Eugenik/Rassenhygiene formierenden völkischen Bewegung ebenso bei den Antisemiten und bei Teilen der Alldeutschen⁹³, indem er ihnen einerseits Argumente für ihre rassistischen Feindbilder und für ihr rassenaristokratisch begründetes Überlegenheitsdogma lieferte und andererseits Handlungsanleitungen für eine rassische Bevölkerungspolitik bereitstellte. Kritische Einwände wie die von Weismann, Goldscheid, Novikow oder Hertwig, den der Rassenzuchtfanatiker Willibald Hentschels als „großen Hecht im Darwinschen Karpfenteich“ bezeichnete und seine

⁹⁰ Rudolf Goldscheid, Soziologie, in: Das Jahr 1913. Ein Gesamtbild der Kulturentwicklung, hrsg. v. David Sarason (Leipzig, Berlin 1913) 422–433, Zit. 427; s. hierzu die kontroverse Debatte auf dem Ersten Deutschen Soziologentag im Anschluss an den Vortrag von Alfred Ploetz, Die Begriffe Rasse und Gesellschaft und einige damit zusammenhängende Probleme, in: Verhandlungen des Ersten Deutschen Soziologentages vom 19.–22. Oktober 1910 in Frankfurt a. M. (Tübingen 1911) 111–165, bes. 137–165.

⁹¹ Novikow, La critique du darwinisme sociale, Zit. 389f., 398.

⁹² Ernst Haeckel, Die Lebenswunder. Gemeinverständliche Studien über biologische Philosophie (Leipzig 1923, 1. Aufl. 1904) 277; s. hierzu auch die Hinweise bei Schwarz, Schlüssel zur modernen Welt 286.

⁹³ Peter Weingart, Jürgen Kroll, Kurt Bayertz, Rasse, Blut und Gene. Geschichte der Eugenik und Rassenhygiene in Deutschland (Frankfurt a. M. 1992) 91–93; Christian Geulen, Wahlverwandte. Rassendiskurs und Nationalismus im späten 19. Jahrhundert (Hamburg 2004); s. auch die Fallstudie von Julia Szemerédy, Ludwig Kühlenbeck – Ein Vertreter sozialdarwinistischen und rassentheoretischen Rechtsdenkens um 1900 (Diss. jur., Zürich 2002).

Studie „für Unsinn erklärt[e]“⁹⁴, wurden negiert. In diesen Milieus wurde der Sozialdarwinismus zur tragenden ideologischen Mauer, die den Rasseideologen und dem „Rassismus zu einer wissenschaftlichen Grundlage“ verhalf⁹⁵. Das von pessimistischen Gegenwartsbefunden bestimmte Programm des vom *Deutschbund* (1894–1945), einer Schlüsselorganisation der völkischen Bewegung, formulierten „Arbeitsplan [...] in der Rassenfrage“ vom Jahr 1913 fasst diesen ideologisierten und nach innen und außen gerichteten aggressiven Sozialdarwinismus zusammen⁹⁶.

Deutschland war nicht das Kernland des im 19. und 20. Jahrhundert in verschiedenen Varianten auftretenden, überwiegend von Naturwissenschaftlern, Philosophen und Laienforschern vor dem Hintergrund der ökonomischen, gesellschaftlichen und politischen Situation konzipierten sowie mit Hilfe der Publizistik popularisierten und mit unterschiedlichen politischen Zielen verbundenen Sozialdarwinismus. Seine Theoretiker und Befürworter finden sich in der Mehrzahl der europäischen Staaten und in den USA, wie die Teilnehmer, Beiträge und Debatten auf den drei internationalen Eugenik-Kongressen in London 1912 und in New York 1921 und 1932 belegen; man kann diese Hinweise auch durch eine Aufzählung eugenischer Gesetzesinitiativen (Zwangssterilisation) in einer Reihe von Staaten wie den USA (Segregation der schwarzen Bevölkerung), der Schweiz oder Schweden belegen⁹⁷. Im gesellschaftlichen Reizklima des spätwilhelminischen Deutschland und in der Habsburgermonarchie entwickelte der Sozialdarwinismus jedoch in Verbindung mit dem Rassismus und mit Hilfe einer Reihe nationalistischer und radikalnationalistischer Organisationen zwar keine Massenbasis, aber eine aggressive Dynamik, die den Nährboden für die nationalsozialistische Rassendoktrin schuf⁹⁸.

⁹⁴ Willibald Hentschel, Varuna. Das Gesetz des aufsteigenden und sinkenden Lebens in der Völkergeschichte 3 (Leipzig 1924) 185f.

⁹⁵ Bayertz, Sozialdarwinismus 200; s. in diesem Zusammenhang auch Veronika Lipphardt, Das „schwarze Schaf“ der Biowissenschaftler. Ausgrenzungen und Rehabilitierungen der Rassenforschung im 20. Jahrhundert, in: Dirk Rupnow u. a. (Hrsg.), Pseudowissenschaft. Konzeptionen von Nicht-/Wissenschaftlichkeit in der Wissenschaftsgeschichte (Frankfurt a. M. 2008) 223–250, bes. 227–236.

⁹⁶ Arbeitsplan des Deutschbundes in der Rassenfrage ist verschiedentlich abgedruckt, u. a. in: Deutschvölkische Hochschulblätter 3 (1913/14) 18f. s. d. Anhang; hierzu u. zum Deutschbund: Uwe Puschner, Die völkische Bewegung im wilhelminischen Kaiserreich. Sprache – Rasse – Religion (Darmstadt 2001).

⁹⁷ Koch, Sozialdarwinismus 151–158; Eva-Maria Engels, Thomas F. Glick, The Reception of Charles Darwin in Europe 1 (London 2008); Hans-Walter Schmuhl, Sozialdarwinismus, Rassismus, Eugenik/Rassenhygiene, in: Evolution. Ein interdisziplinäres Handbuch, hrsg. v. Philipp Sarasin, Marianne Sommer (Stuttgart, Weimar 2010) 366–375.

⁹⁸ Richard Weikart, From Darwin to Hitler. Evolutionary Ethics, Eugenics, and Racism in Germany (New York 2004).

Anhang

Arbeitsplan des Deutschbundes in der Rassenfrage⁹⁹

Rassenpolitische Aufgaben des deutschen Volkes

I. Erkenntnis der Bedeutung der Rasse für die Kultur und das nationale Leben.

Die Hauptforderungen, die sich aus der nationalen Weltanschauung für unser Volk ergeben, sind, daß die Volksmasse und der Volksbodenbesitz erhalten und nach Bedarf vergrößert wird, daß die Rasse (der Rasseninhalt) des Volkes erhalten und gepflegt wird, und daß im internationalen Leben, dem sozialen (in der Gestaltung der Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung) und dem geistigen und sittlichen (auf dem gesamten Gebiete der geistigen Bildung, des Erziehungswesens, der nationalen Kultur) die guten sittlichen Kräfte und die Einheit der Volksgemeinschaft erhalten bleiben und die Eigenart, das Wesen der deutschen Volkheit ungetrübt und unverfälscht zum Ausdruck und zur Entfaltung kommt. Von diesen großen völkischen Aufgaben ist zurzeit wohl die dringlichste die Erhaltung und Pflege der Rasse.

Als Ziel menschlichen Kulturfortschritts ist nicht nur die kulturelle Entwicklung in dem bisherigen Sinne, d.h. die Fortbildung des anerzogenen Wissens und Könnens, sondern vielmehr die konstitutive Entwicklung anzusehen, d.h. die Veredelung der körperlichen Verfassung, der Art, der angeborenen seelischen Fähigkeiten. Der Grundsatz von der Gleichheit aller Menschen und Menschenrassen ist offensichtlich falsch. Kultur läßt sich nicht beliebig entwickeln und übertragen, sondern sie ist abhängig von der angeborenen Art, der Rasse. Die Rassenwerte und damit die Kulturbefähigung der einzelnen Gruppen der Menschheit sind sehr verschieden. Die europäische (arische) Rasse, der unser Volk angehört. Ist, wie die Weltgeschichte zeigt, die höchststehende. Daher ist unsere höchste Pflicht die Erhaltung der Rassenwerte des deutschen Volkes, die Reinhaltung seines arisch, germanischen Blutes. Wenn unser Volk auch nicht mehr reinrassig germanisch ist, so ist es doch noch germanisch rassenhaft bestimmt; es bildet eine durch Abstammung hergestellte physiologische Einheit mit im allgemeinen gleichen Erbmassen und daher einen Volkskörper mit selbständiger Eigenart. Das Ergebnis der Rassenlehre ist also die wissenschaftliche Vertiefung und Festigung des völkischen Gedankens; sie ist die wissenschaftliche Grundlage der nationalen Weltanschauung geworden, insbesondere der alten Forderung der Reinerhaltung der völkischen Eigenart, des deutschen Wesens („reines Deutschtum“).

Die Rassenwirtschaft hat uns weiter erkennen lassen, daß nicht nur die körperliche und geistige Tüchtigkeit, sondern auch das Fortbestehen des deutschen Volkes abhängig sind von der Erhaltung seiner Rassenkraft und seiner Rassenwerte, und daß diese bedroht sind durch die gegenwärtige Zivilisation und wirtschaftliche Entwicklung und daher besonderen Schutzes bedürfen, wollen wir das Fortbestehen unseres Volkes sichern.

⁹⁹ Vgl. Anm. 93.

Diese Erkenntnis gilt es im deutschen Volke zu verbreiten und ihre Schlußfolgerungen zur Geltung zu bringen.

II. Förderung der Rassenforschung.

Die vorstehend kurz gekennzeichnete Erkenntnis erfließt aus den Ergebnissen der Rassenforschung, die sich gliedert in die rassengeschichtliche Forschung und die Rassenbiologie und Rassenhygiene (Eugenik).

a) Germanische Rassengeschichte. Von Gobineau, H. St. Chamberlain, Woltmann, [Ludwig] Wilser, Ammon und anderen Forschern ist nachgewiesen, daß die arische Rasse, deren Hauptteil die Germanen sind, die edelste Rasse der Menschheit ist, daß sie allenthalben kulturschöpferisch und staatenbildend aufgetreten ist. Das deutsche Volk ist entstanden durch Vermischung der blonden, langköpfigen Germanen mit einer dunkleren, kurzköpfigen Rasse. Der noch andauernde Rückgang des germanischen Rassebestands und jede Vermischung mit niedriger stehenden (nichtarischen) Rassen bedeutet Rassenverschlechterung. Die Rassengeschichte, die bestehenden Rassenmischungsverhältnisse unseres Volkes und die Gesetze der Rassenmischung, insbesondere die Frage, inwieweit man diese etwa beeinflussen kann, müssen der Gegenstand weiterer eifrigster Forschung sein.

b) Rassenbiologie und Rassenhygiene. Die neuzeitliche großstädtische und industriell-kapitalistische Zivilisation beeinflusst den Rassenprozeß der Völker sehr nachteilig, indem sie ungünstige Auslesebedingungen schafft und an Stelle der geschlechtlichen Zuchtwahl der Tüchtigen die planlose Paarung gesetzt hat. Sie führt zur beschleunigten Aufreibung der höheren Schichten und hat auch schon die mittleren Schichten, insbesondere den Bauernstand, die physiologische Vorkammer der Rassenkräfte, angegriffen. Die Folge ist die Rassenverschlechterung (Entartung, Verpöbelung auf generativem Wege, Rassenverfall und endlich Rassentod), beginnend mit der Zunahme der Minderwertigen und Abnahme der Volksvermehrung.

Die Erforschung der Gesetze der Rassenbiologie und Rassenhygiene ist ebenfalls eifrig fortzusetzen, damit sowohl die Ursachen der Rassenverschlechterung aufgedeckt wie die Mittel zur Abhilfe aufgefunden werden.

III. Praktische Maßnahmen der Rassenpolitik.

a) Abwehr der Rassenmischung. Stärkung des germanischen Rassenbestands.

1. Vermischung mit Nichtariern ist nicht nur in den deutschen Kolonien zu bekämpfen, sondern auch im Mutterlande. Ehen mit Farbigen sind gesetzlich für unzulässig zu erklären. Kinder aus derartigen Rassenkreuzungen dürfen nicht deutsche Staatsangehörige werden, sondern haben der ärgeren Hand zu folgen. Im Mutterlande sind besondere Maßregeln zu ergreifen gegen die Gefahr der Rassenmischung mit den von Osten und Südosten einwandernden slawischen Wanderarbeitern und Juden. Die Erkenntnis, daß solche Rassenmischung den unwiederbringlichen Verlust unseres höchsten Gutes, unseres reinen deutschen Blutes bedeutet, muß in allen unseren Volksgenossen lebendig werden. Dagegen ist die Mischung mit Angehörigen der übrigen germanischen Völker, insbesondere der

Schweden und anderen Nordgermanen, die noch am reinrassigsten sind, willkommen zu heißen. Die rassische Erhaltung des Germanentums wird überhaupt auf die Dauer kaum möglich sein, wenn nicht alle germanischen Völker zusammenwirken. Unbedingt erforderlich ist die Erhaltung aller Volksteile des Deutschtums und ihr Zusammenschluß, besonders auch mit dem Niederdeutschtum (Holländern, Flamen, Buren).

2. Innerhalb der deutschen Volkes ist der germanische Rassen Bestandteil zu erhalten und womöglich zu verstärken durch eine deutsch-völkische Politik, die das Gedeihen alles Germanischen im Deutschen Reiche begünstigt und ihm günstige Auslesebedingungen schafft, besonders auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiete (Erhaltung der Landbevölkerung und womöglich deren Ausbreitung auf neuem Siedlungsland, Abkehr vom Mammonismus, allseitige Lebensreform und deutsche Wiedergeburt in germanischem Geiste unter Wiederbelebung der geistigen und sittlichen Vorstellungen des Germanentums und Wiedererweckung idealen Sinnes). Ob daneben die Versuche einer planmäßigen Rassen-Rein- und Hochzucht in Erneuerungsgemeinden einen nennenswerten Erfolg haben können, bleibt abzuwarten.

b) Abwehr der Rassenverschlechterung.

1. Im allgemeinen durch die Wirtschaftspolitik und Sozialpolitik. Erhaltung einer möglichst zahlenmäßig starken und körperlich und sittlich gesunden Landbevölkerung als des Quells unserer Volkskraft, aus dem sich die Stadtbevölkerung immer wieder ergänzt. Bekämpfung der Landflucht und innere Siedelung, Wohlfahrtspflege auf dem Lande, landwirtschaftsfreundliche Wirtschaftspolitik mit Bodenreform. Für die Stadtbevölkerung jede Art der Volkswohlfahrtspflege, vernünftige Ernährungs- und Lebensweise, Wohnungsfürsorge, körperliche und sittliche Erzüchtigung, Kampf gegen den Alkohol. Vor allem muß der materialistische und mammonistische Geist ausgetrieben werden, der nur das eine Lebensziel des Geldverdienens kennt und mit den Rassenkräften des deutschen Volkes rücksichtslos darauf wirtschaftet. Im Sinne der Erhaltung und Pflege dieser Rassenkräfte ist unsere übertrieben industriell-kapitalistische Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung mit ihrer fauligen großstädtischen Zivilisation umzugestalten und der weiteren Verstädterung und Proletarisierung unseres Volkes entgegenzuwirken.

2. Bevölkerungspolitik und Züchtungspolitik im engeren Sinne ist neben jener Umgestaltung unserer wirtschaftlichen und kulturellen Gesamtzustände nach den Lehren der Rassenpflege zu treiben: Auf der einen Seite ist die Ausmerzung der Minderwertigen anzustreben (durch Ausschluß der Geistes- und Nervenkranken, Geschlechtskranken, usw. von der Nachzucht; ärztliches Zeugnis bei der Verehelichung). Auf der anderen Seite ist die Fortpflanzung der tüchtigen und edlen Volksbestandteile zu begünstigen und das Absterben der höheren Stände möglichst zu verhüten, aber auch der sehr bedrohlichen Abnahme der Volksvermehrung überhaupt entgegen zu wirken (stärkere Steuernachlässe für kinderreiche Familien, eine Wehrsteuer für Militärfreie, Besteuerung der Junggesellen, Säuglings- und Mutterschutz, Stillprämien und dergl.). Die von der Großstadt her verbreitete Unsitte der künstlichen Beschränkung des Kindersegens darf nicht weiter

um sich greifen. Im Gegenteil wäre vielleicht der Vorschlag der Errichtung einer „Teutstiftung“ zur Unterstützung rassisch wertvoller Nachkommenschaft auszuführen. Die Hauptsache aber ist das die Gattenwahl nicht lediglich nach Geldbeutelrücksichten, sondern nach der rassischen Tüchtigkeit erfolgt und ferner, daß die kinderreiche Mutter in der öffentlichen Meinung wieder den ihr gebührenden Ehrenplatz erhält.

Denn wichtiger, auch für den Rassenprozeß, als diese Einzelmaßnahmen der Bevölkerungspolitik ist die sittliche Gesundheit des Volkes, die Gestaltung unsere wirtschaftlichen und kulturellen Gesamtverhältnisse so, daß die Wurzelfestigkeit möglichst großer Volksschichten in Familie, Heimat und dem ganzen Schatz ihrer überlieferten sittlichen Anschauungen gewahrt bleibt gegen die von der Großstadtzivilisation ausgehende Auflösung und Vergiftung, Verflachung und Verödung unserer nationalen Kultur und des ganzen Lebens unserer Volksgemeinschaft. Auch auf diesem Gebiete ist der Bauernstand noch der feste Kern unseres Volkskörpers, den es als solchen zu erhalten gilt wie überhaupt die lebendige Gliederung des Volkes, die Ueberlieferung und den Gemeinsinn. Dagegen der Mammonismus und seine Folgeerscheinung, der Proletarismus und Massengeist, schädigen nicht nur die Rassengüte des Volkes, sondern auch die geistigen, sittlichen und sozialen Werte, auf denen der Fortbestand jeder Volksgemeinschaft beruht. Der Kampf für die sittlichen Güter und die rassischen Werte unseres Volkes ist also vielfach ein und derselbe, und er geht um Sein oder Nichtsein des deutschen Volkes, des Rassenadels der Menschheit. [...]

Summary

Social Darwinist thinking and social Darwinist concepts had been formulated since the mid-19th century mostly by (natural) scientists and social theorists even before Darwin, as is illustrated by the example of Herbert Spencer. A number of the architects of social Darwinist interpretations and concepts of society gathered supporters, formed communities, and, by means of their popularized explanations and demands, had a profound impact on the European and North American publics from the late 19th century onwards. Social Darwinist concepts are shaped especially by their respective times and social as well as political (crisis) situations, and are highly geared to the future; they are also embedded in historical arguments concerning interpretations of the world. The exponents of social Darwinism consciously took an active part in social and political discourses with the goal of providing explanations and solutions to social conditions by means of their theories, perceptions, and programs, all of which were focused on present as well as future developments. Their concepts were adaptable to differing ideologies and provided these ideologies with apparent principles of natural law. Social Darwinism therefore finds its beginnings by name at the late 19th century and in differing variants; not least due to the establishment of the race paradigm and eugenic ideas, it did so with increasing aggressiveness. In contrast to this, the few contemporary critical voices were largely ignored.

Karol Sauerland

Suche nach Ordnung und Freude an der Vielheit

Der staatspolitische Hintergrund der philosophischen Debatten im
Polen der zwanziger und dreißiger Jahre

Als Polen 1918 seine Staatlichkeit zurückerlangte, musste es zugleich wiedervereinigt werden. Es war nach 1795 und dann erneut nach dem Wiener Kongress zwischen Russland, Preußen und Österreich aufgeteilt worden. In jedem Teil herrschten andere Rechtsgepflogenheiten und auch Alltagskulturen. An der Architektur kann man heute noch erkennen, welcher Landstrich von welcher Teilungsmacht beherrscht worden war. Das betrifft vor allem das sogenannte Russisch-Polen. Hier herrschte Holzbau vor, die Eisenbahnlinien lagen weiter voneinander entfernt als im österreichischen und preußischen Teil.

Am polnischsten war der österreichische Teil durch die Reformen in den endsechziger Jahren des 19. Jahrhunderts geworden. Lemberg und Krakau bildeten sich zu Zentren der geistigen Kultur Polens heraus. Zur Jahrhundertwende hatte sich an der Universität in Lemberg das Polnische so gut wie ganz als Unterrichtssprache durchgesetzt, während 1869 nach dem niedergeschlagenen Januaraufstand gegen die zarenherrschaft von 1863/64 die einige Jahre zuvor wiedereröffnete Warschauer Universität (Szkoła Główna) geschlossen wurde. Im selben Jahr sollte an deren Stelle eine zaristische Universität entstehen, an der einzig das Russische als Unterrichtssprache geduldet war. Daran änderten auch die vielen Proteste und Streiks der Studenten zugunsten des Polnischen nichts. Da die zaristischen Behörden das Polnische auch an den Schulen als Unterrichtssprache zurückdrängten, bildete sich am Ende des 19. Jahrhunderts ein quasi privates polnisches Schulwesen heraus, die Hochschulbildung eingeschlossen. Der Unterricht fand an unterschiedlichen Orten, in verschiedenen Wohnungen statt, so dass man von einer fliegenden Universität sprach. An ihr lehrten bedeutende Persönlichkeiten. Die Mehrzahl der Studierenden waren Frauen, weswegen man die Warschauer Universität auch eine „Weiberuniversität“ nannte. Etwa 5000 Frauen absolvierten sie, was ein einmaliges europäisches Phänomen für diese Zeit darstellt. Im preußischen Teil wurde in der Bismarckzeit die sogenannte Germanisierung mit administrativen Maßnahmen vorangetrieben, um die polnische Sprache aus dem Alltagsleben so schnell wie möglich zurückzudrängen. Eine Universität gab es dort nicht.

Es gleicht einem Wunder, dass sich in Polen trotz der schweren Ausgangssituation 1918/19 genügend kompetente Persönlichkeiten fanden, das neue Polen als

Staat wieder zu errichten. Dass es zu einer vierten Teilung zwanzig Jahre später kommen sollte, konnte sich natürlich niemand vorstellen.

Der Mittelpunkt des geistigen Lebens verlagerte sich 1918/19 relativ schnell von Lemberg und Krakau in die Hauptstadt Warschau. Die Stadt hatte sich den Russifizierungsversuchen nicht ergeben. Wahrscheinlich hatten die zaristischen Behörden nicht die Kraft, interessante russische Persönlichkeiten nach Warschau einzuladen, um die Attraktivität russischen Geisteslebens unter Beweis zu stellen. Dieses konzentrierte sich so gut wie ganz auf St. Petersburg. Von einem gewissen Vorteil sollte sich die deutsche Besatzung von Warschau erweisen, die nach der Sommeroffensive der Mittelmächte im Jahre 1915 erfolgte. Am 15. November gleichen Jahres wurde die Universität eröffnet. Antoni Szałagowski, späterer römisch-katholischer Bischof und Theologieprofessor, erklärte zur Eröffnung: „[...] heute kehren wir zu dem Unsrigen zurück. Ab heute wird in den Räumen, in der das Polnische schweigen musste, das polnische Denken zum ersten Mal wieder nach vielen Jahren in der Melodie des polnischen Wortes erklingen.“¹ Und ähnlich sprach der neue Rektors Józef Brudziński in seiner Eröffnungsrede: „Ich begrüße alle in Worten, die niemals anders klingen mögen. Wir verfügen also in Warschau über eine Hochschule, in deren Räumen die Töne unserer geliebten, schönen Muttersprache erklingen werden.“² Im Studienjahr 1915/16 schrieben sich 1039 Studenten ein.³

Heute wird der eigentliche Beginn der Aktivität der Warschauer Universität mit der Gründung der Zweiten Polnischen Republik im November 1918 angesetzt. Auf den ersten Blick wäre man geneigt, die Zusammensetzung der Professorenschaft nach dem Gesichtspunkt zu untersuchen, aus welchem Teilungsgebiet ein jeder jeweils stammte. Aber das würde in die Irre führen, wie sich an den Professoren Leon Petrażycki und Tadeusz Zieliński zeigen lässt, die beide aus St. Petersburg kamen.

Der 1867 geborene Petrażycki war dort von 1897 bis 1917 Professor für Rechtsphilosophie, gehörte 1906 der Duma an, und 1917 war er zum Mitglied des Obersten Gerichtshofs berufen worden. Studiert hatte er in Berlin, Heidelberg, Paris und London. Seine ersten Arbeiten erschienen auf Deutsch, später publizierte er vor allem auf Russisch⁴. Eine Frage, wie russisch, polnisch oder deutsch er war, hätte keinen Sinn, zumal er sich im europäischen Sinn gesellschaftlich engagierte. So hielt er 1906 in der russischen Duma eine flammende Rede für die Gleichberechtigung der Frauen mit den Männern. 1909 gab er in Lemberg die

¹ Zit. nach *Jerzy Miziołek*, *Uniwersytet Warszawski, dzieje i tradycja* (Die Warschauer Universität, Geschichte und Tradition) (Warszawa 2005) 196.

² Ebd.

³ Ebd. 204.

⁴ Andrzej Walicki bemerkt allerdings, dass das Russisch von Petrażycki nicht besonders „elegant“ war, obwohl er gern das Wort elegant verwandte. Selber soll er von seinen Vorlesungen gesagt haben, er denke polnisch, schreibe deutsch und lese russisch (siehe *Andrzej Walicki*, *Filozofia prawa rosyjskiego liberalizmu* [Die Rechtsphilosophie des russischen Liberalismus] [Warszawa 1995] 230 und 289).

Schrift über die Rechte der Frau heraus. Die Frauen werden, schrieb er, wie Sklaven behandelt, sie dürfen nicht aus eigenen Stücken in ethischen Fragen entscheiden. Die Gleichberechtigung der Frauen gehöre zu den „höheren Werten“. 1918 entschloss er sich, einen Ruf an die Warschauer Universität anzunehmen. Die Werbungen von Berlin und Oxford schlug er aus. In Warschau errichtete er den ersten polnischen Lehrstuhl für Soziologie⁵. Bereits 1931 beging er Selbstmord. Die Manuskripte, die er zu Fragen der Soziologie verfasste, sind leider während des Zweiten Weltkrieges verloren gegangen, so dass wir darauf angewiesen sind, was seine Schüler hinsichtlich seiner originellen soziologischen Ideen, vor allem auf dem Gebiete der Rechtssoziologie, mitgeteilt haben⁶.

Tadeusz Zieliński, ähnlich wie Petrażycki von Haus aus Pole, war nach der Niederschlagung des Polenaufstands von 1863 an das deutsche Gymnasium in St. Petersburg geschickt worden. Er bekam dann von zaristischer Seite ein Stipendium für Studien in Leipzig und Wien zuerkannt. Seine Dissertation verfasste er auf Deutsch, die er in Dorpat nach einem positiven Gutachten von Erwin Rohde erfolgreich verteidigte. Die Universität in St. Petersburg berief ihn recht schnell zum Professor für klassische Philologie; er machte sich zugleich einen Namen durch die Übersetzung der Dramen von Sophokles ins Russische, die kurz vor dem Ersten Weltkrieg in drei Bänden erschienen. 1916 wurde er mit 57 Jahren emeritiert. Während der revolutionären Wirren in der russischen Metropole trat er für die Wiedererlangung der Unabhängigkeit Polens ein⁷, was dazu führte, dass er einen Ruf an die Warschauer Universität erhielt. Seine Professur trat er jedoch nicht sofort an; 1920 kehrte er Hals über Kopf nach Petrograd zurück, der sowjetrussisch-polnische Krieg 1920 hatte ihm großen Schrecken eingejagt; erst im Herbst 1922 begann er mit seiner Lehre⁸. In Zieliński sind ähnlich wie in Petra-

⁵ Über den Einfluss, den Petrażycki auf die polnische Rechtstheorie und -soziologie genommen hat, siehe: *Krzysztof Motyka*, Wpływ Leona Petrażyckiego na polską teorię i socjologię prawa (Der Einfluss von Leon Petrażycki auf die polnische Theorie und Soziologie des Rechts) (Lublin 1993).

⁶ Nur einen kleinen Teil der Manuskripte hat die von den Schülern 1933 gegründete *Towarzystwo im. Leona Petrażyckiego* (Leon-Petrażycki-Gesellschaft) 1939 herausgeben können.

⁷ Als in den Tagen der Revolution in Petrograd polnische Kulturinstitutionen zu entstehen beginnen, lässt sich Zieliński – bereits emeritiert – zum Vorsitzenden der Gesellschaft der Liebhaber der polnischen Geschichte und Literatur wählen. In der polnischen Zeitschrift *Myśl Narodowa* (Nationaler Gedanke) veröffentlicht er Arbeiten über den großen polnischen Romantiker Mickiewicz (siehe *Stefan Srebnny*, Tadeusz Zieliński, in: *EOS* XLII/2 [Wrocław 1948] 25). Desgleichen beteiligt er sich an einer Delegation, die beim amerikanischen Botschafter mit der Bitte vorspricht, Wilson möge die Wiederherstellung eines polnischen Staates befördern. Dass Zieliński in einer Zeit, in der die unterschiedlichsten sich unterdrückt fühlenden Nationalitätengruppen und sozialen Schichten das Wort ergriffen und sich organisierten, für Polens Unabhängigkeit eintrat, entsprang, wie mir scheint, vor allem seinem Gefühl für Gerechtigkeit und nicht, wie man oft lesen kann, einem angeborenen polnischen Patriotismus; andernfalls hätte er es mit der Übersiedlung nach Warschau eiliger gehabt.

⁸ Über Zielińskis Wirken zwischen 1917 und 1922 wusste man bis zum Erscheinen des Buches: *Tadeusz Zieliński*, Kultura i rewolucja. Publicystyka z lat 1917–1922 (Kultur und Revolution. Publizistik aus der Zeit von 1917–1922) (Warszawa 1999) relativ wenig. Hanna Geremek hat in diesem Buch dessen russische Artikel zusammengestellt und ins Polnische übersetzt und in einem ausführlichen Vorwort die Umstände beschrieben, unter denen diese entstanden waren.

zycki mehrere Nationalkulturen vereint; aber vielleicht stellt das folgende Bonmot über ihn die Quintessenz seines Wesens besser dar: ein Pole mit deutscher Bildung in russischen Diensten, dessen wirkliche Heimat die Antike ist⁹.

Der Beginn des Warschauer Universitätslebens ließe sich mit solchen Lebensläufen charakterisieren, wobei die meisten neu ernannten Professoren zuvor an Gymnasien lehrten, aber jeweils Auslandserfahrungen aufwiesen. So studierte Zygmunt Łempicki (1886 in Sanok geboren) von 1904 bis 1908 in Lemberg Germanistik bei Richard M. Werner, Philosophie bei Kazimierz Twardowski sowie klassische Philologie. 1908 erlangte er den Doktorgrad aufgrund seiner Dissertation *Immermanns Weltanschauung*¹⁰. Danach wurde er Gymnasiallehrer in Lemberg, zwischendurch begab er sich jedoch nach Berlin und Göttingen, um sich bei den Germanisten Erich Schmidt, Gustav Röhre und Edward Schröder weiteres Wissen anzueignen und neue methodologische Zugänge zu erlernen. 1916 habilitierte er sich an der Jagiellonen-Universität in Krakau mit der Arbeit *Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 18. Jahrhunderts*¹¹. 1919 wurde er schließlich zum Professor der Germanistik an der Warschauer Universität berufen.

Stanisław Leśniewski (ebenfalls 1886 geboren) studierte in Leipzig, Heidelberg und München. Einen bleibenden Eindruck muss Hans Cornelius (u. a. Lehrer von Horkheimer) auf ihn ausgeübt haben. Seine Dissertation *Przyczynę do analizy zdań egzystencjalnych* (Beitrag zur Analyse von Existentialsätzen) schrieb er bei Twardowski in Lemberg. Während des Ersten Weltkriegs lehrte er in Moskau Mathematik am polnischen Gymnasium. 1919 wurde er in Warschau zum Professor der Philosophie der Mathematik berufen.

Die meisten der hier genannten Persönlichkeiten waren durch die Schule von Kazimierz Twardowski gegangen, der in Lemberg seit 1895 den Lehrstuhl für Philosophie innehatte. Er wurde 1866 in Wien geboren, absolvierte dort das Theresanium, die Schule für künftige Beamte der k.u.k.-Monarchie. Danach studierte er klassische Philologie, Mathematik und Physik sowie Philosophie bei Franz Brentano. Seine Dissertation *Über den Unterschied zwischen der klaren und deutlichen Perception und der klaren und deutlichen Idee bei Descartes* verteidigte er

⁹ Zieliński hatte im Gegensatz zu Petrażycki Probleme, einwandfrei polnisch zu schreiben. Das Russische und Deutsche lagen ihm offensichtlich näher. Zu Zieliński siehe auch: *Tadeusz Zieliński*, Listy do Stefana Srebnego (Briefe an Stefan Srebný), hrsg. v. Grażyna Golik-Szarawarska (Warszawa 1997); Karol Sauerland, Deutsch-polnische Symbiosen? (Samuel Gottlieb Linde, Tadeusz Zieliński, Elida Maria Szarota, Ludwig Zimmerer), in: Deutschlands Osten – Polens Westen. Vergleichende Studien zur geschichtlichen Landeskunde, hrsg. v. Matthias Weber (Frankfurt a. M., Berlin, Bern 2001) 195–206.

¹⁰ Sie erschien 1910 in Berlin.

¹¹ 1968 erfolgte eine Neuauflage des Buches bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen. Siehe auch meinen Aufsatz „Zygmunt Łempicki (1886–1938)“, in: Germanistik in Polen. Zur Fachgeschichte einer literaturwissenschaftlichen Auslandsgermanistik – 18 Porträts, hrsg. v. Wojciech Kunicki, Marek Zybura (Osnabrück 2011) 33–62.

1891 bei Robert Zimmermann¹². Aufgrund eines Stipendiums konnte er ein Semester die Vorlesungen Wundts in Leipzig und kurz darauf die von K. Stumpf in München hören¹³. 1894 habilitierte er sich bei Brentano mit der Schrift *Zur Lehre vom Inhalt und Gegenstand der Vorstellungen*¹⁴, die u. a. für Husserl von Bedeutung war, wenngleich es nicht an Kritik fehlte. Twardowski lehrte 1894/95 als Privatdozent an der Wiener Universität, ehe er das Angebot einer Professur an der Lemberger Universität bekam. Das Erstaunliche ist, dass er dort sofort auf Polnisch lehrte, und dass seine Schüler ihre Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Titels in Polnisch publizierten, obwohl in dieser Zeit das Deutsche zu einer wissenschaftlichen Weltsprache aufgestiegen war (heute werden in Polen fremdsprachige Arbeiten noch und noch gefördert). Bereits 1904 wurde auf Twardowskis Initiative hin die *Polskie Towarzystwo Filozoficzne* (Polnische Philosophische Gesellschaft) gegründet, die ab 1911 die einflussreiche Zeitschrift *Ruch Filozoficzny* (Philosophische Bewegung) unter der Leitung von Twardowski herausgab.

Seine Vorlesungen erfreuten sich von Anfang an eines unerhörten Andrangs, so dass ihm der größte vorhandene Saal zur Verfügung gestellt werden musste, denn gut über 1000 Studenten erschienen regelmäßig, obwohl er bereits um acht Uhr früh, auch wenn es noch dunkel war, zu lesen begann. Er ist der Begründer der sogenannten Lemberg-Warschau-Schule, die das Geistesleben in der Zweiten Polnischen Republik grundlegend beeinflussen sollte¹⁵. Sie bildete, so erscheint es im Nachhinein, das Fundament eines allumfassenden Ordnungsdenkens. Twardowski verlangte Klarheit bei jeglicher Begriffsbildung, wer sich nicht klar auszudrücken wisse, könne auch nicht klar denken, konstatierte er im November 1919 in einem kurzen Text, der als Einleitung zu dem zweiten Heft der Zeitschrift *Ruch Filozoficzny* (Philosophische Bewegung) fungierte¹⁶. Es ging ihm um die Verwissenschaftlichung der Philosophie, d. h. u. a. darum, scheinbare von wirklichen Problemen zu unterscheiden. Hierzu müsse man beachten, was der Objekt- und was der Vorstellungswelt angehört. Bei den Vorstellungen hat man davon auszugehen, ob sie zu den anschaulichen oder unanschaulichen, d. h. den Begriffen, ge-

¹² Brentano war zu dieser Zeit noch Privatdozent. *Ryszard Jadcak* gibt in seiner Arbeit „Kazimierz Twardowski. Twórca Szkoły Lwowsko-Warszawskiej“ (Kazimierz Twardowski. Der Schöpfer der Lemberg-Warschau-Schule) (Toruń 1991), nur einen verkürzten Titel an. Etwas länger fällt er bei *Jan Woleński*, *Filozoficzna Szkoła Lwowsko-Warszawska* (Die philosophische Lemberg-Warschauer Schule) (Warszawa 1985) 11 aus.

¹³ Siehe *Jadcak*, Kazimierz Twardowski 12. Jan Woleński führt nur an, dass Twardowski nach seiner Promotion in einem mathematischen Büro der Wiener Versicherungsanstalt tätig war (*Woleński*, *Filozoficzna Szkoła Lwowsko-Warszawska* 11).

¹⁴ Diese Arbeit erschien erst nach dem Zweiten Weltkrieg auf Polnisch: *O treści i przedmiocie przedstawień*.

¹⁵ Grundlegend hierzu: *Jan Woleński*, *Filozoficzna Szkoła Lwowsko-Warszawska* (Warszawa 1985).

¹⁶ *Kazimierz Twardowski*, O jasnym i niejasnym stylu filozoficznym (Über den klaren und nicht klaren philosophischen Stil), zitiert nach: *Kazimierz Twardowski*, *Rozprawy i artykuły filozoficzne* (Philosophische Abhandlungen und Artikel) (Warszawa 1965) 347.

hören, wie Twardowski in *Wyobrazenie i pojęcie* (Vorstellung und Begriff) von 1898 ausführt. Jede Vorstellung ist konkret, da sie sich aus der sinnlichen Wahrnehmung ergibt; aber sie ergibt sich nicht immer aus einer Außenwahrnehmung, denn sie kann auch das Ergebnis einer sogenannten inneren Wahrnehmung sein. Schließlich dürfe man auch nicht die „schöpferische Vorstellung“ als Produkt der Einbildungskraft außer Acht lassen. Jede Vorstellung gehe allerdings von der ersten, der direkten aus. Ihr folgen die Begriffe, Urteile, Gefühle und der Wille. Beim Urteil müsse man wiederum den Akt des Urteilens, seinen Inhalt und seinen Gegenstand unterscheiden. Im Urteilsakt wird etwas anerkannt oder verworfen, der Inhalt des Urteils muss sich jedoch auf etwas Existierendes beziehen.

1911 gab Twardowski in der Publikation zum Gedenken des 250-jährigen Bestehens der Lemberger Jan-Kazimierz-Universität die Arbeit *O czynnościach i wytworach. Kilka uwag z pogranicza psychologii, gramatyki i logiki* (Über Tätigkeiten und Produkte. Einige Bemerkungen aus dem Grenzgebiet von Psychologie, Grammatik und Logik) heraus. Interessant sind seine Beispiele für die Unterscheidung zwischen Tätigkeit und deren Ergebnis. Als Beispiele nennt er u. a.: laufen und Lauf, springen und Sprung, schreien und Schrei, singen und Gesang, urteilen und Urteil. Manche Hervorbringungen sind bleibend, andere nur vorübergehend, wie etwa der Schrei, den es nur so lange gibt, wie der Schreiende schreit. Dies treffe im Grunde auch auf denken und den Gedanken zu (wenn es nicht die Schrift gäbe, müsste man hinzufügen). Im Zusammenhang damit bemerkt Twardowski, dass wir zwar von „złote myśli“ (goldenen Gedanken), aber nicht von „złote myślenie“ (goldenes Denken) sprechen. Hier erkenne man, dass wir die Tätigkeit anders beurteilen als deren Produkt. Aber zugleich sind wir gewohnt, beides aufeinander zu beziehen, vor allem durch den Hang zur Interpretation. Einen Schrei werden wir beispielsweise als Ausdruck des Schreckens auslegen, zumindest in bestimmten Situationen. Kritzeln und Kritzeleien hängen dagegen nicht so zusammen wie Zeichnen und Zeichnung, denn der Zeichnende will zumeist mit der Zeichnung einen inneren Zustand wiedergeben.

Für Twardowski ist das Produkt Ergebnis eines psychophysischen Akts, d. h. eines vorübergehenden Zustands, der jedoch in eine bleibende oder scheinbar bleibende Form gegossen werden kann. Der psychische Akt selber ist für den Empfänger nach einer gewissen Zeit nicht mehr gegenwärtig. Twardowski unterscheidet hierbei unbeabsichtigt entstandene Produkte, denen erst der Betrachter eine Form verleiht, von gewollten. Das sei für eine phänomenologische Analyse besonders wichtig.

Twardowski hatte unter dem Einfluss der Lektüre der *Logischen Untersuchungen* Husserls den Begriff des Erzeugnisses bzw. Produkts der psychischen Tätigkeit in sein Gedankengebäude eingeführt – zuvor hatte er als Brentanoschüler in seinen Frühschriften erklärt, dass es eine Erkenntnisgewissheit nur in Bezug auf die psychischen Phänomene der eigenen Person gäbe. Dieser neue Begriff erlaubte ihm, von der Möglichkeit einer Kommunikation zwischen den Menschen zu sprechen, ohne auf die Art der Entstehung des psychischen Erzeugnisses achten zu müssen. Von einer solchen Kommunikation lebe die Wissenschaft. Twardowski

unterscheidet in den 1920er Jahren die apriorischen und die aposteriorischen Wissenschaften. Erstere operieren mit Grunderkenntnissen, die Quintessenzen von Erfahrungen sind. Neue Erkenntnisse werden auf dem Wege der Deduktion gewonnen. In den aposteriorischen Wissenschaften werden Sätze aufgrund von Erfahrungen aufgestellt. Hier spielen die Wahrnehmungen zwar eine Rolle, aber sie sind objektivierbar, und ihre Akzeptanz durch andere und ihr Wahrheitsgehalt werden nicht in Frage gestellt, obwohl die psychischen Voraussetzungen eines jeden, der diese Sätze liest, andere sind. Widersprechend dazu ist allerdings Twardowskis Feststellung, an der er Zeit seines Lebens festhält, dass ein Satz nur dann als wahr gelten kann, wenn alle Umstände mit benannt werden. Die Sätze „Der Duft der Blume ist angenehm“ oder „Es regnet“ haben für ihn elliptischen Charakter, denn das Wann und Wo ist weggelassen worden. Sie können für die einen wahr sein, für die anderen nicht.

Es ist nicht meine Absicht, Twardowskis Arbeiten eingehend zu referieren, sondern ich möchte hier nur einen Einblick in seine Denkweise vermitteln, da sie in den zwanziger und dreißiger Jahren für so gut wie alle polnischen Denker einen Bezugspunkt – ob nun zustimmend oder ablehnend – darstellte. Im europäischen Kontext stellt diese Denkweise nichts Überraschendes dar. Sie hat viel einerseits mit dem Psychologismus, der zugleich ein Antipsychologismus sein wollte, und andererseits mit der sich herausbildenden Phänomenologie zu tun. Überraschend ist dagegen, dass sich in Polen eine ganze Schar von Schülern fand, die versuchten, diese differenzierende, bewusst analytisch-rationalistische Herangehensweise an verschiedenste Probleme fortzusetzen, zu erweitern und zu vertiefen. Und das tat Twardowski sehr bewusst in polnischer Sprache, die er – obwohl er weiter in Deutsch hätte philosophieren können – bewusst zu fördern suchte. Aus seiner Lemberger Schule sollte sich dann in der Zweiten Republik eine Lemberg-Warschau-Schule herausbilden, wobei deren Warschauer Vertreter stark in die Richtung der Logistik abdrifteten.

Die durchgehend antimetaphysische Einstellung der Denker, die man dieser Schule zurechnet, ist gewiss kein Zufall. Polen sollte als Staat auf **rationaler** Basis wiederhergestellt werden – gefühlvoller Patriotismus wurde als kontraproduktiv angesehen und daher vielfach abgelehnt. Nur strengste Logik könnte hilfreich sein¹⁷. Es ist kein Zufall, dass sie bei der Wiedererrichtung des polnischen Staates sofort tatkräftig mitwirkten, ohne große Worte zu verlieren.

¹⁷ Tadeusz Kotarbiński schreibt in seinen Erinnerungen an Twardowski: „Als er in Polen mit Unkraut bewachsenes Brachland antraf, krempelte er die Ärmel auf und fing an, es auszureißen und nahrhaftes Gemüse anzupflanzen. Dieser große, kluge und ohne Maß arbeitende Lehrer hat sich einfach versteift, den leichtsinnigen Polen beizubringen, so zu arbeiten, wie das die Deutschen vermögen. [...] Vielfach sprach Twardowski über die Polen das Urteil: *Die Polen sind ja so unzuverlässig!* [...] diese Kritik traf leider zu [...]. Er, der Polen Ebene, erzog zu deutscher Solidität, er nahm gleichsam einen *Kulturkampf* bei uns auf [...]. Er begann Strohfeuer, Unpünktlichkeit, nicht Einhalten von Versprechen, unsystematisches Arbeiten [...] zu bekämpfen“ (nach Woleński, *Filozoficzna Szkoła Lwowsko-Warszawska 14* – die kursiven Stellen im Original auf Deutsch). Woleński fügt hinzu, dass Twardowski beweisen wollte, dass Polen gründlich zu arbeiten vermögen.

Twardowski selber enthielt sich jeglicher politischen Stellungnahme. Als es jedoch während des Ersten Weltkriegs von Wien aus Bestrebungen gab, das Polnische an der Lemberger Universität zurückzudrängen, setzte er sich für dessen Beibehaltung ein. Zu diesem Zweck bewirkte er als Rektor der Universität, dass der Erzherzog Friedrich, der formale Armeeoberkommandant und damit Befehlshaber der gesamten k.u.k.-Armee im Mai 1916 die Ehrendoktorwürde bekam¹⁸. Viele nahmen Twardowski das übel, aber diese Ehrung soll seine Wirkung getan haben. Die Universität wurde in Frieden gelassen. Man könnte auch sagen, Twardowski war polnischer Patriot in Maßen. Er verfolgte das sogenannte positivistische Programm: Polen sei nicht nur von innen her zu erhalten, sondern es müsse auch Neues geschaffen, Aufbauarbeit geleistet werden. Twardowskis Beitrag hierzu war die Bildung einer **polnischen** philosophischen Schule. Er bediente sich bewusst der polnischen Sprache, obwohl er auch in Deutsch hätte lehren können. Als sich die Möglichkeit ergab, polnische Lehrstühle einzurichten, wurden sie durch seine besten Schüler besetzt.

Auf dem Ersten Kongress der Polnischen Philosophen erklärte Twardowski 1924 in Lemberg, dass es die Philosophie sei, die stets das Ganze im Auge habe, und die heutigen polnischen Philosophen zu seiner Genugtuung auch öffentlich in Wort und Tat auftreten. Das Ziel müsse sein, die partikulären Interessen weitestgehend zu überwinden. Hierbei dürfe man sich nicht nur auf Polen konzentrieren, denn dabei würde man von anderen, ohne dass er diese benannte (gemeint waren sicherlich die Sowjetunion und Deutschland), abhängig werden. Die polnische Philosophie sei immer wieder ein Abglanz entweder der französischen, englischen oder deutschen gewesen, jetzt gelte es, ein eigenes Haus zu bauen, was nicht bedeute, dass man nicht von Anderen Nutzen ziehen möge. Vor allem müsse man gegen den eigenen Nationalcharakter angehen. Im Prinzip sei dieser zwar schwer zu bestimmen, aber im gewissen Sinne müsse man denjenigen Recht geben, welche die Polen als zu gefühlvoll bezeichnen. Die Neigung zum Theoretischen bleibe bei ihnen hinter der zum Praktischen zurück. Exaktes und systematisches Denken seien zu wenig entwickelt. Ausdauer treffe man nur selten an. Es herrsche Furcht vor Anstrengungen, man übernehme lieber Fertiges. Wenn dies alles stimme, würde unser, d. h. der polnische Nationalcharakter, weder die Entwicklung einer reinen Wissenschaft noch die der Philosophie begünstigen, wie es wörtlich in der Rede Twardowskis heißt. Er sagte dies alles, um seine Hörer zu größerer Aktivität anzustacheln und sie zu überzeugen, dass sie neben der Lehre auch die Aufgabe hätten, auf die junge Generation erzieherisch einzuwirken¹⁹.

Zu den aktivsten Schülern Twardowskis gehörte Jan Łukasiewicz. Er hatte bei ihm 1902 den Dokortitel erworben. Danach setzte er seine Studien an deutschen und belgischen Universitäten fort. In Graz kam er mit Meinong zusammen, den er in seiner ersten Buchpublikation *O zasadzie sprzeczności u Arystotelesa* (Über

¹⁸ Siehe hierzu *Jadczak*, Kazimierz Twardowski 24. Jadczak nennt Friedrich allerdings irrtümlicherweise Feldmarschall.

¹⁹ Siehe *Przegląd Filozoficzny* XXX/4 (1927) 12f.

das Widerspruchsprinzip bei Aristoteles) mehrmals zitiert. 1915 sollte er den philosophischen Lehrstuhl an der Warschauer Universität begründen. 1919 wurde er von dem ersten polnischen Ministerpräsidenten Ignacy Paderewski zum Minister für Bildung und Glaubensfragen berufen. Diese Funktion hatte er aber nur einige Monate inne, da Paderewski Ende 1919 infolge herber Kritik von links und rechts zurücktrat. 1922/23 und 1931/32 ließ sich Łukasiewicz zum Rektor der Warschauer Universität wählen. Anfang der zwanziger Jahre war er als Logiker – er begründete bekanntlich die mehrwertige Logik – zu dem Schluss gelangt, dass man die Philosophie als Wissenschaft verwerfen müsse. Auf dem Zweiten Kongress der Polnischen Philosophen erklärte er 1927 in seinem Eröffnungsreferat: „Die Philosophen, sogar die größten, bedienen sich bei der Schaffung von Systemen keiner wissenschaftlichen Methode. Die Begriffe, die sie verwenden, sind zu meist unklar und vieldeutig, die Behauptungen unverständlich und unbegründet, die Argumentation fast immer fehlerhaft.“ Das treffe auf Descartes, Leibniz, Kant und dessen Nachfolger zu. „All diese philosophischen Systeme spielen in der Geschichte des Denkens gewiss eine nicht geringe Rolle, sie besitzen häufig einen großen ästhetischen und ethischen Wert, enthalten sogar einige treffende, der Intuition zufolge, Beobachtungen; über einen wissenschaftlichen Wert verfügen sie in keiner Weise. Daher kommt es, dass die Philosophie bisher nicht nur im Gegensatz zu anderen Wissenschaften zu keinen bestimmten und allgemein anerkannten Wahrheiten, sondern auch zu keinen exakt formulierten Problemen gelangt ist.“²⁰ Das komme u. a. daher, dass sich die Philosophen der Neuzeit, Leibniz vielleicht ausgenommen²¹, nicht auf die Erkenntnisse der Logik gestützt haben, insbesondere der der Scholastik. Die künftigen Philosophen dürften sich daher nur solchen Problemen zuwenden, die sich klar formulieren, logisch lösen und auf die Wirklichkeit beziehen lassen. Es wäre das Beste, so zu tun, als hätte es bisher keine Philosophie gegeben. Erst wenn man zu neuen Ergebnissen gelangt sein wird, könne man wieder zu den Alten zurückkehren, sich die Geschichte der Philosophie näher betrachten.

Die Thesen von Łukasiewicz wurden von fast allen Diskutanten verworfen. Henryk Elzenberg²² fand, dass Łukasiewicz die Schädlichkeit von Irrtümern für die Wissensentwicklung überbewerte. Nicht Fehler seien etwas Schlimmes, son-

²⁰ *Przegląd Filozoficzny* XXXI/4 (1928) 9.

²¹ Łukasiewicz denkt wahrscheinlich an Leibniz' Beitrag zur Weiterentwicklung der Mathematik.

²² Henryk Elzenberg wurde 1887 geboren. Er besuchte in der Schweiz die Schule und studierte nach dem Abitur in Paris (u. a. bei Bergson), wo er die Doktorwürde erlangte. 1921 habilitierte er sich an der Jagiellonen-Universität in Krakau. Von 1922 bis 1936 lehrte er an der Warschauer Universität als Privatdozent Philosophie und unterrichtete an einem Gymnasium Französisch, Latein und Philosophie. Von 1936 bis 1939 war er Professor für Philosophie an der Jan-Batory-Universität in Wilno. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde er zum Professor für Philosophie an der Kopernikus-Universität in Thorn ernannt. 1950 wurde er als bürgerlicher Lehrer entlassen. Er konnte erst 1957 wieder in die Lehre zurückkehren. Von da an bis 1960 stand er dem Lehrstuhl für Philosophie vor.

dern die Angst vor ihnen, denn sie würde das Denken nur beeinträchtigen und damit auch den Fortschritt in der Wissenschaft²³.

Der Zufall wollte es, dass der bekannte Philosoph und Soziologe Florian Witold Znaniecki als zweiter Redner auf dem Kongress auftrat²⁴. Sein Referat lautete: „Die Aufgaben der philosophischen Synthese“. Nach seiner Meinung ist jeder Zeitabschnitt durch ein Wertsystem gekennzeichnet, nach dem das Wissen geordnet wird. In der modernen Zeit zerfällt jedoch alles in einzelne Untersuchungsgebiete, man kann die einzelnen Phänomene und Wissensgruppierungen nur noch begrenzt Wertungen unterziehen, was jedoch nicht bedeutet, dass man auf eine synthetische Wertung überhaupt verzichten sollte. In jedem historischen Zeitabschnitt hat die Philosophie die einzelnen Systeme zusammenzuführen und sie einer Wertung insgesamt zu unterwerfen, was verständlicherweise die Erarbeitung einer je eigenen Wertskala erfordert, wobei man traditionelle Sichtweisen nicht einfach verwerfen dürfe, denn dann würde man nicht erkennen können, wie das neue Wertsystem das alte ablöst. Darüber hinaus würde man den Eindruck erwecken, dass man Anhänger der Destruktion als solcher ist. Ohne den Erhalt der Tradition, wenn auch in Grenzen, würde es zum Verfall der westlichen Zivilisation kommen, wie Znaniecki bereits in seiner Schrift *Upadek cywilizacji zachodniej. Szkic z pogranicza filozofii kultury i socjologii* (Der Niedergang der westlichen Zivilisation. Skizzen am Rande der Kulturphilosophie und Soziologie) von 1921 auszuführen suchte.

Einer der grundlegenden Kritiker Twardowskis und insbesondere seiner Schüler war Leon Chwistek²⁵. Er hatte zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Krakau Mathematik studiert und war nach Erlangung des Dokortitels Mathematiklehrer an einem Gymnasium geworden. Zwischendurch konnte er sich beurlauben lassen, um sich im Wintersemester 1908/09 an der Göttinger Universität mit Philosophie und Mathematik bekannt zu machen – er hörte dort u. a. Vorlesungen von David Hilbert –, sich 1910 in Wien für die venezianische Renaissancemalerei zu begeistern und kurz vor dem Ersten Weltkrieg in Paris Zeichenunterricht zu nehmen. Ab 1922 unterrichtete er Mathematik an der Jagiellonen-Universität in Krakau, wo er sich 1928 in der logischen Mathematik habilitierte. Gleichzeitig trat er als Künstler auf. 1917 hatte er die Gruppe der Posener Expressionisten mit begrün-

²³ Siehe *Przegląd Filozoficzny* XXXI/1 (1928) 8.

²⁴ Znaniecki (1882–1958) hatte sein Studium 1902 an der Warschauer Universität begonnen, wurde aber von der zaristischen Behörde relegiert, weil er an dem Studentenstreik zur Einführung der polnischen Sprache als Unterrichtssprache teilgenommen hatte. Er studierte dann in Genf, Zürich und Paris, wo er Bergson und Durkheim hörte. 1910 erlangte er den Doktorgrad an der Jagiellonen-Universität in Krakau. 1913 lernte er in Warschau William Thomas kennen, der ihn mit in die USA nahm. 1920 kehrte er jedoch nach Polen zurück, wo er an der neu gegründeten Posener Universität einen Lehrstuhl für Soziologie einrichtete. 1939 war er Gastprofessor in den Vereinigten Staaten. Eine Rückkehr nach Polen erwies sich als unmöglich. 1942 wurde er als Professor für Soziologie an der University of Illinois amerikanischer Staatsbürger.

²⁵ Siehe hierzu auch das Kapitel „Krytycy Szkoły Lwowsko-Warszawskiej“ (Kritiker der Lemberg-Warschau-Schule), in: *Stanisław Borzym, Panorama polskiej myśli filozoficznej* (Panorama der polnischen Philosophie) (Warszawa 1993), insbesondere 231–234.

det, die sich ab 1919 Formisten nannten. Er selber ist durch zwei Bilder bekannt geworden: „Die Stadt Łódź“ und „Szermierka“ (Fechtkunst). Zugleich entwickelte er entsprechende Kunsttheorien, wobei er von seiner 1917 im *Przegląd Filozoficzny* (Philosophische Rundschau) erschienenen Auseinandersetzung mit zeitgenössischen philosophischen bzw. mathematischen Theorien (Poincaré, Russel, Mach, die Phänomenologen und auch Bergson führt er an, aber vor allem den Twardowski-Schüler Jan Łukasiewicz, der in seiner Studie über das Prinzip des Widerspruchs bei Aristoteles den Begriff des Hyperrealismus eingeführt hatte) über die Existenz von Dingen und vom Begriff der Wirklichkeit ausging. In seinen Ausführungen kam er zu dem Schluss, dass man im Gegensatz zu den Anschauungen der modernen Nominalisten und Realisten mehrere Wirklichkeiten annehmen könne, denn Wirklichkeiten ließen sich auch konstruieren. Sinnliche Wahrnehmung oder Beweise, die aus axiomatischen Voraussetzungen erfolgen, seien nicht die einzigen Möglichkeiten, von der Existenz der Wirklichkeit zu sprechen. Eine solche ist auch aufgrund „geistiger Anschauung“ (oglądanie umysłowe) vorstellbar²⁶. Sie könne sogar zu interessanten Konzeptionen führen, obwohl man von solchen Möglichkeiten nicht beliebigen Gebrauch machen sollte. Kurz darauf übertrug Chwistek seine Theorie von der Vielheit der Wirklichkeiten auf die Malerei und bildende Kunst. 1918 erklärte er: „Ich bin der Überzeugung, dass die Unterschiede zwischen den Typen der Malerei exakt den Unterschieden zwischen den Typen der Wirklichkeit entsprechen.“²⁷ Als Typen unterscheidet er das populäre System (Meinungs und Husserls Dingauffassung würden ihm in etwa entsprechen), das System der physikalischen Körper (hier verweist er auf den Unterschied zwischen der Newtonschen Mechanik und der Relativitätstheorie), die Wirklichkeit der Sinneseindrücke und die visionäre Wirklichkeit. Diese Typen wendet er auf die primitive Kunst, den Realismus, Impressionismus und Futurismus an. In späteren Artikeln versucht er, diese Sicht zu erweitern und zu vertiefen, womit er der Theoretiker der Formisten wurde. 1923 führte er in seiner Antwort auf die verschiedenen Kritiken seines Buches über die Vielheit der Wirklichkeiten den Begriff der „konstruktiven Methode“²⁸ ein. Diese werde nicht nur in der Mathematik angewandt, sondern überall, wobei man sich aber der Verabsolutierung der Voraussetzungen enthalten müsse, denn der andere müsse diese nicht anerkennen. Jeder könne ein eigenes philosophisches System entwerfen, es müsse jedoch in sich widerspruchsfrei sein, was heißen will, dass eine gewisse Rationalität notwendig sei. Chwistek gebraucht in Verbindung damit die Begriffe des kritischen Rationalismus bzw. rationalen Relativismus.

Wie schwer es ist, zu einem widerspruchsfreien System zu gelangen, zeigt er an dem Satz „x ist Pole“, der im Augenblick über große Aktualität verfüge. Man

²⁶ *Przegląd Filozoficzny* XX (1917) 149.

²⁷ Wiedergedruckt in: *Leon Chwistek, Wybór pism estetycznych* (Kraków 2004) 3.

²⁸ Der Artikel trägt den Titel: „Zastosowanie metody konstrukcyjnej do teorii poznania“ (Die Anwendung der konstruktiven Methode in der Erkenntnistheorie), in: *Przegląd Filozoficzny* XXVI/3,4 (1923) 175–187.

könne als Pole jenen bezeichnen, der sich als solcher im entsprechenden Amt einschreibt, oder jenen, dessen Muttersprache polnisch ist. Jedes Mal handelt es sich um einen anderen Begriff, d. h. nach wie vor bleibe „Pole“ eine vieldeutige Bezeichnung²⁹. Um zu einem eindeutigen System zu gelangen, sind rationale Kriterien auszumachen, was keineswegs einfach ist. Chwisteks Bemerkungen waren an dieser Stelle sowohl gegen Bergson, James und Husserl, deren Ansichten er dem Irrationalismus zurechnete, wie auch gegen den extremen Nominalismus eines Tadeusz Kotarbiński³⁰ gerichtet, dessen Auffassung vom Namen in der Praxis unanwendbar sei.

Eine interessante Stimme in der Diskussion um die Möglichkeit zu einer anderen Namensauffassung als Kotarbiński, die dieser Reismus nannte³¹, zu gelangen, war die von Ludwik Fleck. In seinem 1926 auf der vierten Sitzung der Freunde der Geschichte der Medizin in Lemberg gehaltenen Vortrag „O niektórych swoistych cechach myślenia lekarskiego“, der ein Jahr später in der polnischen Zeitschrift *Archiwum Historji i Filozofji Medycyny oraz Historji Nauk Przyrodniczych* (Archiv für die Geschichte und Philosophie der Medizin sowie für die Geschichte der Naturwissenschaften) veröffentlicht wurde³², spricht Fleck vom ärztlichen Denken, das er dem wissenschaftlichen entgegensetzt. Während man in den Wissenschaften nach festen Gattungsmerkmalen und Gesetzen sucht, hat es der praktizierende Arzt in erster Linie mit Besonderheiten, „nicht typischen, nicht normalen“³³ Erscheinungen zu tun. Zwar möchte er gern die Krankheitssymptome mit einem Namen versehen, um die Krankheit routinemäßig zu bekämpfen, aber wenn er ein guter, nicht einer übertriebenen Logik verfallener Arzt ist, weiß er, dass er mit dem Namen keineswegs „den ganzen Reichtum“ der „indivi-

²⁹ Ebd. 183.

³⁰ Tadeusz Kotarbiński (1886–1981) hatte bei Twardowski Philosophie studiert, nach dem Ersten Weltkrieg wurde er außerordentlicher Professor für Philosophie an der Warschauer Universität. Er war jedoch ein Gegner des Gebrauchs des Begriffes „Philosophie“ (siehe seinen Artikel *O potrzebie zaniechania wyrazów „filozofia“, „filozof“, „filozoficzny“* (Über die Notwendigkeit, die Ausdrücke ‚Philosophie‘, ‚Philosoph‘, ‚philosophisch‘ nicht anzuwenden) von 1921 im „Przegląd Filozoficzny“. Später schwächte er seinen Standpunkt dahingehend ab, dass er die Subdisziplinen der Philosophie, wie Erkenntnistheorie, Ethik, Ästhetik etc. anerkannte. 1929 wurde er zum ordentlichen Professor für Philosophie ernannt. Sein 1929 erschienenes Buch *Elementy teorii poznania, logiki formalnej i metodologii nauk* (Elemente der Erkenntnistheorie, formalen Logik und Wissenschaftsmethodologie) avancierte sehr schnell zum Lehrbuch im Philosophiestudium.

³¹ Der Reismus von Kotarbiński leitet sich aus dem Namenskalkül von Stanisław Leśniewski ab. Kotarbiński unterscheidet singuläre, allgemeine und leere Namen sowie Pseudonamen, die er auch Onomatoide nennt, zu denen er die abstrakten Begriffe zählt. Nur konkrete Dinge können mit Namen bezeichnet werden. Kotarbiński hat später nach heftigen Angriffen von Seiten der Logiker (u. a. Ajdukiewicz) seinen extremen Nominalismus mehrfach abgeschwächt. Reismus wird manchmal auch als Erkenntnistheorie der Denotate bezeichnet.

³² In deutscher Sprache erschienen unter dem Titel „Über einige besondere Merkmale des ärztlichen Denkens“, in: *Ludwik Fleck*, Erfahrung und Tatsache. Gesammelte Aufsätze. Mit einer Einleitung hrsg. v. Lothar Schäfer und Thomas Schnelle (Frankfurt a. M. 1983) 37–45.

³³ Ebd. 37.

duellen Krankheitsmerkmale“³⁴ erfasst hat. Die Fiktivität eines Gattungsbegriffs sei in der Medizin bedeutend größer als in anderen Wissensbereichen, denn der Arzt habe es nicht nur mit einem je anderen Individuum, sondern auch mit einem je anderen Krankheitsverlauf zu tun. Er versucht zwar, einen Kausalzusammenhang aufzudecken, aber er kann seiner Sache nie sicher sein. Ohne Intuition kommt er nicht aus. Fleck tritt hier als Nominalist auf, aber in ganz anderer Weise als Kotarbiński. Leere Namen waren für ihn nie ein Problem, eher die allzu schnelle Namensgebung.

Ein nach damaliger Art wissenschaftstheoretisch geschulter Kopf musste über diese Feststellung entsetzt sein. Er hatte von Fleck zu vernehmen, dass man bei der Behandlung von Krankheiten von einem „konsequenten Denkstandpunkt“ zurücktreten müsse, denn Krankheitsphänomene seien „irrational als Ganzes, rational im Einzelnen“³⁵. Streng genommen wäre – könnte man hinzufügen – ein solcher Denkstandpunkt auch in vielen anderen Wissensbereichen angebracht, denn wo gibt es schon die fest voraussehbaren Ereignisketten. Fleck lässt diesen Schluss jedoch bewusst offen. Er berichtet erst einmal über seine eigenen Erfahrungen, deren Besonderheit ihn sehr zu beschäftigen scheint.

In seinem nächsten theoretischen Aufsatz „Zur Krise der Wirklichkeit“, den er 1929 auf Deutsch veröffentlichte, drehte er alles um. Wir sind nicht imstande, intuitiv, behutsam unter Vermeidung von fertigen Schablonen, von Gattungsnamen, vorzugehen, denn unsere Bemühungen um Erkenntnis sind sozial vorgeprägt. Beim Erkennen bringt der Erkennende sich selber ein, so dass wir nie sicher sein können, ob wir den Erkenntnisgegenstand nicht umgeformt haben. „Beobachten, Erkennen ist immer ein Abtasten, also wörtlich Umformen des Erkenntnisgegenstandes“³⁶, konstatiert Fleck. Allerdings könnten die Naturwissenschaften ihre Abhängigkeit sowohl von der Zeit als auch den Umständen minimieren, wenn sie demokratisch vorgehen, d. h. die Informationen kursieren ließen, und wenn sie den Glauben aufgeben würden, Fertiges hervorzubringen. Wissensaneignung und Wissensvermittlung müssen als ein dynamischer Prozess in einem breiten Kontext aufgefasst werden. Fleck gebraucht das Bild eines Stromes, der sein Bett formt und zu keinem Ende kommt.

Das Erlernen von Sehen trieb Fleck offensichtlich um, was nur zu gut verständlich war: tagtäglich saß er in seinem privatem Labor und beobachtete mit dem Mikroskop die verschiedensten Blutproben und Bakterienkulturen mit professionellem Blick, aber stets voller Zweifel. Gleichzeitig musste er auch andere, vor allem Hilfskräfte, schulen, um ihnen das Sehen zu lehren, d. h. die „Fähigkeit, bestimmte Gestalten wahrzunehmen“. Dazu braucht man, wie es Fleck in seinem Aufsatz *O obserwacji naukowej i postrzeganiu wogóle* (Über die wissenschaftliche Beobachtung und die Wahrnehmung im Allgemeinen) nennt³⁷, eine „spezifische

³⁴ Ebd. 40.

³⁵ Ebd. 42.

³⁶ Ebd. 53.

³⁷ Erschienen 1935 in: *Przegląd Filozoficzny*.

Denkbereitschaft“, denn man muss von den vielen Möglichkeiten, andere Gestalten als die erforderliche zu sehen, abstrahieren können³⁸.

Zur gleichen Zeit war Chwisteks Buch *Granice nauki. Zarys logiki i metodologii nauk ścisłych* (Grenzen der Wissenschaft. Abriss der Logik und Methodologie der exakten Wissenschaften) erschienen. Chwistek erklärt in ihm eindeutiger als zuvor, dass die Wirklichkeit uns nie als etwas Fertiges gegeben ist. Wir erfassen sie nur in Schemata. Für jedes Schema finden wir eine Entsprechung, aber nach Chwistek bleibt sie irrational, nur „teilweise“ können wir sie „rationalisieren“³⁹. Wir wissen einzig, dass sie in irgendeiner Weise existiert. Chwistek beruft sich hierbei auf den bereits erwähnten Juristen und Rechtssoziologen Leon Petrażycki, der in seiner Einführung in die Rechts- und Morawissenschaften gezeigt habe, dass das Recht die Wirklichkeit immer nur in groben Umrissen erfasse. Chwistek behandelt dann interessanterweise jene Theorien, die die Ursachen für die Aufstellung und Dauerhaftigkeit bestimmter Schemata aufzuzeigen suchen, wie etwa den dialektischen Materialismus, den er vor allem aus der Darstellung von Friedrich Engels und Nikolaj I. Bucharin zu kennen scheint.

Chwistek spricht von einer Vertiefung der Schematisierung des Lebens, die man gern annimmt, wenn man durch sie mehr Möglichkeiten in den Griff bekommt. Die Beamten werden beispielsweise eilfertig Schematisierungen übernehmen, wenn sie dadurch einen immer größeren Überblick erhalten. Chwistek denkt an den Überblick über individuell nicht akzeptierbare Taten, wie Diebstähle oder Verbrechen, nicht an eine willkürliche Machtausübung. Schematisieren lasse sich nur das Objektive, nie das Subjektive, welches stets dem Augenblick verhaftet sei. Die indische Philosophie habe zu Recht gesagt, dass man über ein lebendiges Wesen nur schweigen könne.

Als Vorbild für seine Schematisierungsidee dient Chwistek Russels Typentheorie und vor allem die sich daraus ergebende Typenhierarchie. Die Wirklichkeit wird in hierarchisch angeordneten Schemen erfasst, man könnte auch sagen, über sie werden Netze geworfen, so dass sie nie lückenlos erkennbar wird. Es wäre auch sinnlos, meint Chwistek, eine solche Lückenlosigkeit anzustreben. Die Absicht, alles zu formalisieren, wie sie Carnap verfolgt, widerspreche jedem gesunden Menschenverstand, an dessen Existenz Chwistek zu glauben scheint, der aber in Kombination mit den Schemata aus den Metawissenschaften angewandt werden muss. Er lässt uns die Wahrscheinlichkeit, dass das Schema zu etwas führt, besser einschätzen, aber ein starres Beharren auf den gesunden Menschenverstand führe zu einer Verengung unserer Erfahrungsmöglichkeiten, zumal wir durch die neuen Instrumente wie das Teleskop und Mikroskop vollkommen neue Wirklichkeiten entdecken. Wir benennen sie auch mit neuen Worten, etwa mit dem Begriff der physikalischen Welt. Chwistek beruft sich hier auf Eddingtons Werk *The Nature of the Physical World* von 1933, für den diese Welt eine Wirklichkeit höheren

³⁸ Siehe *Fleck*, Erfahrung und Tatsache 62.

³⁹ *Leon Chwistek*, *Granice nauki. Zarys logiki i metodologii nauk ścisłych* (Grenzen der Wissenschaft. Abriss der Logik und Methodologie der exakten Wissenschaften) (Lwów 1935) 237.

Typs ist. Eine andere Wirklichkeit höheren Typs habe Mach in seiner *Analyse der Empfindungen* entworfen. Er habe mit seiner Elementenlehre eine begriffliche Unabhängigkeit der Wirklichkeit vom Subjekt geschaffen. Die Aufgabe der Wissenschaft sei es, die Relationen zwischen den konventionellen Objekten aufzudecken. Sonne und Mond mögen eine stets andere Erscheinung für unsere Beobachtungen und Empfindungen sein, wichtig aber ist, dass man die Stellung beider Sternengebilde zueinander mittels Ellipsen beschreiben kann.

Ein besonderes Problem ist für Chwistek die Abhängigkeit der Eindrücke von den Vorstellungen, die bereits Bergson bemerkt, aber Ludwik Fleck viel eindrücklicher in seinem Artikel für die Zeitschrift *Die Naturwissenschaft* 1929 aufgezeigt habe. Vorstellungen als solche sind subjektiver Natur, sie können daher leicht zu einem Chaos in der Wirklichkeitsauffassung führen. Um damit „fertig zu werden, muss man notwendigerweise die Wirklichkeit der Empfindungen und die physikalische Wirklichkeit erleben und sich zutiefst die Tatsache bewusst machen, dass es nicht nur eine **wahre** Wirklichkeit gibt“⁴⁰.

Das sei Relativismus, aber kein Konventionalismus, konstatiert Chwistek. Er will sich damit von älteren Theorien à la Mach abgrenzen. Gleichzeitig betont er, Relativismus bedeute nicht, dass man sich selber untreu werden müsse. Im Gegenteil, durch die Annahme von Metatheorien würde der gesunde Menschenverstand dort zurechtgerückt werden, wo er angesichts der neuen Wirklichkeiten durcheinander zu geraten droht.

Es musste natürlich eines Tages dazu kommen, dass nicht nur Chwistek⁴¹, sondern auch Fleck von der Twardowski-Schule angegriffen wurde. 1937 wirft die Twardowski-Schülerin Izydora Dąmbska, auf seinen ein Jahr zuvor erschienenen Artikel *Zagadnienie teorii poznania* (Probleme der Erkenntnistheorie) Bezug nehmend, Fleck vor, er würde mit seiner Denkstiltheorie gegenseitige Kommunikation und damit Erkenntnis ausschließen. Er sollte wissen, dass normale Menschen einander immer verstehen, wenn sie in einfachen empirischen Sätzen miteinander sprechen. Fleck reagiert auf diese Kritik sehr heftig. Man hat den Eindruck, dass er den Augenblick nutzen will, um sowohl seine wissenschaftstheoretische wie auch soziologisch-historische Sicht auszubreiten, zumal sich Dąmbska nicht die Mühe gemacht hatte, Flecks deutsches Buch zu lesen, obwohl

⁴⁰ Ebd. 255.

⁴¹ Der im Allgemeinen recht tolerante Twardowski schrieb über Chwistek in seinem Tagebuch: „Ich hatte den richtigen Riecher, als ich gegen seine Habilitation auftrat“ (Dzienniki, Bd. II, 358). Aber die Fakultät habe ihn dank der Unterstützung des Schwagers von Chwistek, des Mathematikers Hugo Steinhaus, zum Professor für Logik ernannt. Notabene war Ajdukiewicz der Schwiegersohn Twardowskis. Steinhaus beschreibt in seinem Tagebuch wiederum ausführlich, wie pedantisch Twardowski war – was die Studenten aber nicht abschreckte, seine Vorlesungen und Seminare in großer Zahl zu besuchen – und wie viel er ihm in seiner Studienzeit 1905/06 zu verdanken hatte, u. a. die Lektüre der Schriften von Mach und Schopenhauer (*Hugo Steinhaus, Wspomnienia i zapiski* (Erinnerungen und Aufzeichnungen), bearb. v. Aleksandra Zgorzelska [Wrocław 2002] 40f.). An anderer Stelle bekennt Steinhaus, dass u. a. Twardowski seinen Stil beeinflusst habe. Dieser verlangte immer eine klare Ausdrucksweise (ebd. 449).

sie des Deutschen mächtig war. Er ist empört, dass sie leichthin von „normalen Menschen“ spricht (an wen denke sie, wen wolle sie ausschließen?) und dass sie zu meinen scheint, man erkenne „wissenschaftliche Tatsachen“ ohne Schulung. Am Ende gibt er ihr zu bedenken, dass die Theorie der Denkstile zu einer Befreiung von Vorurteilen führen und sie sich zu einem wichtigen Wissenszweig entwickeln könnte⁴².

1939 veröffentlicht Fleck einen kurzen Artikel über die Wechselbeziehung zwischen Wissenschaft und Milieu. Er führt hierzu Schrödingers Artikel *Ist die Naturwissenschaft umweltbedingt?* (1932) und vor allem das Buch *Die Embryologie im Zeitalter des Barock und des Rokoko* (1932 bei Thieme erschienen) von Tadeusz Bilikiewicz an, dessen Ausführungen ihn in seiner Ansicht von der Kulturbedingtheit wissenschaftlicher Entdeckungen bestätigen⁴³. Die Entdeckung der Spermatozoen (Samenzellen) als selbständige Wesen im 17. Jahrhundert (u. a. durch Antoni van Leeuwenhoek) hatte etwas mit der neuen Sicht von individueller Bewegung zu tun, wie Bilikiewicz zeigt. Ohne eine gewisse Unruhe, schlussfolgert Fleck, wäre es nicht zu dieser Entdeckung gekommen. Er reflektiert auch darüber, warum man sich in neuester Zeit so sehr für die Wissenschaften interessiert, obwohl diese äußerst kompliziert geworden sind. Die Natur sei am Ende einfacher als eine Lehre über sie, wie es auch einfacher sei, einen Kranken zu heilen, als zu wissen, woran er wirklich gelitten hat. Fleck benutzt den Artikel auch, um noch einmal – wenn auch indirekt – gegen Dąmbska aufzutreten. Die Erkenntnistheorie, schreibt er, halte immer noch an der veralteten Anschauung fest, dass es ein zeitlich und räumlich unveränderliches „epistemologisches Subjekt“ gäbe, welches prinzipiell über nur zwei Organe verfügt: ein Auge gleich einer Kamera und ein Gehirn gleich einer Registratur von Fotogrammen. „Welch primitives Bild!“, ruft er aus, „Wie überaus naiv nimmt sich dies sogar in Bezug auf die Kamera aus!“⁴⁴.

Die Redaktion der Zeitschrift muss Flecks Artikel Bilikiewicz vor dem Druck gezeigt haben, damit dieser sofort antworten konnte. Er fand, Fleck würde den

⁴² Ausführlicher habe ich dazu in meinem Beitrag „Die Auseinandersetzung zwischen Izydora Dąmbska und Ludwik Fleck“ für den von Birgit Griessecke herausgegebenen Sammelband geschrieben. Siehe hierzu auch *Birgit Griessecke*, Was machen normale Menschen, wenn sie nicht schlafen? Ludwik Fleck, Izydora Dąmbska und die ethnographische Herausforderung der frühen Wissenschaftssoziologie, in: *Tatsache – Denkstil – Kontroverse: Auseinandersetzungen mit Ludwik Fleck*, hrsg. v. *Rainer Egloff* (Collegium Helveticum Hefte 1, Zürich 2005) 21–27.

⁴³ Bilikiewicz hatte am 6. Juli 1937 in der Sektion „Geschichte und Philosophie der Medizin“ des XV. Kongresses der polnischen Ärzte und Naturwissenschaftler, der in Lemberg (Lwów) stattfand, ein Referat über den Sinn der Geschichtswissenschaft gehalten. Er führte dort u. a. aus, dass man bei der Abfassung einer Geschichte der Pharmazie auch Pharmazeutiker sein muss, man in einem bestimmten Augenblick vielleicht mehr Pharmazeutiker als Historiker sein wird, wenn man nämlich bei seinen Nachforschungen zu meinen glaubt, dass man zu einst verwendeten Arzneien zurückgreifen sollte. Bilikiewicz konstatiert auch, dass es nie möglich sein wird, die ganze Wirklichkeit zu rekonstruieren. Das könne nicht die Aufgabe des Historikers sein, es sei auch praktisch nicht ausführbar (das Referat ist abgedruckt in *Przegląd Współczesny*, u. d. T. „Z rozważań nad ‚senssem‘ historii“ [1939] 119–126).

⁴⁴ *Ludwik Fleck*, in: *Przegląd Współczesny* 8–9 (1939) 156.

Einfluss des Milieus auf wissenschaftliche Forschung überschätzen und vor allem nicht sehen, dass man diesen minimieren muss, wenn man zu echten wissenschaftlichen Ergebnissen gelangen will. Seine eigenen Forschungen würden sich auch von den Fleckschen unterscheiden. Sie seien historischer Natur, er habe sich von den Arbeiten von Karl Joël und Heinrich Wölfflin leiten lassen, während Fleck Wissenschaftsgeschichte aus soziologischer Sichtweise betreibe. Er hätte, wäre er der Fleckschen Methode gefolgt, nicht herausgefunden, dass eine große Ähnlichkeit zwischen dem Leibnizschen Begriff der prästabilierten Harmonie und dem Präformismus zu beobachten sei. Diese Dinge würden einen Forscher der Wissenschaftsgeschichte einfach nicht interessieren.

Der Einwurf von Bilikiewicz bleibt nicht unbeantwortet. Fleck weist den Vorwurf, er hänge einem Erkenntnisrelativismus nach, energisch zurück. Jede Zeit hege nun einmal die Überzeugung, sie habe die Wahrheit entdeckt, und wisse nicht, dass diese vom jeweiligen Denkstil abhängen, durch ihn bedingt sei. Der Wunsch, dass der Einfluss des Milieus auf die wissenschaftliche Tätigkeit maximal ausgeschlossen werde, sei Utopie und auch gar nicht erstrebenswert, denn die Umgebung wirkt auf die Forschung nicht nur störend, sondern vermag sie auch zu inspirieren. Das treffe sogar auf die nichtwissenschaftliche Umgebung zu. „Wie würde die Wissenschaft aussehen“, fragt Fleck, „ohne die Begriffe Standard, Puffer, Niveau, Schwelle, Reserve, Depot, Zentrum, Regulierung – und viele andere Begriffe, die dem modernen Leben, der Straße, dem Laden, der Reise entlehnt sind? Würde ein Einsamer, der nur über alte Bücher verfügt, einen von ihnen prägen? Ich bezweifle, dass Schrödinger auf die Elemente in der modernen Physik verzichten wollte, die mit der modernen Kunst und dem modernen Charakter des Lebens verbunden sind.“⁴⁵ Auch sei der Unterschied zwischen der Kunst und der Wissenschaft nicht besonders groß. Der Künstler könne nicht Beliebiges schaffen, denn nur bestimmte Erzeugnisse werden als Kunstwerke anerkannt. Seine Freiheit ist daher auch begrenzt, wenngleich weniger als in der Wissenschaft, wo die sozialen Abhängigkeiten viel größer sind.

Soziologische Denkansätze werden in den dreißiger Jahren immer zahlreicher. Als Beispiel sei hier der Germanist und Intellektuelle Zygmunt Łempicki noch einmal angeführt, der noch in der Festschrift für Kazimierz Twardowski 1921 ein rein strukturalistisch-phänomenologisches Programm der reinen Poetik entwickelte hatte. 1939 verfasste er den Aufsatz *Twórca i dzieło w poezji* (Der Autor und das Werk in der Poesie), der allerdings erst 1947 im Druck erscheinen konnte. Łempicki knüpft hier zwar an seine Inauguralvorlesung aus dem Jahre 1919 an, um dann aber in neuer Weise die Rolle der Persönlichkeit in der Gegenwart zu beleuchten, da deren Bedeutung jetzt überall angegriffen werde. Die Attacke erfolge von zwei Seiten: der gesellschaftlichen und der wissenschaftlichen. Im ersten Falle verlaufe sie mehr oder weniger folgendermaßen: Der Autor ist „nur ein geistiges Gefäß. Er ist jemand, dem die Rolle zufalle, das auszudrücken, was die Gesellschaft bewege, worin sie lebe, das, was aus dem Boden, dessen Produkt auch er

⁴⁵ Przegląd Współczesny 8–9 (1939) 173.

sei, erwachse oder das, was die Stimme des Blutes darstelle, welches auch durch seine Adern fließe.“⁴⁶ Er habe durch sein Schaffen der gemeinsamen Sache zu dienen. Vom Gesichtspunkt der Aufgaben und Ziele der Gemeinschaft bzw. gemeinsamen Sache seien seine persönlichen Erlebnisse etwas Gleichgültiges. Nur seine Werke verdienten Aufmerksamkeit, und zwar insoweit, als sie wie ein Narkotikum oder umgekehrt wie eine Art geistiges Genussmittel wirken, das zu einer gesellschaftlich notwendigen Entspannung führe. Eine gut dosierte Portion Humor könne ja in gewissen Situationen nichts schaden. Der Autor selber ist als Person nur dann interessant, wenn er einem bestimmten Ziel diene.

Angesichts dieser Situation wende sich die Literaturwissenschaft dem Soziologismus zu, worunter Łempicki eine Doktrin versteht, die die geistigen Produkte recht lückenlos aus der sozialen Struktur und deren Veränderungen heraus erklären zu können glaubt. Aber auch in der Wissenschaft selber dominieren Łempicki zufolge Richtungen, die die Persönlichkeit aus dem Betrachtungsfeld zu eliminieren suchen. Er denkt hier an den russischen Formalismus, der in Polen bekannt zu werden begann, und den Neopositivismus. Diesen Richtungen setzte Łempicki den Existentialismus und die anthropologische Philosophie entgegen. Sicher dachte er auch an Dilthey. Er gibt jedoch zu, dass sich der extreme Individualismus des 19. Jahrhunderts überlebt habe. Heute schauen wir anders auf die Schaffenden, nicht mehr „wie auf eine nur perzipierende und schöpferisch reagierende Gestalt“, sondern wie auf jemanden, dem durch die Wirklichkeit eine Reihe von Beziehungen und Banden auferlegt sind, der in vielfache soziale Abhängigkeiten verstrickt und mit diesen „um die Erhaltung seines Ichs, die Rettung seiner Persönlichkeit, die Rettung von etwas kämpft, was man den metaphysischen Gehalt der eigenen Existenz nennen könnte“⁴⁷.

Leider brechen mit dem 1. und 17. September 1939, d. h. dem Überfall deutscher und sowjetischer Truppen auf Polen, sämtliche Diskussionen über philosophische, erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Probleme ab. Viele der hier genannten Denker werden Opfer des Kriegs, der Shoah sowie des Gulags. Und im sowjetisch beherrschten Nachkriegspolen gab es kaum eine Möglichkeit, an die fruchtbaren Debatten der zwanziger und dreißiger Jahre wieder anzuknüpfen. Wohl dem, der im Westen, wie Florian Znaniecki, Jan Łukasiewicz und Alfred Tarski, weiterwirken konnte⁴⁸. Ohne den Zweiten Weltkrieg und seine Folgen hätte Polen eine geistige Blüte sondergleichen erlebt. Die europäische Geisteselite hätte mit wachsendem Interesse auf dieses Land geschaut.

Das Erstaunliche ist, dass sich innerhalb kurzer Zeit in dem neu gegründeten Staat ein Denkkollektiv, um mit Fleck zu sprechen, hat herausbilden können, in dem die unterschiedlichsten „Fächer“ vertreten waren: Philosophie, Logik, Ma-

⁴⁶ Zygmunt Łempicki, *Wybór pism* (Auswahl der Schriften) 2 (Warszawa 1966) 340.

⁴⁷ Ebd. 349.

⁴⁸ Znaniecki befand sich 1939 in den USA, Łukasiewicz wurde von befreundeten deutschen Mathematikern nach Hembsen geholt, damit er in Sicherheit den Krieg überleben konnte, Tarski hatte sich kurz vor Kriegsbeginn in die Staaten begeben. 1945 wurde er amerikanischer Bürger.

thematik, Soziologie, Rechtswissenschaften, Medizin, Literaturwissenschaft, um nur die wichtigsten aufzuzählen, und an dem auch Künstler wie Leon Chwistek und Stanisław Ignacy Witkiewicz (Maler aus der Gruppe der Formisten, Autor berühmter Dramen und Philosoph, den ich aus Platzgründen nicht berücksichtigt habe) teilnahmen. Ihre Bereitschaft zum Gedankenaustausch ergab sich u. a. daraus, dass sie die Möglichkeiten erkannten, Polen in einen modernen Staat zu verwandeln, der am Ende mit den anderen Staaten, die als zivilisatorisch weiter entwickelt galten, wird konkurrieren können. Ohne diese Überzeugung hätten sie sich nicht entschlossen, polnisch zu schreiben und zu debattieren, zumal sie ihre Ideen ebenfalls in anderen Sprachen hätten entwickeln können. Diese Debatten waren auch durch die geschickte Politik der Redaktionsleitungen der Fachzeitschriften sowie durch die Organisation von Konferenzen und Kongressen möglich, bei denen verschiedene Fachrichtungen vertreten waren. Leider gibt es bis heute keine Forschungsgruppe, die sich der Intellektuellengeschichte Polens in dem hier besprochenen Zeitraum angenommen hätte.

Summary

After the annexation of the Polish state by the tsardom, the Austro-Hungarian Monarchy, and Prussia, there had been, as is generally well-known, multiple attempts to Russify or, respectively, to Germanize the population. It therefore seemed like a miracle that, despite the difficult initial situation in reunified Poland of 1918/19, enough competent personalities turned up who were permeated by the wish to turn Poland into a state with an independent elite. The preconditions for this goal were set in Lemberg and Krakow at the late 19th century. In this Kazimierz Twardowski played an important role. Guided by Brentano, he had habilitated with the work *The Teachings of Content and Subject of Perceptions* in 1884. Afterward he assumed a professorship at Lemberg, where he decided to teach in Polish and prompted his students (among them the specialist in German studies Zygmunt Łempicki and the logicians Stanisław Leśniewski and Jan Łukasiewicz) to publish their works in Polish. Twardowski himself contributed to the enrichment of the Polish language of philosophy. On his initiative, the Polskie Towarzystwo Filozoficzne (Polish Philosophical Society) was founded as early as 1904; the society began to publish the influential journal *Ruch Filozoficzny* (Philosophical Movement) under his direction from 1911 onward. When the Second Polish Republic was founded in 1918, the intellectual center was relocated to the capital of Warsaw. The author of this article presents the vividness of intellectual life between 1918 and 1939, when the intellectuals were, among other things, interested in participating in the consolidation of the state.

Monika Tokarzewska

Georg Simmels Soziologie im polnischen Kontext

I. Zwei Bedeutungen von ‚Soziologie‘ und drei Ebenen der Übersetzung

Mein Thema „Übersetzungen von Simmels Soziologie ins Polnische“ kann auf zwei Weisen verstanden werden. Gemeint könnte die Übersetzung des berühmten Werkes „Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung“ aus dem Jahre 1908 sein. Oder es sind die Übersetzungen seiner soziologischen Texte insgesamt gemeint, sozusagen die Übertragung seiner Wissenschaftskonzeption, die Soziologie genannt wird, in einen anderen Sprachraum und eine andere Wissenschaftskultur. In beiden Fällen, im breiten oder im eingeschränkten Sinne verstanden, gestaltet sich die Situation um Georg Simmel schwierig. Dieser hatte lange Zeit kein besonderes Glück, ins Polnische übersetzt zu werden. Eine Übersetzung der „Soziologie“ von 1908 liegt in der polnischen Sprache immer noch nicht vor, obwohl es seit Mitte der 70er Jahre auf Polnisch ein Buch gibt, das den Titel „Socjologia“ („Soziologie“) trägt. Die dort übertragenen Texte decken sich aber nur zur Hälfte mit der Originalfassung. Es steht hier also eine größere Übersetzungsaufgabe noch bevor, wenn man der Meinung ist, dass Simmel als einer der Gründungsväter der Disziplin nach wie vor aktuell und anregend ist. Das andere große Werk, die „Philosophie des Geldes“ von 1900, wurde zwar sehr früh ins Polnische übertragen, das Buch, das dann vorlag, unterschied sich jedoch sowohl im Umfang als auch in der Zahl der Kapitel deutlich vom Original, ganz zu schweigen von der sehr freien Übersetzungsweise. Nach dem Fall des Eisernen Vorhangs im Jahre 1989 nahm das Interesse an Simmel und damit an entsprechenden Übersetzungen zu. Die aktuelle Lage begünstigt jedoch weiterhin keine ‚Übersetzung‘ im zweiten, umfänglicheren Sinne. Auf die Faktoren, die meines Erachtens bedingen, dass Georg Simmels Soziologie in Polen kaum zum Leben erwacht, werde ich weiter unten eingehen. Die Frage nach der erweiterten Bedeutung von Simmels Soziologie – also nicht nur die Übertragung dieses konkreten Werkes von 1908, sondern seines Denkens über Kultur und Gesellschaft insgesamt, das sich in vielen Texten niederschlug, erfordert nämlich auch ein erweitertes Verständnis von der Tätigkeit des Übersetzens überhaupt. Lange Zeit war es üblich – und es ist immer noch so, obwohl dieses Vokabular zunehmend von einem der ‚Interkulturalität‘ ersetzt wird –, von der ‚Rezeption‘ eines Autors in einem anderen Sprach- oder Kulturraum zu sprechen. Die Rezeption eines Autors

in einem anderen Land kann als ein besonderer Forschungsgegenstand betrachtet werden, der Gelegenheit zu vielen wissenschaftlichen Beiträgen, Monographien und Tagungen liefert und lieferte¹. Die gängige Bezeichnung ‚Rezeption‘ hat meines Erachtens allerdings eine bedeutende Schwäche. Sie läuft Gefahr, den zu behandelnden Prozess als bloße Reaktion, als Resonanz auf den jeweiligen Autor in einem anderen Land oder einer anderen Sprache und Kultur, zu begreifen. Zwar scheint auf dem Gebiet der Rezeptionsforschung eine mehr oder weniger vorausgesetzte Übereinkunft zu herrschen, Rezeption sei immer auch ein aktiver Prozess, an dem beide Seiten mitwirken, aber trotz des *cultural turn* in der philologischen Forschung wird der Schwerpunkt immer noch, wie mir scheint, auf den Ausgangskontext des jeweiligen Autors oder Textes gelegt. Die interkulturelle Sichtweise wiederum, um die man sich immer häufiger bemüht, ist meines Erachtens allzu sehr ethisch motiviert. Es geht eigentlich darum, Völkerverständigung oder gar Versöhnung zu befördern, was zwar sehr lobenswert ist, aber für wissenschaftliche Fragestellungen auch zur Belastung werden kann. Um dem aktiven Aspekt des Rezeptionsprozesses gerecht zu werden, möchte ich den Übersetzungsprozess in drei Teile oder Ebenen gliedern:

Zunächst kann man einfach konkret von übersetzten Werken sprechen, von deren Einzelausgaben und den Verlagen, in denen sie erscheinen. Auf einer zweiten Ebene zählen zur Übersetzung auch Nachweise von Lektüren eines Autors, das Interesse, das er im anderen Land hervorruft. In diesem zweiten Sinne kann sich der Übersetzungsprozess auch ohne die Übersetzungen konkreter Texte des jeweiligen Autors vollziehen. Polnische Intellektuelle, insbesondere um und nach der Jahrhundertwende, wie etwa Karol Irzykowski, lasen Georg Simmel vor allem im Original und verarbeiteten diese Erfahrung dann in ihren Texten auf eigene Weise, in ihrem eigenen Kontext, nicht mehr in dem der deutschen Soziologie oder Kulturphilosophie. Last but not least möchte ich noch auf eine dritte, tiefere Bedeutungsebene des Übersetzens hinweisen. Die Übersetzung bestimmter Werke, also im ersten Sinne, sowie Übersetzung, verstanden als Bekanntschaft mit den Ideen eines fremden Autors durch Lektüre der Originaltexte, also im zweiten Sinne, können einen tieferen Eingang fremder Ideen in den lebendigen Kreislauf der empfangenden Kultur zur Folge haben. Sie können ein besonderes ‚Eintauchen‘ in den anderen Kontext ergeben, oder auch nicht – und zwar trotz oder ungeachtet vorhandener Übertragungen der jeweiligen Werke oder deren Kenntnis in den intellektuellen Kreisen der Zielkultur. Im heutigen Sprachgebrauch der Kulturwissenschaften müsste man hier von einem Übersetzungsprozess im performativen Sinne sprechen. Dies kann bedeuten, dass das Werk oder der Gedanke, um den es sich handelt, plötzlich andere, vielleicht ganz neue Aspekte gegenüber dem Primärkontext offenbart, so dass es resp. er vom Primärkontext her gesehen als

¹ Eine Suche im Netz-Katalog der Deutschen Nationalbibliothek ergibt bei dem Stichwort ‚Rezeption‘ über 12 000 Treffer. Die Studien betreffen alle möglichen Epochen und Autoren. Ein Großteil davon fällt auf die Jahre nach 2000.

entstellt oder falsch gelesen und empfunden werden kann². Rezeption bedeutet in solch einem Fall eine Tiefenreaktion vergleichbar mit einem chemischen Prozess: Zwei oder mehrere Substanzen reagieren miteinander und aufeinander und ergeben etwas Neues. Es ist keine Reaktion im üblichen, rezeptiven Sinne. Diesen letzten Aspekt des Rezeptionsprozesses zu beschreiben, ist wohl am spannendsten, aber auch am schwierigsten, weil es gilt, den mehr oder weniger sicheren Boden der bibliographisch feststellbaren Tatsachen (Zahl der Übersetzungen, Rezensionen u. Ä.) zu verlassen und über tiefer verlaufende geistige Ströme innerhalb einer Kultur nachzudenken. Was sind eigentlich die Voraussetzungen für solch eine Aneignung eines fremden Autors oder einer fremden Theorie durch das „Eintauchen“? Am effektivsten und wohl am vollkommensten wäre hierbei, alle drei Ebenen des Prozesses miteinander zu verbinden, was ich im Sinne der regulativen Idee Kants versuchen werde.

II. Die drei Phasen der An- und Abwesenheit Simmels im polnischen Kontext

Wie bereits erwähnt, ist Georg Simmel kein (deutschsprachiger) Soziologe und Kulturphilosoph, der im polnischen Kontext auffällig präsent wäre. Das schien zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch anders gewesen zu sein. Eine erste Welle der Wahrnehmung und Übersetzung seiner Werke im polnischen Sprachraum fand um die Jahrhundertwende noch zu seinen Lebzeiten statt. Dies ist die im performativen Sinne produktivste Phase, obwohl die Anzahl der Übersetzungen damals im Vergleich zu der Zeit nach 1989 geringer war. Mit seinem Werk beschäftigten sich vor allem Quereinsteiger, Kritiker, Literaten, aber auch Philosophen. In der Zwischenkriegszeit wirkte diese erste Übersetzungswelle noch nach, auch wenn ihre Spuren sehr verwischt worden sind³. In der Volksrepublik Polen herrschte

² Als Beispiel einer solchen ‚Missrezeption‘ kann ein Fall dienen, der während des von Prof. Gangolf Hübinger im Mai 2011 organisierten Kolloquiums am Historischen Kolleg in München in einer Diskussion erwähnt wurde: In islamischen Ländern (genannt wurde der Iran und eine dort vorbereitete Kant-Gesamtausgabe auf Persisch) steige das Interesse an Immanuel Kant, was dadurch zu erklären sei, dass Kant nicht nur auf die Grenzen der Macht, sondern auch auf die Grenzen der Vernunft hingewiesen hat und somit einen Platz für die Religion sicherte. Eine solche Rezeption ist sicherlich unerwartet und überraschend für das deutsche Publikum.

³ Die Institutionalisierung der polnischen Soziologie fand erst nach der Wiedererlangung der Unabhängigkeit des Landes statt. Erste Lehrstühle für Soziologie entstanden nach 1918 an den Universitäten in Posen, Krakau und Warschau. An diesen Neugründungen hatten Soziologen wie Florian Znaniecki (Posen), Leon Petrażycki und Stefan Czarnowski (beide wirkten in Warschau) entscheidenden Anteil. Studiert hatten diese noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts geborene Generation im westlichen Europa (Frankreich und Deutschland) und in Russland, oft an mehreren Orten, wie etwa Czarnowski, der in Berlin und in Paris, oder Petrażycki, der in Kiew, Berlin, Heidelberg, Paris und London studiert hatte (siehe hierzu: *Andrzej Kwilecki*, Tradycje [Traditionen], in: *Zbigniew Krawczyk, Kazimierz Sowa*, Socjologia w Polsce [Soziologie in Polen] [Rzeszów 1998] 11–32). Diese polnischen Soziologen waren jedoch viel weniger an Simmel interessiert als Literaten wie Irzykowski, oder Quereinsteiger wie Ludwik Fleck. Vor der Institu-

eine lange Pause. Zwei Übertragungen seiner Texte wirken wie einsame Inseln: die irreführende Übersetzung der „Soziologie“ und das kleine Buch von Sławomir Magala, Philosoph aus Posen, mit dem Titel „Simmel“. Ein erneutes Interesse an Simmel erwachte erst nach 1989. Es erscheinen seither relativ viele Übersetzungen, vor allem seine in Volkspolen kaum wahrgenommene Essayistik. Es ist ein Bewusstsein dafür entstanden, dass Simmel ein wichtiger Theoretiker der Moderne war. Die gesamte letzte Phase scheint mir aber trotz des Anstiegs des allgemeinen Interesses und der Zahl von Übertragungen nicht über das vielversprechende Anfangspotenzial um 1900 hinauszugehen.

Dieser kleinen Periodisierung folgend, werde ich mich jetzt auf die konkreten Phasen der Simmel-Rezeption konzentrieren, die ich allerdings nicht in chronologischer Reihenfolge darstellen, sondern von der Mitte ausgehend, mit der Zeit der Volksrepublik Polen (1944–1989) anfangen werde, die als große Lücke zwei ‚Simmel-trächtige‘ Perioden voneinander trennt. Eine solche Darstellungsweise ermöglicht mir zwei vergleichende Ausblicke: auf die Gegenwart und die Vergangenheit.

II.1. Der tote Klassiker der Soziologie in der Volksrepublik und zwei einsame Inseln des Übersetzens

Im Jahr 1975 erschien im Warschauer Wissenschaftlichen Staatsverlag (PIW), dem führenden Verlag für wissenschaftliche Publikationen, in der renommierten Serie „Soziologische Bibliothek“ das Buch „Socjologia“ [Soziologie]. Auf der dritten Seite lesen wir, dass der deutsche Originaltitel „Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung“ lautet. Ein Blick in das Inhaltsverzeichnis zeigt jedoch sofort, dass der Leser keine polnische Entsprechung des Werkes von Simmel in der Hand hält. Das polnische „Socjologia“ enthält einige Kapitel des deutschen Originals, namentlich: „Die quantitative Bestimmtheit der Gruppe“ [„Ilościowe aspekty grupy“], „Über- und Unterordnung“ [„Nadrzędność i podrzędność“], „Das Geheimnis und die geheime Gesellschaft“ [„Tajność i tajny

tionalisierung hatten wir es seit der Mitte des 19. Jahrhunderts mit polnischen Intellektuellen zu tun, die – meist aus dem Kontext der Philosophie oder der Jurisprudenz kommend – an soziologischen Fragestellungen interessiert waren. Hierzu gehörten Ludwik Krzywicki, Kazimierz Kelles-Krauz (beide waren die ersten bedeutenden polnischen Marxisten), Edward Abramowski, Ludwik Gumpłowicz, Józef Supiński oder der Anthropologe Bronisław Malinowski. Wichtiger als Simmel waren für diese Denker allerdings die französische Schule sowie darwinsche, marxistische oder auch freudsche (Malinowski) Inspirationen, zumindest auf der direkten Rezeptionsebene. Eine vertiefte Erforschung einer möglichen Simmel-Rezeption in dieser Zeit steht noch bevor (siehe hierzu das vorletzte Kapitel dieses Artikels). Zu den Anfängen der polnischen Soziologie vgl. auch: *Antonina Kłoskowska*, *Socjologia w Polsce w drugiej połowie XIX w* [Soziologie in Polen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts], in: *Studia i Materiały z Dziejów Nauki Polskiej* A/9 (1966) 195–221, sowie die frühe Studie von *Jan S. Bystron*, *Rozwój problemu socjologicznego w nauce polskiej* [Die Entwicklung des soziologischen Problems in der polnischen Wissenschaft], in: *Archiwum Komisji do Badania Historii Filozofii w Polsce* 1/2 (1917) 189–260.

związek“]⁴. Darüber hinaus wurden in das Buch einige Essays von Simmel aufgenommen, die zu unterschiedlichen Zeiten entstanden und publiziert wurden: „Wierność i wdzięczność“⁵, „Negatywny charakter zachowań zbiorowych“⁶, „Obcy“⁷ und „Mentalność mieszkańców wielkich miast“⁸ sowie „Podstawowe zagadnienia socjologii. Jednostka a społeczeństwo“⁹. Zum Teil sind dies kleinere Texte, die in Simmels ‚große‘ „Soziologie“ als sogenannte Exkurse integriert wurden. Hier fungieren sie als einzelne Beiträge ohne ihren Kontext oder auch als Texte, die mit der „Soziologie“ überhaupt nichts zu tun haben. Der polnische Leser, der keine Möglichkeit hat, den Inhalt des Buches mit dem des Originals zu vergleichen, erfährt nicht einmal, dass er es hier zur einen Hälfte mit einer Übersetzung der „Soziologie“ von 1908 und zur anderen Hälfte mit einer freien Kompilation verschiedener Essays zu tun hat. Er glaubt, dass er ein mit dem Original identisches Werk liest. Das Geheimnis dieser kuriosen Übersetzung lüftet sich, wenn man den 1950 erschienenen englischen Band „The Sociology of Georg Simmel“¹⁰ zur Hand nimmt. Die „Socjologia“ entpuppt sich als dessen Übertragung. Es handelt sich jedoch nicht um eine Übersetzung der „Soziologie“ ins Englische, sondern um eine Textauswahl für den englischsprachigen Leser. Die polnische Übersetzerin, Małgorzata Łukasiewicz, damals als junge Germanistin am Anfang ihrer Karriere stehend, übertrug die Texte auf der Grundlage der deutschen Originale, aber nach dem Inhaltsverzeichnis des englischen Bandes. Dass weder sie selbst in einer Fußnote, noch der Autor des Vorworts, der damals bedeutende Warschauer Soziologe Stefan Nowak¹¹, diese seltsame Entscheidung mit einem Wort erklären, ist wahrlich geheimnisvoll, denn mit diesem Buch sind seit den 70er Jahren mehrere Generationen polnischer Soziologen groß geworden – es stand und steht immer noch auf den Lektürelisten für Kurse zur Einführung in die Soziologie, zur Soziologiegeschichte und zur allgemeinen Soziologie. Es wurde 2006 unverändert als ‚Lehrbuch‘ in der gleichen Serie und dem gleichen Verlag

⁴ Siehe: *Georg Simmel, Socjologia*, übersetzt von Małgorzata Łukasiewicz, mit einem Vorwort von Stefan Nowak (Warszawa 1975); im Folgenden zitiert: *Simmel, Socjologia*.

⁵ Als „Exkurs über Treue und Dankbarkeit“ Teil des Kapitels VIII der „Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung“ (Berlin 1908).

⁶ Als „Exkurs über die Negativität kollektiver Verhaltensweisen“ Teil des Kapitels VII der „Soziologie“.

⁷ Als „Exkurs über den Fremden“ Teil des Kapitels IX der „Soziologie“.

⁸ „Großstädte und das Geistesleben“, Erstdruck: Jahrbuch der Gehe-Stiftung Dresden 9 (1903) 185–206.

⁹ *Georg Simmel, Hauptprobleme der Philosophie (Individuum und Gesellschaft, Berlin 1917)*.

¹⁰ Vgl. Jerzy Szackis Vorwort zu: *Georg Simmel, Pisma socjologiczne* [Soziologische Schriften], übersetzt von Małgorzata Łukasiewicz (Warszawa 2008) 10. Die Vorlage für die „Socjologia“ von 1975 war der Band: *The Sociology of Georg Simmel*, translated, edited and with an introduction by Kurt H. Wolff (Illinois 1950).

¹¹ Stefan Nowak war Schüler von Stanisław Ossowski, lange Zeit Vorsitzender der Polnischen Soziologischen Gesellschaft. Seine Arbeiten betrafen überwiegend die Methodologie der Sozialwissenschaften. Zu den Akteuren der polnischen Soziologie seit ihren Anfängen siehe: *Włodzimierz Winclawski, Słownik biograficzny socjologii polskiej* [Biographisches Wörterbuch der polnischen Soziologie] I–IV (Toruń 2001–2011).

neu herausgegeben. Die Mehrzahl der Soziologen in Polen wird dies wahrscheinlich nicht als Mangel empfinden, da für sie Simmel nur einer unter vielen Klassikern ist (im deutschsprachigen Kontext verbleibend, kann man seine Bedeutung nicht etwa mit der Max Webers gleichsetzen, der nicht zuletzt wegen seines viel eher an das Ideal der wissenschaftlichen Exaktheit sich annähernden Stils sowie seiner Nähe zur Ökonomie bereits seit den 70er Jahren im Soziologenmilieu Volkspolens besser abschneidet und heute immer noch über Ausgaben in englischer Sprache rezipiert wird, wenn keine polnische Übersetzung vorliegt). Das Fehlen von Übersetzungen, darunter das wichtigste soziologische Werk von Simmel, war in einer Situation, als die deutsche Sprache bei polnischen Soziologen und Ideenhistorikern zunehmend zugunsten der englischen an Bedeutung verlor, sicherlich nicht hilfreich. Mehr noch, für polnische Philosophen war Simmel zu wenig Philosoph¹². Zu den größten Mängeln der „Socjologia“ gehörte das Aussparen vom ersten Kapitel des deutschen Originals, in dem Simmel erklärt, was er unter Soziologie versteht und seine Begriffe erläutert. Den integralen Bestandteil dieses Kapitels stellt der Exkurs über die Frage „Wie ist Gesellschaft möglich?“ dar, in dem Simmel versucht, soziologische Apriori zu entdecken, ähnlich denen, die Kant für die Naturwissenschaft formuliert hatte¹³.

All dies hat das Interesse an Simmel sicherlich nicht befördert. Wer also war Simmel in Volkspolen, sofern er überhaupt wahrgenommen wurde? Eigentlich war er ausschließlich ein fremder Klassiker, der seinen festen Platz in den Darstellungen der Soziologiegeschichte hatte¹⁴, jedoch einem verstaubten Exponat in einem Museum glich, das keiner berührt, nicht so sehr, weil das Exponat so ehrwürdig ist, sondern eher, weil es keinen interessiert. Anders als etwa in der DDR, war dies nicht in erster Linie auf ein vorherrschendes marxistisches Paradigma in der volkspolnischen Wissenschaft zurückzuführen, auf jeden Fall nicht seit Beginn der 70er Jahre, der Edward-Gierek-Ära. In dieser Zeit war von direkter ideologischer Einflussnahme seitens der Parteigenossen oder gar deren Strenge wenig zu spüren, solange man sich nicht direkt politischer und systemkritischer Themen annahm. Die stark ideologisierte Atmosphäre in der Ära des Stalinismus bis 1956

¹² Heutzutage ändert sich das langsam als Folge der kulturwissenschaftlichen Perspektive, die sich auch auf das klassische akademische Fach ‚Philosophie‘ auswirkt. Allerdings waren die Herausgeber der nach 2000 neu gegründeten Serie „Klasyka filozofii“ [Klassiker der Philosophie] am Institut für Philosophie und Soziologie der Polnischen Akademie der Wissenschaften an Simmel ausschließlich als Autor der „Lebensanschauung“ interessiert, dem wohl klassischsten philosophischen Buch Simmels. Siehe: *Georg Simmel, Filozofia życia. Cztery rozdziały metafizyczne*, übersetzt von Monika Tokarzewska, mit einem Vorwort von Stanisław Borzym (Warszawa 2007).

¹³ Eine kritische Rezension der Ausgabe veröffentlichte Wojciech Adamek in der führenden polnischen Zeitschrift für Soziologie. Adamek verwies darauf, dass das vorgelegte Buch nicht allzu viel mit dem Original zu tun hat, und zeigte etliche kleinere Mängel auf (siehe: *Wojciech Adamek, Georg Simmel: Socjologia*, in: *Studia Socjologiczne* 1 [1977] 304–306).

¹⁴ Verfestigt wurde dieses rudimentäre Wissen Anfang der 80er Jahre in dem bis heute bedeutendsten polnischen Lehrbuch der Soziologiegeschichte *Jerzy Szackis, Historia myśli socjologicznej* [Geschichte des soziologischen Denkens] (Warszawa 1981). Das Buch enthält ein kurzes Kapitel über Simmel.

und dann in den 60er Jahren, als die Partei gegen die verbliebenen Vorkriegsintellektuellen sowie gegen neue ‚Revisionisten‘ des Marxismus-Leninismus kämpfte, wurde in den 70er Jahren von einer unpolitischen Stimmung an den Universitäten und einer zynisch-pragmatischen Haltung vor allem der jungen Parteikader abgelöst (zugleich formierte sich in der zweiten Hälfte des Jahrzehnts im Untergrund der oppositionelle ‚zweite Umlauf‘, der ein Zeichen dafür war, dass man zunehmend nicht mehr auf die endlosen Kompromisse mit den Machthabern eingehen wollte)¹⁵. Für den frühen Zeitraum bis zum Anfang der 70er Jahre¹⁶ ist die Neuauflage der polnischen Übersetzung Simmels „Die Selbsterhaltung der sozialen Gruppe. Eine soziologische Studie“ [der polnische Titel: „Jak się utrzymują formy społeczne?“] aus dem Jahr 1961 ein charakteristisches Beispiel. Dies war keine Neuübersetzung, sondern die zweite Auflage einer Übersetzung aus dem Jahre 1904. Die Neuauflage war an der Höheren Schule für Sozialwissenschaften am Zentralkomitee der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei (KC PZPR) erschienen und für den internen Gebrauch der höheren Parteikader bestimmt, die als Privilegierte das Anrecht hatten, wichtige Ideen der bürgerlichen Wissenschaft kennenzulernen¹⁷. Das Institut für Philosophie und Soziologie an der Universität Warschau wurde zwischen 1952 bis 1956 sogar geschlossen. Der Ort an dem Sozialwissenschaften gelehrt wurden, wurde nun das erwähnte Institut für Sozialwissenschaften am Zentralkomitee der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei¹⁸. In

¹⁵ Siehe hierzu die Periodisierung der polnischen Nachkriegssoziologie in: *Władysław Kwaśniewicz*, *Między ustrojowym przymusem a wolnością akademicką* [Zwischen staatlichem Zwang und akademischer Freiheit], in: *Janusz Mucha, Mike F. Keen, Socjologia Europy Środkowo-Wschodniej 1956–1990* [Soziologie in Ostmitteleuropa] (Warszawa 1995) 39–67, hier 42; im Folgenden zitiert: *Kwaśniewicz*, *Między ustrojowym przymusem*. Kwaśniewicz nennt die Zeit zwischen 1956 bis Anfang der 70er Jahre ‚die kleine Stabilisierung‘, dann trennt er die Dekade in zwei Perioden. Bis ca. 1975 hielt die Stimmung der ‚Stabilisierung‘ noch an, seit 1976 verschärfte sich die wirtschaftliche und soziale Krise. An seiner Periodisierung merkt man, dass in den intellektuellen und universitären Kreisen die Arbeiterproteste im Dezember 1970 zuerst kaum ein (zumindest kein direktes) Echo fanden. Demgegenüber hat die Politik des kurz darauf ernannten Ersten Parteisekretärs Edward Gierek zuerst viele Vertreter der Sozialwissenschaften für sich eingenommen. In der Folge wurden zahlreiche Gremien neu gegründet und Projekte zur Erforschung der Entwicklung in der polnischen Nachkriegsgesellschaft ins Leben gerufen (vgl. ebenda 47).

¹⁶ Bekanntlich hatte nach der blutigen Niederschlagung der Arbeiterproteste in Danzig im Dezember 1970, an der seitens der Armee General Wojciech Jaruzelski als Verteidigungsminister beteiligt war, Edward Gierek, der den bisherigen Parteichef Władysław Gomułka als ersten Sekretär ablöste, eine gewisse Liberalisierung verkündigt.

¹⁷ *Georg Simmel*, *Jak się utrzymują formy społeczne?* (Warszawa 1961).

¹⁸ Dies war nicht die erste Schließung soziologischer Einrichtungen an Universitäten in Nachkriegspolen. Um das Wirken der noch in der II. Republik ausgebildeten Gelehrten möglichst zu erschweren und die so wichtige Disziplin unter Kontrolle zu halten, wurden 1952 die nach dem Krieg neu formierten soziologischen Lehrstühle in Krakau, Łódź, Posen und Warschau geschlossen bzw. in Lehrstühle für Ethnographie umgewandelt. Bereits vorher war an diesen Lehrstühlen lediglich ein dreijähriges Berufsstudium möglich, mit Ausnahme der Warschauer Universität, die auch ein Magisterstudium führen durfte, allerdings unterlagen die Kandidaten einer strengen politisch korrekten Auslese. Neugründungen wurden erst nach Stalins Tod und infolge der Aufweichung des politischen Kurses nach 1956 möglich (vgl. *Kwaśniewicz*, *Między ustrojowym przymusem* 44).

den 70er Jahren war dann eine wachsende Distanz bzw. der verlorene Anschluss an die wissenschaftliche Entwicklung im Westen immer deutlicher zu spüren, da die Generation der Vorkriegsprofessoren oder Wissenschaftler, die noch vor dem Krieg sozialisiert worden waren (etwa der Soziologe Stanisław Ossowski), nach den stalinistischen Repressalien, der antiintellektuellen Hetzkampagne Ende der 60er Jahre sowie aus Altersgründen einfach nicht mehr tätig oder sogar verstorben war. Neue Versuche, Anschluss zu finden, konzentrierten sich auf die Wahrnehmung der Trends, die eine Verwissenschaftlichung der Geisteswissenschaften zum Ziel hatten: den Strukturalismus (und seine russische Entsprechung Semiotik) sowie in der Soziologie empirische und experimentell-quantitative Methoden. Was sollte man mit der kurios anmutenden Idee einer ‚formalen Soziologie‘, die sich zwar an der Geometrie orientierte, zugleich aber auf alle bekannten Begriffsbildungen verzichtete, anfangen? Deshalb haben all die sporadischen Beiträge, die in der Volksrepublik Polen über Simmel geschrieben wurden (eigentlich waren es drei: das Vorwort von Stefan Nowak zu der „Socjologia“, der Essay von Sławomir Magala, auf den ich noch eingehen werde, und das Simmel-Kapitel des polnischen Hauptwerkes zur Soziologiegeschichte von Jerzy Szacki¹⁹), immer den gleichen Charakter. Sie stellen Simmel jedes Mal von Neuem als unbekannten Autor vor.

Stefan Nowak beginnt sein Vorwort mit einer Erklärung, die man taktisch nennen kann: Es handele sich bei der historischen Perspektive nicht darum, „ein fachliches Urteil“ über die Qualität der jeweiligen klassischen soziologischen Theorie abzugeben, sondern darum, die Position des Autors in der langen Kette der Geschichte der Disziplin aufzuzeigen²⁰. Nowak beklagt eingangs die Schwächen der sogenannten ‚humanistischen Soziologie‘, zu deren Gründern er Simmel rechnet. Sie beruhen, so Nowak, auf der Unschärfe der Begriffe und deren Verwicklung in weltanschauliche, philosophische und kulturphilosophische Debatten, die – wie man zwischen den Zeilen liest – den heutigen Soziologen nur stören. An seinem Vorwort kann man ablesen, welch großes Unbehagen in den 70er Jahren eine solche, angeblich mangelhafte, Wissenschaftlichkeit wie die von Simmel hatte auslösen können – Nowak schirmt sich offensichtlich ab und will eventuellen Vorwürfen entgegentreten. Geschickt versucht er dann, Simmel doch als Zeitgenossen einzuführen, indem er darauf verweist, dass es bis heute in der Soziologie keine

¹⁹ Jerzy Szacki, *Historia myśli socjologicznej* [Geschichte des soziologischen Denkens] (Warszawa 1981). Das Buch enthält ein kurzes Kapitel über Simmel. Es handelt sich um die polnische Ausgabe des Buches, das Szacki ursprünglich auf Englisch während seines Aufenthaltes in Minneapolis und Oxford verfasst hatte (*Jerzy Szacki, History of Sociological Thought* [Westport 1979]). Das Buch ist bis heute das wichtigste Lehrbuch und Kompendium zur Soziologiegeschichte in Polen. Es erlebte bereits mehrere Neuauflagen. Die neue Auflage von 2002 ist der alten aus den 80er Jahren gegenüber verändert (siehe Seite 15 dieses Beitrags), Szacki bekam für sein Buch 2003 den wichtigsten polnischen wissenschaftlichen Preis: den Preis der Stiftung für Polnische Wissenschaft.

²⁰ Stefan Nowak, *Wstęp do wydania polskiego* [Vorwort zur polnischen Ausgabe], in: *Simmel, Socjologia IX–XXXI*, hier IX–X.

wirklich objektiven Maßstäbe für die Verwerfung einer falschen zugunsten der wahren Theorien gäbe, so wie das in den Naturwissenschaften der Fall sei. Wir seien immer noch in weltanschauliche Debatten verwickelt. Nowak versucht an die Tradition der Disziplin anzuknüpfen, deren Geschichte zu retten, die – wie er mit Blick auf die USA feststellt, wo es immer neue Klassiker-Ausgaben und Übersetzungen von Weber, Simmel, Durkheim und anderen ‚Gründungsvätern‘ gäbe – uns abhanden gekommen sei. Nowak widmet den Großteil des Vorworts Simmels ‚formaler Soziologie‘, die er als Versuch einer Verwissenschaftlichung der Soziologie durch die Schaffung abstrakter Modelle deutet. Damit will er Simmel für das universitäre Milieu schmackhaft machen. Er schreibt z. B., dass Simmel u. a. den Sozialismus als ein abstraktes Modell auffasst, eine empirische Analyse habe er davon zu Lebzeiten aber noch nicht leisten können²¹. Der polnische Gelehrte will Simmel vor Attacken aus zwei Richtungen in Schutz nehmen: weniger vor orthodoxen Marxisten als vielmehr vor den eventuellen Vorwürfen der Rückständigkeit und Unwissenschaftlichkeit. Er ist vor allem, wie man dem Vorwort indirekt entnehmen kann, von der Vielfalt und Tiefe der Simmel’schen Analysen menschlicher Wechselwirkungen begeistert, die ja auch nicht institutionalisierte Wechselbeziehungen umfassen. Sein Lob scheint er aber nicht direkt aussprechen zu wollen. Um Simmel zu schützen und zugleich ‚attraktiv‘ zu machen, wählt Nowak den Weg der Übersetzung in eine Sprache, die den polnischen Soziologen der 70er Jahre verständlich war. Er spart im Vorwort einen Teil der Simmel’schen Reflexionen aus und konzentriert sich auf strikt soziologische Überlegungen. Dann versucht er aufzuzeigen, in welchem Maße diese Überlegungen auf aktuelle Debatten der Nachkriegssoziologie verweisen. So könne man Simmel in die Nähe zum Funktionalismus, zum Streit zwischen der holistischen und der reduktionistischen Vorgehensweise sowie zum Interaktionismus stellen. Nowak bemüht sich, einige der Simmel’schen Konzepte als *in spe* behavioristisch darzustellen. Aus mancher Perspektive erinnere die ‚formale Soziologie‘ an die Ideen von Chomsky und Levi-Strauss. All das dient dazu, sowohl methodologisch als auch sprachlich die Distanz zwischen dem Klassiker und dem soziologischen Publikum im Volkspolen der 70er Jahre zu verringern. Das lässt sich auch an der Sprache der Übersetzung nachweisen. So wird für ‚Wechselwirkung‘ oft ‚Interaktion‘ [interakcja] gesetzt. Begriffe wie ‚struktura i jej elementy‘ [Struktur und ihre Elemente], ‚układ dwu- i trójelementowy‘ [zwei- und dreielementiges Verhältnis‘ an der Stelle von Simmels ‚Gesellschaft zu zweit und zu dritt‘]. Auch die Übersetzung von Małgorzata Łukasiewicz weist solche sprachlichen Ausrichtungen auf. Insgesamt sollte man das Unternehmen von Nowak als verdienstvoll und gut gemeint beurteilen. Er wollte die damalige Debatte um eine breitere geschichtliche Perspektive erweitern. Ob das Mittel, Simmel als Zeitgenossen der Strukturalisten, Behavioristen bzw. Funktionalisten darzustellen, diesem Ziel dient, ist jedoch mehr als fraglich.

Einige Jahre später, in dem für Polen schicksalhaften Jahr 1980 erschien unter dem Titel „Simmel“ ein schmaler heftformatiger Band von Sławomir Magala, der

²¹ *Simmel*, Socjologia XXI.

damals an der Adam Mickiewicz-Universität in Posen tätig war (die Ereignisse in Danzig und die Gründung der Solidarność hatten jedoch keinen direkten Einfluss auf die Entstehung des Buches). Das Buch besteht aus einem etwas längeren Essay, der in Simmels Denken einführt, und mehreren Artikeln, die Magala ins Polnische übertragen hat (es sind: „Konflikt w kulturze współczesnej“ [Der Konflikt in der modernen Kultur], „Transcendentny charakter życia“ [das erste Kapitel der „Lebensanschauung“ von 1918], „Filozofia mody“ [Philosophie der Mode] „Kultura subiektywna“ [Ausschnitt aus Simmels „Vom Wesen der Kultur“] und „Wolność i jednostka“ [Das Individuum und die Freiheit]). Sławomir Magala, der heute an der Universität Rotterdam ‚cross-cultural management‘ lehrt, wurde in seinen Posener Jahren sicherlich mit der Posener Schule des Marxismus konfrontiert, die in den 70er und 80er Jahren dort ihre Blütezeit erlebte und heutzutage von vielen für die wichtigste philosophisch-kulturwissenschaftliche Schule an den Universitäten im Nachkriegspolen gehalten wird. Die Historiker Jerzy Topolski oder die Philosophen Leszek Nowak und Jerzy Kmita gehören dazu. Ihnen ging es darum, eine Kulturwissenschaft in Anlehnung an den Marxismus zu entwickeln, den sie u. a. durch Übernahme von gewissen hermeneutisch-soziologischen (u. a. von Max Weber, insbesondere dessen These von der ‚Entzauberung der Welt‘) sowie strukturalistischen (Levi-Strauss) und logischen (Ajdukiewicz) Konzepten, zu modernisieren versuchten²². Magalas Beschäftigung mit Simmel und sein Buch, das im Verlag „Wiedza Powszechna“ [Allgemeines Wissen] in der populärwissenschaftlichen Serie „Myśli i ludzie“ [Gedanken und Menschen] erschien, kann man in Anlehnung an Bourdieu als Teil dieses lokalen Wissenschaftsfeldes auslegen, auch wenn sich in Magalas Darstellung keine Verweise auf die Denkrichtung der Posener Schule des Marxismus finden lassen. Magala macht etwas, was in Bezug auf Simmel im volkspolnischen Kontext neu ist. Dieser ist für ihn zwar vor allem Soziologe, jedoch einer, der ganz besonders an Kulturphilosophie und Kulturwissenschaft interessiert war. Die Vermutung liegt nahe, dass die zunehmende kulturwissenschaftliche Ausrichtung der Posener Marxisten Magala dazu gebracht hat, in Simmel auch den Kulturtheoretiker zu suchen²³. Simmel

²² Zu der so genannten ‚nicht-orthodoxen‘ Rezeption des Marxismus in Volkspolen vgl. *Kwaśniewicz*, *Między ustrojowym przymusem* 57ff. Kwaśniewicz erwähnt die Posener Schule um Jerzy Kmita sowie die etwas frühere Warschauer Schule um Julian Hochfeld, die 1968 als ‚revisionistisch‘ eingestuft und zerstört wurde (siehe auch den zum Teil als Zeitzeugenbericht konzipierten Artikel von *Karol Sauerland*, *Polski Marzec 1968 jako historia intelektualistów wraz ze wspomnieniami osobistymi autora* [Der polnische März 1968 als Intellektuellengeschichte samt Erinnerungen des Autors], in: *Przegląd filozoficzno-literacki* [Bronisław Baczko] 4 [2009] 209–224).

²³ Das Posener Milieu hatte allerdings größte Schwierigkeiten mit solchen Kulturphilosophen, die sich dem üblichen universitären Diskurs entzogen, auch wenn diese selbst an Marx anknüpften, wie Walter Benjamin. Das Vorwort Jerzy Kmitas zu der polnischen Auswahl von einigen Essays Benjamins, die Mitte der 70er Jahre erschien, verrät, dass der polnische Gelehrte sich keinen Zugang zu der Schreibweise Benjamins verschaffen konnte (siehe: *Walter Benjamin*, *Twórca jako wytwórca* [Schöpfer als Produzent], übersetzt von Hubert Orłowski und Janusz Sikorski, Vorwort von Jerzy Kmita und Hubert Orłowski [Poznań 1975]). Interessanterweise ist diese Auswahl von Benjamin im gleichen Jahr wie „Socjologia“ erschienen.

war aber als Denker der Gegenpol zu Marx, dessen Thesen er oft produktiv konterkarierte (wie etwa die „Philosophie des Geldes“, das in mancher Hinsicht ein Gegenwerk zum „Kapital“ darstellt). Dieser Aspekt versprach eine Loslösung von dem immer noch, obwohl eher rituell bekundet, als Staatsideologie gepriesenen Marxismus²⁴.

Die mangelnde Präsenz Simmels in der Volksrepublik Polen und das absolute Fehlen einer performativen, also im tieferen Sinne produktiven, Übersetzung seines Denkens in den polnischen Kontext dieser Zeit lässt sich sicher mit der sehr geringen Zahl der übertragenen Texte erklären, wenn auch nur teilweise. Zumindest ein Teil der universitären und intellektuellen Kreise war immerhin der deutschen Sprache mächtig, wenngleich eher Literaturwissenschaftler und Philosophen, weniger die Soziologen. Die ungünstigen Umstände für Simmel in Polen lassen sich meines Erachtens auch dadurch erklären, dass er zur gleichen Zeit, also in den 70er bis in die 80er Jahre hinein auch in der Bundesrepublik in Vergessenheit geraten war. Man erinnere sich an die verurteilende Äußerung Adornos, der Simmel als eine Art schönggeistigen Ästheten gegen Ernst Bloch ausspielte²⁵. Jürgen Habermas, der 1986 ein kurzes Vorwort zu der Neuausgabe der „Philosophischen Kultur“ verfasste, vergaß nicht, seiner Distanz Ausdruck zu geben und anzumerken, dass Simmel viel zu wenig gesellschaftskritisch war²⁶. Übrigens kann sich Werner Jung noch 1990 nicht der Enttäuschung enthalten, dass Simmel zwar die Tragödie der Kultur so gut diagnostiziert hatte, im Sozialismus jedoch keine Arznei dagegen sah²⁷. Zu dieser Zeit rezipierte man in der Volksrepublik Polen allmählich Habermas²⁸. Man wollte wissen, wie die Gesellschaft im Westen analysiert wird. Simmel konnte in diesem Kontext als ein in den bundesdeutschen Debatten der 70er und 80er Jahre schwach verorteter Denker keine besondere Aufmerksamkeit auf sich lenken. Interessanterweise ist er in dieser Zeit auch noch nicht über den englischsprachigen, vor allem den amerikanischen Raum in Polen wahrgenommen worden – wo er durch seinen Einfluss auf die Chicago-Schule präsenter war als in der Bundesrepublik. Immerhin kamen die Impulse zu der

²⁴ Diese Loslösung sieht man z. B. darin, dass Magala zwar den 1967 veröffentlichten Artikel von Stanisław Kozyr-Kowalski zitiert (*Stanisław Kozyr-Kowalski, Socjologia formalna Simmela a materializm historyczny* [Simmels formale Soziologie und der historische Materialismus], in: *Kultura i Społeczeństwo* 3 [1967] 117–129), in dem Kozyr-Kowalski Simmel vom Standpunkt des Marxismus betrachtet, gleich aber einwendet, Simmel habe gegen eine Erklärung der Genese von Werten durch den ökonomischen Unterbau polemisiert (Siehe: *Stawomir Magala, Słowo wstępne* [Vorwort], in: Simmel [Warszawa 1980] 7–49, hier 39. Das Buch wird im Folgenden als: *Magala*, Simmel zitiert).

²⁵ Siehe: *Theodor Adorno*, Henkel, Krug und frühe Erfahrung, in: *Noten zur Literatur IV* (Frankfurt a. M. 1974) 90–104. Der Essay entstand 1965.

²⁶ *Jürgen Habermas*, Simmel als Zeitdiagnostiker. Vorwort zu: *Georg Simmel*, *Philosophische Kultur* (Berlin 1986) 7–17.

²⁷ Siehe: *Werner Jung*, *Georg Simmel zur Einführung* (Hamburg 1990).

²⁸ Im Jahre 1978 besuchte Habermas Volkspolen. Zu dessen Rezeption im polnischen Kontext siehe: *Lech Witkowski*, *Dyskursy rozum: między przemocą a emancypacją. Z recepcji Jürgen Habermasa w Polsce* [Diskurse der Vernunft zwischen Gewalt und Emanzipation. Zur Rezeption von Jürgen Habermas in Polen] (Toruń 1990).

unglücklichen ‚Fehl-Übersetzung‘ der „Socjologia“ von 1975 doch unmittelbar aus dem amerikanischen und nicht aus dem deutschen Raum, was der Band „The Sociology of Georg Simmel“, der als Vorlage diente, bezeugt²⁹. Nicht unerheblich für die Abwesenheit Simmels in Polen war zuletzt mit Sicherheit auch seine Sicht auf die Gesellschaft selbst: sein Interesse an kleinen Gruppen und die Betonung, dass die Gesellschaft keine feste konstante Größe bilde, kein Sein sei, sondern sich in steter Bewegung befinde, dass sie produktiv sei und eine Vielfalt von sozialen Beziehungen darstelle. All das, mit der Analyse spätkapitalistischer Lebensstile verbunden, passte kaum zu der Selbstwahrnehmung der Gesellschaften in den Ländern des Ostblocks, die zentralistisch durchorganisiert waren. Als im Herbst 1980 die „Solidarność“-Bewegung aus dem Boden schoss, verfügte sie über keinen Denker, der von theoretischer Seite aus auf sie vorbereitet gewesen wäre. In den Postulaten der Bewegung stand u. a., dass man die Freiheit für Vereinigungen, das Recht, sich selbst zu organisieren, fordere.

II.2. (Post)modernized Simmel – nach 1989³⁰

Die ‚Wende‘ um das Jahr 1989 hatte für das intellektuelle Leben in Polen und auf dem Buchmarkt zur Folge, dass man in den Geisteswissenschaften sehr intensiv die intellektuellen Strömungen aus den USA und Westeuropa rezipierte. Vor allem betraf das die sogenannte ‚Postmoderne‘, im Allgemeinen also jene Philosophien, die einen Abschied von universellen Prinzipien und Wahrheiten propagierten. Dass es äußerst schwierig ist, *die* Postmoderne überhaupt zu definieren, und es jetzt, da sie sich auf dem Rückzug zu befinden scheint, nicht leichter um Definitionen steht als zu ihrer Blütezeit, sei hier nur am Rande erwähnt. Übersetzt wurden nun Werke französischer Denker wie Jacques Derrida, Michel Foucault, Jean Baudrillard, selbstverständlich auch von liberalen amerikanischen Philosophen wie Richard Rorty und viele mehr. Diese neuen Klassiker der flüchtigen postmodernen Welt waren Verkünder einer zugleich neuen und alten Welt, zu der Polen nun zurückkehrte, und wurden als anerkannte Größen rezipiert, die man kennen musste. Man besann sich auch auf ältere Autoren, etwa auf Heidegger und Nietzsche, die bereits die tiefen Charakterzüge von Epochen und deren heterogene Natur erkannt hatten und damit als Vorläufer der ‚Postmoderne‘ angesehen werden konnten. Zwar war es keineswegs so, dass man diese Denkströmungen in Polen nicht schon vorher gekannt hätte. Es waren aber nur vereinzelte Intellektuelle, die sich für sie interessierten, vor allem solche, die Kontakte zum westlichen Ausland knüpfen durften. Was zuvor aber gefehlt hatte, war ein Kontext, der über universitäre Diskussionen hinausging, und den schien es nach 1989 plötzlich zu

²⁹ Stefan Nowak beruft sich in dem Vorwort zur „Socjologia“ (*Simmel*, Socjologia) auf die Debatten in den USA. Dort sei die Bedeutung der Klassiker nicht in Vergessenheit geraten, wie in der Volksrepublik Polen, und nicht etwa auf Debatten in der Bundesrepublik.

³⁰ Die Überschrift wurde mit einer kleinen semantischen Verschiebung dem Buch von Deena Weinstein, *Michael A. Weinstein*, Postmodern(ized) Simmel (New York 1993) entlehnt.

geben. Dieser Kontext war die veränderte Gestalt der Wirklichkeit selbst. Nach dem Bankrott des alten Systems sorgten ökonomische Umstrukturierungen, die unter der Parole der ‚Privatisierung‘ umgesetzt wurden, für ein starkes Gefühl der Verunsicherung, und zeitweilig herrschte Chaos. Die ‚Intelligenz‘ hatte in der Regel einen viel besseren Überblick über diese ungewisse Zeit als etwa die Arbeiter. Es waren vor allem die universitären und künstlerischen Milieus in den Großstädten, die Träger der neuen Diskurse waren. Die Transformation brachte auch eine Privatisierungswelle im kulturellen Sinne mit sich. Diskurse über das Privatleben, das man als heterogener und bunter wahrnahm, wenn es um Lebensstile ging, nahmen nach 1989 in den Medien und in der Literatur in unglaublichem Maße zu im Vergleich zur Zeit der Volksrepublik, in der sowohl die Systemtreue als auch die oppositionelle Seite kollektive Narrationen und Sichtweisen pflegten. Dass diese ‚privaten‘ Diskurse zumeist nicht sehr originell waren, sondern vielmehr mit Strategien der Kommerzialisierung zu tun hatten, begann man erst später zu erkennen und zu reflektieren. Nicht zuletzt spielte auch der kommerzielle Aspekt der neuen Warenwelt in der Wahrnehmung der eigenen Umwelt eine enorme Rolle, vor allem in den Großstädten. Das Dekorativ-Ästhetische, die – wie Marx es ablehnend nannte – ‚Fetischisierung‘ der Waren, war ein in den Ländern des sogenannten Ostblocks unbekanntes Phänomen. Die ästhetisch veränderte Oberfläche der Wirklichkeit drängte sich auf und schien zu bestätigen, dass eine neue Welt, völlig verschieden von der grauen Monotonie des realsozialistischen Alltags, entstanden sei. Diese neue Welt brauchte neue Deutungsmuster. Es schien unausweichlich, auf die Diagnosen zurückzugreifen, die im Westen bereits Jahrzehnte früher getroffen wurden. Zugleich empfand man es als Glücksfall, dass man sich dabei nicht wieder ins Unbekannte zu begeben brauchte. Das, was auf uns zukomme, war ja von westeuropäischen und amerikanischen Philosophen bereits beschrieben worden. Die Übersetzungen westeuropäischer Autoren waren mehr oder weniger gelungen: Aus meiner Studienzeit erinnere ich mich an die Lektüre eines Essaybandes über Literatur von Michel Foucault. Gemeinsam mit einer Kommilitonin, einer Studentin der Polonistik, staunten wir über die vielen Regelverletzungen der polnischen Syntax, die der Übersetzer begangen hatte und die nahezu jeden zweiten Satz unverständlich machten, da er offensichtlich meinte, auf diese Weise könne er der besonderen, subtilen Sprachmanier des Autors gerecht werden³¹. Wie auch immer, es fand eine Wende im Denkstil der Intellektuellen in den 90er Jahren statt.

Die Überzeugung, dass die Geschichte unausweichlich in eine Richtung gehe, war recht fest in den intellektuellen und universitären Kreisen sowie in führenden Medien verankert. Großer Beliebtheit erfreute sich die These Francis Fukuyamas vom „Ende der Geschichte“³²: Uns erwarte jetzt der (optimistische) Marsch in

³¹ Gemeint ist der Band: *Michel Foucault, Szaleństwo i literatura* (Warszawa 1999).

³² Fukuyamas Essay „The End of History“, der einen ersten Entwurf zu seinem Buch „The End of History and the Last Man“ darstellte (der Essay erschien 1989 in der Zeitschrift „The National Interest“, das Buch 1992), wurde bereits 1991 ins Polnische übersetzt. Dann folgte die Über-

Richtung des globalen Dorfs. Die Simmel-Übersetzungen und ihre Rezeption um die Jahrtausendwende kann man meines Erachtens nicht ohne diesen geistigen Hintergrund verstehen. Der Name Georg Simmel stand jetzt für einen frühen und wichtigen Diagnostiker der Moderne, der zum festen Bestandteil des modernen Selbstverständnisses gehörte und aus dessen Blickwinkel die Moderne eigentlich bereits postmoderne Züge aufwies. Das Flüchtige, die Individualisierung der Gesellschaft, die Ästhetisierung der Alltagskultur – all dies hatte Simmel bereits um 1900 beobachtet.

Es wurden jetzt vor allem diejenigen Texte Simmels übersetzt, die vorher nicht im Mittelpunkt gestanden waren: die vielen Essays zu Diesem und Jenem, mit denen Simmel zu Lebzeiten so berühmt geworden war, und wegen derer er zugleich als eher unwissenschaftlich verpönt war. Die von Małgorzata Łukasiewicz übertragene Auswahl „Most i drzwi“³³ enthält u. a. solche Essays, wie „Wyprawy w Alpy“ [Alpenreisen], „Pejzaże Böcklina“ [Böcklins Landschaften], „Rama obrazu. Próba estetyczna“ [Der Bildrahmen. Ein ästhetischer Versuch], „Ucho. Próba estetyczna“ [Der Henkel. Ein ästhetischer Versuch] und andere. Es erschienen auch Georg Simmels „Pisma socjologiczne“³⁴. Die zwei Bände erschienen im Verlag „Oficina Naukowa“, führend auf dem Gebiet Sozialwissenschaften in Polen. Die Übersetzerin ist eine der wenigen professionellen Übersetzerinnen in Polen, die sich auf deutsche Philosophen und Schriftsteller spezialisiert hat. Der „Philosophischen Kultur“ von Simmel hat sich einer der bekanntesten polnischen Germanisten, Wojciech Kunicki von der Universität Wrocław, angenommen. Er ist in Polen vor allem durch seine Beschäftigung mit Ernst Jünger bekannt³⁵. Der Philosoph Andrzej Przyłębski von der Universität Posen lieferte 1997 eine neue Übersetzung von Simmels „Philosophie des Geldes“ – dieses Buch war nach 1989 die einzige Übersetzung, von der zuvor bereits eine polnische Ausgabe vorgelegen hatte (obwohl diese eigentlich nicht vorlag, worauf ich im Abschnitt über die

setzung des Buches. Die Thesen Fukuyamas wurden im Polen der 90er Jahre verhältnismäßig oft in den Medien als eine Art *commonplace* erwähnt. Davon, dass er zum Gedankengut der Epoche geworden ist, zeugt etwa die zu vernachlässigende Tatsache, dass man die Zusammenfassung seiner Ideen auf der populären Spickzettel-Internetseite sciaga.pl für Schüler findet (Entsprechung der berühmten Seite hausaufgaben.de, bei der sich Schüler, die keine Lust haben, Originaltexte zu lesen, fertige Exzerpte und Besprechungen zu unterschiedlichen Themen besorgen können). Im Jahre 2010 wurde Fukuyama anlässlich der Konferenz „Europa und die Welt 30 Jahre nach dem Sieg der polnischen ‚Solidarność‘“ nach Polen eingeladen.

³³ Georg Simmel, *Most i drzwi. Wybór esejów* (Warszawa 2006); im Folgenden zitiert: Simmel, *Most i drzwi*. Es handelt sich um Übersetzung des Bandes: Georg Simmel, *Brücke und Tür. Essays des Philosophen zur Geschichte, Religion, Kunst und Gesellschaft*, hrsg. v. Michael Landmann in Verein mit Margarete Susman (Stuttgart 1957).

³⁴ Georg Simmel, *Pisma socjologiczne* (Warszawa 2008). Der Band ist eine Übersetzung von: Georg Simmel, *Schriften zur Soziologie. Eine Auswahl*, hrsg. u. eingel. v. Heinz-Jürgen Dahme und Otthein Rammstedt (Frankfurt a. M. 1992). Neben dem von Dahme und Rammstedt übersetzten Vorwort verfasste Jerzy Szacki ein weiteres, kurzes Vorwort.

³⁵ Georg Simmel, *Filozofia kultury: Wybór esejów*, übersetzt von Wojciech Kunicki (Kraków 2007).

Zeit um 1900 noch eingehen werde)³⁶. Schließlich hat die Verfasserin dieses Artikels am Rande ihrer Beschäftigung mit Simmel die „Lebensanschauung“ (siehe Fußnote 12 in diesem Artikel) sowie als Erste eine der literarischen Miniaturen Simmels ins Polnische übersetzt („Kein Dichter“ als „Żaden poeta“ – in dem Georg Simmel gewidmeten Spezialheft der Zeitschrift „Sztuka i filozofia“, die vom Lehrstuhl für Ästhetik des Instituts für Philosophie und Soziologie der Warschauer Universität herausgegeben wird)³⁷. Bald wird auch meine Übersetzung des ersten Kapitels der „Soziologie“ aus dem Jahr 1908 erscheinen, in der über den Begriff Soziologie reflektiert wird. Das Kapitel war in der polnischen Übersetzung der „Soziologie“ nicht enthalten.

Simmel wurde in diesen Übersetzungen, Kommentaren und Artikeln nun nicht mehr primär als Soziologe, sondern als Kulturtheoretiker und Kulturphilosoph der Moderne gelesen. Es sind überwiegend Philosophen und Germanisten, die ihn jetzt übertragen oder sich mit ihm beschäftigen. Eine Rechtfertigung dieses Paradigmenwechsels kann man auf den rund zehn Seiten des Kapitels über Simmel in der Neuauflage von Jerzy Szackis „Historia myśli socjologicznej“ [Geschichte des soziologischen Denkens] von 2002 lesen. Dort ist Simmel nicht nur der ‚formale Soziologe‘, sondern auch und vor allem Kulturphilosoph der Moderne³⁸. Mehrmals zitiert Szacki Otthein Rammstedt, der im Hinblick auf Simmel und eine Theorie der Moderne in Deutschland Pionierarbeit geleistet hat. Trotz ihres relativ großen Umfangs ist die Simmel-Rezeption der Phase nach 1989 in das Paradigma des polnischen Transformationsdiskurses einzuordnen. Es ist kein neuer Simmel, sondern der Simmel der Moderne, der in den 80er Jahren überwiegend von englischen und amerikanischen Interpreten entdeckt wurde (die Arbeiten von David Frisby und Donald Levine seien hier genannt, denen eine Welle von unterschiedlichen Abwandlungen des ‚postmodern(ized)‘ Simmels folgte). Diese Situation führte in einen Teufelskreis. Zwar ist das Interesse an Simmel seitdem gestiegen, zugleich geriet dieser aber in die Rolle eines „Nachahmers seiner Nachahmer“ als einer, der vielleicht als erster so manches gesagt hat, was mittlerweile zu den Gemeinplätzen im Modernitätsdiskurs gehört. Jurij Lotman hat einst einen sehr scharfsinnigen Artikel über die nachträgliche Wahrnehmung wichtiger Phänomene in der Geschichte geschrieben. Von unserem späteren Zeitpunkt her blickend, sehen wir die großen Vorgänger, die viel bewegt haben, als Epigonen. Etwa Byron – so Lotman –, der eine originelle Schreibweise erfand und Modepoet wurde. Dieser schuf zugleich eine Welle von begeisterten Nachahmern, von unzähligen Byronisten, so dass der Literaturhistoriker am Ende des 20. Jahrhunderts Schwierigkeiten hat, die Originalität Byrons zu erkennen. Dieser erscheint im Rückblick,

³⁶ *Georg Simmel*, *Filozofia pieniądza*, übersetzt und eingeleitet von Andrzej Przyłębski (Poznań 1997).

³⁷ Siehe das Spezialheft: *Sztuka i filozofia* [Kunst und Philosophie] 27 (2005).

³⁸ *Jerzy Szacki*, *Historia myśli socjologicznej* (Warszawa 2002) 447ff. Siehe hierzu auch die Fußnote 19 in diesem Artikel.

weil sich die Reihenfolge der Phänomene umgekehrt darbietet, in der die Ersten die Letzten sind, als der Epigone seiner eigenen Epigonen³⁹.

II.2.A. Die Sprache als Medium

Eine Übersetzung ist immer auch ein Übergang in eine andere Sprachkultur. In den Übersetzungen von Małgorzata Łukasiewicz, die das meiste von Simmel ins Polnische übertragen hat und deren Texte deshalb am prägendsten im polnischen Kontext sind, lässt sich meines Erachtens eine ungünstige sprachliche Verschiebung feststellen⁴⁰. Der Textstil erfährt eine Ästhetisierung durch eine altmodisch anmutende Sprache, die etwas an die Art der ‚Młoda Polska‘, der polnischen Neoromantik an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, erinnert. So wird z. B. das bei Simmel oft vorkommende Wort ‚Reiz‘ als ‚powab‘ [Anmut] wiedergegeben⁴¹ – wobei die spürbare Verankerung des Diskurses im Sinnlichen verloren geht. Bei Reizen haben wir es mit den Reaktionen eines sensitiven Apparates zu tun, mit Wahrnehmung und Empfindlichkeit. Die Simmel'sche Sprache ist einerseits der idealistischen Ästhetik verpflichtet, zugleich aber geht sie indirekt zurück auf die Bedeutung der Ästhetik als der Lehre von der Sinnlichkeit, die von den „alten“ Griechen her stammt und noch beim Begründer der modernen Ästhetik, Alexander Gottlieb Baumgarten, präsent war (zu diesen Quellen versuchen heutzutage Philosophen wie etwa Wolfgang Iser zurückzukehren). Simmel hatte ja eine „Soziologie der Sinne“ verfasst. In eine ähnliche Richtung gehen auch Übertragungen wie ‚Seele‘ und ‚beseelt‘ als ‚uduchowienie‘ [Vergeistigung]. Dabei kommt allerdings eine alte Bedeutung abhanden: Dass die Seele etwas ist, was ein Wesen mit Leben erfüllt – diese Definition stammt von Aristoteles, kommt noch beim vorkritischen Kant vor und war Simmel sicherlich bekannt. Gelungener fällt in diesem Kontext die ältere Übersetzung von Sławomir Magala aus, der z. B. ‚Reiz‘ als ‚impuls‘ [Impuls] oder ‚urok‘ wiedergibt⁴². Insgesamt kann man sagen, dass Simmels Sprache in wichtigen polnischen Übersetzungen entmaterialisiert wird und schöngeistig anmutet, was den Eindruck von Antiquiertheit hervorruft.

In eine andere Richtung geht die Neuausgabe der „Philosophie des Geldes“ von Andrzej Przyłębski, der sich um eine möglichst wortgetreue und objektive, aber auch zeitgemäß klingende Wiedergabe bemüht. Seine Vorgehensweise erinnert gewissermaßen an die von Stefan Nowak, Simmel in die aktuelle polnische Wissenschaftssprache zu übertragen, wenngleich Przyłębski gelassener vorgeht, weil er sich nicht mehr unter Druck gesetzt fühlt zu zeigen, dass es sich überhaupt lohnt, Simmel zu lesen. Seine Übersetzung hat im Gegensatz zu der von Łukasiewicz

³⁹ Siehe: Jurij Lotman, Wola boska czy gra hazardowa? [Wille der Vorsehung oder ein Hasardspiel?], in: Konteksty. Polska Sztuka Ludowa 1-2 (1997) 32-36.

⁴⁰ Eine sprachkritische Rezension dieser Übersetzungen habe ich 2006 veröffentlicht, siehe: Monika Tokarzewska, Eseje Simmela i ich przekłady [Simmels Essays und ihre Übersetzungen], in: Studia Socjologiczne 3 (2006) 133-143.

⁴¹ Simmel, Most i drzwi 37, 39, 48.

⁴² Siehe: Magala, Simmel 276.

etwas Trockenes und Unpersönliches an sich, eine Exaktheit, die dem Werk eher gut tut. Charakteristisch sind Ausdrücke wie ‚normowanie‘ [bei Simmel: Normierung], ‚obiektywizacja‘ [Objektivierung], ‚konstrukcja dowodów w szeregu nieskończonym‘ [Der Aufbau der Beweise ins Unendliche], ‚reifakcja‘ [Substanziierung]. Manchmal klingen diese Übertragungen trockener als bei Simmel selbst.

II.3. Die Jahre um 1900 und danach

Die Wahrnehmung Simmels begann in Polen – das um die Jahrhundertwende noch zwischen Russland, dem neu gegründeten Deutschen Reich und Österreich-Ungarn geteilt war – bereits zu dessen Lebzeiten⁴³. Interessanterweise konzentriert sich die frühe Simmel-Rezeption auf Warschau und die wichtigsten Städte des österreichischen Teilungsgebiets, Krakau und Lemberg. 1902 wurde dem polnischen Leser eine Übersetzung von Simmels „Probleme der Geschichtsphilosophie“ als „Zagadnienia filozofii dziejów (Badanie z zakresu teorii poznania)“ [Probleme der Geschichtsphilosophie (Untersuchungen auf dem Gebiet der Erkenntnistheorie)] vorgelegt⁴⁴. Der Übersetzer war Władysław M. Kozłowski, ein bedeutender Philosoph, Botaniker und Reisender, Übersetzer von Kant und Wundt sowie Autor von Artikeln über polnische und deutsche Literatur. Das kleine Buch erschien in „Przegląd Filozoficzny“ (Philosophische Rundschau). Dies war die erste polnische philosophische Zeitschrift, die seit 1909 in Warschau und Lemberg unter der Schirmherrschaft der Polnischen Philosophischen Gesellschaft erschien. 1949 wurde die Zeitschrift von den neuen kommunistischen Machthabern verboten. Bereits 1904, also schon vier Jahre nach der deutschen Ausgabe, erschien die polnische Übersetzung der „Philosophie des Geldes“. Übersetzer war Leo Belmont (geboren Leopold Blumenthal), eine äußerst schillernde Figur. Von Beruf Rechtsanwalt, war er neben seiner juristischen Tätigkeit äußerst aktiv auf dem Gebiet der Literatur und Kultur. Aus einer jüdischen Warschauer Familie stammend, arbeitete er zunächst als Jurist in Sankt Petersburg, später (seit 1904) in Warschau. Er übersetzte sehr viel aus dem Russischen und Französischen (u. a. Werke von Tolstoi und Puschkin), aber auch aus dem Deutschen (Werke Emil Ludwigs, Novellen von Thomas Mann und vieles andere. Er hat sogar Hölderlin übersetzt⁴⁵). Er war auch Schriftsteller (Autor von Unterhal-

⁴³ Einen kurzen, informativen Überblick über die frühen Übersetzungen und die frühe Rezeption von Simmel in Polen gibt *Stanisław Borzym*, Die Simmel-Rezeption in Polen bis 1918, in: *Simmel Newsletter* 2 (1992) 61–64.

⁴⁴ Der deutsche Originaltext: *Georg Simmel*, Probleme der Geschichtsphilosophie. Eine erkenntnistheoretische Studie (Leipzig 1892).

⁴⁵ In der Rezension von zwei polnischen Bibliographien von Übersetzungen deutscher Literatur ins Polnische, die auf den Internetseiten der Bundeszentrale für Politische Bildung zu lesen ist (es handelt sich um „Bibliografia przekładów z literatury niemieckiej na język polski 1800–1990“ [Bibliographie der Übersetzungen der deutschen Literatur ins Polnische], hrsg. v. *Edyta Polczyńska*, *Cecylia Zaluska* [Poznań 1995] und um die „Bibliographie deutscher Literatur in polnischer Übersetzung: vom 16. Jahrhundert bis 1994“, hrsg. v. *Jacek St. Buras* [Wiesbaden 1996]), wird das

tungsromanen, zum Teil mit juristischen Motiven, wie „Sprawa przy drzwiach zamkniętych“ [Prozess bei geschlossenen Türen], Gründer und Redakteur der vor dem Ersten Weltkrieg nicht unbedeutenden polnischen Kulturzeitschrift „Wolne Słowo“ [Freies Wort] und Mitbegründer der Polnischen Esperanto-Gesellschaft. Er kam 1941 während der deutschen Besatzung im Warschauer Ghetto ums Leben. In seiner „Filozofia pieniądza“ [Philosophie des Geldes] ging er stilistisch sehr frei mit der Sprache um. Man muss bedenken, dass es sich hier um einen Literaten handelte, der nur selten anspruchsvolle Werke übersetzte, sondern Unterhaltungsliteratur, wenn auch auf gutem Niveau. Offensichtlich zeichnete sich Belmont auch durch eine sehr ausgeprägte Toleranz gegenüber Sprachexperimenten und Wortneuschöpfungen in der Literatur aus. Der Literat und Literaturkritiker Karol Irzykowski, der sich ebenfalls mit Georg Simmel beschäftigte und der in Angelegenheiten des Stils eher ein Widersacher von Belmonts Geschmack war, spottete über dessen Auftritt auf dem Kongress der polnischen Literaten im Jahre 1920:

Großen Beifall erntete Herr Belmont. Er erfreute und tröstete die versammelten Pseudointelligenzler mit der genialen Entdeckung, dass es wahre Sprachfehler nicht gäbe, denn er habe einmal einen Roman von Żeromski zu lesen begonnen und die darin enthaltenen Fehler unterstrichen – bis er bei Seite 15 auf das Unterstreichen verzichtet habe, denn ihm ging auf, dass diese Fehler eine tiefere Bedeutung hatten⁴⁶!

Im gleichen Jahr der Veröffentlichung von Belmonts „Filozofia pieniądza“ bekam der polnische Leser auch Simmels Text „Die Selbsterhaltung der sozialen Gruppe. Sociologische Studie“⁴⁷ in die Hand, übertragen unter dem Titel „Jak się utrzymują formy społeczne?“. Die Übersetzung erschien anonym im Verlag „Polskie Towarzystwo Nakładowe“ [Polnische Verlagsgesellschaft] in Lemberg. Die Schrift ist eine der frühesten Darstellungen von Simmels Konzeption der Soziologie. Hier finden sich bereits die Grundzüge des Gedankens, dass nach einem spezifischen Gegenstand der neuen Disziplin gesucht werden müsse. Simmels Reflexionen zur Spezifität der Soziologie als Wissenschaft verbinden sich in diesem Text mit den Überlegungen darüber, was die Selbsterhaltung einer sozialen Gruppe, ob einer kleinen oder einer großen, begünstigt. Der Text ist ein sehr wichtiger Schritt in der europäischen Soziologie, die mit evolutionistischen Konzepten und Denkweisen bricht. Die Übersetzung erweckte Aufmerksamkeit, da die äußerst prominente Warschauer Kulturzeitschrift „Chimera“ [Chimäre] sie sofort in der Abtei-

Fehlen Belmonts als Hölderlin-Übersetzer in der von Jacek Buras herausgegebenen Bibliographie kritisiert (siehe: http://www.bsz-bw.de/depot/media/3400000/3421000/3421308/97_0079.html – Stand vom 30. 10. 2011). Das Beispiel macht deutlich, in welchem Ausmaß die Vorkriegskultur in Vergessenheit geraten ist.

⁴⁶ Karol Irzykowski, Zjazd literatów polskich [Kongress der polnischen Literaten], in: Pisma rozproszone I: 1897–1922, hrsg. v. Janina Bahr (Kraków 1998) 447–452, hier 451. Ursprünglich erschien der Text in der Zeitschrift „Tydzień Polski“ [Polnische Woche] 12 (1920) 9–10. Der Sammelband wird im Folgenden als: Irzykowski, Pisma rozproszone I zitiert.

⁴⁷ Erschienen zuerst in: Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich 2 (1898) 589–640.

lung ‚zugesandte Bücher‘ erwähnte. Im gleichen Jahr 1904 konnten sich die Leser auch mit der polnischen Übertragung von Simmels Essay „Ästhetik der Schwere“ (als „Estetyka ciężkości“) bekannt machen⁴⁸.

Es waren jedoch nicht nur Übersetzungen, die um die Jahrhundertwende und dann auch in der Zwischenkriegszeit die Rezeption Simmels in Polen bestimmten. Die polnischen Intellektuellenkreise, sowohl Gelehrte als auch Literaten und Kritiker, lasen das meiste in der Originalsprache. Bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs könnte man sogar von einer Ausrichtung auf die französische und deutsche Sprache sprechen. Deshalb reicht ein Blick auf den Stand der Übersetzungen zu dieser Zeit nicht aus, um festzustellen, wie die Rezeptions- und Übertragungsprozesse stattfanden. Das betrifft insbesondere die Jahre vor dem Ersten Weltkrieg und dann die Jahre bis 1939. Vieles verlief damals über die Lektüre der Originale. Nach dem Zweiten Weltkrieg änderte sich diese Situation zunehmend zugunsten des Englischen, so dass Übersetzungen deutschsprachiger Autoren bzw. deren Ausbleiben viel mehr Aussagekraft hatten als zuvor. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts sah das anders aus. Als wichtiges Beispiel wäre hier die Simmel-Rezeption von Karol Irzykowski zu nennen. Dieser war ein bekannter Romancier, Kritiker und Essayist. Er prägte das polnische Literaturleben in hohem Maße bis zum Zweiten Weltkrieg, obwohl der Höhepunkt seiner Tätigkeit auf die Zeit unmittelbar vor und nach dem Ersten Weltkrieg fiel. Als Kenner der deutschsprachigen Kultur und Literatur verfasste er über einen langen Zeitraum Feuilletonbeiträge in Krakauer Kulturzeitschriften. Dort sind auch seine Texte über Simmel erschienen. Es handelt sich vor allem um zwei Artikel. Dass Irzykowski jedoch viel mehr von Simmel gelesen hat und mehr wusste, als er in diesen beiden Texten unterbringen konnte, wird einem schnell klar, da es in seinen Schriften viele direkte und indirekte Verweise auf Simmel gibt⁴⁹. Im Jahre 1911 veröffentlichte er in der Zeitschrift „Nowa Reforma“ den Essay „Filozofia mody“, der dann auch in der Zeitschrift „Prawda“ abgedruckt wurde. Es handelt sich um eine recht tief sinnige Darstellung von Simmels Reflexionen zum Phänomen der Mode. Am Rande gibt Irzykowski zu erkennen, dass er sich gut im Schaffen Simmels auskennt, so erwähnt er die „Soziologie der Mahlzeit“⁵⁰ und schreibt einiges über Simmels Stil im Allgemeinen. Vor allem versucht er aber, Simmels Theorie der Mode vor einem breiten Hintergrund darzustellen. Zum einen sind dies die Veränderungen in der Philosophie, die neuen Trends, die bis hin zu den realen Gegenständen des Alltags reichen:

Georg Simmel ist ein begeisternder, einfallsreicher Entdecker solcher neuen Methoden. Seine Monographien führen mehr in die Abgründe der Philosophie als die abgerundeten philosophi-

⁴⁸ Georg Simmel, *Estetyka ciężkości*, übersetzt von St.G. (Warszawa 1904).

⁴⁹ Etwa in dem Artikel „Alchemia ciała (zagadnienie okrucieństwa)“ [Alchemie des Körpers (Das Problem der Grausamkeit)], den er in der Zeitschrift „Krokwie“ 2 (1921) 42 veröffentlichte. Irzykowski erwähnt dort Simmels „Schopenhauer und Nietzsche“.

⁵⁰ Der Essay „Soziologie der Mahlzeit“ erschien am 10. Oktober 1910 in: Der Zeitgeist. Beiblatt zum Berliner Tageblatt 41 (1910).

schen Systeme früherer Philosophen. Darüber hinaus scheint es mir, dass diese besonderen Philosophien, Soziologien und Psychologien Vorstudien zu einem breiteren, sich gegenwärtig herauskristallisierenden Wissen sind: dem Wissen von der Technik des Lebens⁵¹.

Zum anderen vergleicht Irzykowski Simmels Blick auf die Mode mit den Theorien von Tarde und Sombart und stellt dabei fest, dass hier ein höchst bedeutsames Phänomen der modernen Kultur aufgegriffen wird. Die moderne Wirtschaft charakterisiere sich nämlich nicht dadurch, dass sie wie früher Bedürfnisse befriedigt, sondern zum ersten Mal wird produziert, um neue Bedürfnisse überhaupt erst zu erzeugen, um immer neue Produkte zu verkaufen. Die Mode, die als Erzeugnis bewusst für einen kurzen Zeitraum geschaffen und verkauft wird und die keine Arbeit an einem Gegenstand um dessen Verbesserung willen darstellt, sondern bereits im Augenblick des Verkaufs ein zum Tode verurteiltes Produkt ist, versinnbildlicht diese Veränderungen in der Ökonomie und der Kultur äußerst gut. Darüber hinaus – so Irzykowski Simmel folgend – stellt die moderne Mode ein Ventil dar, nämlich zwischen „dem Individualismus und dem Sozialismus“⁵². „Die Mode ist ein Surrogat der Originalität, aus der Schablone geschnitten“⁵³, stellt Irzykowski fest, indem er überlegt, ob er mit dieser Formel nicht den Kern der Simmel'schen Gedanken am besten getroffen habe. Interessant scheint für Irzykowski auch Simmels scharfsinnige Bemerkung zu sein, dass die Mode als Ventil für individuelles Streben nach Freiheit fungieren kann. Statt wahrer Individualisierung lässt sie das Subjekt sich dem Massengeschmack anpassen, ohne auf den Gedanken zu verzichten, es sei originell. Deshalb fällt sie den Anderen ins Auge. Die Mode vermittelt also in der Welt der neuen Bedürfnisse und der Massengesellschaft zwischen dem Zwang zur Anpassung und dem Wunsch nach mehr Freiheit. Sie „[...] gibt unselbständigen Individuen leicht einen Spielraum für die Selbstinszenierung“⁵⁴. Besonders betreffe dies die Frauen, bei denen Mode eine fehlende Emanzipation kompensiere.

Während der Lektüre von Irzykowskis philosophisch anmutendem Nachruf, in dem er anlässlich Simmels Tod dessen Schaffen noch einmal zusammenfassend reflektiert, fällt dem Leser auf, dass der polnische Autor dem Stil Simmels große Aufmerksamkeit widmet. Manchmal äußert sich dieses Interesse direkt, manchmal auf weniger direkte Weise. Dabei darf man nicht vergessen, dass Irzykowski nicht nur ein Kritiker, sondern auch Schriftsteller war. So lesen wir im Feuilleton „Simmel“ von 1918:

Dieser äußerst originelle Denker errichtete kein eigenes philosophisches System, denn er wollte den Prozess des Denkens als solchen zeigen, und von den einfachsten, oberflächlichen All-

⁵¹ *Karol Irzykowski*, *Filozofia mody*, in: *Irzykowski*, *Pisma rozproszone* 113–122, hier 114; im Folgenden zitiert: *Irzykowski*, *Filozofia mody*. Simmels Essay „Philosophie der Mode“ wurde 1909 von M. Lehrfreund in „*Przegląd Filozoficzny*“ rezensiert; es ist möglich, dass Irzykowski diese Rezension kannte (siehe: *M. Lehrfreund*, *Georg Simmel: Philosophie der Mode*, in: *Przegląd Filozoficzny* 1 [1901] 73).

⁵² *Irzykowski*, *Filozofia mody* 118.

⁵³ Ebd. 119.

⁵⁴ Ebd. 121.

tagsphänomenen ausgehend, legte er gern bloß, wie viele unerwartete Gedankenknoten er enthält, und er folgte diesen bloßgelegten Fäden bis zu den gefährlichsten Horten der Metaphysik⁵⁵.

Als Beispiel für diese Herangehensweise wird die Sammlung „Philosophische Kultur“ genannt. Einige Zeilen weiter lesen wir:

Simmel ist ein schwieriger Philosoph, aber ein klarer, weil ein rechtschaffener. Die Schwierigkeiten, sich in seine Schriften zu vertiefen, stehen in einem guten Verhältnis zu den erreichten Früchten, was man von vielen Philosophen nicht sagen kann. Diejenigen, die gelernt haben, ihn zu lesen, empfinden seinen Stil reizvoll und schön (z. B. seine originellen Vergleiche, die nicht aus der äußeren Welt stammen, sondern hier werden Gedanken mit Gedanken, Situationen mit Situationen verglichen)⁵⁶.

Irzykowski war selbst einer, der in und mit der Sprache arbeitete. Was ihn an Simmel in dieser Hinsicht faszinierte, war dessen eigentümlicher, zugleich analytischer wie literarischer Stil. Simmel arbeitete in vielen seiner Essays mit einer Herangehensweise, die man soziale Tiefenpsychologie nennen könnte. Er war im Stande, das Zwischenmenschliche analytisch auf vielen Ebenen zu beschreiben. Er konnte Gefühle, persönliche Entscheidungen und die schwer greifbare ‚Färbung‘ sozialer Wechselwirkungen in deren Bestandteile zerlegen und glitt dabei nicht ins Sentimentale ab. Das muss Irzykowski an Simmel bewundert haben. Er selbst entwickelte sich in scharfer Opposition zum sprachlichen Stil der neoromantischen Literaturbewegung des „Jungen Polen“, die eine besondere Ästhetik in der Literatur und in der Kritik schuf: Eine Sprache voller Metaphern, die beim Leser vor allem Emotionen erwecken und durch eine geheimnisvolle (in Wirklichkeit oft ins Banale abgleitende) Symbolik wirken sollte. Irzykowski war ein entschiedener Gegner dieser symbolistisch-neuromantischen Schreibweise. Sein bekanntester Roman, „Pałuba. Sny Marii Dunin“⁵⁷, widmet sich einer Beschreibung von zwischenmenschlichen Beziehungen in einer analytischen Sprache, die zwar nicht auf den ästhetischen Reiz verzichtet, wohl aber darauf, den Leser emotional zu verführen⁵⁸. Es wäre interessant, Auszüge aus diesem Roman mit einer kleinen Übersetzungsprobe zu vergleichen, die Irzykowski seinem Nachruf auf Simmel in „Maski“ angefügt hat. Die Passage ist nämlich zum Teil eine Übersetzung von Simmels „Schopenhauer und Nietzsche“ und eine scharfsinnige Analyse einer zwischenmenschlichen Beziehung, die auf Grausamkeit beruht. Irzykowski greift als Übersetzer gern nach einem Vokabular aus dem Bereich der Chemie und – seltener – der Biologie, was einen gelungenen Effekt erzeugt. Die Sprache der Über-

⁵⁵ *Karol Irzykowski*, Simmel, in: *Irzykowski*, *Pisma rozproszone* 416–421, hier 416. Der Essay erschien 1918 in der Kulturzeitschrift „Maski“ [Masken] 30 (1918) 598–600; im Folgenden zitiert *Irzykowski*, Simmel.

⁵⁶ *Irzykowski*, Simmel 417.

⁵⁷ Irzykowski arbeitete an dem Roman seit 1891. Er ist 1903 erschienen.

⁵⁸ Zu anderen Beziehungen Irzykowskis zur deutschen Literatur und Kultur und zu dessen experimentellem Roman siehe: *Katarzyna Sadkowska*, *Irzykowski i inni. Twórczość Fryderyka Hebbła w Polsce 1890–1939* [Irzykowski und andere. Das Werk Friedrich Hebbels in Polen 1890–1939] (Kraków 2007) wie auch *Karol Sauerland*, Hebbel als Schlüsselfigur für Irzykowski und Lukács zu Beginn des 20. Jahrhunderts, in: *Hebbeljahrbuch* (1992) 105–115.

setzung macht einen analytischen Eindruck, eine Bedeutungsebene nach der anderen wird offengelegt, ohne dass der Text auf Polnisch moralisierend oder emotional geladen wirkt. Einige Beispiele seien hier angeführt: ‚problem z teorii uczuć‘ [Problem aus der Theorie der Gefühle – ich gebe deutsche Entsprechungen von Irzykowskis Vokabular wider – M. T.], ‚podobnie jak opisy i prawa zjawisk chemicznych‘ [ähnlich den Beschreibungen und Gesetzen chemischer Phänomene], ‚stopienie własnego czucia z cudzym‘ [Verschmelzung des eigenen Empfindens mit dem Fremden], ‚biegunowa rozpiętość możliwości uczuciowych‘ [polarisierte Ausdehnung von emotionalen Kapazitäten], ‚niesłyszana ekspansja jaźni‘ [unerhörte Expansion des Selbst], ‚jaźń wzmożona o samego siebie‘ [das Selbst um sich selbst vermehrt], ‚wgrzyzanie się we wszelki smutek‘ [sich in jede Trauer hinein beißen] u. Ä. Dies liest sich wie ein Versuch, eine Sprache der Psychoanalyse zu schaffen, ohne aber im Stil auf die Rituale der Freud’schen Lehre zurückzugreifen. Irzykowski nahm übrigens die Psychoanalyse wahr und interessierte sich in Bezug auf die Sprache auch für die damals unternommenen Versuche, eine Universalsprache zu schaffen. Er beobachtete z. B. mit großer Aufmerksamkeit die Esperanto-Kongresse. Dies verbindet ihn mit Leo Belmont. Im Gegensatz zu Belmont betrachtete Irzykowski solche Versuche aber nüchterner, denn er sah auch viele Nachteile dieser Unternehmungen.

Von einer tiefer gehenden, produktiven Lektüre der Werke Simmels zeugen viele Anspielungen und Formulierungen in der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg, die über die einfache Übersetzungstätigkeit hinausgehen. Diese klingen so, als hätte sie Simmel selbst verfasst. Sie alle aufzuspüren, bleibt eine spannende Aufgabe für die Zukunft. Ein gesondertes Thema, das auf seine Autorin oder seinen Autor wartet, wäre darüber hinaus Simmels Einfluss auf die am Ende des 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts entstehenden Gesellschafts- und Kulturwissenschaften in Polen. Die bereits erwähnte Übersetzung von „Die Erhaltung der sozialen Gruppe. Eine soziologische Studie“ [„Jak się utrzymują formy społeczne?“] zitierte Jan Stachniuk in seinem Buch „Kolektywizm a naród“ [Kollektivismus und Nation]. Stachniuk war in den 30er Jahren Gründer der nationalistisch, kollektivistisch, slawophil und antikatholisch orientierten Gruppierung „Zadruga“. Der Text von Simmel ist dort neben Sorel, Znaniecki und Stanisław Brzozowski die wichtigste Quelle⁵⁹. Darüber, ob die kommunistische Partei, die Simmels Text in den 60er Jahren neu auflegen ließ, eher an Selbsterhaltung oder an Zersetzung der von ihr als feindlich eingestuften Gruppierungen interessiert war, kann man nur mutmaßen. Auch in der jüdischen Presse stößt man auf ein Interesse an Simmel. Gänzlich vergessen ist etwa der Artikel G. Landaus „Filozofia życia u Simmela“ [Lebensphilosophie bei Simmel], der 1932 in „Miesięcznik żydowski“ [Jüdisches Monatsblatt] erschien⁶⁰. Interesse erweckte Simmel auch als ‚Pragmatiker‘

⁵⁹ Jan Stachniuk, *Kolektywizm a naród* [Kollektivismus und Nation] (Poznań 1933).

⁶⁰ G. Landau, *Filozofia życia u Simmela*, *Miesięcznik żydowski*, in: *Jüdisches Monatsheft* 1 (1932) 88–89.

und als Prophet der kulturellen Tragödie⁶¹. Es existieren bisher keine Studien über diese Zeit, nicht zuletzt deshalb, weil man sich mit vielen subtilen und indirekten Bezügen beschäftigen müsste. Wir wissen z. B., dass einer der ersten polnischen Kulturologen, Stefan Czarnowski, in Berlin Simmels Vorträge gehört hat⁶². All dies lässt sich nicht direkt in seinen Schriften nachweisen, was aber nicht bedeuten muss, dass sich keine Einflüsse finden lassen. Damals zirkulierten gewisse Ideen schnell, oft verzichtete man auf Fußnoten – mit einer solchen Vorgehensweise haben wir es ja bei Simmel selbst zu tun. Ein gutes Beispiel, auf welch unerwarteten Wegen Simmel'sche Gedanken in Polen kursierten, stellt das Buch des Bakteriologen Ludwik Fleck, „Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv“ dar. In Fußnote 7 des vierten Kapitels beruft sich Fleck direkt auf Simmel, konkret auf das zweite Kapitel der „Soziologie“ von 1908. Flecks innovative Theorie, die um viele Jahre den Versuchen, naturwissenschaftliche Erkenntnis als integralen Bestandteil kultureller Praxis in der Moderne aufzufassen, vorausging, verdankt offensichtlich viel der soziologischen Sichtweise Simmels. Fleck hatte in seinem Werk die Bildung von wissenschaftlichen Kollektiven und deren Einfluss auf die Entstehung wissenschaftlicher Tatsachen analysiert⁶³. Sein Buch, das vier Jahre vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs in Basel auf Deutsch erschien, konnte im polnischen Kontext leider nicht weiterwirken. Erst 1986 kam es zur polnischen Edition, woran nicht zuletzt die ideologischen Kämpfe in der Volksrepublik Polen schuld waren⁶⁴. Eine eingehende Untersuchung der Wirkung Simmels vor dem Zweiten Weltkrieg bleibt immer noch zu leisten. Sie würde – so meine Hypothese – mehr ergeben, als man auf den ersten Blick, sich auf bloß direkte Übersetzungen konzentrierend, wahrzunehmen geneigt ist.

⁶¹ Im „Kuryer Literacko-Naukowy“ [Literarisch-wissenschaftlicher Kurier] 1 (1932) (es handelte sich um eine Beilage zu der bekannten Krakauer Zeitung „Ilustrowany Kurier Codzienny“ [Illustrierter Tageskurier], wegen ihrer hohen Auflage und Popularität gekürzt ‚ikac‘ genannt) erschien eine Besprechung des Vortrags über Tragik der Kultur bei Simmel und Nietzsche, den Priester Andrzej Krzesiński, Dozent für Philosophie, an der Krakauer Jagiellonen-Universität gehalten hatte. Krzesiński interessierte sich auch u. a. für Vaihingers Philosophie des ‚Als-Ob‘.

⁶² Für diesen Hinweis danke ich Max Spohn von der Universität Viadrina Frankfurt/Oder, der in den Verzeichnissen der Berliner Universität und in den Texten von Czarnowski entsprechende Informationen gefunden hat.

⁶³ Vgl. Karol Sauerland, Ludwik Flecks unerwünschter soziologischer Blick, in: *Bożena Chołuj, Jan C. Jordan*, Von der wissenschaftlichen Tatsache zur Wissensproduktion. Ludwik Fleck und seine Bedeutung für Wissenschaft und Praxis (Frankfurt a. M. u. a. 2007) 65–77.

⁶⁴ Siehe hierzu: *Stefan Symotiuk*, Poślowie. Ćwierć wieku lubelskich badań nad twórczością naukoznawczą Ludwika Flecka [Nachwort. Ein Vierteljahrhundert der Erforschung von Ludwik Flecks wissenschaftstheoretischem Schaffen in Lublin], in: *Ludwik Fleck, Psychosociologia poznania naukowego* [Psychosociologie der wissenschaftlichen Erkenntnis], hrsg. u. eingel. v. *Zdzisław Cackowski* (Lublin 2006) 331–333.

III. Ausblick

Das – zumindest vorläufige – Fazit des in diesem Beitrag unternommenen Versuchs, den oft verhinderten Rezeptionsprozess von Simmel in Polen zu skizzieren, ist, dass vieles, was nach 1989 erneut rezipiert wurde, bereits vor 1939 wahrgenommen wurde. Bei Karol Irzykowski finden wir Simmel als Theoretiker der Moderne und der Mode. Auch als Kritiker der Aporien der Moderne wurde dieser – meist im Verbund mit Nietzsche – diskutiert. Der für den Soziologen Simmel wichtige Aspekt der Gruppenbildung und der Erforschung von Kriterien, unter denen sich soziale Gruppen erhalten oder nicht erhalten bzw. verändern können, wurde ebenfalls angeführt. Demgegenüber war Simmel in der Volksrepublik nur am Rande präsent, da seine Soziologie weder mit dem Marxismus, noch mit den neuen, empiristischen und szientistischen Tendenzen vereinbar war. Nach 1989 setzte die Rezeption Simmels erneut ein, hauptsächlich wurde er jedoch als ein Epigone der Postmoderne gelesen. Es ist trotzdem – wie ich überzeugt bin – zu erwarten, dass wir es in Polen mit einer lebhaften Simmel-Rezeption zu tun haben werden, denn die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg und die Zwischenkriegszeit beweisen, dass es schon einmal gute Ansätze diesbezüglich gab. Die Entdeckungen von Ludwik Fleck sind etwa Zeugnis dafür, dass Simmel bei der Entstehung neuer Theorien relevant war. Einen interessanten Ansatz zu solch einer produktiven Simmel-Lektüre verspricht in den letzten Jahren z. B. die Studie des Thorner Soziologen Radosław Sojak, Vertreter einer jungen Generation, der Simmels Überlegungen zum Geheimnis benutzt hat, um eine soziologische Analyse von versteckten Prozessen und Akteuren zu entwerfen⁶⁵. Ein wichtiges Problem bei Rezeptionsprozessen betrifft jedoch auch die Übersetzungen, womit wir wieder auf die erste, die Grundlagenebene der Rezeption zurückkommen. Zum einen müssen übersetzte Werke dem Original gerecht werden, zum anderen sich in die wissenschaftlichen Diskurse des empfangenden Landes einfügen. Sie bedürfen allerdings auch eines Gespürs für die Arbeit in der Zielsprache, was vielen vorhandenen Simmel-Übersetzungen ins Polnische allzu oft noch fehlt. Von den zahlreichen spezifischen Sprachproblemen einmal abgesehen, sehe ich zumindest zwei interessante Übersetzungsaufgaben, um die sich eine spannende Diskussion entzünden könnte. Erstens, die Begriffe Gesellschaft und Vergesellschaftung. ‚Gesellschaft‘ hat bei Simmel zwei Bedeutungen: eine neuere und eine in älteren Verhältnissen wurzelnde. Der Begriff meint Gesellschaft im modernen Sinne als Gesamtheit aller sozialen Klassen und Schichten. Andererseits bedeutet er eine Vereinigung, die sich zu einem Zweck zusammengetan hat oder auch zweckfrei ist. Auf diese andere Bedeutung stoßen wir in solchen Zusammensetzungen wie Reisegesellschaft, Versicherungsgesellschaft, gute oder falsche Gesellschaft etc. ... Bei Simmel hat diese Doppeldeutigkeit des Schlüsselworts (die auch im Englischen

⁶⁵ Vgl. Radosław Sojak, *Daniel Wincenty, Zagubiona rzeczywistość. O społecznym konstruowaniu niewiedzy* [Verlorene Wirklichkeit. Vom sozialen Konstruieren des Nichtwissens] (Warszawa 2005).

und in Französischen vorkommt) weitreichende Konsequenzen. Im Polnischen gibt es für die beiden Bedeutungen von ‚Gesellschaft‘ jedoch zwei verschiedene Wörter, die auf unterschiedliche Wortstämme zurückgehen und verschiedene Wortfamilien und semantische Felder bilden. Was den Begriff der ‚Vergesellschaftung‘ angeht, wird er inzwischen traditionell als ‚uspołecznienie‘ wiedergegeben. Er liegt dem Begriff der ‚Sozialisierung‘ sehr nahe, was aber einem völlig anderen Prozess gleichkommt als „Vergesellschaftung“. Zwar führte das im polnischen Kontext zu keiner auffälligen Entstellung der Simmel’schen Gedanken, verhinderte aber wahrscheinlich eine vollständige Entfaltung der Potenzen, die diesem Begriff innewohnen. Eine weiterführende Diskussion dieser Problematik bedarf allerdings auch einer weiteren Studie.

Summary

The article deals with the Polish reception of the works of Georg Simmel. Three different periods are discerned: the phase until the year of 1939, the period of the People’s Republic of Poland until 1989, and the years following 1989. This periodisation is the result of the different respective socio-cultural conditions which form the background of the reception processes. The article is not just about easily discernible factors such as the number of translations and the most important interpretations of Simmel’s works, but also offers a scrutinization of the deeper dimensions of each adopting culture. Each reception process of cultural goods and values also entails a performative level and may increase scientific productivity. Concerning the Polish situation, the period of Simmel’s reception around 1900 proves to be the most productive one, even though only few of his works were translated into Polish back then. The author also attempts to establish connections between translation critiques and reception processes lasting long periods.

Maria Gierlak

Zygmunt Łempicki und der deutsch-polnische Kulturtransfer in der Zwischenkriegszeit

1. Einführung

Zygmunt Łempicki, seit 1919 zunächst außerordentlicher Professor und von 1920 bis 1939 Ordinarius für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Warschau, war der berühmteste polnische Germanist der Zwischenkriegszeit. Das breite Spektrum seiner wissenschaftlichen Interessen reichte von der Geschichte der deutschen Literatur und Literaturtheorie über Philosophie, Kulturgeschichte, Sprachgeschichte, Polonistik und Pädagogik bis zur Didaktik des Deutschunterrichts.

1886 im galizischen Sanok geboren, im österreichischen Teilungsgebiet, studierte er in Lemberg Philosophie, klassische Philologie und Germanistik bei dem bekannten Hebbel-Forscher Richard Maria Werner. Sein Studium setzte er zwischen 1908 und 1910 in Berlin und Göttingen fort. Zu seinen Lehrern gehörten u. a. Erich Schmidt und Edward Schröder. Nachgewiesen sind auch Kontakte zum Husserl-Kreis¹.

In Deutschland erschienen sowohl seine Doktorarbeit „Immermanns Weltanschauung“ (Berlin 1910) als auch die „Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 18. Jahrhunderts“ (Göttingen 1914 [Erstfassung], 1920, 1968), auf dessen Grundlage er sich 1916 an der Jagiellonen-Universität habilitierte. In seiner Forschung wandte er die geisteswissenschaftliche Methode an, wobei er sich allmählich hin zur Literatursoziologie orientierte².

¹ Da es um die Jahrhundertwende nur zwei polnische Universitäten, Lemberg und Krakau, im österreichischen Teilungsgebiet gab, studierten viele polnische Studenten an den Universitäten und Hochschulen der Teilungsmächte, insbesondere in Russland und Deutschland (Berlin, Breslau, Leipzig und München wurden am häufigsten gewählt). Gelegentlich, so war es auch im Falle Łempickis, wurden Kontakte zu deutschen Wissenschaftlern auch durch österreichische Professoren vermittelt. Von den in dieser Zeit geschlossenen persönlichen wissenschaftlichen Beziehungen bzw. den dabei erworbenen Orientierungen profitierten polnische Studenten in ihrem weiteren Berufsleben in der Zwischenkriegszeit, als einige von ihnen an den Universitäten der Zweiten Republik tätig waren.

² Vgl. Karol Sauerland, Zygmunt Łempicki (1886–1943), in: Germanistik in Polen. Zur Fachgeschichte einer literaturwissenschaftlichen Auslandsgermanistik – 18 Porträts, hrsg. v. Wojciech Kunicki, Marek Zybura (Osnabrück 2011) 33–61; Wojciech Kunicki, Zygmunt Łempicki a germanistyka niemiecka, in: Zygmunt Łempicki intelektualista okresu międzywojennego, hrsg. v. Barbara Surowska (Warszawa 2002) 75–90; im Folgenden zitiert: Surowska, Zygmunt Łempicki.

Łempicki unterhielt rege Kontakte zur deutschen Germanistik. Vor allem bis 1933 publizierte er in vielen renommierten deutschen Zeitschriften³. Zudem wurde er von Paul Merker und Wolfgang Stammler zur Mitarbeit am „Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte“ eingeladen. Auch in polnischer Sprache erschienen viele seiner der deutschen Literatur- und Kulturgeschichte gewidmeten Texte.

Seit 1912, bereits als Deutschlehrer in Lemberg, begann er Artikel und Rezensionen für verschiedene polnische Tageszeitungen zu schreiben, wobei seine journalistische Tätigkeit in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre immer intensiver wurde. Łempicki war außerdem wohl der einzige polnische Germanist, der enge offizielle Kontakte zu der in Polen lebenden deutschen Minderheit pflegte, beispielsweise publizierte er 1931 in der in Posen herausgegebenen populärwissenschaftlichen Minderheitenzeitschrift „Deutsche Blätter in Polen“ einen Aufsatz über die Hochschulreform in Polen⁴ und gab Interviews für die Minderheitenpresse. Von 1926 bis zum Ausbruch des Krieges war er außerdem Kurator des Vereins Deutscher Hochschüler an der Universität Warschau und vertrat – wie die Erinnerungen ehemaliger Mitglieder bezeugen – die „Belange [des Vereins, M.G.] vor dem Senat vorbildlich“⁵. Łempickis freundliche Einstellung zu den Studenten der deutschen Minderheit wurde bereits während der zwanziger Jahre in Deutschland bekannt⁶.

Łempicki zählte zu den engagiertesten Befürwortern einer kulturellen Annäherung zwischen Polen und Deutschland in der Zwischenkriegszeit. 1929 unterstützte er den Vorschlag der „Vossischen Zeitung“, der die Gründung eines deutsch-polnischen Studienkomitees beinhaltete, welches systematisch durch eine „gemäßigte und vernünftige Propaganda“ bei der Verbreitung von vorurteilsfreien, zum besseren gegenseitigen Verständnis beitragenden Informationen in beiden Ländern helfen sollte. Darüber hinaus setzte er sich für die Bildung einer wissenschaftlichen Institution ein, die Vorträge deutscher Professoren in Polen und Gegenbesuche von polnischen Wissenschaftlern in Deutschland ermöglichen sollte⁷. Er war auch einer der polnischen Gastgeber, die 1927 Thomas Mann in Warschau empfangen⁸.

³ Seine Aufsätze erschienen u. a. in: Euphorion, Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, Zeitschrift für deutsche Philologie und Slavische Rundschau.

⁴ Zygmunt Łempicki, Hochschulprobleme und Hochschulreform, in: Deutsche Blätter in Polen 8 (1931) 129–135.

⁵ Albert Heise, Der VDH Warschau 1926–1939, in: Die Vereine Deutscher Hochschüler in Polen 1922–1939, zusammengestellt v. Theodor Bierschenke (Hameln o. J.) 113–121, hier 119. Vgl. ferner Erika Kunkel, Als Bundesschwester im VDH in Warschau 1931–1936, in: ebd. 121–129, hier 124.

⁶ Vgl. Język niemiecki niezbędny, in: Neofilolog 2 (1931) 44. Polnische Übersetzung eines Interviews mit Łempicki aus der Vossischen Zeitung vom 25. 12. 1930.

⁷ Vgl. Zygmunt Łempicki, Problem polsko-niemiecki, in: Kurier Polski, 19. Mai 1929.

⁸ Vgl. Roman Dziergwa, Literaturästhetik versus Tagespolitik. Zur Rezeption und Funktion der deutschsprachigen Literatur in Polen in der Zwischenkriegszeit (1918–1939) (Frankfurt a. M. 1998) 273–275.

2. Die Aufgaben der germanischen Philologie nach Łempicki

1929 erschien in der Zeitschrift „Nauka Polska, jej potrzeby, organizacja i rozwój“ [Polnische Wissenschaft, ihre Bedürfnisse, Organisation und Entwicklung] Łempickis Aufsatz „Filologia germańska, jej zadania i potrzeby w Polsce“ [Germanische Philologie, ihre Aufgaben und Bedürfnisse in Polen], in dem Germanistik als eine „quasi ‚angewandte‘ Wissenschaft“ charakterisiert wird, die „dank ihrer ‚geisteskundlichen‘ Ziele“⁹ helfe, das eigene und das fremde Leben zu erfassen. Der Verfasser betonte, dass

„die moderne Philologie [...] vor der Gegenwart nicht zurückweicht [und] sie in allen grundlegenden Symptomen durchdringen will, die im Schrifttum ihren Ausdruck finden, oder den Charakter dieses Schrifttums gestalten. Auf diese Weise wird sie, den eigenen Traditionen gemäß, zur Wissenschaft über den Geist eines Volkes oder einer Rasse.“¹⁰

Erst die Kenntnis der politischen und ökonomischen Realität sowie der religiösen und philosophischen Atmosphäre, in der die jeweilige Literatur entstehe, ermögliche es – führte er weiter aus –, ein Volk in seiner Ganzheit zu verstehen. Eine Philologie habe Verpflichtungen gegenüber der Staatsräson und dem nationalen Interesse: „Sich der Unterstützung des Volkes und des Staates erfreuend, muss sie ihm mehr geben, als den Ruhm ihrer berühmten Vertreter.“¹¹ Völlig bewusst war ihm dabei die Gefahr des Dilettantismus, die einem Philologen bei einer so weit gefassten Aufgabenstellung droht. Eine Kenntnis der geistigen Hauptströmungen des fremden Lebens war für ihn aber trotz alledem unabdingbar. Die auf diese Weise ausgebildeten Germanisten könnten, so Łempicki, z. B. in der Diplomatie bzw. in der Presse tätig sein, wobei er kritisch hinzufügte: „Das Niveau des polnischen Journalismus, wenn es um die Kenntnis des Auslands geht, ist immer noch niedrig und muss angehoben werden.“¹²

Polnische Leser machte Łempicki mit einigen im Ausland bereits existierenden Beispielen von der praktischen Anwendung der Philologie bekannt: Der damals in Deutschland florierenden Deutsch- bzw. Auslandskunde und der französischen Germanistik, die nicht nur die deutsche Sprache und Literatur vermitteln würden, sondern ebenso „den deutschen und insbesondere den preußischen Geist mit all seinen positiven und negativen Momenten, die vom Standpunkt des Staatsinteresses neutral, aber auch gefährlich und bedrohlich sein können“¹³. Er schlug die Gründung einer Zeitschrift wie derjenigen der „*Révue Germanique*“ vor, der er einen eher informativen Rezensionsscharakter beschied, sowie, auf das Osteuropa-

⁹ Zygmunt Łempicki, *Filologia germańska. Jej zadania i potrzeby w Polsce*, in: *Nauka Polska, jej potrzeby organizacja i rozwój* 10 (1929) 336–346, hier 338. Alle Übersetzungen aus dem Polnischen stammen von der Autorin.

¹⁰ Ebd. Łempicki verwendet das Wort *Rasse* im Aufsatz nur an dieser Stelle. Vermutlich ist dies darauf zurückzuführen, dass er hier von der germanischen Philologie spricht, die für ihn auch Niederlandistik und Skandinavistik umfasst.

¹¹ Ebd. 340.

¹² Ebd. 342.

¹³ Ebd.

Institut in Breslau hinweisend, die Errichtung eines Polnischen Germanistischen Instituts, in dem „die wissenschaftliche Tätigkeit nur zum Teil um ihrer selbst willen geführt würde, teilweise aber ein Mittel wäre, gewisse staatliche Ziele in der Außen- oder Wirtschaftspolitik zu erreichen“¹⁴.

Die in diesem Aufsatz stark betonte pragmatische Sichtweise auf die Rolle der Germanistik im 1918 wieder gegründeten polnischen Staat ist im Kontext der in der Zweiten Republik lebhaft geführten Debatte über die Autonomie bzw. gesellschaftliche Gebundenheit der Wissenschaft zu verstehen, die u. a. im Verlauf der beiden Kongresse der polnischen Wissenschaft 1920 und 1927 entbrannte¹⁵.

Davon, dass die Konzepte der Grundlagenforschung und der anwendungsorientierten Wissenschaft nicht einfach zu vereinbaren waren, zeugt auch das Wirken Łempickis. Die in seinem Aufsatz dargelegten Vorstellungen von der Germanistik versuchte er nämlich nicht in wissenschaftlichen Texten, sondern als Lehrbuchautor, Journalist und Vertreter des wissenschaftlichen Establishments in der polnischen Öffentlichkeit zu verankern. Im Folgenden sollen Łempickis zwischen 1934 und 1939 publizierte Zeitungstexte über das nationalsozialistische Deutschland unter Berücksichtigung seiner damaligen öffentlichen Aktivität auf dem Gebiet der deutsch-polnischen Beziehungen analysiert werden.

3. Das Dritte Reich in Łempickis Publizistik

1933 war Łempicki politischer Redakteur im „Kurier Polski“, einem in Warschau herausgegebenen und regierungsnahen, von den Kabinetten Piłsudskis aber relativ unabhängigen Industriellen-Organ¹⁶. Im Sommer 1936 wechselte er zum nationaldemokratischen, pro-französischen „Kurier Warszawski“ (Warschauer Kurier), der zu dieser Zeit allmählich einen gemäßigten, wenn auch weiterhin eindeutig oppositionellen, christdemokratischen Kurs ansteuerte. Seit 1937/38, als sich Łempickis Position in der Redaktion konsolidierte, begann sich der „Kurier Warszawski“ vorsichtig an das Regierungslager anzunähern¹⁷. In beiden Tageszeitungen veröffentlichte Łempicki seit 1930 insgesamt ca. 1200 Glossen und Artikel,

¹⁴ Ebd. 345.

¹⁵ *Bogdan Jaczewski*, *Polityka naukowa państwa polskiego w latach 1918–1939* (Wrocław u. a. 1978) 93–112.

¹⁶ „Kurier Polski“ wurde durch den „Lewiatan“ [Leviatan], Centralny Związek Polskiego Przemysłu, Górnictwa, Handlu i Finansów [Zentralverband der Polnischen Industrie, des Handels und der Finanzen], dem kapitalstärksten Zusammenschluss der polnischen Industrie in der Zweiten Republik, finanziert. Seit 1926 gehörte das Organ zu den Tageszeitungen, die den BBWR [Parteiloser Block zur Zusammenarbeit mit der Regierung von Marschall Józef Piłsudski] unterstützten. „Kurier Polski“ zählte nicht zu den populärsten Tageszeitungen in Polen, seine Auflage betrug 1933 ca. 10 000 Exemplare. Vgl. *Andrzej Paczkowski*, *Prasa polska 1918–1939* (Warszawa 1980) 152–153.

¹⁷ Die Auflage des „Kurier Warszawski“ betrug in den 1930er Jahren ca. 30 000 Exemplare. 1938 übernahm Łempicki teilweise die Pflichten des verstorbenen, langjährigen politischen Redakteurs Bolesław Koskowski. Vgl. ebd. 116–118 und 182–184.

die sich auf politische und wirtschaftlich-soziale, seltener kulturelle Fragen in Deutschland und Polen sowie auf die Weltpolitik konzentrierten¹⁸.

Für das Deutschlandbild Łempickis war seit 1934 die Entwicklung der deutsch-polnischen Beziehungen prägend. Auf die Unterzeichnung der Nichtangriffserklärung am 26. Januar 1934 reagierte Łempicki zunächst verhalten, seine Erleichterung darüber, dass die Epoche der bilateralen Konflikte zu Ende gehe, war aber deutlich spürbar:

„In den deutsch-polnischen Beziehungen wurde die Phase des nahezu unversöhnlichen **Misstrauens** überwunden. Die polnische Staatsräson und die polnischen historischen Erfahrungen erfordern, dass sie sich weiter auf der Ebene der **Vorsicht** entwickeln (Hervorhebungen im Original).“¹⁹

Hitler brauchte seiner Ansicht nach Ruhe im Ausland, um einen inneren Umbau des Staates durchzuführen. Man solle diese Gelegenheit nutzen und „durch gegenseitigen Dialog gewisse Vorurteile und Gewohnheiten ausrotten, um aus der ‚Saisonentspannung‘ eine dauerhafte Verständigung zu machen“²⁰. Die Machtübernahme Hitlers wurde in diesem Text mit Piłsudskis Staatsstreich vom Mai 1926 verglichen, wobei die Vorteile von autoritären Staatsmodellen, in denen Politiker Eigenverantwortung für ihre Taten übernehmen müssten, betont wurden.

Auffällig ist in Łempickis Publizistik die Zufriedenheit über die fortschreitende Vertiefung der deutsch-polnischen Kontakte. Goebbels Besuch in Warschau Mitte Juni 1934, der in der polnischen Öffentlichkeit viele Kontroversen hervorrief – trotz der Zensur, die infolge des deutsch-polnischen Presseprotokolls vom Februar 1934 eingeführt wurde –, erscheint ihm als „Schritt in Richtung des Ausbaus eines Friedenssystems“²¹. Die Herausgabe vom ersten Band der Schriften Józef Piłsudskis in Deutschland, mit einem Grußwort Hermann Görings, zeigte seiner Meinung nach die Bemühungen der Reichsregierung, das Bild Polens in Deutschland zu verbessern²². Es entstünde auf diese Weise eine neue Vorstellung von Polen als „einer wichtigen Kraft in der internationalen Politik“²³.

¹⁸ Vgl. Bibliografia prac Zygmunta Łempickiego, bearb. v. Maria Brykalska, in: *Zygmunt Łempicki*, Wybór Pism. Bd. 2, hrsg. v. Henryk Markiewicz (Warszawa 1966) 485–526.

¹⁹ Vgl. *Zygmunt Łempicki*, Od nieufności do ostrożności, in: *Kurier Polski*, 03.03.1934.

²⁰ Ebd. Einige Monate später warnt Łempicki ausdrücklich, ohne jedoch konkrete Beispiele anzuführen, vor Willkür und Größenwahn der Politiker, die ihre politische Verantwortung missbrauchen. Vgl. *Zygmunt Łempicki*, Odpowiedzialność, in: *Kurier Polski*, 11.07.1934.

²¹ Vgl. *ders.*, Z tygodnia na tydzień, in: *Kurier Polski*, 18.06.1934.

²² Vgl. *Zygmunt Łempicki*, Pisma Marszałka Piłsudskiego po niemiecku, in: *Kurier Polski*, 20.10.1935.

²³ Vgl. *Zygmunt Łempicki*, Polska i Niemcy, in: *Kurier Polski*, 26.01.1936. Die weiterhin bestehenden deutsch-polnischen Konflikte (Danzig, Transitverkehr, deutsche Minderheit) fanden in Łempickis Presstexten kaum Erwähnung. Eindeutig kritisch reagierte er dagegen auf das 1934 erschienene Buch des Posener Deutschen Kurt Lück, „Deutsche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens. Forschungen zur deutsch-polnischen Nachbarschaft im ostmitteleuropäischen Raum“, das er „geschmacklos“ fand. Lück fehle das notwendige Taktgefühl, das man brauche, um auf wissenschaftlichem Wege die Verständigung zweier Nationen anzubahnen. Vgl. *Zygmunt Łempicki*, Jak Niemcy budowali Polskę albo Jak nie należy uprawiać propagandy, in: *Kurier Polski*, 13.09.1934.

Łempickis Texte waren aber keineswegs nur auf die deutsch-polnischen Beziehungen fokussiert. Er vermittelte seinen Lesern auch ein Bild über die Entwicklung der politischen Situation in NS-Deutschland. Die „Erzählhaltung“, die er dabei einzunehmen versuchte, war die eines neutralen, distanzierten und sachlichen Kommentators. Es unterliefen ihm allerdings manchmal recht wohlwollende Bemerkungen über das Dritte Reich, die insbesondere in den ersten Jahren nach der Nichtangriffserklärung ins Auge fallen. 1935 hob er beispielsweise die „Tatkraft des deutschen Geistes“ hervor, die an den ersten Erfolgen bei der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit erkennbar sei, und den „edlen Arbeitswettbewerb“, der eine unvorstellbare Energie bei den Staatsbürgern mobilisiere²⁴. Positiv äußerte er sich auch über „zwei sehr gute Reden Hitlers“ in Nürnberg im Jahre 1935: An die Vertreter der Deutschen Arbeitsfront über die Gefahren des Bolschewismus, die Łempicki für „eine der klügsten“ während des Parteitages hielt, und eine Rede an die Hitler-Jugend über die „Kunst des Gehorsams“. Er betonte zugleich, dass Göring der bei den Massen beliebteste Redner sei²⁵. Seine Berichte über den Parteitag 1936 sind reservierter, es interessiert ihn vor allem die Organisationsweise dieses „großen politischen Spektakels“²⁶.

Aber noch im Januar 1937 erschien sein Artikel, der die bisherige Regierungszeit Hitlers „sine ira et studio“ zusammenfasste. Betont wurde darin zunächst Deutschlands effiziente Außenpolitik: diplomatisches Geschick bei der Beseitigung der Versailler Bestimmungen, die im richtigen Augenblick begonnene anti-sowjetische Agitation sowie die insgesamt erfolgreichen Kontakte zu den Großmächten. Łempicki hob außerdem die Vereinheitlichung des Reiches, die Durchdringung der „Arbeitswelt mit der Idee des Solidarismus“ und die Vergrößerung des militärischen Potentials hervor, was auch einer effektiven Propaganda zu verdanken sei, die Bürger zu überzeugen vermochte, dass „Kanonen wichtiger als Butter“ seien.

Den vom Dritten Reich Verfolgten wurde dabei nur ein kurzer Passus gewidmet:

„Das Leben verschiedener Schichten des deutschen Volkes verläuft heutzutage sicherlich nicht glücklich. Es gibt Schichten, die sich besonders benachteiligt fühlen müssen. Es gibt Menschen, für die die Machtergreifung durch die Nationalsozialisten mit dieser oder jener schrecklichen Tragödie endete. Es gibt sicherlich viele Unzufriedene, und es gibt Kräfte, die gegen die Regierung wirken.“²⁷

²⁴ Vgl. *Zygmunt Łempicki*, Potencjał gospodarczy Niemiec. Na marginesie Targów Lipskich, in: *Kurier Polski*, 08.03.1935.

²⁵ *Zygmunt Łempicki*, Mobilizacja i motoryzacja sił politycznych w Niemczech. Refleksje ze zjazdu narodowo-socjalistycznego w Norymberdze, in: *Kurier Polski*, 22.09.1935.

²⁶ Vgl. *Zygmunt Łempicki*, Kult, reżyseria i organizacja, in: *Kurier Warszawski*, 06.09.1936. Einige Tage später, ohne jedoch den Parteitag zu erwähnen, veröffentlichte er einen Artikel, in dem der Stil des Monologs und das emotionale Denken, also Eigenschaften, die den autoritären politischen Systemen eigen sind, dem Dialog und der Diskussion in der Demokratie gegenübergestellt wurden. Vgl. *Zygmunt Łempicki*, Nowy styl polityki, in: *Kurier Warszawski*, 22.09.1936.

²⁷ *Zygmunt Łempicki*, Cztery lata rządów Hitlera, in: *Kurier Warszawski*, 30.01.1937.

Er konstatierte zwar „eine gewisse Ermüdung und Pulsverlangsamung sogar unter den Regimeanhängern“, gleichzeitig aber glaubte er, einen „starken Überlebenswillen“, eine „außergewöhnliche Ausdauer“ und einen „Glauben“ an Hitler zu bemerken. Die Bilanz lautete folgendermaßen:

„Deutschlands Nerven sind heutzutage etwas angegriffen, und das Land ist ein wenig wirtschaftlich geschwächt, aber es ist ein im Inneren gut organisierter Staat, der eine konsequente Politik führt und der die sich selbst gesetzten Ziele hartnäckig verfolgt.“²⁸

Im Antisemitismus sah Łempicki keinen konstitutiven Bestandteil der NS-Ideologie, sondern lediglich ein „bequemes Ventil“ für die Massen im Angesicht der bestehenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten. Die „demagogische“ und „überzogene“ Rede Goebbels in Nürnberg 1935, in der die Kampagne gegen den Bolschewismus mit dem Kampf gegen die Juden verknüpft wurde, gefiel ihm zwar nicht, aber eine Ausbreitung des Antisemitismus in Deutschland hielt er nicht für möglich:

„Man hat den Eindruck, dass diese ganze Agitation, die heutzutage in die Bereiche des Privat- und Ehelebens reicht und zu zahlreichen tragischen und ernsthaften Konflikten führt, die Psyche des mittleren deutschen Bürgertums, das die Juden doch nie auf eine unangenehme Weise zu spüren bekam, nicht zu tief berührt.“²⁹

Łempickis Aufmerksamkeit galt vorwiegend den strukturellen Veränderungen, die einen Wandel des internationalen Status Deutschlands nach sich zogen. Aus dieser Perspektive kommentierte er auch die Position der Wehrmacht, die Organisation der NS-Presses³⁰, die Stellung Hitlers im Machtgefüge des Staates, die Konflikte innerhalb der NSDAP, den Anschluss Österreichs oder die „moralische Aufrüstung“ des deutschen Volkes³¹.

Obwohl Łempicki die deutsche Kampagne gegen den Bolschewismus zunächst nicht ablehnte, begann er, sich 1936 zu fragen, was es für Polen bedeute, wenn Deutschland den antibolschewistischen Feldzug über seine Grenzen hinaus führen wolle³². Auch die Appeasement-Politik der Großmächte erschien ihm mit der Zeit immer fragwürdiger³³. Allerdings sprach er erst kurz vor dem Münchner Abkommen, das für ihn eine „Erschütterung des Vertrauens und des Glaubens an

²⁸ Ebd.

²⁹ Vgl. *Zygmunt Łempicki*, Mobilizacja i motoryzacja sił politycznych w Niemczech. Refleksje ze zjazdu narodowo-socjalistycznego w Norymberdze, in: *Kurier Polski*, 22.09.1935.

³⁰ Vgl. *Zygmunt Łempicki*, Budowa, przebudowa i rozbudowa w Trzeciej Rzeszy, in: *Kurier Polski*, 09.02.1935; *ders.*, Zmiany w Niemczech?, in: *Kurier Warszawski*, 07.01.1937. Auf die Liquidierung der unabhängigen Presseorgane, die Emigration der Journalisten oder die Zensur in Deutschland ging er aber in der Tagespresse nie direkt ein.

³¹ Vgl. *Zygmunt Łempicki*, Próba wytrzymałości, in: *Kurier Warszawski*, 05.02.1935.

³² *Zygmunt Łempicki*, Ruch i duch w narodowym socjalizmie, in: *Kurier Warszawski*, 19.09.1936.

³³ Vgl. *Zygmunt Łempicki*, Przygrywka i proklamacja, in: *Kurier Warszawski*, 08.09.1937; *ders.*, Sny o pokoju zamiast snów o potędze, in: *Kurier Warszawski*, 25.10.1938; *ders.*, Francja i Niemcy, in: *Kurier Warszawski*, 05.01.1938.

alle internationalen Vereinbarungen“³⁴ bedeutete, von einem „Nürnberger Diktat“, das als Taktik einer einseitigen Lösung internationaler Probleme eine dauerhafte Unruhe in Europa stifte³⁵.

Wenn er die negativen Seiten der Diktatur darstellte, so tat er dies meistens in Artikeln, die die „totalen“, „dynamischen“ oder „autoritativen“ Länder insgesamt, also nicht nur Deutschland, sondern auch die Sowjetunion und Italien, behandelten. Somit stellte er die Problematik in einen breiteren Kontext und berief sich nur indirekt auf deutsche Zustände. Auf diese Weise interpretierte er z. B. die Rolle von politischen Mythen, das Funktionieren der Propaganda, die Zerstörung der öffentlichen Meinung oder die Nivellierung der Kultur³⁶. Erst seit April 1939, als die deutsch-polnischen Beziehungen direkt vor dem Abbruch standen, publizierte Zygmunt Łempicki im „Kurier Warszawski“ etwa zwei Dutzend eindeutig kritische Artikel über Deutschland, wobei er die Mechanismen der gegen Polen gerichteten NS-Außenpolitik ins Zentrum der Aufmerksamkeit rückte.

Über das intellektuelle Leben im Dritten Reich ließ sich Łempicki nur spärlich aus, obwohl er gerade in diesem Bereich als Experte hätte auftreten können. Im Kontext der Leipziger Technischen Messe 1935, von der er sichtlich beeindruckt war, schrieb er:

„Vielleicht wird die Geschichte irgendwann den Nationalsozialisten ihre verschiedenen kulturellen ‚Reformen‘ verzeihen und ihre Losungen und Parolen nachsichtig vergessen, in Anerkennung dessen, was sie zur Überwindung oder zumindest zur Erschütterung des Glaubens beigetragen haben, die Maschine tötete die Arbeit des Menschen und förderte die Arbeitslosigkeit.“³⁷

Die Tagung der Deutschen Philosophischen Gesellschaft im September 1936 fasste er ironisch zusammen:

„Die ganze Sache reduziert sich darauf, dass diejenigen, die im heutigen Deutschland philosophieren könnten, keinen großen Mut haben zu reden oder zu schreiben. Was sie jetzt als ihre Pflicht zu sagen erachten, ist das – ich will sie, Gott behüte, keiner Falschheit bezichtigen –, worüber sie noch vor einigen Jahren gar nicht reden wollten.“³⁸

³⁴ *Zygmunt Łempicki*, Wstrząs moralny, in: *Kurier Warszawski*, 24. 09. 1938. In einem kurz zuvor erschienenen Text betonte er allerdings, dass die Tschechoslowakische Republik nicht ganz unschuldig sei, weil ihre Annäherung an die Sowjetunion Hitlers Vorgehen erleichterte. Vgl. *ders.*, W obliczu rozstrzygnięć, in: *Kurier Warszawski*, 21. 09. 1938.

³⁵ Vgl. *Zygmunt Łempicki*, Genewa i Norymberga, in: *Kurier Warszawski*, 17. 09. 1938.

³⁶ Vgl. *Zygmunt Łempicki*, Rytm dziejów a zagadnienia chwili, in: *Kurier Polski*, 31. 03. 1934; *ders.*, Cel i droga, in: *Kurier Polski*, 17. 06. 1934; *ders.*, Opinia i propaganda, in: *Kurier Polski*, 09. 09. 1934; *ders.*, Wiara i bałwochwalstwo, in: *Kurier Polski*, 24. 12. 1935; *ders.*, Prawdziwe i rzekome demokracje, in: *Kurier Warszawski*, 11. 06. 1937; *ders.*, Totalizm jako sztuka rządzenia, in: *Kurier Warszawski*, 31. 08. 1937; *ders.*, Totalizm czy nullizm, in: *Kurier Warszawski*, 27. 11. 1937; *ders.*, Szkodliwe złudzenia, in: *Kurier Warszawski*, 11. 09. 1938. Manchmal bezieht sich die bei dieser Gelegenheit formulierte Kritik auch auf die in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre immer stärker werdenden autoritären Tendenzen in Polen.

³⁷ Vgl. *Zygmunt Łempicki*, Potencjał gospodarczy Niemiec. Na marginesie Targów Lipskich, in: *Kurier Polski*, 08. 03. 1935.

³⁸ *Zygmunt Łempicki*, Filozofia a życie. Berlin we wrześniu. XIII Zebranie Niemieckiego Towarzystwa Filozoficznego „Dusza i duch“, in: *Kurier Warszawski*, 27. 09. 1936.

Auf die Anwesenheit Ludwig Klages hinweisend, erklärte Łempicki, dass der Begriff des Geistes der Nation und des Staates, dem sich alle Individuen untergeordnet fühlen, in Deutschland am aktuellsten sei. Am Beispiel des Vortrags von Eduard Spranger, den – dies wurde eindeutig betont – der Philosoph mit einem Hitlergruß begann, zeigte er, wie einer der bekanntesten deutschen Wissenschaftler, die Kommunikationsgemeinschaft der Menschen in den Vordergrund stellend, mit dieser Vorstellung umzugehen versuchte.

Gelegentlich ging Łempicki in seinen Artikeln auch auf Texte von prominenten Vertretern der NS-Wissenschaft ein. Ernst Kriek wurde von ihm als Repräsentant einer biologistischen Anthropologie, die „das Kollektiv zum einzig entscheidenden und maßgebenden Faktor im kulturellen Leben“ erhebt, der traditionellen philosophischen Anthropologie, die sich – als Gegenbeispiel kommt Max Scheler vor – auf das Individuum und seine Lebensideale bezieht, gegenüber gestellt³⁹. Łempicki verzichtete jedoch auf zugespitzte Polemik gegen Kriecks Thesen, wovon auch der harmlose Titel des Artikels „Moda w nauce“ [Eine Mode in der Wissenschaft] zeugt.

Alfred Baeumler kommt dagegen nur am Rande vor in Łempickis Ausführungen über das Rassenkonzept von Ludwik Gumpłowicz, der – so der Verfasser – die Rasse soziologisch auffasste⁴⁰. Łempicki stellte Gumpłowicz in einen Zusammenhang mit Theodor Litt und wies darauf hin, dass Baeumler in Anlehnung an Rosenberg Litts Konzept bekämpft hatte. Der Artikel konzentriert sich auf die Entwicklung des Rassengedankens in Deutschland bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts. Die aktuelle Situation interessierte Łempicki kaum.

4. Andere Aktivitäten Łempickis auf dem Gebiet der deutsch-polnischen Beziehungen

In seiner Einstellung zum nationalsozialistischen Deutschland gelang es Zygmunt Łempicki nicht, die Haltung eines kritischen Interpreten einzunehmen. Als Piłsudski-Anhänger, der die seit 1934 sich verbessernden deutsch-polnischen Beziehungen begrüßte, gehörte er zu den polnischen Intellektuellen, die diese Entwicklung energisch unterstützten. Dies geschah zunächst durch seine Tätigkeit als Journalist, indem er mehrmals als offizieller Vertreter der polnischen Presse in NS-Deutschland weilte. Bereits Ende April 1934 befand sich sein Name auf der Liste der am ersten Ausflug ins Dritte Reich beteiligten Journalisten aus Polen. Er trat dabei auch an die Öffentlichkeit, wovon seine beiden Reden zeu-

³⁹ Vgl. *Zygmunt Łempicki*, *Moda w nauce*, in: *Kurier Warszawski*, 12.06.1937. Dabei wurde Kriek in Polen bereits früher kritisiert, als 1934 die Übersetzung seines Buches „Die nationalpolitische Erziehung“ erschien, die negative Besprechungen nach sich zog. Vgl. *Jan Janiak*, *Kształcenie i wychowanie w III Rzeszy w opinii publicystyki pedagogicznej z lat 1933–1939*, in: *Przegląd Humanistyczno-Oświatowy* 30 (1987) 443–461, hier 447–450.

⁴⁰ Vgl. *Zygmunt Łempicki*, *Rasa i rasizm*, in: *Kurier Warszawski*, 11.08.1938.

gen, darunter eine Entgegnung auf die Ansprache Hans Franks, des damaligen Justizministers in München. Als „Ehrengast“ repräsentierte er die polnische Presse 1935 und 1936 auf den Nürnberger Parteitag. Auch von der Essener „Nationalzeitung“ wurde er nach Deutschland eingeladen.

Die Akzeptanz bzw. Affirmation einiger sozialer Phänomene NS-Deutschlands macht sich auch in den gymnasialen Lehrbüchern für Deutsch bemerkbar, deren Mitautor er zwischen 1935–1937 war. Gelobt wurden vor allem die Sozialpolitik (KdF), die Klassensolidarität (Winterhilfswerk, sozialer Wohnungsbau), die Erziehung der Jugend zur Arbeit (Arbeitsdienst, Landjahr, Reichsberufswettkampf) sowie die Wirtschaftspolitik (Autobahnen). Es kamen darin auch einige recht verharmlosende Texte über die Naziprominenz (z. B. Göring als erfolgreicher Jagdfliegerpilot im Ersten Weltkrieg) oder die Geschichte der NSDAP vor⁴¹. Łempicki war darüber hinaus Mitherausgeber einer mehrbändigen Enzyklopädie für die Jugend, die ein absolutes Novum auf dem damaligen polnischen Markt der Jugendliteratur darstellte. Darin neigte er ebenfalls manchmal zu Kompromisslösungen bzw. einer inkonsequenten Darstellung der Wirklichkeit im NS-Staat. So bekam der Leser des im fünften Band ohne Autorenangabe gedruckten Eintrags über Adolf Hitler aus dem Jahre 1939 den Eindruck, dieser sei ein ganz normaler Staatsmann, auch wenn im dritten Band in einem vom polnischen Soziologen Aleksander Hertz verfassten Eintrag über den Nationalsozialismus alle grundlegenden Elemente der NS-Ideologie kritisch geschildert wurden⁴².

Im Bereich der deutsch-polnischen Kontakte unterstützte Łempicki zudem mehrere offizielle Initiativen: Bei der Eröffnung des Deutsch-Polnischen Instituts 1935 in Berlin hielt er einen Vortrag über Polen in der deutschen Literatur nach dem Novemberaufstand von 1863. Dieses Thema gehörte übrigens in der Epoche der deutsch-polnischen Annäherung zu den Standardmotiven. Mitte 1937 war Łempicki, so der damalige deutsche Botschafter in Warschau, Hans-Adolf von Moltke, zu dem dieser sehr gute Kontakte unterhielt, der „eigentliche treibende Geist“ beim Aufbau der Polnisch-Deutschen Gesellschaft⁴³. 1938 gehörte er der Delegation zur Eröffnungsfeier der Deutsch-Polnischen Gesellschaft in Berlin an.

Die Polnisch-Deutsche Gesellschaft begann ihre offizielle Tätigkeit zögerlich erst Anfang Februar 1938. Bei der Eröffnungsveranstaltung hielt Łempicki ein Referat über nationale und internationale Kultur⁴⁴. Der Wortlaut des Vortrags ist nicht überliefert. Im selben Jahr erschien aber in „Przegląd Współczesny“ (Zeitgenössische Rundschau) Łempickis Aufsatz „O życiu narodowym i międzynaro-

⁴¹ Vgl. *Maria Gierlak*, Deutschunterricht und Politik. Das Deutschlandbild in den polnischen Schulbüchern für Deutsch als Fremdsprache in Polen (1933–1945) vor dem Hintergrund der deutsch-polnischen Beziehungen (Toruń 2003) 82–84; im Folgenden zitiert *Gierlak*, Deutschunterricht.

⁴² Ebd. 135–137.

⁴³ Vgl. PAAA, Botschaft Warschau 201, Verleihung von Ehrendoktorwürden an polnische Wissenschaftler durch deutsche Universitäten: Schreiben von Moltkes an das AA vom 21. 12. 1937.

⁴⁴ Vgl. *Bogusław Drewniak*, Polen und Deutschland 1919–1939. Wege und Irrwege kultureller Zusammenarbeit (Düsseldorf 1999) 34.

dowym“ (Über das nationale und internationale Leben), der vermutlich an die Thesen des Vortrags anknüpft. Łempicki fasste darin das Problem des kulturellen Zusammenwirkens aus einer abstrakten und zugleich breiten gesamteuropäischen Sicht zusammen und stellte den internationalen Kulturaustausch aus historischer (hier hob er u. a. die Bedeutung des Liberalismus hervor) und geisteswissenschaftlicher Perspektive dar. Von den aktuellen Auseinandersetzungen zwischen nationalistisch und international orientierten Kulturauffassungen ausgehend, wies er auf die fundamentale Rolle der nationalen Traditionen bei der Entstehung von großen geistigen Strömungen und Stilrichtungen hin. Hinweise auf die Lage in NS-Deutschland sind in dem publizierten Text nur flüchtig. Zur Bezeichnung einer alternativen Position zu der nationalistischen Kulturauffassung benutzt er in der Einleitung den schon in der Weimarer Republik gebräuchlichen und seit 1933 bei der Auseinandersetzung mit avantgardistischer und „jüdischer“ Kunst massiv eingesetzten Begriff des „Kulturbolschewismus“. Indem Łempicki ihn als „nicht unbedingt kommunistische, aber in vielerlei Hinsicht dem Kommunismus nahe stehende Kultur“ definierte, ging seine Interpretation eher in die von der rechten deutschen Kulturszene bevorzugte Richtung. Gleichzeitig scheute er sich aber nicht, das für die NS-Kulturpolitik höchst unangenehm klingende Wort „Nazintern“ zu verwenden, das den Gegnern des „Nationalismus“ als Bezeichnung für die kulturelle Zusammenarbeit zwischen den „nationalistischen Staaten“ diene und dessen Ähnlichkeit mit dem Begriff „Komintern“ deutlich hervorhob. Die Bereitschaft zur Entwicklung der internationalen intellektuellen Kooperation sah er sowohl in der Tätigkeit des Völkerbundes als auch in der Politik der „totalen Staaten“, die ebenfalls Kontakte mit dem Ausland anstrebten⁴⁵. Und in seiner an Dilthey und Spranger anschließenden Analyse des Lebensbegriffs wurde eine vorsichtige Kritik an dem in der nationalsozialistischen Wissenschaft vorherrschenden Interesse am Leben „auf der vegetativen Ebene“ spürbar, die er allerdings sofort durch die Feststellung abmilderte, dass unter dieser ideologischen Hülle auch eine richtige Überzeugung stecke:

„Stammes- und Rasselemente haben manchmal eine sehr klare Bedeutung. In der Kultur hört man auch die Stimme des Blutes, und die Kategorie des Raums hilft manchmal sehr bei der Erklärung der geistigen Phänomene, die in der Kultur des 19. Jahrhunderts zu einseitig nur aus der zeitlichen Perspektive betrachtet wurden. Man darf also die Rolle und Bedeutung dieser Elemente nicht übermäßig vergrößern, es wäre aber falsch, sie zu unterschätzen.“⁴⁶

Zu den Aufgaben der Polnisch-Deutschen Gesellschaft gehörte u. a. die Organisation von Vorträgen deutscher Gäste in Polen. Bis zum Jahresende 1938 fanden allerdings außer der Eröffnungsfeier keine weiteren Veranstaltungen statt⁴⁷. Erst

⁴⁵ Vgl. Zygmunt Łempicki, *O życiu narodowym i międzynarodowym*, in: *Przegląd Współczesny* 17 (1938) 321–337, hier 321.

⁴⁶ Ebd. 330.

⁴⁷ In den Akten der deutschen Botschaft in Warschau befindet sich ein nicht signierter und undatierter, äußerst kritischer Bericht über die Aktivität der Gesellschaft, in dem u. a. betont wird, dass diese Institution weder über eigene Räume noch notwendige Finanzmittel verfügen würde.

im Spätherbst unternahm Łempicki den Versuch, eine Vortragsreihe zu organisieren. Auf der Einladungsliste der Gesellschaft befanden sich: Eugen Fischer, Ernst Kriek, Ferdinand Sauerbruch, Eduard Spranger, Albert Speer, Gertrud Scholtz-Klink und Heinrich Strohm, der damalige Direktor der Hamburgischen Staatsoper, der sich nach 1934 u. a. um die Aufführung von polnischen Musikstücken in Deutschland verdient gemacht hatte. Am schnellsten reagierte Eugen Fischer, der damalige Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik, der bereit war, schon Ende November über Vererbungsfragen zu referieren. Dieser Vortrag konnte aber nicht stattfinden, weil – wie Łempicki von Moltke mitteilte – die übrigen Vorstandsmitglieder und der Rektor der Universität beschlossen hätten, mit der Vortragssaison erst später zu beginnen⁴⁸. Zustande kamen nur der Vortrag von Ferdinand Sauerbruch, der zu einem wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Ereignis in Warschau wurde, sowie der Besuch des später eingeladenen Berliner Germanistikprofessors Franz Koch. Łempicki hielt jedes Mal die Begrüßung und führte in die Vorträge ein. Bei der Begrüßung Kochs betonte er, dass der Gast der erste Germanistikprofessor aus Deutschland sei, der Polen besuche. Der Inhalt der beiden Vorträge Kochs war dann deutlich ideologisch geprägt⁴⁹.

5. Łempickis öffentliche Wirkung in den Augen der Zeitgenossen

Zygmunt Łempickis Engagement in den deutsch-polnischen Beziehungen war in der polnischen oppositionellen Öffentlichkeit, die die 1934 initiierte deutsch-polnische Verständigung mit Argwohn betrachtete, nicht sehr populär. Seine neuen gymnasialen Lehrbücher stießen in der Fachzeitschrift des polnischen Neuphilologenverbandes auf Kritik⁵⁰. Manche seiner journalistischen bzw. organisatorischen Tätigkeiten riefen ebenfalls Kontroversen hervor. Die Deutschlandreise polnischer Journalisten im Jahre 1934 wurde in der führenden linksliberalen Wochenzeitschrift für Literatur „Wiadomości Literackie“ (Literarische Nachrichten) von Antoni Słonimski, einem der bekanntesten Feuilletonisten der Zwischenkriegszeit, scharf angegriffen. Słonimski erwähnte Łempickis Namen nicht, das

Im Jahr 1938 hätten außer der Eröffnungsfeier nur zwei bescheidene Empfänge von deutschen Gästen stattgefunden, an denen maximal zwölf Personen teilgenommen hätten. Vgl. PAAA, Botschaft Warschau, 196, Deutsch-polnische Kulturpropaganda 1935–1939, Bd. 1: Tätigkeit der Polnisch-Deutschen Gesellschaft.

⁴⁸ Vgl. PAAA, Kulturabteilung, R 61310: Schreiben von Moltkes an AA vom 08. 11. 1938, Schreiben der Botschaft an AA vom 11. 11. 1938.

⁴⁹ Zum Aufenthalt von Sauerbruch vgl. *Bogusław Drewniak*, Polen und Deutschland 1919–1939. Wege und Irrwege kultureller Zusammenarbeit (Düsseldorf 1999) 43. Den Wortlaut der beiden Vorträge Kochs rekonstruiert Höppner, vgl. *Wolfgang Höppner*, Der Berliner Germanist Franz Koch in Warschau. Aspekte der Wissenschaftspolitik des „Dritten Reiches“ im okkupierten Polen, in: *Convivium. Germanistisches Jahrbuch Polen* (1997) 61–82, hier 63–66.

⁵⁰ Vgl. *Herman Sternbach*, Z. Łempicki, G. Elgert, Deutsch. Podręcznik języka niemieckiego do IV klasy gimnazjalnej, in: *Neofilolog* 8 (1937) 256–260.

ganze Vorhaben wurde jedoch regelrecht verrissen⁵¹. Auch die Gründung der Polnisch-Deutschen Gesellschaft stieß auf Ablehnung; hier protestierte das in Warschau erscheinende größte polnischsprachige jüdische Tageblatt „Nasz Przegląd“ (Unsere Rundschau). Genannt wurde dabei der prominente, mit dem Piłsudski-Lager verbundene Schriftsteller Juliusz Kaden-Bandrowski – der wohl bekannteste Schirmherr dieser Initiative. Einige regierungstreue wie auch oppositionelle Regionalzeitungen der westlichen Woiwodschaften druckten die Kritik des „Nasz Przegląd“ in ihrer Presseschau ab⁵².

Der Lemberger Mathematiker Hugo Steinhaus zählte Zygmunt Łempicki in seinen nach dem Krieg erschienenen Erinnerungen zu den Anhängern einer „Freundschaft mit Hitlerdeutschland“. Dabei berief er sich zwar nicht auf zuverlässige Quellen, sondern auf Gerüchte über die Deutschlehrbücher, aber die Tatsache, dass Informationen dieser Art im Umlauf waren, zeugt davon, dass Łempickis Wirken nicht unumstritten war⁵³.

Die deutsche Seite wiederum, die sowohl ein Gutachten über Łempickis Zeitungstexte in der Publikationsstelle Berlin-Dahlem erstellen ließ, als auch die Reiseberichte von den Deutschen auswertete, die Polen besucht hatten, fand Łempickis Engagement unzureichend und betrachtete ihn als einen „unsichere[n] Kantonist[en]“⁵⁴, der im Grunde genommen „der Politik der großen Demokratien zuneigt und die ‚totalen Staaten‘ in ihrem Wesenskern ablehnt“⁵⁵. Oder – wie in einem denunziatorischen Bericht einer deutschen Journalistin nachzulesen ist – sich gar „gewissermaßen schämt, in der deutsch-polnischen Zusammenarbeit tätig zu sein“⁵⁶. Das Reichserziehungsministerium ging deshalb auf von Moltkes Vorschlag nicht ein (der von Franz Koch ohne Begeisterung unterstützt wurde), Łempicki die Ehrendoktorwürde einer deutschen Universität zu verleihen.

Zusammenfassend ist festzustellen, dass Zygmunt Łempickis kompromissbereite Haltung zum nationalsozialistischen Deutschland nicht nur auf seine Einstellung zu Piłsudski und die Spezifika der deutsch-polnischen Beziehungen in der

⁵¹ Vgl. *Gierlak*, Deutschunterricht 139–140.

⁵² Vgl. ebd. 142–143.

⁵³ Vgl. ebd. 141.

⁵⁴ Vgl. Reisebericht Franz Kochs an den Rektor der Berliner Universität vom 06.02.1939. UA. Personalakte Franz Koch. U.K., K. 203, Bd. 1, Bl. 107–108, zit. nach: *Höppner*, Der Berliner Germanist Franz Koch in Warschau. Aspekte der Wissenschaftspolitik des „Dritten Reiches“ im okkupierten Polen, in: *Convivium. Germanistisches Jahrbuch Polen* (1997) 61–82, hier 67.

⁵⁵ Vgl. BAArch, Publikationsstelle Berlin-Dahlem, R 153/43: Anlage zum Schreiben der Dienststelle des Außerordentlichen und Bevollmächtigten Botschafters des Deutschen Reiches an die Publikationsstelle des Geheimen Staatsarchivs Berlin-Dahlem vom 26.01.1938; vollständig abgedruckt in: *Gierlak*, Deutschunterricht 147–148.

⁵⁶ Vgl. PAAA, Kulturpolitische Abteilung, R 61310: Schreiben des Präsidenten der Deutsch-Polnischen Verbindungsstelle, des Obergruppenführers und OSAF von Pfeffer an das Ministerium für Volksaufklärung und Propaganda vom 12.02.1939, vollständig abgedruckt in: *Maria Gierlak*, *Obraz Niemiec hitlerowskich w podręcznikach szkolnych i publicystyce Zygmunta Łempickiego*, in: *Surowska*, Zygmunt Łempicki 39–73, hier 70–72; dort auch Näheres zur Entstehung dieses Dokuments.

Zwischenkriegszeit zurückgeführt werden kann. Sie muss auch in einen breiteren europäischen Kontext platziert werden. Denn die affirmative Wahrnehmung des Dritten Reiches durch manche Auslandsgermanisten war nicht nur in Polen anzutreffen⁵⁷. Hugh Ridley schreibt über das bis zum Kriegsausbruch vorherrschende Bild der deutschen Kultur in der NS-Zeit in „German Letters and Life“, der in Oxford herausgegebenen germanistischen Fachzeitschrift:

„Hier spiegelte sich von Anfang an die Konfusion über das Studienobjekt wider, und in den ersten Jahrgängen, die vor dem Krieg erschienen, wird ein sehr gemischtes Bild des deutschen Faschismus vermittelt. Einiges war der damaligen Gesinnung zuzuschreiben, wie etwa die Aufnahme eines Beitrags zur Rasse und nordischen Rasse oder einer begeisterten Schilderung einiger Aspekte von Kraft durch Freude und den Arbeitslagern. Geschah es aber nur aus Höflichkeit, daß Kolbenheyer sein Verständnis des Romans beisteuern durfte? Warum musste man dem SA-Lyriker Schumann eine ähnliche Höflichkeit erweisen? Daß Hans Grimm mehrfach gefeiert wurde, ist komplexer: Der Vergleich mit Thomas Mann als Gleichgestelltem hing wohl mit der englischen Annahme zusammen, daß Mann eine deutsche Variante von John Galsworthy darstellte, hatte aber auch mit dem Lippoldsberger Treffen zu tun, wo Grimm als Anzeichen seiner Selbständigkeit eine uniformfreie, sozusagen ‚stilvolle‘ Tagung, Gastfreundschaft und Respekt bot. So wurde es möglich, in unpolitischer Form die Kultur des Dritten Reiches zu akzeptieren. Die innere Emigration war zum Teil auch eine Erfindung der Auslandsgermanisten, weil sich in ihr die eigene Akzeptanz widerspiegelte.“⁵⁸

Einige der vor dem Zweiten Weltkrieg erschienenen englischen Schul- und Lesebücher für Deutsch als Fremdsprache enthielten ebenfalls – was von der NS-Lehrbuchkritik mit Genugtuung registriert wurde – positive oder zumindest neutrale Informationen über Adolf Hitler, den Aufstieg des Nationalsozialismus oder die Hitlerjugend⁵⁹.

Es wäre zudem in diesem Zusammenhang darauf hinzuweisen, dass die Beharrungskraft der Bilder im Bereich der Imagologie von Ländern sehr stark ist. Vom Ausland her gesehen – und Hitler trug trotz seiner Revolutionsrhetorik durch manche politische Entscheidung und eine geschickte Propaganda wesentlich dazu bei – überwogen in den dreißiger Jahren trotz zahlreicher aus dem Reich kommender schlechter Nachrichten oft noch ältere Deutschlandvorstellungen. Vielen ausländischen Betrachtern erschien die „Machtergreifung“ – so Angela Schwarz

⁵⁷ Nicht alle Leiter von germanistischen Lehrstühlen in Polen verhielten sich unkritisch dem NS-Regime gegenüber. Jan Berger aus Posen, der laut den Angaben des dortigen Konsulats seinen Studenten sowohl die in Deutschland verbotenen Bücher empfahl als auch eine Bücherspende der Botschaft mit regimekonformer Literatur ablehnte, sowie der Österreicher Victor Dollmayr aus Lemberg, der – so das Urteil des Krakauer Konsulats – nicht nur den Anschluss missbilligte, sondern während seiner Lehrveranstaltungen das „Dritte Reich“ offen kritisierte, schnitten in den Polenberichten der deutschen Botschaft am schlechtesten ab. Vgl. Maria Gierlak, *Obraz Niemiec hitlerowskich w podręcznikach szkolnych i publicystyce* Zygmunta Łempickiego, in: *Surowicka*, Zygmunt Łempicki 39–73, hier 66–67.

⁵⁸ Hugh Ridley, *Fremdsprachenphilologien – antitheoretisch und affirmativ? Über die beschämende Harmlosigkeit der Auslandsgermanistik*, in: *Mitteilungen des Marbacher Arbeitskreises für Geschichte der Germanistik* 21/22 (2002) 26–28, hier 27.

⁵⁹ Vgl. Ernst Stöbe, *Das Deutschlandbild in englischen Schulbüchern für Deutsch* (Göttingen 1939) 13–18, 45–50.

in ihrem Buch über britische Augenzeugenberichte aus dem nationalsozialistischen Deutschland – keineswegs als eine merkliche Zäsur in der deutschen Politik:

„Die Machtübernahme galt nur einem Teil der Beobachter in Deutschland und erst recht im Ausland als etwas Neues, qualitativ Anderes, als eine Abkehr vom System der Weimarer Republik in der Gestalt der Präsidialkabinette. Fast ausschließlich bildeten die bereits bestehenden Bilder von Deutschland die Matrix, auf der die Bilder vom Nationalsozialismus entstanden. Neue Informationen führten nicht zu einem neuen Bild, in vielen Fällen nicht einmal zu einer Erweiterung des vorhandenen. Hitler und seine Bewegung wurden mühelos in die althergebrachten Vorstellungen von Deutschland eingereiht, in deutschfreundliche ebenso wie in deutschfeindliche.“⁶⁰

Auch Zygmunt Łempicki unterschätzte bis in die späten 1930er Jahre die Gefährlichkeit und Einzigartigkeit des Nationalsozialismus in der deutschen Geschichte.

Seinen inkonsequenten Ansichten über Deutschland widersprach diametral das letzte Kapitel seines Lebens. Bereits im September 1939 wurde er zum ersten Mal inhaftiert, kam aber dank der Fürsprache eines seiner deutschen Studenten wieder frei. Danach arbeitete er an der Polonistischen Fakultät der Warschauer Untergrunduniversität, bis er 1942 erneut verhaftet wurde.

Zygmunt Łempicki starb am 21. Juni 1943 im Konzentrationslager Auschwitz.

Summary

Zygmunt Łempicki (1886–1943), professor of German Language and Literature at the University of Warsaw, was not only the most renowned specialist in German studies of the interwar period, but also worked as a textbook author and journalist. As such, he specialized in the complex of political problems concerning Germany, among other subjects. As a follower of Józef Piłsudski, Łempicki not only ranked among the most dedicated supporters of a policy of rapprochement between Poland and Germany as it was established by the non-aggression pact of January 26th 1934. In this paper his newspaper articles, in which he attempted to fill in the Polish readers on the development of the situation in Nazi Germany, are analyzed. His textbooks on the German language and his multiple organizational activities concerning German-Polish relations are also scrutinized. Łempicki's compromising attitude toward the Third Reich was appreciated by neither the Polish public nor by the Nazi government, albeit for different reasons.

⁶⁰ *Angela Schwarz*, Die Reise ins Dritte Reich. Britische Augenzeugen im nationalsozialistischen Deutschland 1933–1939 (Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts London 31, Göttingen, Zürich 1993) 52–53.

Katrin Steffen

Migration, Transfer und Nation

Die Wissensräume polnischer Naturwissenschaftler im 20. Jahrhundert

In diesem Beitrag stehen die polnischen Wissenschaftler und Experten Ludwik Hirszfeld und Jan Czochralski, der eine ein Mikrobiologe und Serologe, der andere ein Metallforscher und Chemiker, im Vordergrund¹. Beide waren zu ihren Lebzeiten zu Beginn des 20. Jahrhunderts sehr bekannte Wissenschaftler und Praktiker, sie waren Teil einer europäischen Wissenselite in den Natur- und Technikwissenschaften und gehörten als Experten zu den zentralen Figuren des 20. Jahrhunderts². Beide verließen das engere Feld ihrer Expertise gelegentlich, wenn sie Gedichte und Aphorismen verfassten, doch blieb diese Art der literarischen Betätigung weit hinter der wissenschaftlichen Textproduktion zurück³. Beide hatten in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg in Deutschland gelebt und ge-

¹ Zu beiden Wissenschaftlern liegen verschiedene biographische Skizzen vor, zu Ludwik Hirszfeld etwas mehr als zu Jan Czochralski, wobei in bezug auf die transnationalen Aspekte beider Leben umfassende und kritische Betrachtungen noch ausstehen. Den Lebenslauf von Jan Czochralski hat vor allem der Physiker Paweł E. Tomaszewski intensiv aufgearbeitet, dem ich für Gespräche, Anregungen, Korrespondenz und Materialien aus seinem privaten Archiv sehr zu Dank verpflichtet bin. Zu Czochralski siehe *Paweł Tomaszewski, Jan Czochralski i jego metoda* = Jan Czochralski and his method (Wrocław 2003); im Folgenden zitiert: *Tomaszewski, Czochralski*; sowie *Katrin Steffen, Wissenschaftler in Bewegung: Der Materialforscher Jan Czochralski zwischen den Weltkriegen*, in: *Journal of Modern European History: Technological Innovation and Transnational Networks: Europe between the Wars* 6/2 (2008) 237–269; im Folgenden zitiert: *Steffen, Wissenschaftler in Bewegung*. Zu Ludwik Hirszfeld siehe *Waldemar Kozuschek, Ludwik Hirszfeld (1884–1954). Rys życia i działalność naukowa* (Wrocław 2005); *Marek Jaworski, Ludwik Hirszfeld* (Warszawa 1977); *Jakob W. Gilsobn, Prof. Dr. Ludwig Hirszfeld* (München 1965). Zudem ist zuletzt seine bislang nur auf Polnisch erschienene Autobiographie ins Englische übersetzt und mit einer instruktiven Einleitung versehen worden: *Ludwik Hirszfeld, The story of one life*, hrsg. v. *Marta A. Balińska und William H. Schneider* (Rochester studies in medical history 16, Rochester, NY 2010); im Folgenden zitiert: *Hirszfeld, Story*. Wegen der leichteren Zugänglichkeit zitiere ich in dieser Skizze aus der englischen Übersetzung der Autobiographie.

² So *Margit Szöllösi-Janze, Der Experte als Schachspieler. Thesen zum Verhältnis von Wissenschaft und Krieg*, in: *Forschungsberichte aus dem Duitsland Instituut Amsterdam, Universiteit van Amsterdam* 5 (2009) 34–47, 34: Themenschwerpunkt: Expertenkulturen im Spannungsfeld von Wirtschaft und Politik.

³ Siehe zum Beispiel *Ludwik Hirszfeld, Myśli [Gedanken]* (Wrocław 1964); sowie *Zygmunt Sagan, Wybrane sentencje Prof. Dra Ludwika Hirszfelda* [Ausgewählte Sentenzen von Ludwik Hirszfeld], in: *Archiwum Historii i Filozofii Medycyny* 49/3 (1986) 319–333 und *Tomaszewski, Czochralski* 27.

arbeitet. Hirszfild kehrte im Jahr 1919 nach Polen zurück, Czochralski unternahm diesen Schritt knapp zehn Jahre später. Beide lebten transnationale Leben, waren Teil mindestens einer deutschen und polnischen Wissenskultur.

Sie waren Teil einer Gruppe von international orientierten Experten, und es erscheint sehr lohnend zu sein, deren Interaktion mit der Gesellschaft und deren von ihrem Gegenstand geprägte Expertise zu untersuchen wie auch die Art und Weise, wie sie versuchten, dieser Expertise den Status eines universalen und damit handlungsleitenden Wissens zu verleihen. Der hier gewählte biographische Zugriff ermöglicht es, die Entstehung des Experten und von Expertise als Ergebnis einer engen Verknüpfung von wissenschaftlichen, technischen, aber auch kulturellen und politischen Faktoren zu begreifen. So lässt sich eine transnationale Wissensgeschichte schreiben, die die unterschiedlichen institutionellen und politischen Kontexte der Entstehung von Expertise einbezieht und nach deren Handlungsrelevanz fragt. Darüber hinaus soll in dieser Skizze folgenden Fragen nachgegangen werden:

Zum einen geht es um den Status und die Autorität des einzelnen Wissenschaftlers in derjenigen staatlichen und nationalen Ordnung, in der er sich gerade befindet, was die Frage nach der Selbstverortung der Wissenschaftler beinhaltet und danach, ob eine Krisenerfahrung oder der Wechsel einer Staatsordnung, wie im Fall der Nationsbildung Polens 1918, Auswirkungen auf die Wissenschaftler und auf – wie auch immer geartete – nationale Wissenschaftskulturen hatten, das heißt, es geht um den Zusammenhang von politischer Ordnung und nationaler Wissenschaftskultur.

Zum anderen ergibt sich zentral die Frage, welchen Einfluss Migration und Wissenstransfer auf solche Kulturen bzw. auf Innovationen und die Generierung von Wissen hatten und wie beide zur Institutionalisierung von Wissen und Expertise beitrugen, also danach, wie Wissen in Europa und konkret in diesem Fall in Deutschland und Polen miteinander verflochten war – eine Frage, die sich vor allem dann gut beantworten lässt, wenn man ein Konzept von Mobilität als Rahmen wählt, die Lebensgeschichten transnational betrachtet und nicht die Nation als alleinigen Bezugspunkt nimmt. Die Verflechtung von Wissen wiederum wirft die Frage auf, wie Wissen im Prozess von Migration und Transfer angeeignet oder auch abgewehrt wurde.

Parallelitäten und Divergenzen

Die Leben von Jan Czochralski und Ludwik Hirszfild, der erste geboren 1884 im preußischen, der zweite 1885 im russischen Teilungsgebiet Polens, verliefen bis 1939 in vergleichbaren, fast parallelen Bahnen. Beide verließen die polnischen Teilungsgebiete im späten 19. Jahrhundert, um im benachbarten Deutschland zu studieren, zu arbeiten und jeweils erfolgreich zu forschen. Hirszfild betätigte sich vor allem in der Blutgruppenforschung an den Universitäten in Würzburg, Berlin und Heidelberg, Czochralski in den großen Forschungslaboratorien der Metall-

industrie der Allgemeinen Elektrizitätswerke (AEG) in Berlin und der Metallgesellschaft in Frankfurt am Main, über die eine Verwissenschaftlichung der Industrieproduktion und eine Verknüpfung von Militär, Industrie und Technowissenschaften stattfand⁴. In Deutschland publizierten beide jeweils bedeutende Entdeckungen in ihrem Wissensgebiet: Der Chemiker und Pionier der Halbleiter- und Materialforschung Jan Czochralski erfand neben zahlreichen wichtigen Metalllegierungen auch eine Methode, nach der noch heute 95 Prozent der Weltproduktion an einkristallinem Silizium für die Mikroelektronik hergestellt wird⁵. Auf den Mikrobiologen Ludwik Hirszfeld wiederum geht die Einteilung in die Blutgruppen A, AB, B und 0 zurück; zudem stellte er gemeinsam mit Emil von Dungen die Erblichkeit der Blutgruppen fest⁶.

Beide Entdeckungen fielen in eine Zeit, in der Gewissheiten in den Wissenschaften ebenso erschüttert wurden wie alle Lebensbereiche zunehmend einer säkularen Verwissenschaftlichung unterlagen⁷. Die Erweiterung des Machbaren in den Natur- und Technikwissenschaften war durch eine Reihe von Erfindungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gerade in der Chemie und der Bakteriologie, aber auch im Umfeld von Elektrizität allgemein erlebbar geworden, es herrschte Technikbegeisterung, und die Erwartungen an die Kompetenzen von Ingenieuren und Naturwissenschaftlern waren groß⁸. Hirszfeld und Czochralski gehörten zweifellos zu denjenigen Wissenschaftlern und Experten, die diese Erwartungen erfüllen konnten.

Mit ihren spezifischen Erfahrungen, wozu unter anderem gehörte, dass ihre Expertise im deutschen Sprachraum und darüber hinaus gefragt war, und in der allgemeinen Atmosphäre der Begeisterung für neue technische Entwicklungen kehrten beide Wissenschaftler nach 1918 nach Polen zurück, in die um Prestige ringende Hauptstadt Warschau der neu geschaffenen Zweiten Polnischen Republik, dem neuen Zentrum des Staates und allmählich auch der polnischen Wissen-

⁴ Margit Szöllösi-Janze, Wissensgesellschaft in Deutschland. Überlegungen zur Neubestimmung der deutschen Zeitgeschichte über Verwissenschaftlichungsprozesse, in: *Geschichte und Gesellschaft* 30/2 (2004) 277–313, 289; siehe auch *Helmut Maier*, Forschung als Waffe. Rüstungsforschung in der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und das Kaiser-Wilhelm-Institut für Metallforschung 1900–1945, 48/1 (Göttingen 2007); *Dominique Pestre*, Regimes of Knowledge Production in Society: Towards a more Political and Social Reading, in: *Minerva* 41 (2003) 245–261, 249.

⁵ *Jürgen Evers* u. a., Czochralskis schöpferischer Fehlgriff: ein Meilenstein auf dem Weg in die Gigabit-Ära, in: *Angewandte Chemie* 115 (2003) 2–17.

⁶ *Emil von Dungen*, *Ludwik Hirszfeld*, Über Nachweis und Vererbung biochemischer Strukturen I, in: *Zeitschrift für Immunitätsforschung* 4 (1910) 531–546; *dies.*, Über Vererbung gruppenspezifischer Strukturen des Blutes, in: *Zeitschrift für Immunitätsforschung* 6 (1919) 284–292. In der Laudatio für den österreichischen Wissenschaftler Karl Landsteiner, der für die Entdeckung der Blutgruppen 1930 den Nobelpreis erhielt, wurden Hirszfelds und von Dungen's Entdeckungen mehrfach positiv hervorgehoben, siehe: http://www.nobelprize.org/nobel_prizes/medicine/laureates/1930/press.html (letzter Zugriff 7. März 2012).

⁷ *Gangolf Hübinger*, Gelehrte, Politik und Öffentlichkeit. Eine Intellektuellengeschichte (Göttingen 2006).

⁸ *Bedrich Loewenstein*, Der Fortschrittsglaube. Geschichte einer europäischen Idee (Göttingen 2009) 339–341.

schaft⁹. Die Hauptstadt musste und wollte in dieser Hinsicht gegenüber den galizischen Städten Krakau und Lemberg aufholen. Dort konnten aufgrund der besonderen Situation des österreichischen Teilungsgebietes und des Autonomiestatus auch während der Teilungszeit die Universitäten in Lemberg und Krakau besucht werden – in Lemberg stand den Studierenden seit 1877 auch ein Polytechnikum offen, wo zahlreiche Polen aus den beiden anderen Teilungsgebieten ihre Ausbildung erhielten¹⁰. Ludwik Hirszfeld unternahm den Schritt, nach Warschau überzusiedeln, bereits im Jahr 1919, Jan Czochralski folgte 1928. Ihrem beruflichen Aufstieg in Deutschland ließen sie nun Stationen in Polen folgen, einem Land, das nach der langen Teilungszeit und nach dem Ersten Weltkrieg dringend technologisches, wirtschaftliches und medizinisches Expertenwissen benötigte und neue Funktionseliten ausbilden musste¹¹. Dementsprechend gelang es beiden relativ schnell, unter gänzlich anderen Bedingungen als in Deutschland Fuß zu fassen, aufgrund ihrer Forschungen gefördert zu werden und zahlreiche prestigereiche Ämter zu übernehmen, obwohl diese Prozesse nicht immer konfliktfrei verliefen – worauf zurückzukommen sein wird¹².

Die Parallelität in der Entwicklung bis 1939 erfährt mit dem Überfall Deutschlands auf Polen einen Bruch. Zwar hinterlässt der Zweite Weltkrieg im Leben beider sehr tiefe Spuren – dies aber auf denkbar unterschiedliche Art und Weise und mit sehr unterschiedlichen Folgen: Jan Czochralski hielt sich 1939 in Warschau auf und verrichtete seine Arbeit im Institut für Metallurgie und Metallkunde am Warschauer Polytechnikum. Nachdem seitens der Wissenschaftsverwaltung des Generalgouvernements zunächst alle Hochschulen in Warschau geschlossen, Institute zerstört und Sammlungen aufgelöst worden waren, weil in Polen keine Intelligenz mehr geduldet sein, sondern das Land lediglich als Arbeitskräftereservoir gelten sollte, war die konkrete Umsetzung ideologischer Vorgaben in der Praxis zuweilen widersprüchlich – die Zerstörung des Hochschulwesens vollzog sich von Ort zu Ort unterschiedlich und lässt kaum eine exakte Planung „hinter dem

⁹ Zur Entwicklung der Wissenschaft in der Hauptstadt Warschau siehe *Życie naukowe Warszawy* [Das wissenschaftliche Leben Warschaus], in: Warszawa. Nakładem magistratu miasta stoł (Warszawy 1929) 227–242; im Folgenden zitiert: *Życie naukowe Warszawy*.

¹⁰ *Tomasz Schramm*, *Tworzenie uniwersytetów. Kadry profesorskie uniwersytetów w Warszawie, Poznaniu i Wilnie u progu Drugiej Rzeczypospolitej* [Die Erschaffung der Universitäten. Die Professorenschaft der Universitäten Warschau, Posen und Wilna zu Beginn der Zweiten Republik], in: *Spółeczeństwo. Państwo. Modernizacja. Studia ofiarowane Januszowi Żarnowskiemu w siedemdziesiątą rocznicę urodzin* [Gesellschaft. Staat. Modernisierung. Festschrift für Janusz Żarnowski zum 70. Geburtstag], hrsg. v. *Włodzimierz Mędrzecki* (Warszawa 2002); im Folgenden zitiert: *Schramm*, *Tworzenie uniwersytetów*.

¹¹ *Martin Kohlbrosch, Katrin Steffen, Stefan Wiederkehr*, *Expert Cultures in Central Eastern Europe. The Internationalization of Knowledge and the Transformation of Nation States since World War I – Introduction*, in: *dies.* (Hrsg.), *Expert cultures in Central Eastern Europe. The Internationalization of Knowledge and the Transformation of Nation States since World War I* (Einzelveröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts Warschau 23, Osnabrück 2010); im Folgenden zitiert: *Kohlbrosch, Steffen, Wiederkehr*, *Introduction*.

¹² Zum schnellen Aufstieg siehe *Schramm*, *Tworzenie uniwersytetów* 121–141.

allgemeinen Programm der Vernichtung der Führungsschicht und der Degradierung der Polen zum Heloten-Volk erkennen“¹³. So wurden die Institute des Polytechnikums in Warschau zunächst geschlossen, aber – kriegswirtschaftlich bedingt – gestattete die Verwaltung des Generalgouvernements im Februar 1940, Czochralskis Institut neben anderen als sogenannte Metallprüfanstalt wiederzueröffnen¹⁴. Seine Arbeit setzte er auch an der von der Okkupationsmacht 1942 wieder eröffneten, so genannten Technischen Hochschule in Warschau¹⁵ fort, einer hochschulähnlichen Einrichtung verschiedener Typen von Fachschulen, an denen polnische Hochschullehrer Arbeitsmöglichkeiten in ihrem Beruf fanden¹⁶. Diese Arbeit, bei der sein Institut ebenso der deutschen Wehrmacht zuarbeitete wie es die sich im Untergrund befindliche polnische Heimatarmee unterstützte, wurde ihm nach dem Krieg zum Verhängnis, als man ihn wegen Kollaboration mit den Besatzern anklagte, er alle seine Ämter und Funktionen verlor und komplett in Vergessenheit geriet, obwohl er gerichtlich vom Vorwurf der Kollaboration freigesprochen wurde¹⁷. Etwa seit den 1990er Jahren wird in Polen wieder verstärkt an Czochralski erinnert. Er blieb wegen des Kollaborationsvorwurfes in der Zeit des Zweiten Weltkriegs aber stets eine umstrittene Persönlichkeit. Erst im Jahre 2011 hob der Senat des Polytechnikums in Warschau seinen Beschluss aus dem Jahr 1945 auf, in dem festgehalten worden war, „dass Dr. Jan Czochralski seit Ende 1939 von den Professoren nicht mehr für einen Professor des Polytechnikums gehalten“ wird¹⁸.

Ludwik Hirszfeld hingegen wurde mit dem Überfall Deutschlands auf Polen wegen seiner jüdischen Herkunft rasch von seinem Posten entfernt, den er damals im Staatlichen Hygiene-Institut innehatte – erstmalig in seinem wissenschaftlichen Leben sah er sich plötzlich ohne eine institutionelle Anbindung und ohne ein Einkommen, eine für ihn höchst schwierige Situation¹⁹. Sie verschärfte sich noch, als er gezwungen wurde, ins Warschauer Ghetto überzusiedeln, obwohl die Besatzungsbehörden ihm, so jedenfalls seine Erinnerung, schriftlich versichert hatten, er könne – anerkannt als größter zeitgenössischer Experte auf dem Gebiet der Hämatologie – in seinem Haus im Warschauer Stadtteil *Saska Kępa* auf der

¹³ *Christoph Kleßmann, Waclaw Długoborski, Nationalsozialistische Bildungspolitik und polnische Hochschulen 1939–1945*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 23/4 (1997) 535–559, 542; im Folgenden zitiert: *Kleßmann, Długoborski, Bildungspolitik*.

¹⁴ *Archiwum Państwowe Miasta Warszawa, Urząd Szefa Okręgu Warszawskiego 1939–1945, 1284: Korespondencja w sprawach administracji Politechniki Warszawskiej, 1939–1941.*

¹⁵ *Krzysztof Dunin-Wąsowicz, Warszawa w latach 1939–1945 [Warschau in den Jahren 1939–1945] (Warszawa 1984) 159.*

¹⁶ *Kleßmann, Długoborski, Bildungspolitik* 550.

¹⁷ *Archiwum Państwowe Łódź, Prokuratura Sądu Specjalnego Karnego w Łodzi, sygn. 597.*

¹⁸ Der Beschluss vom 29. Juni 2011 ist hier auf Polnisch nachzulesen: <http://www.bip.pw.edu.pl/var/pw/storage/original/application/c1530c9b1a33e2536f6a93ee648ebb5e.pdf> (letzter Zugriff 7. März 2012). In diesem Beschluss wird das Polytechnikum aufgefordert, dafür Sorge zu tragen, dass nunmehr an Jan Czochralski gebührend erinnert wird.

¹⁹ *Hirszfeld, Story* 175–176.

anderen Weichsel-Seite verbleiben²⁰. Im Ghetto engagierte Hirszfeld sich im Judenrat in der Gesundheitsversorgung und der Typhusbekämpfung, darüber hinaus war er an der Organisation von medizinischen Kursen beteiligt. Später gelang es ihm, aus dem Ghetto zu fliehen und sich bis Kriegsende zu verstecken. Nach dem Krieg konnte Hirszfeld seine Laufbahn an der Medizinischen Hochschule im nunmehr polnischen Wroclaw (Breslau) fortsetzen und blieb – erneut unter den Bedingungen einer neuen Staatsordnung – ein international anerkannter Wissenschaftler. Darüber hinaus wurde er ein populärer Autor, dessen Autobiographie in zahlreichen Auflagen in Polen verbreitet war²¹.

In Deutschland, wo beide einen bedeutsamen Teil ihres Lebens verbracht hatten, die Jahre, in denen sie ihre Ausbildung absolvierten und die ersten wichtigen beruflichen Erfolge erlebten, sind beide einer Öffentlichkeit außerhalb eines eng begrenzten Kreises von Experten weitgehend unbekannt geblieben. Dies dürfte zu einem nicht unerheblichen Teil daran liegen, dass das Erzählen von Lebensgeschichten oft in den Dienst der Nation gestellt wurde und beide ihre zweite Lebenshälfte nicht in Deutschland verbrachten und dort keine Familien hinterließen. Die kosmopolitischen Dimensionen der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts, die in beiden Biographien aufscheinen, wurden von sowohl allein national wie auch allein disziplinär ausgerichteten Historiographien vergessen²².

Wissensräume und Vernetzungen

Wenn im Folgenden von den Wissensräumen dieser Wissenschaftler gesprochen wird, dann meint dies nicht nur die konkreten Stätten der Forschung, wie die Labore, Institute und Universitäten, in denen und für die sie gearbeitet haben, sondern ebenso die Netzwerke, in denen sie sich bewegten bzw. selbst ausgebildet hatten, und die wiederum neue kommunikative Räume konstituierten²³. Daneben waren beide in verschiedenen Arenen aktiv, Arenen, in denen Wissenschaftler vor allem dann auftraten, wenn sie ihr Wissen oder ihre Expertise öffentlich verteidigen und durchsetzen wollten, sich in Fachverbänden engagierten oder Politik betrieben. Dabei ist die Arena nicht nur als ein Kampfplatz zu verstehen, sondern auch als ein Schauplatz, „der Ort einer Inszenierung, an dem Sinn gestiftet und

²⁰ Ebd. 185.

²¹ Die jüngste Auflage seines Buches erschien im September 2011 im renommierten polnischen Verlagshaus Wydawnictwo Literackie.

²² *Pierre Yves Saunier*, *Going transnational? News from down under*, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/index.asp?type=artikel&id=680&view=pdf&pn=forum> (letzter Zugriff am 7. März 2012). Siehe auch *Transnational lives. Biographies of global modernity, 1700-present*, hrsg. v. *Desley Deacon, Penny Russell, Angela Woollacott* (The Palgrave Macmillan transnational history series, New York 2010); im Folgenden zitiert: *Transnational Lives*.

²³ Siehe zu einer Klassifizierung von Wissensräumen *Mitchell G. Ash*, *Räume des Wissens – was und wo sind sie?* Einleitung in das Thema, in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 23 (2000) 235–242.

Bedeutung hergestellt“ wird für ein Publikum, für das diese Sinnstiftung verständlich sein muss²⁴. Des Weiteren sind als Räume die Regionen oder Nationen zu verstehen, die metaphorisch als Wissensräume vorgestellt werden, d. h. Räume, in denen bestimmte Denk- und Forschungsstile gegenüber anderen bevorzugt wurden und werden. Nicht zuletzt sind Wissenschaftler, die an internationalen Kongressen teilnehmen und in internationalen Fachzeitschriften kommunizieren, immer auch in einem internationalen Raum von Wissenschaft tätig, einem Raum, der über nationale Grenzen hinweg besteht. Dieser Raum ist so lange träge bzw. existiert gar nicht, bis ihn jemand zur Wissensproduktion nutzt²⁵.

Diese Räume können nicht als unveränderliche und statische Gerüste für die Erzeugung von Wissen oder die Verteilung von Wissensbeständen verstanden werden. Wissensräume gleich welcher Natur werden durch den Transport von Netzwerken konstituiert, wobei diese Netzwerke sowohl stabil als auch veränderlich sein können. Zwischen den einzelnen Räumen gibt es zahlreiche Überschneidungen – das Vorgehen in einem Labor ist nicht nur einfach ein vermeintlich objektiv verlaufendes Experiment in einem Labor, sondern wird von vielen anderen Faktoren und Räumen, wie z. B. den Denkstilen innerhalb einer Region, aber auch der technischen Ausstattung, beeinflusst²⁶. Wissen konstituiert sich dabei in selektiven Aushandlungsprozessen, die nicht nur soziale Akteure einschließen, sondern auch von materiellen und konzeptionellen Beziehungen beeinflusst werden können²⁷. Kommen, wie im Fall der hier behandelten Experten, Migration und Wissenstransfer und ihr Einfluss auf die Generierung wissenschaftlicher Erkenntnis ins Spiel, d. h. die Frage nach der Veränderung von Wissen auf der Wanderung, sollte sowohl die Situation im Ausgangsland als auch im Aufnahme-land und – bei Remigration – im Rückkehrland berücksichtigt werden, denn nur so kann festgestellt werden, wie Wissen sich verändert hat. Migration ist also als ein Prozess zu verstehen, der nicht unumkehrbar ist²⁸. Ebenso prozessual verläuft auch der Wissenstransfer, der komplexe Selektions- und Adaptionsmechanismen

²⁴ Karsten Holste, Dietlind Hüchtker, Michael G. Müller, Aufsteigen und Obenbleiben in europäischen Gesellschaften des 19. Jahrhunderts. Akteure – Arenen – Aushandlungsprozesse, in: Aufsteigen und Obenbleiben in europäischen Gesellschaften des 19. Jahrhunderts. Akteure – Arenen – Aushandlungsprozesse, hrsg. v. Karsten Holste, Dietlind Hüchtker, Michael G. Müller (Elitenwandel in der Moderne, Berlin 2009) 9–19, 10.

²⁵ Denationalizing science: the contexts of international scientific practice, hrsg. v. Elisabeth T. Crawford, Terry Shinn, Sverker Sorlin (Boston 1993) 36.

²⁶ Karin Knorr-Cetina, Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft (Frankfurt a. M. 1984).

²⁷ Bruno Latour, On actor-network theory. A few clarifications, in: Soziale Welt 47/4 (1996) 369–381; Hans-Jörg Rheinberger, Experimentalsysteme und epistemische Dinge. Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas (Göttingen 2001).

²⁸ Brian McCook, Becoming Transnational: Continental and Transatlantic Polish Migration and Return Migration, 1870–1924, in: European mobility. Internal, international, and transatlantic moves in 19th and early 20th centuries, hrsg. v. Annemarie Steidl u. a. (Transkulturelle Perspektiven 8, Göttingen 2009) 151–173, 166.

von Wissen und Praktiken umfasst²⁹. Transferiertes Wissen und bestehendes Wissen können dabei durch den Transfer in eine Wechselbeziehung treten, wodurch sich sowohl neues Wissen ergeben als auch das bestehende Wissen stabilisiert werden kann³⁰.

Solche Prozesse von Migration und Transfer durchliefen und beförderten neben Czochralski und Hirszfeld zahlreiche weitere Natur- und Technikwissenschaftler polnischer Herkunft, die während der Teilungszeit in Berlin, der Schweiz, Russland und andernorts studiert und an den dortigen Universitäten oder in der Industrie ein Arbeitsleben begonnen hatten. Diese Wissenselite war Teil einer größeren Migrationsbewegung und einer globalen Zirkulation von Ressourcen, emigrierten doch zwischen 1870 und 1914 über 10 Prozent der Bevölkerung aus den geteilten polnischen Ländern³¹. Von überall her kam nach 1918 die verstreute Diaspora nach Polen, vor allem aus dem zusammengebrochenen Zarenreich, aber auch aus Westeuropa und aus Übersee³². Aus Zürich kehrte zum Beispiel der Hydrotechniker Gabriel Narutowicz³³ zurück, der spätere Staatspräsident Polens, aus Deutschland und der Schweiz remigrierte der Physiker Mieczysław Wolfke³⁴, der an der Erfindung der Hologramme beteiligt war, und aus der Schweiz kam der Chemiker und spätere Staatspräsident Ignacy Mościcki nach Polen³⁵.

Ein Drittel der Professoren der Hochschulen im neu gebildeten polnischen Nationalstaat hatte außerhalb der Teilungsgrenzen studiert, wobei der Anteil der-

²⁹ Mitchell G. Ash, Wissens- und Wissenschaftstransfer. Einführende Bemerkungen, in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 29 (2006) 181–189.

³⁰ Auch Heiner Fangerau, *Spinning the scientific web. Jacques Loeb (1859–1924) und sein Programm einer internationalen biomedizinischen Grundlagenforschung* (Berlin 2009) 11–13.

³¹ Allgemein zur Remigration aus Deutschland siehe Mirosław Piotrowski, *Reemigracja Polaków z Niemiec 1918–1939* [Die Remigration von Polen aus Deutschland 1918–1939] (Lublin 2000); auch Adam Walaszek, *Wychodźcy, Emigrants or Poles? Fears and Hopes about Migration in Poland 1870–1939*. Referat auf dem „Association of European Migration Institutions 2002 meeting“, Stavanger, Norwegen; sowie ders., *Reemigracja ze Stanów Zjednoczonych do Polski po I. Wojnie Światowej 1919–1924* [Die Remigration aus den USA nach Polen nach dem Ersten Weltkrieg 1919–1924] (Kraków 1983).

³² Denis Sdvižkov, *Das Zeitalter der Intelligenz. Zur vergleichenden Geschichte der Gebildeten in Europa bis zum Ersten Weltkrieg* (Synthesen 3, Göttingen 2006) 135; im Folgenden zitiert: Sdvižkov, *Zeitalter der Intelligenz*.

³³ Siehe dazu Marek Andrzejewski, *Gabriel Narutowicz i jego rezygnacja z profesury w zuryskiej politechnice w 1919r* [Gabriel Narutowicz und sein Verzicht auf die Professur im Züricher Polytechnikum im Jahr 1919], in: *Dzieje Najnowsze* 3 (2005) 137–144; sowie ders., *Gabriel Narutowicz. Wasserbauer, Hochschullehrer und Politiker* (Zürich 2006).

³⁴ Siehe zu Wolfke unter anderem Reimund Torge, *Otto Lummer, Fritz Reiche, Mieczysław Wolfke und „Die Lehre von der Bildentstehung im Mikroskop von Ernst Abbe“*. Biographische Skizzen, in: *Jenaer Jahrbuch zur Technik- und Industriegeschichte* 2 (2000) 24–48, bes. 30–37.

³⁵ Siehe Emilia Borecka, *Próba oceny rozwoju nauki w ośrodku warszawskim (1918–1939)* [Versuch einer Bewertung der Entwicklung der Wissenschaft in Warschau von 1918–1939], in: *Warszawa II Rzeczypospolitej* [Warschau in der Zweiten Republik] 1 (Warszawa 1968) 433–459; sowie Bohdan Jacewski, *Organizacja i finansowanie nauki polskiej w okresie międzywojennym* [Die Organisation und Finanzierung der polnischen Wissenschaft in der Zwischenkriegszeit] (Wrocław u. a. 1971).

jenigen in den technischen Wissenschaften sogar bei 50 Prozent lag³⁶. Ganz überwiegend handelte es sich bei dieser Elite übrigens um Männer – was die prinzipielle Frage aufwirft, ob transnationale Elitenmigration zu jener Zeit grundsätzlich ein eher männliches Phänomen gewesen oder vor allem als ein solches wahrgenommen und überliefert worden ist³⁷.

Den Zurückkommenden eröffneten die Dynamik der Wiedererrichtung des polnischen Staates und die damit einhergehenden Neugründungen von Forschungsinstituten und Universitäten, die schnellen Veränderungen und die hohe soziale Mobilität oft die Chance auf eine schnelle wissenschaftliche Laufbahn in jungen Jahren³⁸. In den neuen Universitäten in Warschau, Wilna und Posen dominierten die Dreißigjährigen; die Neugründung Polens beinhaltete Chancen einer Laufbahn, die gerade jüngere Wissenschaftler und Experten in den etablierten Strukturen der Länder, aus denen sie kamen, nicht hätten vorfinden können³⁹.

Wissen transnational und national

Anhand der beiden Wissenschaftler Hirszfeld und Czochralski, die als Teil dieser Wissenselite sowohl in deutschen als auch in polnischen Räumen und Kontexten geforscht und gelebt haben, soll hier nach der Bedeutung und Funktion von Wissenstransfer durch Migration gefragt werden, d. h. nach der transnationalen Wissenskommunikation und ihrer Auswirkung auf Innovation und auf den Status der Wissenschaftler im neu errichteten polnischen Staat. Dies beinhaltet die Frage nach der Selbstverortung der Wissenschaftler in diesem neuen Staat mit seiner neuen Ordnung genauso wie die Frage danach, ob die Erfahrung einer ganz neuen Staatsordnung Auswirkungen auf die Wissenschaftskulturen hatte – wie wirkte dieser neu gewonnene Nationalstaat auf die Wissenschaft, welche Anforderungen und Erwartungen richtete er an sie? Wissenschaft war und ist auf internationale Kommunikation angewiesen, die im 19. Jahrhundert bereits erheblich ausgeweitet worden war und sich bis zum Ersten Weltkrieg und – trotz dieser teilweise erheblichen Zäsur – darüber hinaus vertiefte⁴⁰. Gleichzeitig aber verbanden sich die Wissenschaften im Verlauf des langen 19. Jahrhunderts immer mehr mit dem

³⁶ Dorota Mycielska, Drogi życiowe profesorów przed objęciem katedr akademickich w niepodległej Polsce [Die Lebensläufe der Professoren vor der Übernahme von Lehrstühlen im unabhängigen Polen], in: Inteligencja Polska XIX i XX wieku [Die polnische Intelligenz im 19. und 20. Jahrhundert] 2, hrsg. v. Ryszard Czepulis-Rastenis (Warszawa 1981) 243–290, 263.

³⁷ Die Biographien von zurückkehrenden Frauen, die außerhalb Polens und nach 1918 im neuen Nationalstaat in der Wissenschaft tätig waren, scheinen generell nur wenig aufgearbeitet worden zu sein. Einen Schwerpunkt in der Genderforschung setzt aber jetzt der Sammelband *Transnational Lives*.

³⁸ Kohlrausch, Steffen, *Wiederkehr*, Introduction 11.

³⁹ Schramm, Tworzenie uniwersytetów 140.

⁴⁰ Vgl. Thomas J. Misa, Johan Schot, *Inventing Europe. Technology and the Hidden Integration of Europe*, in: *History and Technology* 21 (2005) 1–20, 9.

Nationalismus. Die internationale Organisation von Wissenschaft ging mit einem wissenschaftlichen Nationalismus einher, nicht zuletzt, weil nationale Erkenntnisse und Errungenschaften an vorgestellten oder realen internationalen Standards gemessen wurden – der so häufig postulierte Internationalismus der Wissenschaften war somit selten eine Gegenkraft zum Nationalismus, sondern kanalisierte und unterstützte ihn⁴¹. Finanziell und institutionell blieben die Wissenschaften ohnehin überwiegend national organisiert.

In der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg verstärkten sich die Nationalisierungsprozesse. Im Polen nach 1918 liefen sie wegen der langen Teilungszeit verdichtet und beschleunigt ab. Fragen der Anwendbarkeit von Wissenschaft, ihrer Zusammenarbeit mit Technik, Industrie und wirtschaftlicher Entwicklung waren nach 1918 prekär, weil aus der Sicht des Staates die nationalstaatliche und die industriell-wirtschaftliche Entwicklung rasant sein sollte, zunächst aber die Rechts-, Wirtschafts- und Verwaltungsordnungen aus den drei Teilungsgebieten vereinheitlicht und zum Teil neu geschaffen werden mussten⁴². Dem Wissen und seinen Trägern, Wissenschaftlern und Experten, kam in diesen Prozessen sowohl ein instrumentelles als auch ein symbolisches Verhältnis zur Nationsbildung zu. Wegen des großen Kapitalmangels in Polen spielten staatliche Unterstützungen, staatliche Initiativen und staatliche Gründungen von Unternehmen und Instituten eine extrem wichtige Rolle für die Entwicklung nicht nur der Wissenschaft, sondern auch der Technik, der Medizin und ihrer Anwendung in der Industrie⁴³. Daraus ergab sich ein komplexes Gefüge von Wissenschaftlern und staatlichen Strukturen bzw. der Nationalgesellschaft, das sich aber kaum in einfache Dichotomien – hier der universal-international orientierte und unabhängige Wissenschaftler, dort der autoritäre Staat, der nationalen Kategorien folgt, sie fordert und instrumentalisiert – auflösen lässt⁴⁴. In diesem Rahmen der komplexen Beziehung zwischen nationalen und internationalen Zugehörigkeiten entwickelten sich auch neue Beziehungen zwischen Experten und neuen Netzwerken, vor allem dank der neuen Kom-

⁴¹ Geert J. A. Somsen, *History of Universalism: Conceptions of the Internationality of Science from the Enlightenment to the Cold War*, in: *Minerva* 46 (2008) 361–379, 366.

⁴² Ingo Loose, *How to run a state: The question of know-how in public administration in the first years after Poland's rebirth in 1918*, in: *Expert Cultures in Central Eastern Europe. The Internationalization of Knowledge and the Transformation of Nation States since World War I*, hrsg. v. Martin Kohlrausch, Katrin Steffen, Stefan Wiederkehr (Einzeleröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts Warschau 23, Osnabrück 2010) 145–159, 146.

⁴³ *Zarys Historii Gospodarczej Polski 1918–1939* [Abriss der Wirtschaftsgeschichte Polens 1918–1939], hrsg. v. Zbigniew Landau, Jerzy Tomaszewski (Warszawa 1999); Józef Piłatowicz, *Nauka – technika – produkcja w dwudziestoleciu międzywojennym* [Wissenschaft – Technik – Produktion in der Zwischenkriegszeit], in: *Zagadnienia naukoznawstwa* 98/2 (1989) 241–260, 260. Auch Mariusz Nowak, *Rola specjalistów zagranicznych w morderizacji zakładów przemysłowych COP* [Die Rolle ausländischer Spezialisten bei der Modernisierung von Industriebetrieben im Zentralen Industriebezirk], in: *Centralny Okręg Przemysłowy. Infrastruktura – produkcja – procesy miastotwórcze* [Der Zentrale Industriebezirk. Infrastruktur – Produktion – städtebauliche Prozesse], hrsg. v. Sebastian Piątkowski (Radom 2005).

⁴⁴ Kohlrausch, Steffen, *Wiederkehr*, Introduction 21–23.

munikationsformen, die im 19. und 20. Jahrhundert entstanden. Diese Netzwerke dienten als Basis für verschiedene transnationale Bewegungen⁴⁵. Transnationalismus in diesem Kontext meint – in Abgrenzung zu internationalen Beziehungen, die die Beziehungen zwischen Staaten in den Mittelpunkt rücken –, Gesellschaften unter Einschluss der zwischengesellschaftlichen Dimensionen zu betrachten, ohne sie autonom zu setzen; es geht darum, Menschen in Bewegung zu erforschen, den sozialen Raum, den sie bewohnen, die Netzwerke, die sie ausbilden, sowie die Ideen, die sie austauschen⁴⁶. Neu entstandene Gruppen von Experten versuchten dann auch Anerkennung mittels ihrer über den Nationalstaat hinausgehenden Reputation, z. B. auf internationalen Kongressen, zu erlangen und nutzten Transnationalismus als eine strategische Ressource.

Ebenso war vielen Wissenschaftlern und Experten daran gelegen, erstens von staatlicher Unterstützung zu profitieren und zweitens ihr Wissen loyal dafür einzusetzen, die polnische Nation und die polnische Gesellschaft durch ihre Erkenntnisse zu „modernisieren“, was in zeitgenössischen Diskussionen neben der wiederholten Betonung einer aufzuholenden „Rückständigkeit“ und einer daraus erwachsenden Krisenerfahrung ein durchgängiger Topos ist: Man wollte aufschließen zu dem, was als modern betrachtet wurde, aber dies durch die Förderung des Eigenen erreichen – hier spiegelt sich auch eine komplexe Situation postkolonialer Länder wider, die zwischen Aneignung und Abwehr des Nicht-Eigenen schwankten. Im wissenschaftlichen Diskurs wurde so zum Beispiel eine „polnische Wissenschaft“ auch in den Naturwissenschaften gefordert und den Naturwissenschaften der Status einer Bedingung *sine qua non* für die Existenz einer Nation verliehen. Denn, so der Biologie Romuald Mienkiewicz, eine Nation könne überhaupt nur dann existieren, wenn sie zum weltweiten Fortschritt beitrage, und dies könne nur durch originär polnische Forschung erreicht werden, nicht hingegen durch die Übernahme fremder Ideen und Muster⁴⁷. Diese Idee beinhaltet zunächst wenig spezifisch Polnisches – man denke an die „deutsche Physik“ oder die „französische Chemie“⁴⁸.

Es wurden aber auch Forderungen erhoben, die angewandte Mathematik in Polen stärker zu popularisieren, um den nationalen Charakter der Polen in eine andere Richtung zu lenken, auf dass ihre Neigung zur Träumerei, zum Mystizismus

⁴⁵ *Stefan Kaufmann*, Einleitung: Netzwerk – Methode, Organisationsmuster, antiessenzialistisches Konzept, Metapher der Gegenwartsgesellschaft, in: *Vernetzte Steuerung. Soziale Prozesse im Zeitalter technischer Netzwerke*, hrsg. v. *Stefan Kaufmann* (Zürich 2007) 7–21, 8.

⁴⁶ *Patricia Clavin*, Defining Transnationalism, in: *Contemporary European History* 14 (2005) 421–439, 422.

⁴⁷ *Romuald Mienkiewicz*, *O polską twórczość naukową* [Über das polnische wissenschaftliche Schaffen] (Warszawa 1922).

⁴⁸ Siehe *Andreas Kleinert*, Von der Science Allemande zur Deutschen Physik: Nationalismus und moderne Naturwissenschaft in Frankreich und Deutschland zwischen 1914 und 1940, in: *Francia* 6 (1978) 509–525; *Kai T. Kanz*, Nationalismus und internationale Zusammenarbeit in den Naturwissenschaften. Die deutsch-französischen Wissenschaftsbeziehungen zwischen Revolution und Restauration 1789–1832 (Stuttgart 1997) 203–206.

und zum Phantasieren durch Tatkräftigkeit und konkretes Handeln ersetzt werde⁴⁹. Hier wurde wissenschaftliche Erkenntnis schon nicht mehr nur in nationalen Kategorien beschrieben, sondern bereits damit erklärt. Nicht nur solchen Überlegungen folgend waren wissenschaftliches Wissen und Expertenwissen in Polen eine Voraussetzung für den von Charles Maier als Territorialisierung beschriebenen Prozess⁵⁰ – für Polen eröffnete sich nach 1918 die Möglichkeit, den Nationalstaat als ein einheitliches Territorium zu erfahren, in dem die Räume der Identitätsbildung und der Entscheidungsfindung zusammenfielen und in dem Wissenschaft, technologischer Fortschritt, Sozialpolitik und Industrialisierung im Rahmen von und als staatliche Souveränität erlebt werden konnten⁵¹. Gleichzeitig forderte das wissenschaftliche Wissen aufgrund seines transnationalen Charakters den Prozess der Territorialisierung aber auch ständig wieder heraus, zudem war es zu einem großen Teil außerhalb der Landesgrenzen angeeignet worden⁵². Während also das in seiner Bedeutung stetig zunehmende Expertenwissen eine wesentliche Rolle in der inneren Konsolidierung von Nationalstaaten spielte, betätigten sich Experten unterschiedlichster Wissenszweige in expandierenden internationalen Foren⁵³.

Ludwik Hirszfelds Wissensräume

Auch das von Jan Czochralski und Ludwik Hirszfeld generierte und nach Polen transferierte Wissen, auf das ich im Folgenden vor allem am Beispiel von Ludwik Hirszfeld noch etwas näher eingehen möchte, war überwiegend außerhalb der Landesgrenzen angeeignet worden. Gleichzeitig spielten beide Akteure auch wichtige Rollen in internationalen Foren – Ludwik Hirszfeld zum Beispiel engagierte sich im Rahmen des Völkerbundes nach 1918 tatkräftig in Standardisierungsfragen. Er hatte Łódź im Jahr 1902 verlassen und wurde 1907 mit einer Arbeit über Blutgerinnung in Berlin promoviert. Im gleichen Jahr ging er nach Heidelberg an das dortige, gerade entstandene Institut für experimentelle Krebsforschung und wurde Assistent von Emil von Dungern, einem bekannten Serologen und Mikrobiologen, der Kontakte zu Robert Koch, Louis Pasteur und Paul Ehrlich pflegte. In Heidelberg gelang Hirszfeld gemeinsam mit von Dungern eine

⁴⁹ *Antoni Łomnicki*, O potrzebach matematyki stosowanej [Über die Bedürfnisse der angewandten Mathematik], in: *Nauka Polska* (1931) 98–109, 109.

⁵⁰ *Charles Maier*, Consigning the Twentieth Century to History. Alternative Narratives for the Modern Era, in: *American Historical Review* 105 (2000) 807–831.

⁵¹ *Charles Maier*, Transformations of Territoriality 1600–2000, in: *Transnationale Geschichte. Themen, Tendenzen und Theorien*, hrsg. v. *Gunilla Budde, Sebastian Conrad, Oliver Janz* (Göttingen 2006) 32–55, 35, 48.

⁵² *Katrin Steffen, Martin Kohlrausch*, The limits and merits of internationalism. Experts, the state and the international community in Poland in the first half of the twentieth century, in: *European Review of History* 16/5 (2009), Special issue: Transnational Spaces in History, 715–737, 718; im Folgenden zitiert: *Steffen, Kohlrausch*, Limits and merits.

⁵³ *Dominique Pestre*, Pour une histoire sociale et culturelle des sciences. Nouvelles définitions, nouveaux objets, nouvelles pratiques, in: *Annales* 50 (2005) 487–522.

erste grundlegende Arbeit: Sie wiesen 1910 die Erbllichkeit der menschlichen Blutgruppen nach und führten die Bezeichnungen der Blutgruppen A, B, AB und O ein⁵⁴.

Mit der Veröffentlichung dieser Erkenntnisse etablierte sich Ludwik Hirszfeld in einem Raum, der sich vor allem in den Jahren 1920 bis 1930 ausgesprochen dynamisch entwickeln sollte, der Blutgruppenforschung⁵⁵. Von Dungern und Hirszfeld legten dabei in ihrem Artikel eine Verknüpfung von „Blutgruppen“ und „Rassen“ nahe und schrieben: „Auch die Anthropologie wird die biochemischen Untersuchungen des Blutes aufnehmen müssen, um die Verwandtschaft der verschiedenen Menschenrassen untereinander weiter aufzuklären.“⁵⁶ Diese Forschungen griff Hirszfeld wenig später wieder auf, als er während des Ersten Weltkriegs nach Saloniki ging, um sich in der Typhusbekämpfung nützlich zu machen. Dort boten sich ihm aber gleichzeitig ganz neue Forschungsperspektiven. Denn wie Hirszfeld in seiner Autobiographie festhielt, träumten bereits er und von Dungern davon, die ganze Welt serologisch zu untersuchen⁵⁷. Diese Utopie einer globalen Untersuchung wäre in Friedenszeiten ein Jahrzehnte lang währendes Projekt mit unzähligen Reisen gewesen. In Saloniki aber bot sich Hirszfeld gemeinsam mit seiner Frau Hanna in einem Labor kurz hinter der Front die Möglichkeit, etwa 12 000 Soldaten zu untersuchen. Hier erwiesen sich die Begleitumstände des Krieges, wie in anderen Zweigen der Natur- und Technikwissenschaften, auch in der Blutgruppenforschung als erkenntnisförderndes Element; der Krieg hatte in vielen Forschungsfeldern die Erfindungskraft der Beteiligten gesteigert⁵⁸. Zudem verschärfte er in vielen Zweigen die Verflechtung von Expertenwissen und Politik.

Für die Hirszfelds bedeuteten ihre Untersuchungen, im Ergebnis erneut eine Verbindungslinie zur Rassenforschung ziehen zu können. Sie postulierten eine Dominanz der Blutgruppe A im europäischen Westen sowie der Gruppe B im Osten der Welt, in Asien. Dabei gingen sie von der Existenz zweier „Urrassen“ aus, die sich gemischt hätten. Damit überführten die Hirszfelds die Metapher von der Reinheit des Blutes in eine begriffliche Form und versahen sie mit einer wissenschaftlichen Begründung, so Myriam Spörri⁵⁹. Anhand einer von ihnen aufge-

⁵⁴ *Emil von Dungern, Ludwik Hirszfeld*, Über Nachweis und Vererbung biochemischer Strukturen I, in: *Zeitschrift für Immunitätsforschung* 4 (1910) 531–546; *dies.*, Über Vererbung gruppenspezifischer Strukturen des Blutes, in: *Zeitschrift für Immunitätsforschung* 6 (1919) 284–292.

⁵⁵ *Pauline M. H. Mazumdar*, Blood and Soil: The Serology of the Aryan Racial State, in: *Bulletin of the History of Medicine* 64/2 (1990) 187–219, 188; im Folgenden zitiert: *Mazumdar*, Blood and Soil; *Myriam Spörri*, „Reines“ und „gemischtes Blut“: Blutgruppen und „Rassen“ zwischen 1900 und 1933, in: *Transfusionen. Blutbilder und Biopolitik in der Neuzeit*, hrsg. v. *Anja Laufer* (Zürich 2006) 211–225, 222; im Folgenden zitiert: *Spörri*, „Reines“ und „gemischtes“ Blut.

⁵⁶ *Emil von Dungern, Ludwik Hirszfeld*, Über eine Methode, das Blut verschiedener Menschen serologisch zu unterscheiden, in: *Münchener Medizinische Wochenschrift* 14 (1910) 741–741.

⁵⁷ *Hirszfeld*, Story 58.

⁵⁸ *Lutz Raphael*, Imperiale Gewalt und mobilisierte Nation. Europa 1914–1945 (München 2011) 46.

⁵⁹ *Spörri*, „Reines“ und „gemischtes“ Blut 220–221.

stellten Formel, die in der Folgezeit als „biochemischer Rassenindex“ bezeichnet wurde, sollte die Verteilung der Blutgruppen innerhalb einer Bevölkerungsgruppe errechnet werden können. Die Studie stieß auf großes Interesse und fiel vor allem in Deutschland auf fruchtbaren Boden⁶⁰. Die Thesen, die zum begründenden Text der Seroanthropologie und konstitutiv für den rassistisch ausgerichteten Zweig der Blutgruppenforschung wurden⁶¹, blieben weithin unangefochten. Sie waren im Rahmen des zeitgenössischen wissenschaftlichen Diskurses und innerhalb der Netzwerke, in denen Hirszfeld sich bewegte, plausibel und an vorhandenes Wissen, vorhandene Denkstile anschlussfähig – sie waren ja auch innerhalb dieser Wissensräume entstanden. Die Radikalisierung der Blutgruppenforschung in Deutschland in den 1930er Jahren, als Hirszfeld bereits wieder in Polen war, trug er dann nicht mehr mit, hier lag eine deutliche Grenze der Aneignung. Er teilte nicht die dort geäußerte Meinung, Juden und Nichtjuden ließen sich in Fragen von Blutgruppen unterscheiden und distanzierte sich von einer solchen Auslegung seiner Forschungen, auch von der Verbindung von Blutgruppen mit Rassenmystik⁶². An seinen Forschungen selbst fand er nichts Verwerfliches; sie waren ja auch international anerkannt.

Übersetzungen

1919 kehrte Ludwik Hirszfeld nach Polen zurück, um in seinem „eigenen, freien Land“ zu arbeiten, war er doch davon überzeugt, dass es nur im Vaterland sowohl eine Vergangenheit als auch eine Zukunft gebe, in der Ferne hingegen nur eine Gegenwart, so schrieb er in seiner Autobiographie⁶³. Er übernahm in Warschau am Staatlichen Hygiene-Institut die Leitung der Serums-Abteilung und konzipierte sie als polnische wissenschaftliche Entsprechung des hygienisch-bakteriologisch arbeitenden Paul Ehrlich Instituts in Frankfurt – er versuchte, dessen Konzept in den polnischen Kontext zu übersetzen, in dem es ein solches Institut zuvor in Warschau nicht gegeben hatte. Mehrmals fuhr er nach Frankfurt, um sich zu informieren und auszustatten⁶⁴. Auch der erwähnte Metallforscher Jan Czochralski bestückte zehn Jahre später sein Labor am Warschauer Politechnikum ganz überwiegend mit deutschen Geräten und ließ bis in die späten 1930er Jahre über das polnische Militär immer wieder neue Materialien und Geräte aus Deutschland nach Polen transferieren, die in Polen nicht oder – so hieß es oft in der Begründung – in nicht hinreichender Qualität hergestellt würden. Auch die

⁶⁰ Mazumdar, Blood and Soil 188.

⁶¹ Siehe Myriam Spörri, Das Blut in den Adern des *Homo Europaeus*. Zur sprachlichen und visuellen Konstruktion der Blutgruppe A als europäisch, 1919–1933, in: Der Europäer – ein Konstrukt. Wissensbestände, Diskurse, Praktiken, hrsg. v. Lorraine Bluche, Veronika Lipphardt, Kiran K. Patel (Göttingen 2010) 73–96, 77.

⁶² Spörri, „Reines“ und „gemischtes“ Blut 213.

⁶³ Hirszfeld, Story 65.

⁶⁴ Ebd. 66–68.

Ersatzteile für seinen Dienstwagen wurden auf diese Weise in Deutschland bei den Adlerwerken bestellt⁶⁵.

1924 wurde Hirszfeld außerordentlicher Professor, 1931 ordentlicher Professor an der Universität Warschau. Seine weiteren Forschungen zu Blutgruppen machten Warschau zu einem Zentrum für Blutforschung und Seroanthropologie. Dazu trug eine erneute Reihenuntersuchung bei, die im Auftrag eines anthropologischen Instituts im Umfeld des polnischen Außenministeriums von Jan Mydlarski, einem Studenten Hirszfelds und Anhänger der Seroanthropologie⁶⁶, und Wanda Halber, Hirszfelds Assistentin, durchgeführt wurde: Dabei vermaßen die Forscher von etwa 12 000 Soldaten die Nasen, Schädel, und Gesichtsformen und entnahmen ihnen Blut. Die Resultate suggerierten einen Zusammenhang zwischen physiognomischen Merkmalen bzw. Stereotypen und dem serologischen Typ Ost und West nach dem Hirszfeldschen biochemischen Rasse-Index⁶⁷. So wurde die Physiognomie in die Seroanthropologie integriert. Diese Untersuchung wurde zu einem Vorbild für andere Länder in Osteuropa und auch in Deutschland von den völkischen Blutforschern rezipiert. Hier zeigt sich, dass das Hirszfeldsche Wissen mit seinen Praktiken und Objekten nach Polen transferiert, implementiert, aber eben auch weiterentwickelt wurde. Dies ging einher mit einer Faszination des Denkens in Rassekategorien, das nicht nur Deutschland in jener Zeit erfasst hatte. Hirszfeld war darüber hinaus davon überzeugt, dass seine Blutuntersuchungen nicht auf strikt medizinische Fragen beschränkt waren und fragte 1934 in einer Publikation: „Werden wir nicht aufgrund unserer Untersuchungen der Blutagglutination und unserer Methoden in den schöpferischen Rhythmus unserer Epoche eindringen?“⁶⁸

Diese Selbsteinschätzung, mit den eigenen Forschungen dem Lauf der Dinge eine neue Ordnung geben zu können, teilte der Metallforscher Czochralski. Er, der ebenso wie Hirszfeld in Polen mit zahlreichen Ämtern und einem eigens für ihn geschaffenen Lehrstuhl ausgestattet worden war, forcierte mit seinem transferierten Wissen wie zuvor in Deutschland eine enge Verbindung zwischen Wissenschaft, Industrie und Rüstungsforschung und wünschte sich ein „funkelndes Gebäude der heimischen Industrie und einer großen, von der ganzen Welt anerkannten, polnischen Technik“⁶⁹.

⁶⁵ Siehe Centralne Archiwum Wojskowe, I.300.56.41 Biuro Przemysłu Wojennego.

⁶⁶ Siehe auch Jan Mydlarski, Seroantropologia, in: Ludwik Hirszfeld, hrsg. v. Hanna Hirszfeldowa, Andrzej Kelus, Feliks Milgrom (Prace Wrocławskiego Towarzystwa Naukowego, Ser. B 80, Wrocław 1956) 65–68; im Folgenden zitiert: Ludwik Hirszfeld.

⁶⁷ Jan Mydlarski, Sprawozdanie z wojskowego zdjęcia antropologicznego Polski [Bericht von der militärisch-anthropologischen Aufnahme Polens], in: Kosmos. Czasopismo Polskiego Towarzystwa Przyrodników im. Kopernika 50 (1925) 530–583; zur Frage der Blutgruppenverteilung auch Wanda Halber, Jan Mydlarski, Untersuchungen über die Blutgruppen in Polen, in: Zeitschrift für Immunitätsforschung und experimentelle Therapie 43 (1925) 470–484 und Mazumdar, Blood and Soil 191.

⁶⁸ Jakob W. Gilsohn, Prof. Dr. Ludwig Hirszfeld (Diss. med., München 1965) 31.

⁶⁹ Jan Czochralski, Drogi i metody postępu technicznego [Wege und Methoden des technischen Fortschritts], in: Przegląd Techniczny 42 (1929) 947–949, 949.

Hirszfeld und Czochralski betraten in Polen neue Arenen, wozu im Falle Hirszfelds vor allem die Gesundheitspolitik gehörte. Der öffentliche Gesundheitssektor sollte ansteckende Krankheiten und Epidemien bekämpfen (wovon Polen nach dem Ersten Weltkrieg und dem russisch-polnischen Krieg bedroht war) sowie eine hygienische Infrastruktur und eine nationale Verwaltung aufbauen. Mit der Gesundheitspolitik verbanden sich ideologische Ziele: Sie stiftete einen sozialen und ethnischen Zusammenhalt und postulierte normative Werte in Fragen von Verhalten, Konsum und Physis. Die Sozialpolitik in Polen galt als progressiv, innovativ und kreativ – als bereits im April 1918 in Polen ein Gesundheitsministerium gebildet wurde, war dies ein Novum auf europäischem Boden und nicht passive Rezeption westlicher Muster⁷⁰. Der erste Gesundheitsminister in Polen, Tomasz Janiszewski, der ein erklärter Anhänger der Eugenik war und ebenfalls seine medizinische Ausbildung im deutschsprachigen Raum erhalten hatte, galt als ausgesprochen dynamisch und tatkräftig⁷¹. Entsprechend der Bedeutung, der der Gesundheitspolitik somit beigemessen wurde, beanspruchten diejenigen Ärzte, die im Gesundheitssektor tätig waren, eine Expertenelite zu sein, denen Macht, Status, öffentliche Anerkennung und Privilegien zustehen sollte. Ebenso folgerichtig subventionierte der Staat z. B. das Hygiene-Institut hoch. Ludwik Hirszfeld, der in dieser Arena mit zahlreichen wissenschaftlichen Texten und Broschüren für die Vision einer Modernisierung im Kampf gegen Bakterien, für gesunde Menschen und auch für die Eugenik auftrat, passte sein Wissen so an die Anforderungen von Zeit und Raum an⁷². Diese Arena war ebenso wie die Arena der Verwissenschaftlichung der Technik, in der sich Czochralski bewegte, von Sinnfragen der polnischen Nation geprägt, Fragen von Rückständigkeit, mangelnder Hygiene und der Selbstverteidigung einer „gesunden Nation“ mit gesunden Soldaten. Hier füllte Hirszfeld einen bestimmten Raum aus, was zeigt, dass ein Expertenstatus immer auch Resultat von kulturellen Zuschreibungen ist⁷³. Er war sich seiner privilegierten Stellung bewusst, hielt sie gleichwohl für gerechtfertigt und hielt fest: „Ich habe es geschafft, wovon ich geträumt habe: ich konnte für mein Land arbeiten und besaß die schönste Arbeitsstätte, über die jemals ein polnischer Wissenschaftler verfügt hat.“⁷⁴

Auch Czochralski benötigte neben seinem Labor einen gesellschaftlichen Raum, Dispositionen und Strukturen, in deren Rahmen es ihm gelang, seiner Expertise öffentlich den Status eines universalen und unabdingbaren Wissens zu verleihen: In Deutschland war ihm dies besonders vor dem Hintergrund der Rohstoffknappheit nach dem Ersten Weltkrieg gelungen, weil er neue Materialzusammensetzungen für die Industrie erfand, die ohne zu importierende Rohstoffe

⁷⁰ Marta A. Balińska, *The National Institute of Hygiene and Public Health in Poland 1918–1939*, in: *Social History of Medicine* 9/3 (1996) 427–445, 429, 435.

⁷¹ Maciej Z. Bielawski, *Higienici. Z dziejów eugeniki* [Hygieniker. Aus der Geschichte der Eugenik] (Wołowiec 2011) 326.

⁷² Die Schriften von Hirszfeld finden sich in Ludwik Hirszfeld.

⁷³ Steffen, *Kohlbrausch*, Limits and merits 717.

⁷⁴ Hirszfeld, *Story* 72.

auskamen⁷⁵. Diese Expertise war auch in Polen hoch gefragt, nicht zuletzt in allen Fragen der Ausrüstung der polnischen Armee. Er transferierte sein in Deutschland akkumuliertes Fachwissen in die Logik eines neuen Sinnzusammenhangs, nämlich in den, dass Polen 1918 als Staat mit allen wirtschaftlichen, aber auch soziologischen und psychologischen Konsequenzen neu aufgebaut werden musste. Der vorhandene nationale Rückständigkeits-, Aufholungs- und Verteidigungsdiskurs konnte dabei in einer Wechselwirkung mit der technokratischen Expertise mobilisiert werden, die Erfahrung der jahrelangen Unfreiheit und der gescheiterten Aufstände gegen die Fremdherrschaft vermischten sich mit der technischen Expertise und den daraus vermeintlich erwachsenden Sachzwängen. Das Fortschrittsnarrativ der Moderne, das von Wissenschaftlern wie Czochralski und Hirschfeld geprägt wurde, enthielt eine diskursive Verbindung von Naturwissenschaften und Technik, in dem nicht nur die Natur durch die Technik oder der Mensch durch die Medizin oder Eugenik beherrschbar sein sollte, sondern ebenso der sogenannte polnische Nationalcharakter, dem ein Hang zur Romantik und zum Mystischen nachgesagt wurde. Im Bestreben, den neuen Staat aufzubauen, war man auf der Suche nach dem „Konkreten, das der Nation so lange nicht gegeben war“ (Melchior Wańkowicz)⁷⁶ – und dazu sollten die Natur- und Technikwissenschaftler, die 1918 nach Polen kamen, beitragen. Zweifellos wird beiden Wissenschaftlern ihre Migration nach Deutschland, das Wissen, die Praktiken und die Ausrüstung, die sie transferiert hatten, geholfen haben, in diesen neuen Sinnzusammenhängen rasch hohe Positionen und Glaubwürdigkeit zu erlangen.

Beide hatten dabei, so scheint es, in einem zunehmend planenden und autoritären System, eine hohe Handlungsfreiheit. Während aber Hirschfeld in Rezensionen in den 1930er Jahren in Polen noch dafür gelobt wurde, dass er auch nach 1918 über 50 Prozent seiner Forschungen auf Deutsch und in Deutschland publiziert hatte, weil so auch die Bedeutung der Arbeiten der polnischen Schule Hirschfelds betont wurde⁷⁷, wurden Czochralski in den späten 1930er Jahren öffentlich seine deutsche Staatsbürgerschaft, sein Import deutscher Wissenschaft und seine vermeintliche „Deutschenfreundlichkeit“ vorgehalten – der Transnationalität waren auch deutliche Grenzen gesetzt⁷⁸. Hier spiegelte sich eine Schwierigkeit wieder, die die heimkehrenden Wissenschaftler zuweilen hatten, trafen sie auf die in Polen etablierte Gelehrtenkultur sowie auf die alt ansässige Elite, die das Land nicht verlassen hatte.

⁷⁵ Siehe zu diesem Komplex Sören Flachowsky, Krisenmanagement durch institutionalisierte Gemeinschaftsarbeit. Zur Kooperation von Wissenschaft, Industrie und Militär zwischen 1914 und 1933, in: Gebrochene Wissenschaftskulturen. Universität und Politik im 20. Jahrhundert, hrsg. v. Michael Grüttner, Rüdiger Hachtmann, Konrad H. Jarausch (Göttingen 2010) 83–106.

⁷⁶ Melchior Wańkowicz, C.O.P. Ognisko siły – Centralny Okręg Przemysłowy [Feuerkraft – der Zentrale Industriebezirk] (Warszawa 1938).

⁷⁷ Leon Padlewski, Ludwig Hirschfeld. Konstitutionserologie und Blutgruppenforschung, Berlin 1918, in: Przegląd Antropologiczny 4/3-4 (1930).

⁷⁸ Steffen, Wissenschaftler in Bewegung 254.

Zusammenfassung

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die beiden polnischen Wissenschaftler – selbst wenn man in Rechnung stellt, dass allgemeine Betrachtungen, die auf biographischen Skizzen beruhen, in einem gewissen Ausmaß nur für die individuellen Lebensläufe gelten können –, eine spezifische Erfahrung von Raum und Zeit, Migration und Transfer repräsentieren, wie sie für die Region Ostmitteleuropa und Polen in jener Zeit nicht untypisch war: Sie erhielten ihre Ausbildung nicht im Herkunftsland und erreichten einen ersten Höhepunkt ihrer Laufbahn kurz vor dem Ersten Weltkrieg, wobei der Weltkrieg selbst den Fortschritt der Arbeiten noch einmal beschleunigte. Nach 1918 kehrten sie voller Elan in das wieder gegründete Polen zurück, um die Karriere fortzusetzen, sie erlebten dies möglicherweise als eine berauschende Erfahrung⁷⁹. Beide Wissenschaftler kamen aus einer Generation, die die Teilung Polens noch sehr bewusst erlebt hatte; beide sahen sich unter den Bedingungen von Fremdherrschaft dazu gezwungen, ihre Wissensräume zunächst außerhalb der polnischen Lande zu suchen und ihre Netzwerke aufzubauen. Mit Reinhart Koselleck lässt sich konstatieren, dass es „generationsspezifische Erfahrungsfristen und Erfahrungsquellen [gibt], die einmal institutionalisiert oder überschritten, gemeinsame Geschichte stiften“⁸⁰. Die Erfahrung zunächst von Fremdherrschaft und des Lebens in der Fremde, dann des neuen Nationalstaates, dieser Wandel der Staatenordnung, strukturierte das Leben der hier behandelten Wissenschaftler und Experten erheblich. Es ist davon auszugehen, dass diese Erfahrung in jener Generation als Gemeinsamkeit empfunden wurde⁸¹.

Es war eine gemeinsame Erfahrung der polnischen *inteligencja*, dass sie den polnischen Nationalstaat erleben, als den ihren empfinden und seinen Kern bilden konnte. Das Jahr 1918 galt als höchster Triumph der polnischen *inteligencja*, und trotz aller Enttäuschungen unterstützte sie die Zweite Polnische Republik bis zum September 1939. Die führende Rolle der *inteligencja*, zu der auch Präsidenten, wie der Ingenieur Gabriel Narutowicz oder der Chemiker Ignacy Mościcki, und Experten, wie Hirszfeld und Czochralski, gehörten, wurde im öffentlichen Bewusstsein in dieser Epoche unzweifelhaft festgelegt. Männer wie diese sollten die Nation anführen⁸². Diese Rolle, die der Staat ihnen nun übertrug, war eine Rolle, die sie vorher niemals hatten spielen können. Die *inteligencja* und deren

⁷⁹ Marta A. Balińska, Ludwik Rajchman, international health leader, in: World Health Forum 12 (1991) 456–465, 464. Balińska konstatiert diesen Rausch für Ludwik Rajchman, der ebenfalls nach Stationen im Ausland 1918 nach Polen zurückkehrte. Rajchman war es auch, der seinen Cousin Ludwik Hirszfeld davon überzeugte, im Staatlichen Hygiene-Institut, dessen Leiter und Begründer der Rajchman war, zu forschen und zu arbeiten.

⁸⁰ Reinhart Koselleck, Zeitschichten, Studien zur Historik (Frankfurt a. M. 2000) 36.

⁸¹ Ulrike Jureit, Generationenforschung (Göttingen 2006) 8–13.

⁸² Sdvižkov, Zeitalter der Intelligenz 135–136. Siehe auch Marta A. Balińska, Ludwik Hirszfeld: Scientist and Humanist, in: Science and Engineering Ethics 8 (2002) 269–271, 270.

Angehörige wie Hirszfeld und Czochralski war darüber hinaus das Medium, das organisatorische und technologische Muster aus der Diaspora mitbrachte⁸³.

Es war wohl auch kein Zufall, dass sich beide Wissenschaftler im wachsenden Wissensraum Warschau, der neuen Hauptstadt der neuen Republik, niederließen. Zeitgenössisch wurde Warschau als Wissenschaftsstandort durchaus kritisiert, weil es im Vergleich zu anderen Städten angeblich keine guten Bedingungen für schöpferische Wissenschaft bot. Der Rhythmus der Stadt sei zu schnell und die Stimmung von Aufregung und Nervosität geprägt, hieß es. Zudem gebe es in Warschau stets die Verlockung für Wissenschaftler, unmittelbar am Staatsaufbau teilzunehmen; dies schaffe keine guten Bedingungen für die ruhige Arbeit eines Gelehrten⁸⁴.

Aber an diesem Staatsaufbau wirkten Experten wie Hirszfeld und Czochralski in ihren Arenen, in denen sie auch öffentlich auftraten, nicht nur als engagierte Beobachter mit. Sie und viele andere Wissenschaftler wussten, dass sie mit Hilfe von technischer und medizinischer Forschung sowie Lehre von gesellschaftlichem Nutzen sein konnten⁸⁵. Dies spiegelt sich in gewisser Weise auch im Namen des Regimes wieder, das sich nach 1926 in Polen etablierte, das sogenannte *Sanacja*-Regime, wobei *sanacja* Heilung, Gesundung und Erneuerung heißt⁸⁶. Es ging um eine Heilung für Politik und Gesellschaft mittels rationaler Reformen und auf der Grundlage von technokratischen und konkreten Modellen, die in einen Gegensatz zur Sozialromantik der Teilungszeit gebracht wurden. Damit sollte auch die Gesundung und Professionalisierung des Staatsapparates verbunden werden – die Begriffe der Gesundheit, der Heilung und Gesundung nahmen also eine sehr breite Bedeutung in Polen an, nicht zuletzt mit dem Ziel einer Mobilisierung der Bevölkerung für nationale Ziele. Hier mitzuwirken war für Hirszfeld und Czochralski kein Widerspruch zu ihrer Rolle als Gelehrte, die sie in der neuen Ordnung gleichfalls auszufüllen vermochten – eher war ihr jeweiliger Status als Gelehrter die Voraussetzung dafür, dass sie als Experten öffentlich wirksam werden konnten.

Dem nationalen Gedanken, der in der neuen Ordnung auch in der Wissenschaft stark gemacht wurde, ordneten sich beide wegen der historischen Erfahrung und der geographischen Lage des Landes unter und nutzten ihn produktiv für ihre Wissenschaft, die in dieser Konstellation als soziale Praxis zu verstehen ist. Beide verstanden sich eben auch als Teil eines größeren Projektes der Modernisierung des polnischen Staates, das sie in ihren jeweiligen Räumen zu fördern suchten. Das nach Polen zu diesem Zweck transferierte und bereits stabilisierte Wissen ging dabei eine produktive Mischung mit den Anforderungen und Möglichkeiten

⁸³ Janusz Żarnowski, *State, society and intelligentsia. Modern Poland and its regional context* (Studies in East-Central Europe 759, Aldershot, Hampshire 2003) XIII, 139, 183.

⁸⁴ *Życie naukowe Warszawy* 240.

⁸⁵ Siehe dazu auch Pim Huijnen, *Zwischen Gemeinwohl und Privatinteresse. Der Wissenschaftler als Vitaminexperte*, in: *Forschungsberichte aus dem Duitsland Instituut Amsterdam, Universiteit van Amsterdam* (2009) 48–59, 49.

⁸⁶ Kohlrausch, Steffen, *Wiederkehr*, Introduction 17.

des neuen Staates sowie mit den Wissensbeständen vor Ort ein; bereits zuvor in Netzwerken stabilisiertes Wissen veränderte sich in den neuen Räumen aber auch. Mit dieser Mischung aus Aneignung und Abwehr gelang es den Genannten, in der neuen Ordnung ihrem wissenschaftlich produzierten Wissen Glaubwürdigkeit zu verleihen – Veronika Lipphardt und Kiran Patel haben dies 2008 die „Neuverzauberung im Gestus der Wissenschaftlichkeit“ genannt⁸⁷. Die internationalen Verflechtungen und die Kontakte, von deren Dynamik beide aufgrund von Migration und Wissenstransfer profitierten, konturierten ihr Leben und ihre Wissenschaft erheblich. Beide forderten in einer Zeit, in der der Nationalismus den Staat erobert hatte, das Territorialitätsprinzip heraus und fügten es produktiv in ihre weiteren Laufbahnen ein, wozu auch die Institutionalisierung von Expertise gehörte, zu der beide in Polen über ihre jeweiligen Institute beitrugen. Dass diese Dynamik, die sich aus den fragmentierten Leben in je spezifischen Räumen und zu spezifischen Zeiten ergab, aber auch erhebliches Konfliktpotential freisetzen konnte, zeigt das Beispiel von Czochralski, dem seine grenzüberschreitenden Kontakte mit Beginn des Zweiten Weltkriegs zum Verhängnis wurden, nachdem der internationale Raum, aus dem er kam, bereits zuvor dichotomisch gegen den nationalen Raum Polen ausgespielt worden war. Der Staat diene Experten wie Hirszfeld und Czochralski als Sprungbrett – gleichzeitig konnte er die geschaffene Autonomie auch immer wieder bedrohen und herausfordern⁸⁸. Dennoch – oder vielleicht gerade deshalb – gilt wohl, dass fragmentierte Lebensgeschichten, Mobilität und solche grenzüberschreitenden Kontakte, die nicht nur Czochralski und Hirszfeld ihr Leben lang begleiteten, und von denen Wandlungsprozesse initiiert und Innovationen angestoßen werden, als ein grundlegendes Element der Moderne und als ein unveränderliches Element menschlicher Erfahrung zu betrachten sind.

Summary

The scientists and experts Ludwik Hirszfeld and Jan Czochralski – the former a microbiologist and serologist, the latter a metallurgist and chemist – had left divided Poland at the beginning of the 20th century in order to continue their education in Germany. There they established themselves as experts making fundamental inventions in blood type science, and, respectively, in *Ersatzstoffforschung* (referring to the need of replacing or stretching products with inferior materials during war time). Having consolidated their knowledge in professional networks, both returned to re-established Poland after 1918 and adapted their knowledge to

⁸⁷ Veronika Lipphardt, Kiran K. Patel, Neuverzauberung im Gestus der Wissenschaftlichkeit. Wissenspraktiken im 20. Jahrhundert am Beispiel menschlicher Diversität, in: Geschichte und Gesellschaft 33 (2008) 425–454.

⁸⁸ Martin Kohrausch, Technologische Innovation und transnationale Netzwerke, in: Journal of Modern European History 6/2 (2008): Technological Innovation and Transnational Networks: Europe between the Wars 181–195, 187.

the new place and times – both were awarded privileged positions in state-subsidised institutions, and they were keen to establish themselves in public arenas such as health care policy and the scientification of technology. Both scientists may be regarded as part of a group of internationally-minded experts. This group is worth being examined in regard to their interaction with society as they attempted to award their expertise the status of universal and thus guiding knowledge. In the process factors such as migration and knowledge transfer played a role, as did the tension zone of international and national features of scientific life. The biographical approach chosen in this article allows to comprehend the development of the expert, of knowledge, and of expertise as the result of a close alliance of scientific and technical as well as cultural and political factors.

Bożena Chotulaj

Was leistet die Soziologisierung der Wissenschaften bei Ludwik Fleck?

Wenn man unter der „Soziologisierung“ die Situierung eines Phänomens in der Gesellschaft versteht und jenes Phänomen als ein Ergebnis sozialer Handlungen und Mechanismen definiert, das im Zuge von Wechselwirkungen sozialer Faktoren zustande kommt, haben wir es bei Ludwik Fleck tatsächlich mit einer Soziologisierung der Wissenschaften zu tun. Darauf verweist der Soziologe Wilhelm Baldamus in seinem Artikel „Ludwik Fleck and the development of the sociology of science“ aus dem Jahre 1977. Dies tut er vor allem im Hinblick auf die Ausführungen Flecks zur Wassermannprobe, weil er bemerkt, dass hier Methoden verwendet werden, die den zeitgenössischen soziologischen Methoden ähnlich sind: teilnehmende Beobachtung, *historische case study* und Inhaltsanalyse. Doch ist nicht nur das Wassermann-Kapitel soziologisch angelegt, vielmehr dominiert der soziologisierende Blick in Flecks ganzem Buch „Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache“; er ist für seine Konzeptualisierung der Wissenschaft überhaupt ausschlaggebend.

Fleck bricht dabei radikal mit der traditionellen Ansicht, wonach bei wissenschaftlichen Genies die wissenschaftliche Erkenntnis eine individuelle Sonderleistung sei. Individuellen Charakter haben bei ihm höchstens die Fehler, welche im medizinischen Verfahren und im wissenschaftlichen Handeln begangen werden, weil sie sich aus momentanen, unwiederholbaren Koinzidenzen ergeben. Aber selbst dabei spielt der Zufall eine größere Rolle als die individuelle Entscheidung des handelnden Menschen. An manchen Stellen des Textes wird sogar hervorgehoben, dass das Individuum ein soziales Phänomen sei. Als solches sei es Träger eines bestimmten Denkstils, der es zu bestimmten Erkenntnissen führe. Diese seien daher keine individuellen Leistungen, sondern immer Ergebnisse angesamelter Wissensbestände, Überzeugungen und Weltanschauungen, die sich unter bestimmten Bedingungen zusammenfügen und zur Benennung einer wissenschaftlichen Tatsache führen.

Ludwik Fleck verallgemeinert seine Beobachtungen und spricht von der „Wechselwirkung zwischen dem Erkennenden, dem bereits Erkannten“, das zur Denkgewohnheit geworden sei, „und dem Zu-Erkennenden“¹. So beschäftigt er

¹ *Ludwik Fleck*, Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv (Frankfurt a. M. 1980) 17, weiter im Text als „T“ mit Seitenangabe.

sich nicht mit dem Erkennenden als einem psychologischen Phänomen, sondern deduziert auf Grund seiner Beobachtung der Beharrungstendenzen des bereits etablierten Wissens, was mit den neuen Ideen passiert, wie sie sich aus den Präideen entwickeln, sich in der Konfrontation mit dem bestehenden Wissensstand verwandeln und letztendlich, wenn auch in gewandelter Form, durchsetzen.

Da Fleck am Wissenschaftsbetrieb insbesondere der Erkenntnisprozess interessiert, entsteht der irreführende Eindruck, dass er die Wissenschaften in seiner Betrachtung nicht nur soziologisiert, sondern auch psychologisiert. Fleck sieht zwar die Neugierde als eine der wichtigsten Komponenten der *conditio humana* und als die Hauptvoraussetzung für wissenschaftliche Leistungen des Menschen an, aber er vertieft die psychologische Perspektive nicht, sondern stellt fest, dass der Erkenntnisprozess viel komplizierter ist, als die darauf folgenden Schilderungen, die beschreiben, wie es zu einer bestimmten Erkenntnis gekommen ist. Am Anfang des oben genannten Buches schreibt Fleck sogar: „Das Erlangen physischer und psychischer Fertigkeiten, das Sammeln einer gewissen Quantität von Beobachtungen und Experimenten, die Fähigkeit zu plastischen Begriffsumbildungen bilden aber lauter formal-logisch unkontrollierbare Umstände, und die genannten Wechselwirkungen verbieten vollends ein formal-logisches Betrachten des Erkenntnisprozesses“ (T 17). Diese Worte muten etwas resignativ an, als gäbe es keine Methode, den Erkenntnisprozess als eine logisch aufgebaute Kette von Teilerkenntnissen konsekutiver Art zu erfassen. Fleck geht es aber nicht um diese Schwierigkeit. Er arbeitet konsequent an der Ablösung der Erkenntnislehre von der Vorstellung, dass die Erkenntnisse endgültig seien, als wären sie entdeckte Wahrheiten über eine uns umgebende Wirklichkeit. Er bemüht sich um die Herstellung eines Denkgebäudes, das die Wissenschaft als ein historisches Phänomen in permanenter Wandlung denken lässt, als einen Raum der nie endenden Prozesse.

Da Fleck über die Kategorie der Performativität noch nicht verfügt, bedient er sich an vielen Stellen einer Mischung von Kategorien aus unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen, was – so die oft auftretende These in der Fleckforschung – die Fleckrezeption seit Jahren verhindere, auch wenn die soziologische Betrachtung in Flecks Ausführungen zur wissenschaftlichen Tatsache und zum Denkkollektiv tatsächlich dominiert. Zu Lebzeiten Flecks entstanden ca. 20 Rezensionen². Baldamus verweist in dem erwähnten Artikel auf die umfangreiche englischsprachige Forschung in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre, in der Flecks Ideen in gewissem Sinne als Präideen fungieren.

Baldamus unterscheidet übrigens drei Phasen der Fleck-Rezeption: Die erste umfasst die Jahre 1934–1962, in denen Flecks Ideen abgelehnt wurden, die zweite verbindet sich mit deren Akzeptanz in der Version von Thomas Kuhn, der 1962 in der Einleitung zu „Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen“ über seine

² Nach: *Paweł Jarnicki*, Kłopoty z przedwojenną recepcją koncepcji Ludwika Flecka (Probleme der Rezeption der Konzeptionen Ludwik Flecks in der Vorkriegszeit), in: *Studia Philosophica Wratislaviensia* VI/2 (Wrocław 2011) 129–136.

Fleck-Faszination schreibt. Die dritte Phase fängt um 1970 an, als sich die Wissenschaftssoziologie in den USA zu etablieren beginnt. In dieser Zeit erfolgte eine unspektakuläre Aneignung von Flecks Werk³.

Jedoch erst mit der Entwicklung der Kulturwissenschaften, so meine Beobachtung, und der damit einhergehenden methodologischen Sensibilisierung der Forschung in Bezug auf Prozessualität, auf performative Handlungs- und Sprechakte sowie die Befürwortung der Interdisziplinarität kam es zu einem gewissen *come back* der Fleckschen Konzeptualisierung der Wissenschaften. Aber auch jetzt gab es immer wieder Missverständnisse, weil man von Fleck eine fachgebundene Stringenz erwartete. Eine klare Zuordnung seiner Argumentationsweise scheint bis heute nicht möglich zu sein⁴. Man entdeckt in ihr Lücken, Brüche⁵ und Inkonssequenzen, ja sogar Unwissenschaftlichkeit⁶ oder mangelnde Begriffsschärfe bzw. metaphorischen Schreibstil. Um dieser Unklarheit entgegenzuwirken, werden Sammelbände mit seinen Schriften bei Neuauflagen als „Wissenssoziologie“ bzw. „Psychosozilogie des Wissens“ oder „Wissenschaftsgeschichte“ betitelt. Fleck selbst nannte seine Theorie „Soziologie des Denkens“ oder „Vergleichende Erkenntnistheorie“, ohne zu entscheiden, welche von diesen Benennungen treffender ist.

Die Schwierigkeiten bei der wissenschaftlichen Zuordnung Flecks ergeben sich nicht nur aus seinem Schreibstil, sondern auch aus erkenntnistheoretischen Gründen: Fleck denkt weder eindeutig vom Akteur des Wissenschaftsbetriebs aus noch vom vorläufigen Endergebnis des Erkenntnisprozesses, der wissenschaftlichen Tatsache also, und damit rüttelt er an der Identität und Selbstwahrnehmung der Wissenschaftler. Er betont immer wieder, dass Tatsachen im wissenschaftlichen Erkenntnisprozess nur kurzlebig seien. Sie werden benannt, somit auch konstituiert, um gleich darauf eine neue wissenschaftliche Fragestellung zu provozieren. Ein ruheloser Wissenschaftler in permanenter Bewegung wäre der Idealtypus, mit dem Fleck im Wissenschaftsbetrieb das Genie konzeptuell ersetzen möchte. Das würde die ursprüngliche Verkennung seiner Theorie zumindest in den Fachkreisen der Mediziner, aus denen Fleck selbst stammte, und dann in den anderen akademischen Milieus erklären. Als Mikrobiologe konnte er mit seinen kulturwissenschaftlichen Erkenntnissen bei den Naturwissenschaftlern keine Anerkennung

³ Vgl. *Wilhelm Baldamus*, Ludwik Fleck and the development of the sociology of science, in: *Peter R. Gleichman, Johan Goudsblom, Hermann Korte* (Hrsg.), *Human Figurations. Essays for/ Aufsätze für Norbert Elias* (Amsterdam 1977) 135–156.

⁴ In der Warschauer Universitätsbuchhandlung, wo es immer noch keine Abteilung für die Wissenschaftstheorie gibt, stehen Flecks-Bände in der Didaktik-Abteilung, während Paul Feyerabends „Wider den Methodenzwang“ beispielsweise unter den Philosophen zu finden ist.

⁵ Vgl. *Arnd Wasserloos*, Denkstil und Ethik. Über einige Postulate und Implikationen der Wissenschaftslehre von Ludwik Fleck, in: *Bożena Chojak, Jan C. Joerden* (Hrsg.), *Von der wissenschaftlichen Tatsache zur Wissensproduktion. Ludwik Fleck und seine Bedeutung für die Wissenschaft und Praxis* (Frankfurt a. M. 2007) 415–438.

⁶ Vgl. *Wojciech Sady*, O tym, co decyduje o naukowości badań przyrodniczych (Darüber, was über die Wissenschaftlichkeit der naturwissenschaftlichen Forschung entscheidet), in: *Studia Philosophica Wratislaviensia VI/2* (Wrocław 2011) 15–30.

finden, zumal er ihnen wie auch anderen Wissenschaftlern das Recht auf universelle Wahrheiten abspricht. Und als Kulturwissenschaftler konnte er nicht gelten, weil es Kulturwissenschaften zu seinen Lebzeiten noch nicht gab. Und so blieb eine Auseinandersetzung mit seinem Werk über lange Jahre hin aus. Heute ist es für eine intensive Rezeption seiner Ideen wiederum zu spät, weil sein Konzept keine grundlegende Rolle für die Wissenschaftstheorie mehr spielen kann. Diese hat sich mittlerweile mit anderen Autoren als Teil der Philosophie etabliert⁷. Da das Ranking in der Wissenschaftstheorie quasi entschieden ist, scheint ein spannender und sachlicher Umgang mit Flecks Konzepten möglich zu sein.

Auf die Frage, was die Soziologisierung der Wissenschaften bei Fleck bewirke, lässt sich antworten: Sie entmachtet die Wissenschaftler, indem sie an Stelle ihrer Ansprüche auf die Wahrheitskonstituierung (bzw. Entzauberung der Welt durch die wissenschaftliche Erkenntnis) den Gedanken der Demokratisierung im Wissenschaftsbetrieb setzt. Wilhelm Baldamus stellt in Anlehnung an Norbert Elias fest, dass sich um Flecks Ideen kein Denkkollektiv entwickeln konnte, weil sie als eine „unbequeme Innovation“ wahrgenommen und als solche verdrängt wurden⁸. Sie bestanden darin, die Subjektposition im wissenschaftlichen Erkenntnisprozess aufzulösen und Ergebnissen keinen Anspruch auf absolute Gültigkeit zu geben. Diese sind nämlich vor allem in ihrem historischen und gesellschaftlichen Kontext verwendbar, weil es die in einer Kultur gültigen Bedeutungszuweisungen und Anschauungen sind, die bestimmte Praktiken und Kategorien hervorbringen und definieren. Solche Erkenntnisse gelten dann als Entdeckungen oder Wahrheiten; sie strukturieren Praktiken und Normen weiterer Erkenntnisse im wissenschaftlichen Zugriff oder in der alltäglichen Verwendung⁹. Dafür benutzt Fleck den Begriff der ‚sozialen Verdichtung‘ oder ‚Verstärkung‘, mit dem er unterstreicht, dass sowohl Beobachtungen als auch Auffassungen und Erkenntnisse einer kollektiven Bestätigung bedürfen, um sich ihrer Gültigkeit zu vergewissern. In Flecks Worten:

„Wer aber die soziale Bedingtheit für ein *malum necessarium*, für eine leider existierende menschliche Unzulänglichkeit ansieht, die zu bekämpfen Pflicht ist, erkennt, daß ohne soziale Bedingtheit überhaupt kein Erkennen möglich sei, ja dass das Wort ‚Erkennen‘ nur im Zusammenhange mit einem Denkkollektiv Bedeutung erhalte“ (T 59f),

klingen wie eine Warnung, auf die er selbst paradoxerweise nicht hörte. Seine Bindung zum naturwissenschaftlichen Denkkollektiv ging mit dem Erscheinen der „Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache“ in die Brüche, wovon zum Teil die Kontroverse mit Izydora Dąbska zeugt. Und das Lemberger Denkkollektiv, zu dem vor allem Künstler, wie Tytus Czyżewski, und Philosophen, wie Leon Chwistek, gehörten, reichte für die Etablierung seiner Denkweise nicht aus. Ihre Ideen bezogen sich auf eine ähnliche Wahrnehmung der Wirklich-

⁷ Paul Feyerabends „Against Method“ von 1970 und Thomas S. Kuhns „Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen“ von 1962 gehören zu den klassischen Texten, lange vor der Wiederentdeckung Flecks.

⁸ Norbert Elias, *Sociology of Knowledge*, in: *Sociology* 5 (1971) 159.

⁹ Vgl. Baldamus, *Ludwik Fleck and the development*.

keit für die Kunst und Philosophie, wie Fleck sie für die Wissenschaft vertrat. Sie sei nicht ein vorgefundenes Reservoir von Gegenständen, deren Existenz als die einzig wahre durch die menschlichen Sinne entdeckt werden könne. Wahrheit und Wirklichkeit und den gesunden Menschenverstand diskutiert Leon Chwistek u. a. in seinem Grundwerk „Granice nauki“ (Grenzen der Wissenschaft), das er übrigens auch 1935 veröffentlichte¹⁰. Ihn beschäftigte weniger das Phänomen der Erkenntnis, sondern vielmehr der Gedanke, dass die Wirklichkeit auf keinen Fall mit der Wahrheit gleichzusetzen sei. Auch ihm zufolge verläuft die Entwicklung der Wissenschaften nicht linear und auch nicht nach kausalen Gesetzen, sondern erfolgt eher sprunghaft. Er prägte den Begriff der Vielheit der Wirklichkeiten, mit dem er diese Sprunghaftigkeit zu erfassen suchte¹¹. Im Falle von Tytus Czyżewski, dem nach Chwistek wichtigsten Formisten¹², war es der strukturalistische Umgang mit Formen, der eine gewisse Nähe zu Flecks Konzeptualisierung der wissenschaftlichen Tatsache aufweist. Czyżewski und Chwistek war der Begriff der reinen Form gemeinsam. Er ermöglichte ihnen im Bereich der Kunst und Philosophie, sich von der Wirklichkeit als etwas Gegebenem zu distanzieren, ein Gedanke, der auch für Fleck von Interesse war. Auch wenn Fleck in seinen Schriften auf den Kunstbereich nicht zurückgriff, geriet er mit seinem Konzept der wissenschaftlichen Tatsachen doch zwischen alle Stühle.

Für die Erklärung der esoterischen und exoterischen Kreise wählte Fleck die Soziologisierung der Wissenschaften. Dieses Modell ermöglichte ihm, die Wissenszirkulation und Wissensdistribution zu erfassen. An ihm beteiligten sich Wissenschaftler, die nach Flecks Auffassung immer Kinder ihrer Zeit bleiben würden. Mit Bourdieu könnte man sagen, dass sie ihren Habitus, den sie in ihrer Lebenswelt haben, auch im Labor nicht ablegen können. Fleck benutzt diese Kategorie natürlich nicht, aber die Art, wie er die sozialen Rollen der Wissenschaftler in seine Denkweise einbindet, liegt ihr sehr nahe. Es geht ihm nicht so sehr um die Vielzahl von Rollen, in die man schlüpft, sobald man bestimmte Aufgaben aufgreift (im Beruf, in der Familie, in der Glaubensgemeinschaft u. ä.), sondern vielmehr darum, was am Individuum von allen diesen Rollen haften bleibt und dessen berufliche Aktivität und wissenschaftliche Erkenntnis beeinflusst. Um es mit einem Bild Flecks zu sagen: Die „Lustseuche“ gäbe es beispielsweise ohne christliche Sittlichkeit, die die europäische Lebenswelt des 16. Jahrhunderts beherrschte, vermutlich nicht.

Das Konzept des Denkkollektivs baut auf soziologischen Erkenntnissen auf, wie sie auch bei Georg Simmel in seiner Abhandlung „Wie ist Gesellschaft mög-

¹⁰ Die englische Übersetzung erschien 1935 in London unter dem Titel „The Limits of Science“.

¹¹ Auf den Lemberger Denkkreis verweist Karol Sauerland (*Karol Sauerland*, Ludwik Flecks unerwünschter soziologischer Blick, in: *Bożena Chotuj, Jan C. Joerden* [Hrsg.], Von der wissenschaftlichen Tatsache zur Wissensproduktion. Ludwik Fleck und seine Bedeutung für die Wissenschaft und Praxis [Frankfurt a. M. 2007] 65–77, hier vor allem 71–72).

¹² Mehr zu dieser eigenständigen künstlerischen Strömung in Polen in: *Markus Eberharther*, Der poetische Formismus Tytus Czyżewskis. Ein literarischer Ansatz der frühen polnischen Avantgarde und sein mitteleuropäisches Konzept (München 2004).

lich?“ zu finden sind. Fleck meint mit Denkkollektiven nicht Gruppen- bzw. Forschungsinteressen, sondern Kollektive, in denen Menschen mit ihren intellektuellen Kapazitäten, Wissensvorräten und Weltanschauungen aufeinandertreffen. Unter ihnen kann sich mit der Zeit ein gemeinsamer Denkstil herausbilden, aber der Denkwang, dem auch sie unterliegen, ist mehr, ist etwas, was die Mitglieder der esoterischen Kreise mit den Mitgliedern der exoterischen (nicht wissenschaftlichen) verbindet und eine Basis für die Durchlässigkeit der Grenze zwischen ihnen bildet, zwischen dem Altbekannten und dem Neuerkannten.

Durch die Soziologisierung der Wissenschaften konnte Fleck also ein Denkgebäude aufbauen, in dem der Gedanke, dass der wissenschaftliche Erkenntnisprozess ein soziales Phänomen ist, das sich nicht linear und nicht chronologisch auf Grund einer rationalen Logik entwickelt, zentral ist. Seine feste Anbindung an soziale und historische Faktoren ist bei Fleck Beleg dafür, dass sowohl die Wissenschaften als auch ihre Erkenntnisse, die wissenschaftlichen Tatsachen, zeitgebunden sind und keinen Anspruch auf den Status universeller Wahrheit haben können. Mit dem Blick des Soziologen konnte Fleck den Wahrheitsbegriff destabilisieren, dadurch die Wissenschaftler „entmachten“ und zur Selbstreflexion im Rahmen ihrer Disziplinen bewegen, zur Einsicht, dass unterschiedliche Welterklärungsmodelle gleichwertig sein können. Auf diese Weise bereitete er den Freiraum für seinen Demokratiedanken im Wissenschaftsbetrieb, den er nicht politisch versteht, sondern als einen möglichst breiten Zugang zu Informationen, als einen intensiven Gedankenaustausch der esoterischen Kreise. Die Wissenszirkulation ist nach ihm nicht nur ein unkontrollierbarer Vorgang, der durch bloße Zugehörigkeit zu mehreren Denkkollektiven zustande kommt, sondern auch einer, der gefördert werden kann und soll, um wissenschaftliche Erkenntnisse zu korrigieren bzw. abzusichern.

Summary

This article discusses Ludwik Fleck's sociologizing gaze in his conceptualisation of scientific insight. The thesis is that Fleck attempts to explore the process and interdisciplinary quality of scientific perceptions. Since discourses concerning cultural science in a contemporary sense were non-existent in his lifetime, he borrowed his terms from the vocabulary of sociology; however, he also coined terms such as style of thinking, thought collective, and pressure of thought. His style of thinking also bears great resemblance to the ideas of artists (Czyżewski) and philosophers (Chwistek) from East Poland. By placing the style of thought between the protagonist of academic life and the constantly preliminary conclusion of the learning process, the scientific fact, Fleck in his work casts doubt on the importance of the scientist's identity and self-perception; indeed, he practically de-thrones him and destabilizes the concept of truth. Even though Fleck was mostly concerned with democratizing the circulation of knowledge, his concepts only regained significance with the establishment of cultural science in Europe.

Austin Harrington

Social Science ‘Beyond Methodological Nationalism’?

A Defence of Concepts of Nationhood in German Liberal Social
Thought of the Weimar Years

The thesis defended in the following short essay is that a generalized normative and contemporary relevance can be found for statements about German relations to ‘the West’ in the writings of a milieu of broadly left-liberal intellectuals active during the years of the Weimar Republic and the last years of the Wilhelmine Empire. These statements express discontent and antagonism with Britain, France and the USA in the context of German defeat in the First World War and the emerging terms of the Treaty of Versailles. But they also display a commitment to values of political liberalism and civic enlightenment and argue for a nationally distinctive German form of democratic political modernity, different in content from the cultural traditions of the states of the North Atlantic seaboard but not radically rejecting or deriding these traditions’ claim to validity.

Very closely documented over the past decades have been Max Weber’s influential public activities at the end of the war¹. Yet it deserves underlining that Weber was by no means the only prominent voice on the progressive left-liberal centre of German professors of social science of the period. The vibrancy of this milieu in Germany would thrive long after Weber’s disappearance from the scene in June 1920, and in the ensuing decade it would be other men such as Ernst Troeltsch, Max Scheler and the elder Ferdinand Tönnies who enjoyed the comparatively greater public profile. As is today increasingly better appreciated, the later years of the First World War and the early years of the Weimar Republic see the rise to prominence in the German public sphere of a distinctive milieu of left-liberal pro-republican intellectuals, many of them aligned with the newly formed German Democratic Party (DDP) and not fundamentally hostile to the policies of the Social Democrats. Alongside the many famous names of literary and artistic figures and political actors in the period, at least a dozen major academic personalities can be singled out. In a longer forthcoming study of mine, I develop this thesis in relation to the nine figures of Ernst Troeltsch, Ferdinand Tönnies, Max

¹ For an overview of the now voluminous literature on Max Weber, a useful starting-point is *Joachim Radkau’s* biography, *Max Weber, Die Leidenschaft des Denkens* (München 2005).

Scheler, Ernst Robert Curtius, Karl Jaspers, Karl Mannheim, Georg Simmel and the two brothers Max and Alfred Weber².

Notwithstanding some significant biographical differences between individual figures, it is possible to speak generally of a more or less cohesive and consistent worldview of Weimar left-liberal republicanism among these personalities. Although virtually all had been fervent patriots at the war's outbreak, all would go on to publish widely circulated statements against German nationalist belligerence in later stages of the war and during the Weimar years. New waves of scholarship on early twentieth century German liberal-cosmopolitan social thought over the last twenty or thirty years have increasingly brought to light the relevance of these and other authors. Renewed interest in broadly politically liberal as distinct from Marxist thinkers of the age has chimed with a general shift of attention in recent years in the social sciences toward global comparative interpretive approaches, with an emphasis on civilizational difference and a move away from postulates of universal structures of class conflict as motors of world history. Drawing on these writers as both historical actors in their time and authors with a period-transcendent relevance to contemporary social-science analysis, my concern in general has been to set out a number of criticisms of contemporary framings of twentieth century German history that revolve around teleological notions of a long German path toward alignment with the states of the North Atlantic circle after 1918, 1945 and 1989³. From a normative perspective, it can be argued, the central undertaking needs to be to challenge such notions and to discern how Weimar left-liberal sources of social thought can be said to inform critical debate in the humanities and social sciences today about contested national and regional relationships to 'the West' in modern global history.

In the following brief and much more modestly circumscribed contribution, my interest is in presenting three specific clusters of considerations relevant to questions of relations between political orders and scientific milieus or cognitive cultures. A first set of considerations – again, expounded more fully in the larger study – bears on the range of arguments available for a defence of the political

² For one shorter statement of the longer study, see *Austin Harrington*, Weimar Social Theory and the Fragmentation of European World Pictures, in: Thesis Eleven 111 (2012) 66–80. Other comprehensive studies of German left-liberal social theorists of the Weimar and late Wilhelmine years, on which my work draws, include: *Reinhard Blomert*, Intellektuelle im Aufbruch: Karl Mannheim, Alfred Weber, Norbert Elias und die Heidelberger Sozialwissenschaften der Zwischenkriegszeit (München 1999); *Dirk Hoeges*, Kontroverse am Abgrund: Ernst Robert Curtius und Karl Mannheim: intellektuelle und 'freischwebende Intelligenz' in der Weimarer Republik (Frankfurt a. M. 1994); *Wolf Lepenies*, Between Literature and Science: The Rise of Sociology, translated by R.J. Hollingdale (Cambridge, UK 1985); *Harry Liebersohn*, Fate and Utopia in German Sociology, 1870–1923 (Cambridge, Mass. 1988); *Gangolf Hübinger*, Gelehrte, Politik und Öffentlichkeit: Eine Intellektuellengeschichte (Göttingen 2006); *Donald N. Levine*, Visions of the Sociological Tradition (Chicago 1995).

³ *Heinrich August Winkler's* influential history of Germany, titled 'The Long Road West' (*Der lange Weg nach Westen: Deutsche Geschichte*, 2 vols. [München 2000]) is in so many ways the paradigmatic statement of this framing.

credibility of German literary and academic liberal cosmopolitan culture of the Weimar years, in opposition to charges of political quietism, naivety or indifference levelled against this culture by numerous historians since the 1960s. A second concern is to highlight some limitations of the notion of a distinctively 'mandarin' mentality of German professorial personalities of the Weimar and Wilhelmine periods, as first defined in these terms by Fritz Ringer in his influential book of 1969, *The Decline of the German Mandarins*. A concluding focus of this contribution is then to set forth a number of objections to the concept of 'methodological nationalism' as a fair criticism of German and general European sociological thinking of the early twentieth century. In respect of all these concerns, the reader should note that the primary disciplinary perspective from which this contribution proceeds is normative social theory rather than intellectual history *stricto sensu*. In the first instance my interest is less in motives and occasions prompting statements of the authors at issue than in the relevant conceptual contents that can be gleaned and developed from these statements as analytically productive sources for contemporary social-scientific research practices.

A German problem of culture and politics?

To stake a claim in this way for the robustness and integrity of German left-liberal intellectual self-articulation in the Weimar years, I argue, is to place in question any simple dismissal of the idea of a repository of values of enlightened 'culture' and 'mind' in German history that might, under better supporting material circumstances, have prevailed over the disastrous tendencies of the German polity in 1914 and 1933. For a long time now, historians and critics wedded to the thesis of a German 'special path' (*Sonderweg*) to calamity in twentieth century European history have argued that the supposition of a better 'cultural Germany' over against a 'bad' 'political Germany' merely reproduces a way of thinking dominant among German literary elites in the nineteenth and early twentieth century that tended to view *Kultur* as a superior, more noble modality of life than politics and that, as a consequence, signally failed to respond adequately to real political perils and delusions besetting the country at crucial moments⁴.

As recently as 2006, Wolf Lepenies wrote that when, during the Second World War, some British observers held that Germany might survive Nazism if it could recover its core cultural values, these observers simply 'fell prey to the grand German illusion', the illusion that 'culture came first' while 'politics followed'. Such commentators, Lepenies argued, failed to see that 'to survive the rupture of civili-

⁴ Fritz Ringer, *The Decline of the German Mandarins: The German Academic Community, 1890–1933* (Cambridge, Mass. 1969); Fritz Stern, *The Politics of Cultural Despair: A Study in the Rise of the Germanic Ideology* (Berkeley 1974 [1961]); Peter Gay, *Weimar Culture: The Outsider as Insider* (New York 1968); Kurt Sontheimer, *Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik* (München 1962); Norbert Elias, *Studien über die Deutschen: Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert* (Frankfurt a. M. 1989 [1961–1985]).

zation it had inflicted upon Europe, Germany would have to give up the most German of all ideologies: the illusion that culture can compensate for politics'⁵.

Lepenies's claim, which repeats earlier familiar statements by historians from Fritz Stern to Peter Gay and Fritz Ringer and stands broadly in line with the thesis of a German *Sonderweg* to totalitarian calamity in modern European history, takes its point of departure from the argument that the comparative political weakness of the nineteenth century German middle classes created an attitude of estrangement from political affairs among German educated elites that persisted into the 1920s and that went hand in hand with an increasingly defencist attitude of the German professoriat – the so-called 'mandarins' – toward the policies of the Social Democrats after 1918. The result, Lepenies maintained, was that literary cosmopolitanism in Germany, even as late as the Weimar years, 'quite often became a refuge for those who could not but stay aloof from national politics'. Indeed in conjunction with a unique 'skepticism of Germany's poet-seers toward parliamentary politics', this elite German cultural cosmopolitanism formed – Lepenies claimed – 'one reason why the Weimar Republic did not secure the broad-based acceptance and emotional support of its citizens that could have prevented it from falling prey to the Nazis'⁶.

Against this idea of a unique syndrome of political disengagement in liberal-humanistic intellectual culture in German history, I want here to propose a few considerations in support of the complexity and political attunement of liberal cosmopolitan intellectual life in Germany in the Weimar period. As a large body of philological research of the last thirty years now tends to make plain, left-liberal intellectualism in Germany in the Weimar period can be shown to represent *in nuce* a genuine impulse of German national-liberal critical self-articulation in the 1920s that could arguably, under more favourable socio-economic circumstances, have gone on to win significantly greater traction in the public sphere over the course of the decade.

Important to bear in mind in these connections is that the fact that progressive intellectual currents ultimately failed to become generalized social forces capable of orienting the German polity in a more enlightened direction after 1930 does not necessarily mean that no informing cognitive *contents* – no *ideas* – ever existed in the period that might, under better circumstances, in a more favourable socio-psychological arena, have been able to evolve into such forces. A conclusion cannot be drawn from the outcome of events after 1930 that such ideas always, from the outset, lacked intrinsic argumentative conviction or cogency. The possibility cannot be ruled out that had the material fortunes of the Weimar Republic not plummeted so dreadfully after 1929, left-liberal voices might have been able to win the battle of ideas over against the allure of fatalistic works such as Oswald Spengler's *Decline of the West* and other obscurantist platforms of the so-called Conservative Revolution.

⁵ Wolf Lepenies, *The Seduction of Culture in German History* (Princeton 2006) 47.

⁶ Ibid. 6, 7.

Admittedly, left-liberal social critics and thinkers of the period were not all men able to make their voices heard when they would have been most needed. Simmel died even before the new order came into existence (in September 1918); while Troeltsch and Max Weber lived to experience the Republic only for a short period. Nor were all those still alive by 1933 and not already driven into exile by this time as alert to the direction of developments after 1930 as they could have been. It should certainly also be underscored that these men and their non-academic counterparts in the arts and literary scenes composed only one fraction of the total roster of discursive platforms vying for public attention in the age, and – as has been widely documented – their followings in the German universities tended to form a minority, where right-wing sentiment among student bodies was rife. But numerous considerations can nevertheless be adduced in defence of these intellectuals' relevance as potential agents of progressive change on the public stage of their time. The fact that these were primarily men of the academy and not political actors in any institutional sense, were not statesmen, organisers, activists or popular personalities prominent in the mass media, does not mean they did not and could not play any part in the shaping of the political contours of the age. As prominent public voices, many of them members of the newly formed DDP, some also as holders of positions of public office or *Gelehrtenpolitiker*, they contributed substantially to the shaping of progressive cultural forces in the period, and their writings and ideas, even after their death, perdured as influential reference-points for consciousness and communication in the age. All of them set legacies that became demonstrable sources of inspiration for numerous other writers over the course of the decade and created touchstones for the unfolding of currents of liberal republican and Europeanist intellectualism throughout the inter-war period. As charismatic teachers, almost all published works of journalism and delivered well-attended public speeches throughout the German-speaking lands, and elements in their writings, speeches and activities unquestionably point forward to a broad range of liberal-cosmopolitan conceptions of European normative order prevalent in literary exchanges of the 1920s – in some instances directly informing these conceptions, or in other cases shaping them through more indirect channels of reception or loosely prefiguring them.

'Mandarin' thought in Germany reconsidered

To be sure, historians such as Ringer, Stern and others by no means ignored the existence of left-liberal voices on the Weimar academic scene such as Troeltsch and the Weber brothers. But their tendency was nevertheless markedly to downplay the import and impact of such voices and to cast doubt on the sincerity and authenticity of German liberal intellectuals' retractions of belligerence after 1914 and general fundamental reorientations of outlook after the caesura of the war. Their and especially Jürgen Habermas's tendency (in an essay on Heinrich Heine and his place in German literary history) was to imply that very little had sub-

stantially changed in German national intellectual self-articulation in the entire century between the fall of the 1848 parliament and the defeat of National Socialism⁷. In line with the paradigm of thinking that has come to be known as the *Sonderweg* thesis, Ringer's and others' was an approach that reflected an over-weighting of alleged long-term cultural and attitudinal peculiarities of German history relative to other more material, socio-economic circumstances affecting and contingent turns of misfortune of the Weimar Republic.

Similarly, a striking feature of Lepenies's notion of the 'seduction of culture in German history' in this regard was its deeply narrow view of the capacities for enlightened steering that might have been available to intellectuals in the 1920s. It relied exclusively on purely sloganistic valences of the word *Kultur* in discourse of the period. It effectively reduced liberal enlightened intellect on the public stage to a functionally dependent variable of political power and ruled out any sense in which such intellect might have stood as a creative store-house of possibilities of institutional political change.

Pace Lepenies, intellectual attitudes of distance and detachment from party-political platforms, one should emphasise, did not – and do not in general – have to mean total disengagement from politics *tout court*. No reason exists in the case of Weimar Germany, any more than in any other national setting of the period, why a stance of detachment in some respects should have had to preclude a stance of engagement in other respects. Detachment could and can be practised in engagement, just as engagement could and can be practised in detachment. There exists a *bona fide* sense in which intellectuals such as Troeltsch and Max Weber could commit to the progressive political causes of their time as *spectateurs engagés*, as 'committed observers'⁸. No reason exists in principle why appeals to the intelligence of *Geist* in the period should not have stood not only for a value in the academy but also for a value in the *polis* – for an exigency of commitment to the use of reason in the conduct of public affairs. Neither in Weimar Germany in particular nor in the history and sociology of intellectuals in general should there be any reason for commentators to depreciate *a priori* the capabilities of writers to help shape the course of politics in enlightened directions – to 'speak truth to power'. To insist on the authenticity of such capabilities is not, and need not be, to believe that mind can in some way 'give the law' to politics – such as in the grand sense of Percy Bysshe Shelley's characterization of poets as 'unacknowledged legislators of the world', to which Lepenies and Gay both refer in a disparaging manner⁹.

In truth, no fair survey of the totality of literary life in Germany after 1918 can say that a self-image of bourgeois writers as intellectual law-givers to the land, as

⁷ Jürgen Habermas, Heinrich Heine und die Intellektuellen, in: *idem*, Eine Art Schadensabwicklung (Kleine Politische Schriften 6, Frankfurt a. M. 1987).

⁸ Cf. Gangolf Hübinger, Gelehrte, Politik und Öffentlichkeit: Eine Intellektuellengeschichte (Göttingen 2006).

⁹ Lepenies, *op. cit.* 72; Gay, *op. cit.* 67.

modern 'philosopher-kings' or 'poet-princes', continues to obtain for a majority of writers by this time. In the wake of the inflation of the early 1920s following on the heels of the end of the war and the massive upheavals of the early years of the Republic, writers and the educated middle classes would find themselves dramatically stripped of markers of status and cultural prestige, of self-confidence and psychological security, of traditional cultural prerogatives, their inherited fortunes reduced virtually to nil, and their material and psychological conditions of life henceforth largely placed on an equal footing with the impecunious masses¹⁰. At a time when professors and writers earned a living barely greater than the average office-worker, where the material correlates of cultural distinction levelled out, many of the traditional divisions between elites and masses would unravel and old class divisions would become scrambled.

It is true that an objective degradation or disarray of status did not have to translate into an altered subjective awareness of this state. In many cases an erosion of position could often only entrench and intensify rather than deflate comforting nostrums and articles of faith and unleash a desperate attempt on the part of the professorial intelligentsia to reassert this hegemony¹¹. Nevertheless, no global survey of the relevant intellectual cultures of the period can afford to project this tendency as the typical or behaviorally regular outcome of the cultural dynamics of the period. Arguably in an array of intellectual major cases that are too qualitatively weighty to be considered merely exceptions that 'prove the rule', the convulsions and intense insecurity and anxiety of the age and devaluation of cultural distinctions would induce writers not to withdraw into ever more desperate postulates of 'spiritual unity' of the nation but to recognise soberly and courageously that hierarchies of values were irreparably shattered and that the sense of privation of ontological comfort and safety was to be affirmed and embraced, not denied or deplored, suppressed or disavowed¹².

It can be stressed in these connections that a serious shortcoming of Ringer's, Habermas's and Lepenies's narratives was to infer too much from the preceding thirty or forty years of German cultural history under the Empire as pertinent to the cognitive situation of Weimar. Though it is true that Ringer originally distin-

¹⁰ Cf. *Alfred Weber*, *The Predicament of Intellectual Workers* (*Die Not der geistigen Arbeiter*) (Berlin 1923), written at the height of the inflation of 1923, extracted in *Anton Kaes*, *Martin Jay*, *Edward Dimendberg* (eds.), *The Weimar Sourcebook* (Berkeley 1994) 294-5.

¹¹ On this point, cf. *Manfred Gangl*, *Gérard Raulet*, *Intellektuellendiskurse in der Weimarer Republik: Zur politischen Kultur einer Gemengelage*, second enlarged edition (Frankfurt a. M. 2007) *Einleitung*; *Colin Loader*, *David Kettler*, *Karl Mannheim's Sociology as Political Education* (New Brunswick, NJ 2002).

¹² In this instance the exemplary cases on the plane of social-scientific thought might be *Karl Mannheim* and *Helmuth Plessner*, but examples in the wider literary field can be multiplied – from, say, *Musil* to *Döblin*, *Remarque* or *Kurt Hiller* and the numerous contributors to *Die Weltbühne* edited by *Tucholsky* and *Ossietzky*. For one analysis of the relevant outlooks, see *Michael Makropoulos*, *Krise und Kontingenz: Zwei Kategorien im Modernitätsdiskurs der klassischen Moderne*, in: *Moritz Föllmer*, *Rüdiger Graf* (eds.), *Die 'Krise' der Weimarer Republik: Zur Kritik eines Deutungsmusters* (Frankfurt a. M. 2005).

guished a category of 'modernist' mandarins from those he called the 'orthodox', which held the door open to some extent to an appreciation of more progressive voices in the German academic community of the early decades of the century, the bottom line of Ringer's presentation was to judge the political impact and significance of the younger and more progressive figures by what he depicted as the essentially overwhelming dead-weight and legacy of the older 'orthodox' generation of the Wilhelmine years, who also occupied a far larger proportion and more central focus in the book¹³. Offering no theorization of the term 'modernist' – no clarification of its relationship to wider cultural and artistic movements of the period – Ringer failed to specify why the phrases 'modernist mandarin' might not have been oxymoronic or a contradiction in terms¹⁴. He also eschewed any discussion of the contributions of Germany's Weimar literati to European transnational cosmopolitan understanding in the 1920s. Habermas too, very similarly, would go so far as to assert implausibly and hyperbolically that not until the elapse of the entire period between 1848 and 1945 would German intellectual life begin to recover a chance to reset itself on the same kind of progressive political footing as that initiated in France with the rehabilitation of Dreyfus in 1906¹⁵.

Although Habermas acknowledged in his essay on Heine that *les intellectuels* as an idea and term only existed in France after Zola's manifesto of 1898, it was one initial and obvious failing of Habermas's comparison of the German situation with French Dreyfusard intellectualism at the turn of the century that it rested on a distinctly idealized picture of the French context, making no mention of the persistence of anti-Semitic intellectual currents in France after Dreyfus's rehabilitation and home-grown proto-fascist intellectual fringes of the 1910s and 1920s¹⁶. Even more significantly, Habermas's essay dealt short shrift to developments and

¹³ 'Max Weber and a few other leading social scientists', Ringer acknowledged, also naming Lederer, Mannheim and Leopold von Wiese, 'became at least partly conscious of their own situation', speaking of the 'greatness of Tönnies and of other distinguished German sociologists of his day'. But still Ringer's judgment was that any difference among the 'modernist' mandarins amounted to nothing more than 'a slight shift of emphasis' and 'a little more respect for the political and social achievements of the western democracies'. One had, he continued, 'to move very close to the extreme left of the scale to encounter any criticisms of mandarin political theory in its fundamental assumptions', for not only the orthodox but also 'most modernists were not democrats at heart'. Most of these 'modernists' merely 'resigned themselves to what they considered inevitable', their assent to the regime 'an almost purely intellectual matter'. Ibid. 170, 134, 180, 202-3.

¹⁴ Ibid. 192. Jeffrey Herf's term 'reactionary modernism' (in: *Reactionary Modernism: Technology, Culture, and Politics in Weimar and the Third Reich* [Cambridge, UK 1984]) stands as one attempt to clarify the oxymoron; but Ringer's analysis offered nothing comparable.

¹⁵ Only since 1945, Habermas declared, '[is] the step that France took with the Dreyfus affair, the step to the normalization of the public political involvement of writers, and increasingly of scholars and scientists as well, [...] being accomplished. [...] The mentalities characteristic of the educated German bourgeois, the pattern of thought that was still dominant during the Weimar period, had to be visibly corrupted to a great extent by the Nazi regime before Heine's painful and profound distantiation from his own identity and his cultural tradition could find a place in Germany.' Habermas, Heinrich Heine 91.

¹⁶ Cf. Michel Winock, *Le Siècle des Intellectuels* (Paris 1997).

stylistic cognitive characteristics of native German national-liberal intellectual discourse in the period between Heine's death and the rise of the Nazis, creating a decidedly invidious benchmark for an appreciation of the national peculiarities of German intellectual life in the period. Habermas would infer too much from achievements specific to French republican history without obvious normative transferability to other national contexts. Like Ringer and Gay, Habermas took a highly circumscribed view of what might be called the 'expressive' or 'expressivist' aspect of German cultural and intellectual style in early decades of the century, instead too reductively coupling the idea of a German expressive difference from Western European contractarian traditions of political thought too closely with German cultural-nationalist obscurantism¹⁷. Leaning heavily on his own earlier study of the 'public sphere' in eighteenth century revolutionary France¹⁸, Habermas failed to engage in any way with the efforts of German left-liberal cosmopolitan authors to articulate a German national progressive conjugation of the particular and the universal, of the 'Germanic' and the 'Romanic', of the ethically concrete and the legally abstract.

Alongside these problems with Habermas's and Ringer's accounts, further general observations can be made about appropriate ways of reading discursive valences of the word *Geist* in German liberal thought of the period. Notably at no point in his castigation did Ringer attempt to discriminate a more philosophically technical and rigorous use of the terms 'idealism' and *Geist*, frequently pronouncing all criticism of ideas of scientific progress and of positivist and utilitarian worldviews in German thought of the period as essentially as expressions of reactionary *political* opinion¹⁹. It deserves underlining in these connections that *Geist* and its cognates in most rigorous writing of the period expresses an irreducible

¹⁷ On 'expressivism', cf. *Charles Taylor, Sources of the Self: The Making of Modern Identity* (Cambridge, Mass. 1989) 368, 413–23, 461–82.

¹⁸ *Jürgen Habermas, Strukturwandel der Öffentlichkeit* (Frankfurt a. M. 1962).

¹⁹ Whether 'orthodox' or 'modernist', Ringer asserted, all the mandarins felt an 'emotional need for an escape into 'idealism'', one that left them 'addicted to a kind of ideological geography' and that pointed to a unique German elite mentality of 'anti-modernity', their paeans to *Geist* revealing nothing but 'obscurantist hypocrisy', 'fashionable antitheses' and 'conventional generalities'. One exaggerated and one-sided assertion followed after another in this appraisal. The conclusion was simply that the entire German academic community *in toto* feared 'an age of reckless leveling and cultural shallowness' in which 'no one felt the need to define the exact nature of the crisis, to ask where it came from or what it involved'. Shared among the 'modernists' no less than among the 'orthodox', a consistent 'mandarin ideology' existed whose 'whole purpose and tendency' was to effect 'everything in its power to resist the new regime'; that 'for many German academics, the disillusionment with the new politics led rather quickly to a passionate revulsion against all aspects of a vaguely defined modernity'; and that a unitary 'mandarin tradition' existed that 'forbade [its protagonists] to recognize any limitations upon the autonomy and potency of pure *geist*', a tradition in which 'the antimodernity of *geist* was shadowed by the antimodernity of the *volk*' and in which 'the 'idealism' of the chauvinists and volkish movements accompanied the idealism of the mandarins like a slightly distorted echo' [...] dominated by 'conventional generalities about the supremacy of the 'whole' or the importance of 'geist' and by a 'polemical use of fashionable antitheses'. Ibid. 141, 195, 231–2, 252.

dimension of social objectivity and carries an importantly externalist, non-subjectivist, non-private and non-psychologizable semantic valence, implying an objective, outwardly realised, publicly shared repository of cognitive contents, externalized in 'objectivations'²⁰. The relevant point to be taken away from this, it can be urged, is that if Weimar bourgeois writers wanted to refer to such fundamental elements of human sentient and sapient existence as mind or consciousness, a vocabulary of *Geist* simply was the only repertoire permitted to them by the German language, and there are simply deep conceptual limits to how far commentators today can normatively expect German intellectual history to have been otherwise than it is. French or Anglophone or any other national cultures of intellect are no meaningful criteria of comparison in this instance. That a language of *Geist* so often conjures up the spectre of Hegelian philosophy and no longer seems to measure up to the so-called 'linguistic turn' of later twentieth century philosophical thinking about communication and its relation to action in social-historical settings does not mean that every usage of *Geist* and its cognates in the period had to be always opaque, reifying or homogenizing, always locked inside a cognitive prison-house of obfuscation. Too much can be inferred from tone, rhetoric or idiom of writing in this instance at the expense of intrinsic cognitive contents and arguments and too close an association can be made with the semantically very distinct German words for psychical (*seelische*) or psychological dimensions of mentality. It deserves underlining that a malaise on a mass scale of psychical-psychological mentality, of collective mood, emotion, feeling or unconscious or semi-conscious urges was and is not necessarily, and should not in principle be confused with, a malaise of mind or intellect in the sense of *Geist*.

In many respects the concept of the German 'mandarins' and their decline as a hegemonic 'caste' in German society stands only as another face of a misconceived note of didacticism in historiography since the 1960s about German so-called 'divergence' from Western European normative models of modernity in the nineteenth and twentieth centuries. Too willing to accuse early twentieth century German bourgeois thought of varieties of ideological idealism, the reasoning behind the notion has a tendency to perpetrate its own kind of essentializing idealist determinism in insinuating that such thought could never have been much more than an enabling vehicle for nationalist dynamics. The notion of a uniquely German *intellectual* 'special path' seems oddly to have outlasted the now fairly definitive discrediting of any conception of a German 'special path' to democratic breakdown in comparative political and socio-economic history. Throughout the mandarins thematic, it can be argued, runs a characteristic double-standard of indictment in which German intellectuals and scholars are subjected to twice as many hurdles of political acceptability as their counterparts in other national arenas. Few of the politically less savoury undercurrents of British, American and

²⁰ Compare *Wilhelm Dilthey's* still trenchant conceptual analysis in: *idem*, *Einleitung in die Geisteswissenschaften* (1883); for further elaboration, see *Rudolf Makkreel*, *Wilhelm Dilthey: Philosopher of the Human Studies* (Princeton 1975).

French nineteenth and early twentieth century intellectual history then seem to invite the same proportionate degree of interrogation. An active effort of resistance on the part of a writer to conservative political forces is not nearly as often implicitly expected of intellectuals from other national contexts as a qualification for generalized normative or period-transcendent intellectual interest or worth. Time and again, German authors of the period are required to jump through twice as many hoops of hermeneutic suspicion before they can earn the same position of relative ideological innocence held (or presumed to be held) by figures from other national settings. The prominence of the mandarins thematic in historiography of the last six decades only shows again how deeply the events of the Nazi regime have retroactively jeopardised an even-handed appreciation of German liberal intellectual history prior to 1933.

Beyond methodological nationalism?

The preceding considerations bring me now to a wider assessment of the fairness and applicability of the charge of 'methodological nationalism' to Weimar German social thought and to classical European sociology in general. A major claim of much social science literature of the last two decades has been that general societal entities and relationships have for too long been conceptualized in the image of nation-states or national societies²¹. In a globalized world, relations between major social forms and structures, it has been argued, cannot be understood on a model of international relations between national states and societies as standard containing units of analysis. Such relations need rather to be approached in terms of multiplex patterns of 'transnational' interdependence between segments, sections or dimensions of social forms on the stage of global processes. Failure to take this step – or 'methodological nationalism', as it is known – is to misrecognize some specific qualities of fluidity, complexity, mobility and remote causal interactivity of societal elements and 'networks', whether today or in the past.

Yet it can be argued that some formulations of this claim unduly underappreciate the formative salience of the cultural and intellectual legacies of national societies and states in the historical shaping of present-day social realities and institutional forms and norms. In this and other respects, claims of improper nation-centred focus in classical social theory can often be exaggerated or blind to relevant historical subtleties, and they can often overstate the extent to which classical sociological thinkers succumbed unwarrantedly to such a focus in the past. Here

²¹ The paradigmatic representative for this line of argument in current German sociology is *Ulrich Beck*, *Das kosmopolitische Europa: Gesellschaft und Politik in der zweiten Moderne* (with Edgar Grande) (Frankfurt a.M. 2004); *idem*, *Der Kosmopolitische Blick oder: Krieg ist Frieden* (Frankfurt a.M. 2004); see also *John Urry*, *Sociology beyond Societies: Mobilities for the Twenty-First Century* (London 2000).

too, it can be urged, some key insights of Germany's left-liberal social-science intelligentsia of the Weimar and late Wilhelmine years deserve foregrounding.

First, it deserves underlining that in a globalized world of ostensibly diminished nation-state boundaries, formative legacies of national-cultural history should in no way be underestimated. As a phenomenon of 'effective history' or *Wirkungsgeschichte* – to borrow Hans-Georg Gadamer's term –, the transmission to the present of national high-cultural canons and pedagogical sources of cognitive authority remains a key vector in the moulding of contemporary social structures, institutions and habitus patterns within particular nation-state arenas, even as these sources' meanings evolve, fluctuate and disperse and are constantly contested, selectively reinterpreted and agonistically debated by different sections of populations and generations at particular times²². Cognitive legacies of national-cultural history, vested in national educational traditions, in legal customs and in national languages and literatures, show an empirically demonstrable agency, informing, colouring and conditioning structures of political and social organization in the present day in often more than immediately subjectively apparent ways. For all the importance of the bundle of transformative processes denoted by the term 'globalization', national-historical gravity is not cancelled overnight.

Further, it should be important to note that a thematization of nationhood and national society, as typical as it may be of classical sociology, need in no way have to *preclude* investigation of trans-national social and historical phenomena. As any glance at the rich intricacies of the work of, say, Simmel, Curtius, Tönnies, Plessner or Cassirer demonstrates, an analytical focus on national society and history does not have to be an exclusive or exhaustive choice of investigation. It does not have to entail complete neglect of transnational phenomena. It is possible to concentrate heavily on documenting high-cultural elite heritage and tradition in the shaping of national self-understandings, in the manner so characteristic of these figures, and still at the same time to write at length about processual flows and transfers of sociation and recursive effects of interaction and reciprocity on the plane of modern transnational social life²³. Just as the choice of a scholar to investigate European subject-matter does not *ipso facto* make that scholar 'Eurocentric' (in any pernicious sense of this word), so a thematic concentration on national-historical frames and contexts of social life does not make that scholar 'methodologically nationalist'. It is not a form of concentration condemned automatically to lead to neglect of global influences or situations of conflict between dominant custodians of national-cultural legacies and subaltern antagonists of

²² Hans-Georg Gadamer, *Wahrheit und Methode* (Tübingen 1960).

²³ See notably, for example, Georg Simmel, *Die Idee Europa* (1915/1917), in: Georg-Simmel Gesamtausgabe, Bd. 16, 54–58; *idem*, *Europa und Amerika: Eine weltgeschichtliche Betrachtung*, in: Georg-Simmel-Gesamtausgabe, Bd. 13, 138–142; Ernst Robert Curtius, *Die literarischen Wegbereiter des neuen Frankreich* (1919), in: *idem*, *Französischer Geist im zwanzigsten Jahrhundert*, enlarged edition (Bern 1952) 5–273; Alfred Weber, *Die Krise des modernen Staatsgedankens in Europa*, in: Alfred-Weber-Gesamtausgabe, Bd. 7, 233–346.

them, or between cultural mainstreams and margins, centres and peripheries, elites and multitudes.

Still more crucially, a prominence of national-cultural preoccupations in the writings of the milieu of authors named here need not and should not be seen as functionally coupled to, or apologetic for, ideological political nationalism in any non-contingent fashion. In this case and arguably in general, the metamorphosis of the one stance into the other remains a contingent phenomenon of a particular historical conjuncture, not a behaviourally regular or sociologically recurrent phenomenon. National cognitive inheritances can in principle be or become carriers of a potentially universalistic and reflexive ethical self-understanding, different from any purely particularistic set of totems of identity. It was in this sense that some liberal German authors during and after the war viewed national cultural tradition as an ethically concrete medium for moral education and national self-overcoming in constructive conversation with other nations. Their understanding was that a nation realised its moral idea in national transformation and supra-formation by raising itself to a higher *übernational* order of reflective self-comprehension, in a sense in some ways analogous to Nietzsche's figure of the *Übermensch*. The fact that some, even many of these personalities failed to live up to this understanding at a crucial moment – at the outbreak and early stages of the war, and to some extent again in 1919 in the acrimonious months prior to the drafting the Treaty of Versailles – does not itself give the lie to the credibility of the argument. For all the difficulties of German and wider European writing on the topic from the early twentieth century, national high-cultural traditions, no less than religious traditions, can in principle be the seed-bed or nursery-ground of a potentially universalistic collective cognitive learning process.

In all of these connections, it can be argued, one among many strengths of Weimar liberal social-science thought for discussion today lies in a number of timely correctives it can offer to some often rather one-sided emphases of current academic research that neglect deep-seated cognitive legacies of the past in the moulding of present-day social realities. Writings by Troeltsch, Scheler and the Weber brothers and others show us that while there can be no doubting that national ideas crystallize the worldviews of elites and the centres of power they administer or attempt to influence, the concept of a national cultural-intellectual tradition can be no more reduced to a pure function of institutional power and authority than the concept of a religious tradition can be so reduced. They demonstrate to us that while educated bourgeois social strata tend to act historically as the carriers of national identity movements that often deteriorate over time into ethno-nationalist currents predicated on dynamics of assimilation and marginalization of unwanted others, these tendencies need to be seen as contingent outcomes of definite historical situations, rather than as universally recurrent mechanisms. They remind us too that not all elements of a national cultural self-understanding can be considered purely retrospectively invented or fabricated or back-projected onto the past by hegemonic groups, and that not every aspect of an inherited cognitive community can be seen as 'imagined' or 'imaginary'

and unmasked as a purely fictitious construct. Legitimate and important differentiations can and should be drawn between generally deeper levels of cognitive inheritance and comparatively more recent, retrospectively projected aspects of identity.

* * *

It is in light of these and other general theoretical considerations, I argue, that historians and other social-science scholars today should take seriously the efforts of a range of early twentieth century German liberal thinkers and intellectuals to press for the need of their country to trace a path of parliamentary democratization and constitutional reform that respected and learned from Western European political traditions without abandoning its sense of national-cultural difference from the West. An insistence of such writers after 1918 on preservation of national differences as essential preconditions for supra-national dialogue, it can be argued, stands as something that resists deconstruction in terms merely of a tactic of German national discursive agitation for revision of the Treaty of Versailles. In its reflective form, German intellectual antagonism with Western European thought and politics in the early Weimar years expresses an attempt to rescue the motif of German 'protest at the West' in non-obscurantist, non-emotionalist terms. It implied in this way a recognition that the semantics of *Geist* and *Kultur* could and needed to be re-comprehended as inherently anti-particularistic signifiers, that there could be another kind of salient 'battle' or 'struggle' that needed to be properly be detached and reflective in its performance, different from any violent 'war for Culture'.

In turn, the insight and vigour of these authors' ideas and activities in their time should be relevant not only to criticism of the now long-contested thesis of Germany's 'special path' but also to the possibility of some more generalizable significance to be learned from German liberal intellectual history for other countries today with a similar sense of their own problematic particularity vis-à-vis 'the West' in world history. It should be worthwhile and legitimate in this perspective to consider whether so-called German historical 'divergence' from the West in any pejorative sense might not be a discourse inseparable from a wider dispensation of power and alliance-building in the North Atlantic hemisphere of world relations since 1945. An invidious effect of narrative frames that tacitly equate modernization with Westernization is that the cultural histories of many non-Western or semi-Western countries today with conflicted political relationships to Western states come to appear as essentially particularistic and as essentially deviating from a developmental standard of institutional normalcy defined by the historically specific experiences of the countries of the North Atlantic circle. A more demanding look at the real alternative possibilities of development – the veritable inner-European 'alternative modernities' – that might, under more favourable contingent circumstances, have been experienced in Germany in the decisive fourteen years of the Weimar Republic should form one contribution toward challenging this complacency of Western international political self-understanding today.

Summary

The thesis defended in the following short essay is that a generalized normative and contemporary relevance can be found for statements about German relations to 'the West' in the writings of a milieu of broadly left-liberal intellectuals active during the years of the Weimar Republic and the last years of the Wilhelmine Empire. These statements express discontent and antagonism with Britain, France and the USA in the context of German defeat in the First World War and the emerging terms of the Treaty of Versailles. But they also display a commitment to values of political liberalism and civic enlightenment and argue for a nationally distinctive German form of democratic political modernity, different in content from the cultural traditions of the states of the North Atlantic seaboard but not radically rejecting or deriding these traditions' claim to validity.

A first set of considerations here bears on the range of arguments available for a defence of the political credibility of German literary and academic liberal cosmopolitan culture of the Weimar years. A second concern is to highlight some limitations of the notion of a distinctively 'mandarin' mentality of German professorial personalities of the Weimar and Wilhelmine periods. A concluding focus is then to set forth a number of objections to the concept of 'methodological nationalism' as a fair criticism of German and general European sociological thinking of the early twentieth century.

Benedikt Stuchtey

Liberalismus und Russlandbild bei Isaiah Berlin

Isaiah Berlins Denken und sein Wesen als Intellektueller waren von sehr verschiedenen Aspekten der europäischen Geistesgeschichte gezeichnet: von der Romantik, dem Aufstieg des Nationalismus und generell dem Begriff der Freiheit und anderen politischen Idealen, um nur drei eines reichen Spektrums seiner Themenvielfalt zu nennen. Was ihn interessierte, war vorrangig ihre komplexe und verflochtene Geschichte sowie ihre Ideengeschichte. Er verteidigte die Selbstverpflichtung der politischen Philosophie, ihren Beitrag zum Verständnis der Welt beizusteuern. Macht und Herrschaft, grundlegende Fragen der politischen Wissenschaften, waren ihm von daher weniger wichtig als Überlegungen, welche Lebensziele der Mensch verfolgen könne bzw. solle. Primär für Berlin wäre seine Unterscheidung zwischen negativer und positiver Freiheit zu nennen – die erstere, ihm wesentlicher als die schützende Freiheit von Zwang und Fremdherrschaft und deshalb eine Voraussetzung jeglichen Handelns, die letztere als Grundlage für politische Selbstverwirklichung.

Den Oxforder don, seit 1919 in England und der vielleicht führende Philosoph der europäischen Ideengeschichte seiner Zeit, dessen Leben und Werk gut erforscht ist, zeichnete dabei keine Sonderrolle, aber eine Sonderbeziehung aus, die ihn für die Schlüsselbegriffe dieses Bandes – europäische Wissenschaftskulturen und die politischen Ordnungen in der Moderne – interessant macht. Sich, wie der vorliegende Aufsatz, Berlin für die Zwischenkriegszeit zu nähern, heißt auch, ihn in einem Licht zu betrachten, das in späteren Abschnitten seines Lebens erst noch gebündelt werden musste. In dem hier untersuchten, frühen Abschnitt, warf er es selbst aus, um zu testen, wie weit die Schatten reichten. Es ist dabei erstaunlich, dass ihm in Stefan Collinis inzwischen als klassisch zu bezeichnender Studie *Absent Minds* vergleichsweise wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird¹. Zu sehr aber reflektierte seine erfolgreiche Philosophie den untypischen Erfolg seiner Biografie, die er selber einmal mit den Worten auf einen Nenner brachte: „Never try to be one of them.“ 1957 wurde Sir Isaiah Professor für soziale und politische Theorie in Oxford, vierzig Jahre später ist er dort im Alter von 88 Jahren gestorben.

Nicht einer von ihnen zu werden, auch nicht in dem liberalen, ihn aufnehmenden angelsächsischen Establishment, war ebenfalls eine Maxime, die Berlin sich in

¹ *Stefan Collini, Absent Minds. Intellectuals in Britain (Oxford, New York 2006).*

den 1930er Jahren angelegen sein ließ. Der 1909 im lettischen Riga geborene jüdische Gelehrte war auf der Suche nach den großen russischen Wurzeln Europas seit der, analog zu Gangolf Hübinger, „kleinen Achsenzeit um 1900“², mithin maßgeblich jenen, die die europäische Entwicklung und ihre Umbrüche mitprägten. Warum Moskau und nicht Rom, Paris oder New York? Isaiah Berlin gab darauf eine einleuchtende Antwort. Die Schriftsteller Englands der 1930er Jahre hätten sich für russische Themen interessiert, weil sie sich selbst in einem Zeitalter des Übergangs empfanden, so wie sie spezifische Aspekte Russlands darauf zurückführten, dass sie Übergangsphänomene reflektierten. Die englische Literatur habe das vorrevolutionäre Russland widergespiegelt: „Analogies with the Russian situation are, in the case of modern literature, nearly always profitable, since everything in its history is so much more dramatic and exaggerated than anything anywhere else (...)“³. Berlins eigenes Russlandinteresse findet eine Entsprechung in der fast ungebrochenen Faszination der Forschung für seinen Russlandbesuch 1945, auf den im Folgenden noch näher eingegangen werden wird⁴.

Ähnlich wie auf dem europäischen Kontinent waren Russophobie und -philie auch in Großbritannien weniger weit voneinander getrennt als es scharf gezeichnete Kontraste in der Epoche des Faschismus suggerieren. Wie viele Widersprüche die westeuropäischen Russlandbilder hervorriefen, ist z. B. für Deutschland gut untersucht worden. Einschlägige Arbeiten zeigen, dass Einstellungen und Beziehungen über die Jahrhunderte nicht festgezurrten waren. Dass sie, umgekehrt, vielmehr davon lebten, immer wieder hinterfragt zu werden, dass Affinitäten überprüft, Rivalitäten in Frage gestellt und ambivalente Faszinationen geschaffen wurden. Aufeinander fixiert zu sein, über ideologische Fremdbilder bis hin zu politischen Feindbildern, musste nicht ausschließen, in kulturellen und geistigen Beziehungen ein dichtes Netz der Wahrnehmungen auszuwerfen. Das ermöglichte es, ein zwar nicht einzigartiges, aber komplexes und kompliziertes Bezugssystem herzustellen. Im Weltkriegszeitalter, in dem in bisher ungeahnten Größenordnungen gesellschaftliche Massen politisiert und mobilisiert werden konnten, schlug der kulturelle Ertrag intellektueller Eliten Achsen gegenseitiger Perzeption. Dafür gab es selbstverständlich Vorläufer, Traditionsbestände und bewährte Experimentierfelder. Aber der Erste Weltkrieg stellte doch einen entscheidenden Bruch in der west-osteuropäischen Beziehungsgeschichte dar⁵.

Die Russische Revolution von 1917 sowie der Erste Weltkrieg bildeten chronologisch den ersten Referenzrahmen, 1945 den zweiten. Dazwischen lag der Zeit-

² Gangolf Hübinger, Einleitung, in diesem Band.

³ Isaiah Berlin, A sense of impending doom. How the English poets of the 1930s mirrored pre-revolutionary anxieties in Russia, in: Times Literary Supplement (27.7.2001) (Abdruck eines 1935 verfassten, aber bis dahin unveröffentlichten Textes von I.B.).

⁴ Vgl. unlängst Josephine von Zitzewitz, That's how it was. New theories about Anna Akhmatova and Isaiah Berlin, her 'guest from the future', in: Times Literary Supplement (9.9.2011) 14–15.

⁵ Vgl. Gerd Koenen, Der Russland-Komplex. Die Deutschen und der Osten 1900–1945 (München 2005) 111ff.

raum, in dem sich Berlin neben seiner Marx-Biografie (1939)⁶ aufmerksam mit der Intellektualität der russischen Intelligentsia beschäftigte. Diese in Verbindung zu setzen zu den großen politischen Ordnungssystemen seiner Zeit, wie z. B. den politischen Extremen und dem Totalitarismus, war eine der Problemstellungen Isaiah Berlins. Eine andere widmete sich, etwa am Beispiel der Revolution von 1848, dem Dilemma, ob eine liberale Intellektualität in einem Land wie Russland überhaupt entstehen und dort überleben konnte und wie sich als – paradoxe – Folge derselben ein für die russischen Intellektuellen typischer Optimismus entwickeln konnte. In zwei Schritten kann man sich diesen Fragen nähern: 1. zunächst in der generellen Erfassung Russlands durch britische Intellektuelle in der Zwischenkriegszeit; 2. des Weiteren im spezifischen Blick Berlins für die Krisenanfälligkeit seiner Zeit und seinem Vermittlungsversuch als dem eines Grenzgängers zwischen den beiden Kulturen. Daran schließt sich ein kurzes Fazit an.

1. Russland im Blick britischer Intellektueller in der Zwischenkriegszeit

Von außen betrachtet, waren die russischen Intellektuellen in einer ähnlich ambivalenten Lage wie die meisten ihrer europäischen Zeitgenossen. Von den Briten wurde beispielsweise behauptet, mit ihrem direkten Zugang zur politischen Macht und insbesondere den Medien befänden sie sich in einer außerordentlich privilegierten sozialen Stellung. Ihre angebliche geistige Abwesenheit spiegelte eine Innensicht, die der Realität keineswegs entsprach. Die russische Intelligentsia konnte dagegen ein anderes Problem. Sie galt als das moralische Gewissen der Nation – kritisch aufmerksam wie die französische –, dabei war sie eingebettet in eine rückständige, verarmte, vom Klerus dominierte russische Gesellschaft mit allen Vorbehalten gegenüber dem öffentlichen intellektuellen Diskurs. Die britische wiederum beschritt keinen europäischen Sonderweg. Der „intellectual aristocracy“, wie Lord Annan die Gelehrten seines Landes als integrativen Bestandteil der Gesellschaft beschrieb⁷, wurde gleichwohl mit Ambivalenz und jener Distanz begegnet, die deren historische Relevanz erst unterstrich. Intellektueller zu sein, war keine Auszeichnung im zeitgenössischen Russland, so wenig wie in Großbritannien von Gelehrten erwartet wurde, eine wirklichkeitsnahe Sicht des Weltgeschehens zu besitzen. Doch machte Bildung sowohl von der Masse als auch der Elite unabhängig. Das führte im russischen Fall zu einer sozialen Klasse für sich, namentlich der Intelligentsia, die sich weniger durch ihre Weltsicht, ihre Kultur, ihr Denken als ihre gesellschaftliche Position auszeichnete⁸. Darunter waren insbe-

⁶ *Isaiah Berlin*, Karl Marx: His Life and Environment (London 1939, dt. München 1959).

⁷ *Noel Annan*, The intellectual aristocracy, in: *J.H. Plumb* (Hrsg.), *Studies in Social History* (London 1955) 257–279.

⁸ *Isaiah Berlin*, The role of the intelligentsia, in: *The Listener* (2. 5. 1968) 563–565; vgl. *Collini*, *Absent Minds* 183–184.

sondere politische Pamphletisten, Journalisten, Dichter und Schriftsteller – allesamt Vordenker der Revolution und des sozialen Protestes. Was sie von den Briten unterschied, war in Berlins Augen ihre politische Unterdrückung durch die repressive Staatsautorität. Indem Staat und Kirche freies Denken erstickten, schufen sie die soziale Welt des Widerstands, die als Reaktion zu verstehen war, nicht als Eigeninitiative.

In der Retrospektive der 1930er Jahre waren Ereignisse wie die Dreyfus-Affäre und die Russische Revolution Erinnerungsorte erster Klasse. Mischten sich in die westliche Perspektive antiwestliche Affekte? Auszuschließen ist das nicht, schaut man zum einen auf das gemäßigte Gefallen an China im britischen Imperialismuskurs⁹, zum anderen auf das Bild Russlands als einer kontinentalen Weltmacht, in dem sich Überschätzungen seiner hegemonialen Ambitionen und Unterschätzung seiner Potentiale vermengten. Darauf hatte bereits 1876 der britische Premierminister W.E. Gladstone hingewiesen¹⁰. Der Konflikt zwischen dem osmanischen und dem russischen Reich war in Bulgarien ausgetragen worden und hatte die britische Öffentlichkeit, insbesondere die non-konformistischen Kirchen, in der Debatte mobilisiert und zu der Frage veranlasst, ob nicht die russische Hegemonie im Südosten Europas das kleinere Übel darstelle. Der Korrespondent der *Times* in Konstantinopel und spätere Privatsekretär des indischen Vizekönigs Lord Dufferin, Donald Mackenzie Wallace, hatte 1877 ein Buch über Russland vorgelegt, das ebenso meinungsbildend wurde¹¹. Kurz, die traditionelle westeuropäische Russophobie ließ auch im spätviktorianischen England nicht nach, wurde aber zum Beispiel durch die Rezeption der russischen Literatur, vor allem Tolstois, Dostojewskis und Turgenjews, abgemildert¹².

Aber der Nimbus des unbesiegbaren Zarenreiches war mit seiner Niederlage im Russisch-japanischen Krieg 1904/05 zerstört worden. Das hatte auch zur Folge, dass Russland nicht länger als unreformierbar gelten konnte. Für die britischen Beobachter war es wie eine Einladung, dem Whiggismus philosophisch zuzuschreiben, was er angeblich in der politischen Geschichte bewiesen hatte, in jedem Fall der englischen seit 1688. Eine Generation später, in der das Empire auf massive Krisen zusteuerte und der europäische Faschismus und Totalitarismus die Tagesordnung bestimmten, lag es auf der Hand, für die etablierte Version der historischen Entwicklung Europas ideengeschichtlich Alternativen zu suchen. Das konnte die Integration der russischen Geschichte in die europäische sein, was der Forderung der russischen Intelligentsia entgegenkam, oder das Aufgreifen noch junger Tendenzen globalgeschichtlichen Denkens, mit denen liebäugelte, wer um die politischen Gefahren des Eurozentrismus wusste. Der britische Superioritäts-

⁹ Jürgen Osterhammel, China, in: Judith M. Brown, Wm. Roger Louis (Hrsg.), *The Oxford History of the British Empire IV, The Twentieth Century* (Oxford, New York 1999) 643–666.

¹⁰ W.E. Gladstone, *The Bulgarian Horrors and the Question of the East* (London 1876).

¹¹ Donald Mackenzie Wallace, *Russia* (London 1877).

¹² Vgl. W. Gareth Jones (Hrsg.), *Tolstoi and Britain* (Oxford 1995); W.J. Leatherbarrow (Hrsg.), *Dostoevskii and Britain* (Oxford 1995); Patrick Waddington, *Turgenev and Britain* (Oxford 1995).

und zur gleichen Zeit Inferioritätskomplex gegenüber dem europäischen Kontinent spielte in diesem Zusammenhang eine eigentümliche Rolle, von der auch Einwanderer wie George Steiner, Eric Hobsbawm und Isaiah Berlin nicht ausgenommen wurden. Die Höherschätzung des Charakters gegenüber dem Intellekt, des Essays gegenüber der Debatte war auch als ein Versuch zu verstehen, Abstand zu schaffen zu der überhöhten Funktion, die Gelehrte in Frankreich oder Deutschland innehatten¹³. Wer sich daher Russlands Bedeutung für Europa zum Thema nahm, wie zum Beispiel der Mediävist und spätere Globalhistoriker Geoffrey Barraclough, konnte das damit erklären, dass Großbritannien nicht weniger als alle anderen seinen Platz in einer „sich wandelnden Welt“ suchen musste¹⁴.

Für zahlreiche Autoren begann diese Suche in Russland gänzlich anders, als sie es für die Weimarer Republik kannten. Russland war exotischer, ein Austausch zwischen seinen und den britischen Intellektuellen auch aus sprachlichen Gründen weniger vorhanden. Das Bild, das man sich von diesem Land machte, war noch in groben Strichen gezeichnet, und man betrachtete vieles als soziales Experiment, was die Revolution hervorgebracht hatte¹⁵. Herbert George Wells, für seine zeitweilige Stalinbegeisterung von Bernard Shaw kritisiert, stützte sich auf den großartigen Erfolg seiner Bücher *Outline of History* (1920) und *The Work, Wealth and Happiness of Mankind* (1932), um seine zunehmend pessimistische, desillusionierte Sicht vom Westen mit einem hoffnungsvollen Blick auf den Osten publikumswirksam auszutauschen: „Dogmatic, resentful, and struggling sorely, crazy with suspicion and persecution mania, ruled by permanent terror, Russia nevertheless upholds the tattered banner of world-collectivity and remains something splendid and hopeful in the spectacle of mankind.“¹⁶ Hier wurden Zivilisationskrise und Kommunismus in einen engen Zusammenhang gestellt. Gemeinsam mit Norman Angell, Bertrand Russell, Virginia Woolf, John Maynard Keynes und Aldous Leonard Huxley war Wells Mitglied in der 1924 gegründeten „Society for Cultural Relations between the Peoples of the British Commonwealth and the USSR“, als deren erster Präsident der Philosoph, Soziologe und Autor des wichtigen Buches *The Elements of Social Justice* (1922), Leonard Hobhouse, fungierte. Shaw sorgte seinerseits für Aufsehen, weil er, der Russland aus eigener Anschauung nur einmal, durch einen Besuch im Alter von fünfundsiebzig Jahren, kennengelernt hatte, blind

¹³ Benedikt Stuchtey, ‚Character‘ und Geschichtspolitik in Großbritannien, in: Neue Politische Literatur 52 (2007) 365–373.

¹⁴ Geoffrey Barraclough, *History in a Changing World* (Oxford 1955); hierzu Benedikt Stuchtey, Geoffrey Barraclough (1908–1984), in: Heinz Duchhardt u. a. (Hrsg.), *Europa-Historiker. Ein biographisches Handbuch* 1 (Göttingen 2006) 241–268.

¹⁵ R. Brym, *The Jewish Intelligentsia and Russian Marxism. A Sociological Study of Intellectual Radicalism and Ideological Divergence* (New York 1978); N. Wood, *Communism and British Intellectuals* (New York 1959); P. Hollander, *Political Pilgrims. Travels of Western Intellectuals to the Soviet Union, China and Cuba* (New York 1981).

¹⁶ Zitiert nach D.B. Lloyd, *The world and Mr Wells*, in: *Quarterly Review* 259 (1932) 56–57; siehe außerdem: Bernard Shaw, *Stalin and Wells. A Comment*, in: *New Statesman* 8 (1934) 613–614.

für die großen sozialen und wirtschaftlichen Probleme des Landes war. *Das Kapital* hatte ihn in den 1880er Jahren zu einem Textbuch-Marxisten gemacht.

Auch der Empire-Kritiker und Sohn eines methodistischen Priesters aus Yorkshire, Henry N. Brailsford, schaltete sich ein, doch zur Verwunderung vieler Zeitgenossen gegen einen Ausgleich mit Russland, weil es ihm unmoralisch erschien, mit einer expandierenden Kolonialmacht ein gutes Verhältnis zu haben¹⁷. Er teilte diese Auffassung mit den *Friends of Russian Federation*, einer Organisation, die darauf hoffte, die Rivalität des Westens mit Russland werde sich erübrigen, sobald koloniale Herrschaft überwunden sei. Zugleich nahmen viele britische Intellektuelle Russland in den frühen 1920er Jahren als die Realisierung einer Utopie wahr und begeisterten sich für das angebliche Entstehen einer neuen Zivilisation: „They saw the future, as they put it, and it worked.“¹⁸ Ihre Faszination machte sie allerdings nicht blind für die Probleme und die Brutalität des Bolschewismus. Russell und Wells schrieben beispielsweise über die Ernüchterung zeitgenössischer Sozialreformer und über die Grenzen, an die die Labourbewegung stoßen würde, wollte sie die Politik von Fünf-Jahresplänen auf Großbritannien übertragen¹⁹. Es war ein schwierig aufzulösendes Spannungsfeld. Das „goldene Zeitalter“ der Literatur Tolstois einerseits stand in starkem Gegensatz zu politischer und bürokratischer Autokratie und wirtschaftlicher Rückständigkeit andererseits. Die Universität Liverpool versuchte dem entgegenzuwirken, indem sie Geschäftsleute mit Russlandkenntnissen ausstattete, hier vor allem im Bereich der neueren russischen Literatur. Überdies ergriff der spätere Präsident der British Academy, John William Mackail, das Wort. Mackail hatte sich eigentlich einen Namen gemacht als Dichter, als Oxford-Professor für Poesie, als Übersetzer der Aeneis und Odyssee, als Biograph von William Morris, als gern geschehener Redner bei Anlässen der Independent Labour Party und als Freund des umtriebigen Charles Masterman, seinerzeit Direktor des Wellington House, dem Zentrum für Propaganda während des Ersten Weltkriegs. Nun aber veröffentlichte er ein merkwürdiges Büchlein mit dem Titel *Russia's Gift to the World* (1915), eine Schrift, die keinen Zweifel erkennen ließ, dass der Westen die Potentiale Russlands erkenne und gut daran tue, sich Literatur und Kultur, die ‚Seele‘ dieses weiten Landes zur Kenntnis zu bringen²⁰. Hierfür hatten der Krieg und die Revolution wie Katalysatoren gewirkt.

¹⁷ Henry N. Brailsford, *The Fruits of our Russian Alliance* (London 1912); vgl. insgesamt Michael Hughes, *Searching for the Soul of Russia: British Perceptions of Russia during the First World War*, in: *Twentieth Century British History* 20/2 (2009) 198–226; ders., Bernard Pares, *Russian Studies and the promotion of Anglo-Russian friendship*, in: *Slavonic and East European Review* 78 (2000) 510–535.

¹⁸ F.S. Northedge, Audrey Wells, *Britain and Soviet Communism. The Impact of a Revolution* (London 1982) 146.

¹⁹ Bertrand Russell, *The Practice and Theory of Bolshevism* (London 1920); H.G. Wells, *Russia in the Shadows* (London 1920); vgl. Richard Overy, *The Morbid Age. Britain between the Wars* (London 2009) 282ff.

²⁰ Hierzu auch C.T. Byford, *The Soul of Russia* (London 1914); Winifred Stephens (Hrsg.), *The Soul of Russia* (London 1916); Marjorie Lethbridge, Alan Lethbridge, *The Soul of the Russian* (London 1916); Maurice Baring, *The Mainspring of Russian Literature* (London 1914).

Einen wichtigen Ausgangspunkt für den bereits genannten Barraclough bildete die Debatte über lineare Geschichtsauffassung und zyklische. Oswald Spenglers *Untergang des Abendlandes* (1918–22) war auf erhebliche Resonanz in Großbritannien gestoßen, auch wenn sein Kulturpessimismus mit Arnold Toynbees seit 1934 erscheinenden und ungemein populären *Study of History* wenig gemein hatte. Indessen teilten beide die Überzeugung, Russlands Geschichte mache einen festen Bestandteil der europäischen aus und trage zur Diversität wie Einheitlichkeit der europäischen Zivilisation bei. Seit der Zeit Peters des Großen habe Russland im Zentrum Europas gestanden, meinte Barraclough in *History in a Changing World*, und habe damit Voltaires Urteil bestätigt: Der Aufstieg der östlichen Kontinentalmacht und die Emanzipation Amerikas seien zwei der wichtigsten welthistorischen Ereignisse. Die koloniale Ostbewegung der russischen Frontier, vergleichbar der westlichen, der amerikanischen, eroberte den weiten geographischen Raum, aber durchdrang ihn nicht mit demokratisierenden Institutionen. Das war dem europäischen Raum vorbehalten. Um aber eine rein eurozentrische Geschichtsauffassung zu überwinden, zugleich die europäische Geschichte in die universale eines Ringens um Gleichgewicht und Hegemonie einzugliedern, bot sich dem Zeithistoriker in einer Epoche der sich dramatisch verändernden Weltpolitik die attraktive Gelegenheit, Europa in geographischer und kultureller Hinsicht neu zu definieren. Je globalgeschichtlicher er denke, so die unausgesprochene Absicht, umso stärker arbeite er die Bedeutung der Vergangenheit für die Gegenwart heraus. Die politische Pointe in der Verschiebung der europäischen Grenzen nach Osten beruhte auf dem Versuch der Entdämonisierung des modernen Russlands und des Kommunismus.

Eric Hobsbawms Autobiographie zufolge hatte das nachgerade zur Konsequenz, dass sich fast eine ganze Generation britischer Intellektueller zur Linken hingezogen fühlte und sich ideengeschichtlich vor allem im Rationalismus des 18. Jahrhunderts zuhause glaubte²¹. Eine für die politische Rechte geeignete, säkulare intellektuelle Tradition habe außerhalb Deutschlands nicht entstehen können²². Die Forschung stimmt mit dieser lebensweltlichen Einschätzung Hobsbawms überein. Abgeordnete der britischen Labour Party und des Trade Union Congress hatten im Frühjahr 1920 Russland besucht und dort Lenin und Trotzki getroffen. Dieser Besuch rief ein großes Echo in der britischen Presse hervor, aber er bewirkte auch, dass die britische Öffentlichkeit sich in der Beurteilung der ersten sozialistischen Gesellschaft der Welt spaltete. Wurde die Arbeiterbewegung gestärkt und inspiriert, so meldeten sich gleichwohl auch kritische Stimmen wie jene von Ethel Snowden, die in ihrem Buch *Through Bolshevik Russia* (1920) enttäuscht schrieb, der Bolschewismus sei zu undemokratisch und zu unchristlich

²¹ Darauf gründeten noch die späteren Bücher von *Isaiah Berlin*, *The Age of Enlightenment: The Eighteenth-Century Philosophers* (London 1956) sowie Vico und Herder. *Two Studies in the History of Ideas* (London 1976).

²² *Eric Hobsbawm*, *Interesting Times. A Twentieth-Century Life* (London 2002) 130.

und er habe Karl Marx an die Stelle Gottes gesetzt²³. Im gleichen Jahr, 1920, veröffentlichte Bertrand Russell seine Schrift *The Practice and Theory of Bolshevism*, eine pessimistische Sicht auf den, wie er meinte, dogmatischen, orthodoxen und bürokratischen Fanatismus des Bolschewismus. Russells anfängliches Feuer für die Revolution als einem zentralen Ereignis der Weltgeschichte wich rasch der Ernüchterung. Auch seine Tagebücher zeugen davon. George Orwell machte eine ähnliche Erfahrung. Lange waren die linken, radikalen britischen Intellektuellen, Kingsley Martin unter ihnen besonders prominent, geradezu apologetisch und dem Ruf von John Strachey gefolgt, ein neues politisches Bewusstsein zu schaffen. Der Diplomat, Journalist und Historiker Edward Hallett Carr, Biograph von Dostojewski (1931) und Bakunin (1937) sowie Autor einer 14-bändigen *History of Soviet Russia* (1950–78), erklärte seine Verherrlichung Lenins damit, dass nur vom Sieger in der Geschichte zu lernen sei, nicht vom Verlierer. Berlin sah in Carr eine Parallele zur deutschen Historiographie des späten 19. Jahrhunderts, von der Bismarck in die Rolle des Retters der Nation und der deutschen Gesellschaft gedrängt worden sei. Für die Auseinandersetzung mit politischer und militärischer Gewalt, insbesondere zur Zeit der Revolution zwischen 1917 und 1923, blieb dagegen kaum Darstellungsraum²⁴. Mehr Sinn für die Realitäten des russischen Alltags besaß dann noch der ehemalige General und Botschafter Smith, dem Berlin attestierte, sich nicht zwischen die Fronten enttäuschter, aber noch nicht illusionsloser Revolutionäre einerseits und machtbesessener, doch politisch desillusionierter, rein bürokratischer Parteieliten andererseits drängen zu lassen²⁵. Auch George Orwell schenkte dem keinen Glauben. Seine Empire-Erfahrung in Burma hatte ihn gelehrt, politische Autorität zu hinterfragen und Lenins Machtkult abzulehnen. Aber an Orwells Person konnte auch abgelesen werden, wie tief ein Intellektueller in der Gesellschaft verwurzelt war²⁶.

Wie dramatisch Leben und Denken miteinander verbunden sind, offenbarte sich, als die Ideale des Kommunismus und die daran geknüpften Erwartungen an die marxistische Geschichtswissenschaft mit Füßen traten und getreten wurden und als die politische Leidenschaft des Sozialismus zu der Radikalität der Idee der Weltrevolution führte. Ein Mittelweg, ein Kompromiss, war jedenfalls nicht denkbar, auch für Berlin nicht, der ähnlich wie Hobsbawm um 1930 das *Manifest der Kommunistischen Partei* (1848) las, um verstehen zu lernen, was es bedeuten

²³ Vgl. Stephen White, British Labour in Soviet Russia, 1920, in: English Historical Review 109/432 (1994) 621–640, hier 637f.

²⁴ Isaiah Berlin, Rezension von E.H. Carr, A History of Soviet Russia 1, The Bolshevik Revolution 1917–1923, in: Sunday Times (10. 12. 1950) 3.

²⁵ Isaiah Berlin, Rezension von Walter Bedell Smith, My Three Years in Moscow, in: New York Times Book Review (8. 1. 1950) 1, 25.

²⁶ John Rodden, On the Political Sociology of Intellectuals: George Orwell and the London Left Intelligentsia of the 1930s, in: Canadian Journal of Sociology 15/3 (1990) 251–273; S. Hynes, The Auden Generation. Literature and Politics in England in the 1930s (London 1976).

konnte, ein Grenzgänger zu sein²⁷. Nun war diese Frühschrift von Marx und Engels eine Programmschrift für den wissenschaftlichen Sozialismus und Kommunismus, mit der die internationale Arbeiterbewegung zur Überwindung der Klassen, aber auch zur revolutionären Bewegung gegen die politischen und gesellschaftlichen Zustände aufgerufen wurde. In seinem neuesten Buch *How to Change the World* (2010) hat Hobsbawm sie noch einmal verteidigt, als einen elementaren Text zur Gründung einer politischen Partei als Antwort auf den Klassenkampf²⁸. Konnte er dem vorbehaltlos folgen, so Berlin nicht. Berlin maß Marx keineswegs eine so zentrale Bedeutung zu. Nur noch einmal kehrte er mit einem Doppelporträt mit Benjamin Disraeli zu ihm zurück, doch das war im Zusammenhang mit der jüdischen Geschichte des 19. Jahrhunderts²⁹.

Wichtiger wurde und blieb für sein Russlandbild die russische Literatur. Berlin erklärte das in einem Bericht über seine berühmte Begegnung mit den russischen Intellektuellen Anna Akhmatova und Boris Pasternak. Im Herbst 1945 besuchte er Russland zum ersten Mal, seit er es 1920 verlassen hatte, und zwar im offiziellen Auftrag des britischen Außenministeriums. In dem über seine Reise verfassten Memorandum legte er den Schwerpunkt auf die Künste und die Literatur, wie diese unter dem Eindruck von Stalins Herrschaft verfolgt und unterdrückt wurden und dennoch den Kampf nicht verloren gaben³⁰. Er beschrieb den Konflikt zwischen den anarchistischen literarischen Experimenten der 1920er Jahre mit der offiziellen, orthodoxen Lesart des Bolschewismus; die dauerhafte Auseinandersetzung zwischen staatlicher Kontrolle, die nach Trotzki's Sturz 1928 noch zunahm, und dem Verlangen nach freier geistiger und künstlerischer Entfaltung. Berlins Bild vom Stalinismus war historisch informiert, aber ideengeschichtlich überlagert. Staatliche Ordnungspolitik und ein staatlicher Eingriff etwa in die industrielle Produktion waren in der europäischen Geschichte zwei Gesichter autoritärer Regime gewesen. Eine rückständige Gesellschaft zu modernisieren, prägte den Stalinismus in der Vorstellung, allein dem Staat seien nachhaltige Initiativen jedweder Form vorbehalten. Auch in dieser Hinsicht hatte Russland, so Berlin, Nachholbedarf, denn in manchem erinnerten ihn die Erfahrungen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts an jene Deutschlands und Italiens im neunzehnten³¹. Demgegenüber war seinem französischen Äquivalent, Raymond Aron, in seinem Land beinahe zur gleichen Zeit (1955) weniger Erfolg beschieden, über die kom-

²⁷ Die Literatur ist unermesslich, vgl. u. a. *David Caute*, *Fellow-Travellers: Intellectual Friends of Communism* (New Haven 1988).

²⁸ *Eric Hobsbawm*, *How to Change the World. Tales of Marx and Marxism* (London 2010).

²⁹ *Isaiah Berlin*, Benjamin Disraeli, Karl Marx and the Search for Identity, in: *Transactions of the Jewish Historical Society of England* 22 (1970) 1–20.

³⁰ National Archives London, Foreign Office 371/56725; erstmals abgedruckt als *Isaiah Berlin*, Conversations with Akhmatova and Pasternak, in: *The New York Review* (20. 11. 1980) 23–35; vgl. ebf. *Michael Ignatieff*, *Isaiah Berlin: A Life* (New York 1998) 161 ff.

³¹ *Isaiah Berlin*, *The Soviet Mind. Russian Culture under Communism*, hrsg. von *Henry Hardy* (Washington 2004) 166 ff.

munistische Ideologie aufzuklären³². Die französische Linke war weitaus resistenter als die britische, sich mit den Verbrechen des Kommunismus und Leninismus auseinanderzusetzen, wie noch zuletzt der politische Streit um das *Livre noir du communisme* (1997) dokumentierte. Aron, ähnlich wie Berlin, bekannte sich zu einer konsequenten Ablehnung des dogmatischen Denkens bzw. des historischen Determinismus, und plädierte für einen wissenschaftlichen, letztlich politisch-liberalen Pluralismus. Überzeugt davon, dass dem ideologischen Zeitalter das Ende nahe, sah er den Liberalismus grundsätzlich auf den Fundamenten von Skepsis und Toleranz fußen. Auf diesem Weg war eine ideengeschichtliche Brücke zur anglo-amerikanischen Welt geschlagen.

2. Isaiah Berlin, die Krisenanfälligkeit seiner Zeit und der Grenzgänger zwischen den Kulturen

Jüngst hat die russische, in den USA lehrende Literaturwissenschaftlerin Svetlana Boym in ihrem Buch *Another Freedom* erneut die Frage aufgeworfen, ob der westliche Freiheitsbegriff nicht in erster Linie von politischen und ökonomischen Kriterien geleitet sei³³. Auch die Idee des Gesellschaftsvertrags basiere auf den politischen Institutionen. Die russische, gleichsam anti-politische Alternative auf der Suche nach dem Freiheitsbegriff sei in der Literatur aufzuspüren, und das Gleiche gelte für den russischen Liberalismus. Der öffentliche Raum, wie ihn Hannah Arendt als Raum der Bewährung definiert hat, in dem das Öffentliche und das Private in Einklang miteinander gebracht werden müssen, um optimale Freiheit zu garantieren, sei doch ein Konstrukt westlichen, tief im 19. Jahrhundert wurzelnden Denkens³⁴. Doch schon der Dichter Puschkin habe in seiner Kritik Tocquevilles von 1836 entlarvt, dass Amerikas politische und sozio-ökonomische Freiheit viele Grenzen aufzeige, Grenzen vor allem für die Künste und die Literatur. Gab es hier parallele Sonderwege Russlands und Deutschlands, die Berlin in seiner britischen Sichtweise beide so intim kannte? Russlands Fall war insofern außergewöhnlich, als seine Literatur und Musik verhältnismäßig spät, dafür jedoch umso aufsehenerregender in einer Zeit dramatischer politischer Umbrüche in Europa ankamen. Tolstoi, Dostojewski und Gorki standen stellvertretend für eine russische Kulturnation, in der soziale, religiöse und philosophische Werte die „wahre“ Tiefe, die Seele des Landes zu definieren beanspruchten.

Nun hat Isaiah Berlin seit den frühen fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts, vielfach mit Rückblick auf die Tendenzen der Zwischenkriegszeit, über die russischen Denker und Intellektuellen gearbeitet. Der von ihm sehr geschätzte Alexan-

³² Raymond Aron, *Opium des intellectuels* (Paris 1955); dt. *Opium für Intellektuelle*, oder: die Suche nach Weltanschauung (Köln 1957); *ders.*, *D'une sainte famille à l'autre. Essais sur les marxismes imaginaires* (Paris 1969); dt. *Die Heiligen Familien des Marxismus* (Hamburg 1970).

³³ Svetlana Boym, *Another Freedom. The alternative history of an idea* (Chicago 2010).

³⁴ Hannah Arendt, *The Human Condition* (Chicago 1958).

der Herzen, dann Bakunin, Turgenjew, Wissarion Belinski, Tolstoi: Sie wurden von ihm porträtiert als engagierte Zeitgenossen im Kampf gegen reaktionäre politische Ideologien. Zeitlebens blieben ihm daher die Extreme fremd, und sein philosophisches Oxforder Vorbild Alfred J. Ayer bewährte sich als treuer Begleiter. Das ist besonders bemerkenswert, weil Ayer das Bild eines britischen Intellektuellen zwischen Establishment und Nonkonformität zeichnete. Ayer war 1936 mit seinem Buch *Language, Truth, and Logic* bekannt geworden. Das war zwar zunächst kein Bestseller, aber beim Modeverlag Gollancz erschienen und wurde ähnlich wie damals die Werke Collingwoods in der breiten Öffentlichkeit und der Tagespresse rezipiert³⁵. Als Berlin in Oxford studierte und Fellow am All Souls College wurde, konfrontierte ihn seine neue intellektuelle Heimat mit der seinerzeit vorherrschenden neopositivistischen Philosophie. Sie wurde mit scholastischer Überzeugung betrieben und jener, Berlin so fremden, Dogmatik, mit der ein Bruch mit der englischen Tradition eingeleitet werden sollte. Geradezu sektenhaft muss die Philosophie in den dreißiger Jahren in England gewirkt haben, zugleich unempirisch und fast spiritualistisch. Brieflich äußerte Berlin, diese Denkströmungen mit Ayer als ihrem wichtigsten Repräsentanten seit John Stuart Mill hätten ihn geprägt, obwohl er Distanz wahrte. Ideologische Moden waren nicht seine Sache³⁶. Wie die russische Ideengeschichte ließ er auch die britische auf sich wirken und machte sich zudem den zeitgenössischen Zionismus zu eigen, nicht, um eine intellektuelle Synthese aus diesen dreien zu bilden, sondern um an ihnen beispielhaft die ambivalente Beziehung zwischen Idee und Praxis herauszukristallisieren. Im Spannungsfeld von Liberalismus und jüdischem Nationalismus war schließlich auch die Ambivalenz seiner eigenen Identität entschlüsselbar – die eines britischen Liberalen und russisch-jüdischen Emigranten³⁷. Aus dieser persönlichen Perspektive ist auch zu verstehen, warum Berlin dem Rawlschen Ideal eines konfliktfreien Kompromisses zwischen unterschiedlichen politischen Auffassungen zutiefst misstraute³⁸. Toleranz gegen Pluralität als ein Erbe der Romantik war intolerant angesichts staatspolitischer Gewalt. Denn sowohl an den Beispielen der russischen Ideengeschichte als auch der zionistischen politischen Praxis war ablesbar, dass der tragische Konflikt zwischen Moral und Politik nicht vom Wertepluralismus des politischen Liberalismus aufgelöst werden konnte. Daraus ergab sich für Berlin, dass absolute Freiheit und absolute Gleichheit unvereinbar waren. Ihr Konflikt wurde umso extremer, je weniger ein Ausgleich, ein Kompromiss möglich war. Er borgte sich diesen Gedanken bei Montesquieu, der schon in seiner Schrift *De l'esprit des lois* (1748/57) den Menschen für die Gestaltung seiner

³⁵ Stefan Collini, *Absent Minds* (wie Fußnote 1) 393–409, hier 400; vgl. auch Ben Rogers, A.J. Ayer. A Life (London 1999).

³⁶ Isaiah Berlin, *Letters 1928–1946*, hrsg. von Henry Hardy (Cambridge 2004).

³⁷ Vgl. Arie Dubnov, *Between Liberalism and Jewish Nationalism: Young Isaiah Berlin on the Road towards Diaspora Zionism*, in: *Modern Intellectual History* 4/2 (2007) 303–326; Bert an den Brink, *Gefahren der Selbst-Herrschaft. Isaiah Berlins Liberalismus*, in: *Zeitschrift für Ideengeschichte* 1/4 (2007) 19–37.

³⁸ John Rawls, *A Theory of Justice* (Cambridge, Mass. 1971).

politischen und sozialen Umstände selber verantwortlich gemacht hatte³⁹. Wiederholt beschäftigte Berlin sich mit Montesquieu und dessen Vorstellung von einem Pluralismus der Kulturen, der allerdings das Deutungspotential innewohnte, einige Kulturen höher zu bewerten als andere. Wie wichtig Berlin der Zionismus in Palästina war, zeigt allein die Dichte der Auseinandersetzung damit in der Essaysammlung *The Power of Ideas*⁴⁰. Das hatte wohl auch damit zu tun, dass Berlin, vor dem Hintergrund des eigenen Oxforder sozialen Unbehagens, den Zionismus als einen Versuch begriff, dem Judentum ein Zuhause zu geben.

Rawls Gerechtigkeitsgrundsätze erlaubten nach Berlin nicht, die autonome politische Selbstherrschaft des Staates gegen die individuellen Freiheiten des Einzelnen auszuspielen. Damit war nicht nur die Autonomie des Politischen gesichert, sondern insbesondere der Einzelne gegen die Ansprüche des Staates. Das Plädoyer für die republikanische Ordnung – hier angelehnt an Machiavelli – war ein Plädoyer für den stabilitätsorientierten und klugen Umgang mit Macht und Herrschaft, Berlins Liberalismus von daher eine nicht unkomplizierte Umdeutung eines liberalen Rationalismus⁴¹. Seine Rationalismuskritik teilte er mit Michael Oakeshott, dem politischen Philosophen an der London School of Economics in Nachfolge Laskis und Autor der Aufsatzsammlung *Rationalism in Politics and other Essays* (1962). In dieser Tradition verortet, äußerte sich die Skepsis gegenüber dem Rationalismus aus der Überzeugung, die Welt nicht allein durch menschliche Vernunft zu verstehen, sondern durch Distanz zur politischen Macht und der ihr eigenen Selbstüberschätzung und Anmaßung. Berlins Ansatz eines liberalen Pluralismus zeigte sich anschlussfähig insofern, als er Distanz zur Gegenwart im Rückgriff auf gelebte Traditionsbestände im politischen Denken der (russischen) Literatur erfuhr⁴². Die Kritik an Berlin, er habe in seinen Schriften die im Wesentlichen rationale Dimension der Freiheit übergangen, läuft unter dieser Sichtweise fehl⁴³. Denn das Problem der menschlichen Freiheit war für Berlin ein Problem der Wahlfreiheit, das in nächster Instanz zu einem Problem der Willensfreiheit aufrückte: So entwickelt in den großen Porträts der französischen Philosophie und der russischen Literatur, die Berlin zufolge beide für sich den Charakter von Formatierungsphasen in der europäischen Geistesgeschichte beanspruchen konnten⁴⁴.

³⁹ Benedikt Stuchtey, Die europäische Expansion und ihre Feinde. Kolonialismuskritik vom 18. bis in das 20. Jahrhundert (München 2010) 50.

⁴⁰ Isaiah Berlin, *The Power of Ideas*, hrsg. von Henry Hardy (London 2001).

⁴¹ Isaiah Berlin, The Originality of Machiavelli, in: *ders.*, Against the Current, hrsg. von Henry Hardy (Oxford 1981) 25–79; Jonathan Riley, Interpreting Berlin's Liberalism, in: *The American Political Science Review* 95/2 (2001) 283–295.

⁴² Vgl. Paul Franco, Oakeshott, Berlin, and Liberalism, in: *Political Theory* 31/4 (2003) 484–507.

⁴³ Morton J. Frisch, A Critical Appraisal of Isaiah Berlin's Philosophy of Pluralism, in: *The Review of Politics* 60/3 (1998) 421–33.

⁴⁴ Isaiah Berlin, Montesquieu, in: *Proceedings of the British Academy* 41 (1955) 267–296; *ders.*, A Marvellous Decade: Herzen and the Grand Inquisitors, in: *Encounter* 6/5 (1956) 20–34.

Das Dilemma des Liberalismus – vor allem in der Zwischenkriegszeit unter dem Eindruck der großen totalitären Systeme – hatte ja auch in seiner Kompromisshaftigkeit und Unentschlossenheit gelegen⁴⁵. Ihn von diesem Stigma zu befreien und in geistige Gestaltungsräume von Herder bis zur Romantik und darüber hinaus einzubetten, war eine der besonders wichtigen geistesgeschichtlichen Errungenschaften Berlins, zumal er auf diesem Umweg die Romantik vom politischen Irrationalismus befreite. Aber dem Liberalismus war ähnlich gedient, weil er seine menschliche, d. h. tragische Seite zurückgewann und von seiner Geburt im frühen 18. Jahrhundert bis in das nachrevolutionäre Europa überbrückt wurde. Benjamin Constant ist einer der Väter dieser Idee, indem er die Unvereinbarkeit von klassischer und moderner politischer Freiheit formulierte und daher die Moderne auf sich allein stellte. Seine Entdeckung war es gewesen, dass die moderne Freiheit etwas ganz Neues, in jedem Fall nicht die Fortsetzung der politischen Freiheit des antiken Polisbürgers war. Das war der Erfahrung aus der Schreckensherrschaft der Französischen Revolution geschuldet, als die Jakobiner im Kult der Erneuerung der Antike die Freiheit auf der Guillotine opferten. Der Totalitarismus der Zwischenkriegszeit bot Berlin einen vergleichbaren Erfahrungshorizont. Seine Begeisterung für das liberale Denken war eine Antwort auf sein Interesse an den antiliberalen Ausprägungen politischen Denkens. In seinem letzten Interview mit seinem Schüler Steven Lukes erklärte Berlin, er habe die Russische Revolution aus eigener Anschauung miterlebt und dann aus Londoner Distanz Aufstieg und Agonie des Kommunismus, aber dass die Diktatur des Proletariats schieren Despotismus bedeuten musste, war ihm stärker als seinen Zeitgenossen klar und steigerte schließlich sein Interesse an der russischen Ideengeschichte⁴⁶. Die Marx-Lektüre, so äußerte er an anderer Stelle, habe eine ähnliche Wirkung gehabt, da er, um seine Marx-Biographie in den 1930er Jahren schreiben zu können, die großen französischen Aufklärer, die deutschen Kantianer und die russische Literatur las. Das Spannungsfeld zwischen dem philosophisch Denkbaren und dem politisch Machbaren war damit kartiert⁴⁷. Machiavelli, auf den Berlin sich wiederholt berief, um ihn zu widerlegen, hatte dem bereits vorgebaut, als er die Unvereinbarkeit von klassischer Politik und christlicher Tugend formulierte und daraus den Schluss zog, die politische Freiheit müsse stärker als die individuelle gewichtet werden. Auch in ihrer englischen Spielart ist diese These exemplarisch durchdekliniert worden⁴⁸.

Bot der Freiheitsbegriff eine Antwort auf den zeitgenössischen Totalitarismus, so hing seine Definition von seiner historischen Idee und der politischen Praxis ab. Hier waren das ganze Gewicht der russischen Literatur gebündelt und Berlins Faszination für die Intelligentsia angelegt. Als einem vornehmlich russischen Phä-

⁴⁵ S.N. Eisenstadt, Europäische Traditionen und die Krise des europäischen Liberalismus, in: Rudolf von Thadden (Hrsg.), Die Krise des Liberalismus zwischen den Weltkriegen (Göttingen 1978) 10–30.

⁴⁶ Abgedruckt in: Die Zeit 48 (21. 11. 1997) 59–60.

⁴⁷ Isaiah Berlin in conversation with Steven Lukes, in: Salmagundi 120 (1998) 52–134, hier 71–77.

⁴⁸ John Burrow, Whigs and Liberals. Continuity and Change in English Political Thought (Oxford 1988).

nomen begegnete er ihr mit großem Respekt und meinte, die politischen Umbrüche in Osteuropa 1989/90 kommentierend, diese außergewöhnliche Schicht von Gebildeten sei im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts entstanden und habe sich trotz aller Widerstände bis in die Generation von Andrej Sacharow fortgesetzt. Ihre Empörung richtete sich gegen die Kirche und gegen den Staat, denen Armut, Analphabetismus und Verelendung der Masse der Bevölkerung gleichgültig gewesen seien. Die Intelligentsia, so Berlin, glaubte an eine politische, insbesondere aber persönliche Freiheit. Moralischer Charakter, intellektuelle Integrität und Phantasie waren Säulen ihres Tuns, und ihr gesellschaftlicher Hintergrund als Angehörige freier Berufe garantierte, dass sie nicht ohne weiteres in der Versenkung der Geschichte verschwanden⁴⁹. In der Summe war die russische Literatur ungebrochen lebendig und Reflexion liberalen Denkens, in ihrer Essenz aber beschränkte Berlin sie auf ungefähr hundert Jahre einer Kernzeit, in der sie zwischen Puschkin und Alexander Blok die wichtigsten Wesensmerkmale ausprägte: „It played its part in creating the peculiar mixture of self-dedicating devotion to the arts and a horror of any division between the arts and private life which is perhaps the most arresting single characteristic of Russian literary culture in the nineteenth century.“ Ob Schriftsteller der Intelligentsia angehörten, spielte Berlin zufolge dabei keine primäre Rolle. Einige von ihnen, wie Gogol und Tolstoi, taten es nicht, andere wie Turgenev, Herzen und Gorki fühlten sich ihr verbunden. „Whether one belonged depended on the degree to which the writer or artist was conscious of himself as a standard bearer of an enlightened liberal, and above all secular – not necessarily democratic – attitude in political and social issues (...).“⁵⁰

Auch Boris Pasternaks von Rilke und Puschkin beeinflusste Lyrik war keineswegs so unpolitisch, wie es die russische Staatsführung erwartete und wie Berlin nicht müde wurde, zu hinterfragen. Sie war vielmehr von einer kämpferischen Gestik geleitet, derzufolge es nicht ausreichte, dem anderen und sich Freiräume zu gewähren, sondern es notwendig war, diese stets von neuem zu erkämpfen. Wie Gorki habe er, so Berlin, die Revolution begrüßt, und wie Tolstoi sei er am Ende seines Lebens, ungeachtet staatlicher Kontrolle, weltberühmt geworden. Internationales Ansehen habe er vor allem im Westen genossen, was vielleicht auch darauf zurückgeführt werden könne, dass Pasternak sein Land nicht verließ, sondern sich zuhause für die Sache der Freiheit einsetzte⁵¹. Worauf Pasternak indessen Wert legte, war, unorganisiert zu bleiben⁵². Der Fehler der Bewegungen im langen 19. Jahrhundert, ob 1789, 1848 oder 1917, sei es gewesen, unabhängige Entscheidungen festen Organisationsformen untergeordnet zu haben. Ein Dissident aber habe seine persönliche Freiheit zu wahren und darauf alle, möglicher-

⁴⁹ *Isaiah Berlin*, Vorausgesetzt, es dauert. Die russischen Probleme und das Überleben der Intelligenzija, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung (26. 2. 1990) 35.

⁵⁰ Beide Zitate aus *Isaiah Berlin*, Rezension von D.S. Mirsky, A History of Russian Literature, in: Nation 170 (1950) 180–183, 207–208; s. ebenfalls *ders.*, A view of Russian literature, in: Partisan Review 17 (1950) 617–623.

⁵¹ *Isaiah Berlin*, Boris Pasternak, in: *ders.*, Soviet Mind (wie Anm. 31) 85–89.

⁵² Vgl. *Ramin Jahanbegloo*, Conversations with Isaiah Berlin (London 1992) 17–19, 195–198.

weise sogar poetische Energie zu setzen: „Pasternak’s verse is in the first place a vehicle of metaphysical emotion which melts the barriers between personal experience and ‚brute‘ creation.“⁵³ Das war im Übrigen ein Moment der Übereinstimmung mit den Romantikern und den 1848ern, die, wie ein anderer berühmter jüdischer Einwanderer, Lewis Namier, vermerkte, daran scheiterten, dass sie intellektuelle Revolutionäre gewesen seien⁵⁴. Auch diese Verbindung über die Zeitläufte hinweg ließ sich herstellen, wenn der Liberalismus seine Vieldeutigkeit behielt: eine intellektuelle Absicht bei Berlin, die darin bestand, Liberalität in ihrem ideengeschichtlichen Problembewusstsein zu verankern und nicht allein als politisches Programm oder Bekenntnis zu verstehen.

Als er die Dichterin Anna Akhmatova und Boris Pasternak im Herbst 1945 in Leningrad besuchte, war Berlin beeindruckt von der Lebendigkeit der russischen liberalen Intelligentsia, die in Armut lebte, doch geistig und künstlerisch ungebrochen kreativ war⁵⁵. Zieht man Michael Ignatieffs Berlin-Biographie zu Rate, so war für die Ausbildung seiner Persönlichkeit dieses Treffen maßgeblicher als irgendein anderes Ereignis – weder die Russische Revolution noch das Fellowship im Oxforder College All Souls 1932, weder die Bombardierung Londons 1940 noch seine enge Freundschaft mit dem ersten Präsidenten Israels, Chaim Weizmann. Akhmatova in Russland getroffen zu haben, hatte bei Berlin den unvergesslichen Eindruck hinterlassen, noch ein Stück altes, unemanzipiertes Judentum aus der Zeit des zaristischen Russlands vorgefunden zu haben, von dem die westliche Welt so weit entfernt war. Und doch bewahrte dieses „wahre“ intellektuelle und kulturelle Russland einer kleinen Elite seine persönliche Freiheit in einer Nische vor dem totalitären Regime. Nichts rang dem Advokaten des Liberalismus mehr Respekt ab als der Kampf um individuelle Freiheit in einer unfreien Welt⁵⁶. Das Schuldgefühl des Überlebenden war ungleich stärker als die Freude⁵⁷.

Berlins Suche nach einem liberalen Pluralismus könnte zudem als Abgrenzung zu der als westlich verstandenen, „monistischen“ Tradition moralischen und politischen Denkens interpretiert werden. Intellektuelle Dissidenten in Russland erklärten ihren Anspruch auf eine Pluralität der Meinungen mit ihrem Plädoyer für komplexe ideologische, miteinander um liberale Toleranz wettstreitende politische Werte⁵⁸. Als Beobachter dieses Prozesses unterschied Berlin sich von Zeitgenossen, die ähnliche lebensweltliche Erfahrungen wie er gemacht hatten, diese aber in anderem Licht sahen. Herbert Butterfield etwa, der konservative Historiker in Peterhouse, Cambridge, wollte aus christlicher Perspektive einen morali-

⁵³ *Isaiah Berlin*, Rezension von Boris Pasternak, *Selected Writings*, in: *Partisan Review* 17 (1950) 748–751, hier 748.

⁵⁴ *Lewis B. Namier*, 1848: *The Revolution of the Intellectuals* (London 1944).

⁵⁵ *Isaiah Berlin*, *A visit to Leningrad. Encounters with an impoverished but unquenched intelligentsia after the siege*, in: *Times Literary Supplement* (23. 3. 2001).

⁵⁶ Vgl. *David Aberbach*, *Talk is golden*, in: *Times Literary Supplement* (5. 6. 2009) 14–15.

⁵⁷ *Ignatieff*, *Berlin* (wie Fußnote 30) 301.

⁵⁸ *Eric Mack*, *Isaiah Berlin and the Quest for Liberal Pluralism*, in: *Public Affairs Quarterly* 7/3 (1993) 215–230, hier 216.

schen Pluralismus nicht gelten lassen. Für Berlin, andererseits, existierte ein enger Zusammenhang zwischen individueller moralischer Verantwortung und freiem Willen⁵⁹. Im eigentlichen Sinne war demnach Freiheit die Abwesenheit von allem, was den Einzelnen an der Ausübung seiner tatsächlichen und potentiellen Wahlmöglichkeiten hinderte. Das war eine der zentralen Aussagen der *Four Essays on Liberty* (1969), die Berlin einige Jahre zuvor in einem Aufsatzband schon einmal zur Diskussion gestellt hatte⁶⁰.

Ein wichtiges Beispiel bildete die Revolution von 1848. Als sie im westlichen Europa ausbrach, dachten nicht viele daran, dass sie auch auf Russland ausgreifen würde. Für französische, preußische, oder italienische Beobachter lag auf der Hand, dass das Fehlen eines liberalen Bürgertums, einer Koalition aus radikalen und sozialistischen Intellektuellen und nicht zuletzt einer frustrierten nationalen Bewegung Gründe dafür darstellten, dass Russland hier den Anschluss an das westliche Europa verlieren würde. Berlin zufolge waren die verstreuten russischen Liberalen der 1830er und 40er Jahre ohne den gesellschaftlichen Rückhalt durch die Mittelklasse oder die Landbevölkerung in ihrer Wirkung kaum mit ihren westlichen Zeitgenossen zu vergleichen. Was 1848 nicht gelang, verschob sich erst auf 1905 bzw. 1917. Aber in der Zwischenzeit geschah etwas Bemerkenswertes, das Berlin nicht nur eine russische Ausnahme in Europa, sondern überhaupt die wirkliche Geburtsstunde russischer Liberalität und Intellektualität erklären ließ⁶¹. Was war der Befund? Anstatt in Verzweiflung oder Apathie zu verfallen, hätten russische Intellektuelle ihre europäische Sonderrolle früh erkannt und darin ihren Optimismus begründet, mit dem ihr Land schließlich die autokratischen Strukturen überwinden sollte. Die verspätete Nation holte auf, indem sie aus den Erfahrungen des Westens und einer niedergeschlagenen Revolution lernte, deren politische Resignation und kulturellen Zynismus aber nicht teilte und den Weg einer allmählichen Reform ging, weil sie Hegel und die deutschen materialistischen Denker sowie J. St. Mill, Spencer und Comte rezipierte und diese in eine spezifisch russische Tradition transformierte. Als schließlich in den 1890er Jahren der orthodoxe westliche Marxismus die russische Sozialdemokratie erreichte, war die revolutionäre Intelligentsia von dem Zusammenbruch der liberalen Hoffnungen nach 1848 unberührt geblieben. Während unter den Sozialisten des westlichen Europas eine Krise ausgebrochen sei, habe Berlin zufolge der russische Radikalismus einen unabhängigen Weg eingeschlagen. Der Samen von 1848 wurde erst im jungen 20. Jahrhundert zur Frucht. Dabei stellte für die liberalen Demokraten dieser Zeit der repressive Staat die gleiche Bedrohung dar wie in Berlins Gegenwart der europäische Faschismus. Russlands Sonderweg erklärte Berlin sich außerdem mit einem bemerkenswerten Phänomen. Die russische Literatur, Philosophie und Kul-

⁵⁹ C.T. McIntire, Herbert Butterfield. *Historian as Dissenter* (New Haven, London 2004) 252.

⁶⁰ Isaiah Berlin, Does political theory still exist?, in: Peter Laslett, W.G. Runciman (Hrsg.), *Philosophy, Politics and Society* (Oxford 1962) 1–33.

⁶¹ Isaiah Berlin, Russia and 1848, in: *The Slavonic and East European Review* 26/67 (1948) 341–360, hier 344ff.

tur im Allgemeinen, meinte er, sei vollkommen auf Russland fixiert gewesen. Es habe für sie keine anderen Themen gegeben als beispielsweise Russlands historische Rolle in Europa, das Schicksal des Einzelnen und der Gesellschaft, die Beziehung zwischen der Masse und den Intellektuellen und das Problem, ob und wie weit Russland sich dem Westen angleichen solle bzw. seine spezifische historische Tradition ein Ergebnis gescheiterter Assimilationsversuche sei⁶².

Die Lektüre von Berlins Texten zur Romantik weist interessante Parallelen zu seinen Arbeiten über die russischen Intellektuellen auf, insofern als ein zentrales Anliegen stets wiederkehrt, nämlich das der Autonomie. Geistiger Dissens sei in der Periode des Übergangs am Ende des 18. Jahrhunderts geboren worden, als der Zweifel bei Rousseau und Kant aus einer Frage des Erkennens in eine des Wollens übersetzt worden sei. Autonomes Denken und Handeln, das in Berlins Augen die Romantiker ebenso wie die russische Literatur auszeichnete, erschloss sich aus seiner Grundbedingung, in sozialen Zusammenhängen nicht untergeordnet zu sein. Diese Entbindung äußerte sich in einer freien Produktivität, weshalb Künstler und Schriftsteller die wirklichen moralischen Qualitäten auszeichnete, weil in ihrem Werk Absichten wichtiger waren als Wirkungen. In der berühmten Washingtoner Mellon Lecture (1965), die später von der BBC gesendet, aber erst nach Berlins Tod in Schriftform veröffentlicht wurde, nahm Berlin ausführlich zur Romantik und ihren Wurzeln Stellung. Sie sei künstlerische und intellektuelle Entgrenzung, Jugend und Rückwärtsgewandtheit, Individualismus und Kollektivismus und vieles mehr, „in short, unity and multiplicity“⁶³. Die romantische Bewegung Deutschlands stellte in Berlins Augen eine Gegenbewegung zu Frankreichs höfischer Kultur dar: Provinzialismus, Pietismus und Weltabgewandtheit auf der einen Seite, der Hof, der Salon und Weltoffenheit auf der anderen. Der Pietismus sei die Wurzel der Romantik und habe sich tief im Geistesleben Deutschlands verankert. Selbst Musiker wie Bach und Telemann, die Berlin mit der von ihm so häufig gebrauchten Wendung „Genie“ beschrieb, seien der Regionalität ihres Schaffens verhaftet geblieben. Aber der Rückzug aus dem politischen und gesellschaftlichen Leben ging, so Berlin, einher mit einer Liberalisierung des Künstlertums, genauer: „the result of Romanticism (...) is liberalism (...)“⁶⁴.

Ein Unbehagen an der Vieldeutigkeit der Romantik blieb dennoch bestehen. Denn die romantische Unterwerfung unter Geschichte und Nation konnte auch als ein Eingeständnis intellektueller Verhaltensunsicherheit gedeutet werden. Der nahezu idealtypische angelsächsische Freiheitsbegriff war in seinem Kern dem Einzelnen verpflichtet, damit dieser seine Unabhängigkeit entfalten könne. Vom selbstbestimmten Bürger erwartete Berlin maßgebliche Innovationskräfte für den gesellschaftlichen Fortschritt. Individuen bestimmten mithin die Geschichte und waren

⁶² *Isaiah Berlin*, The Silence in Russian Culture, in: *Foreign Affairs* 36/1 (Oktober 1957) 1–24, hier 1–2.

⁶³ *Isaiah Berlin*, The Romantics and their roots, in: *Times Literary Supplement* (19.2.1999) 13–14, hier 13.

⁶⁴ Ebd. 14.

über ihre Biographien erfassbar. Es ist von daher gesehen naheliegend, dass Berlins Essays vornehmlich biographiegeschichtliche Porträts sind und er für individuelle, nicht kollektive Freiheitsrechte in den modernen Gesellschaften plädierte⁶⁵.

Des Weiteren erklärt sich aus diesem Kontext, warum Berlin herausragenden Intellektuellen wie Alexander Herzen besondere Aufmerksamkeit schenkte. Herzen, der sich für die Abschaffung der Leibeigenschaft und die Selbstverwaltung der Dorfkommunen einsetzte und gemeinsam mit dem Literaturkritiker Wissarion Belinski zum Zentrum literarischer und politischer Salons in Moskau in den 1840er Jahren wurde, war einer der führenden radikalen russischen Westler und somit Gegengewicht zu den Slawophilen. Mit Marx, Garibaldi, Mazzini und Kosuth, Michelet und Victor Hugo befreundet, war Herzen insbesondere vom deutschen und französischen utopischen Sozialismus beeinflusst, aber auch von Kant, Hegel, Schelling, Feuerbach und Schiller. Unbestritten galt er im Russland des 19. Jahrhunderts zusammen mit Dostojewski und Turgenev als einer der bedeutendsten Intellektuellen und Schriftsteller. Für Berlin spielte er zudem eine Rolle als Verfechter eines, wie er sagte, reinen Künstlertums, das sich nicht von Moral, sozialer Anpassungsfähigkeit oder Propaganda leiten ließ, sondern allein aus sich heraus wirkte. Politischen und ethischen Anspruch an die Kunst lehnte Herzen ab. In diesem Zusammenhang zitierte Berlin eine Aussage von Tolstoi, in der sich die Spannung zwischen Liberalismusbegriff und westlicher Russlandwahrnehmung ebenso wiederfindet wie die unter anderem auf Herzen zurückzuführende Charakterisierung der Literatur: Diese spiegle im Idealfall das Leben des Autors wider: „which reflects eternal, universally human interests, the most precious heartfelt consciousness of the people, a literature accessible to men of every nation, of every epoch, a literature without which no people possessing strength and richness has ever developed“⁶⁶.

Dass Literatur, Biographie und Kampf um die Freiheit des Einzelnen wie der Gemeinschaft sich vortrefflich ergänzen konnten, davon war Berlin, wie ihm das Beispiel Herzens zeigte, fest überzeugt. In Zeiten der Unterdrückung politisch tätig zu werden, machte aus den Intellektuellen Radikale und im Fall zahlreicher Mitglieder der russischen Intelligentsia Märtyrer, die sich der Sache des Liberalismus verschrieben. Ihr zentrales Thema, wie auch dasjenige Herzens, war „the oppression of the individual; the humiliation and degradation of men by political and personal tyranny; the yoke of social custom, the dark ignorance, and savage, arbitrary misgovernment which maimed and destroyed human beings in the brutal and odious Russian Empire“⁶⁷. Politische und geistige Unfreiheit war nicht auf den russischen Feudalismus beschränkt. Herzens Verbindungen zu den europäischen 1848ern machten ihn eben nicht zu einem bedingungslosen Anhänger des Westens, sondern schärften seine Kritik an den nationalistischen Slawophilen, die

⁶⁵ Vgl. *Quentin Skinner*, *Liberty before Liberalism* (Cambridge 1998) 113–115.

⁶⁶ *Isaiah Berlin*, *Artistic Commitment. A Russian Legacy*, in: *ders.*, *The Sense of Reality. Studies in Ideas and their History*, hrsg. von *Henry Hardy* (New York 1996) 194–231, hier 223.

⁶⁷ *Isaiah Berlin*, *The Great Amateur*, in: *The New York Review of Books* (14.3.1968).

sich an den Reformen Peters des Großen rieben und in diesen einen Auslöser für die vermeintliche Fehlentwicklung Russlands sahen. Für Berlin, wie für manch andere Beobachter Russlands jener Zeit, also hundert Jahre nach Herzen, führte diese Diagnose zum Schluss zum Eingeständnis von der Existenz eines ungelösten Spannungsfeldes zwischen liberalem Skeptizismus und politischem Engagement, das Russland fremd und uneuropäisch zum einen, die Probleme seiner Intellektuellen aber zum anderen vielfach leicht nachvollziehbar erscheinen ließ: daher die Faszination für ein Land, das auf dem Weg des intellektuellen und literarischen Experiments noch ungebrochen und offen wirkte, und daher die Distanz zu einem Land, das sich Berlin nur deshalb erschließen konnte, weil er die geistige Distanz wahrte.

3. Fazit

Bei der Erfassung des Vermächtnisses Berlins als Philosoph des Liberalismus und kulturellen Pluralismus tritt die historisch-politische Dimension seiner ideengeschichtlichen Fragestellungen häufig in den Hintergrund⁶⁸. Für sein Russlandbild ist sie gleichwohl bedeutend, basierte dieses doch auf einem seit der Mitte des 19. Jahrhunderts etablierten Traditionsbestand der britischen Russlandwahrnehmung. Eine andere Säule war Berlins frühe Beschäftigung mit Marx. Um seine Marx-Biographie schreiben zu können, las Berlin in den Jahren 1933–38 dessen und Engels' gesammelte Schriften in deutscher Sprache und russischer Übersetzung. Das führte ihn zu den russischen Marxisten, insbesondere zu der Lektüre der Werke von Georgi Plechanow, dessen Nähe seit 1895 zu Lenin nach der Revolution in einen bitteren Streit führte⁶⁹. Plechanows in Genf gegründete, marxistische Gruppe „Befreiung der Arbeit“ übte großen Einfluss auf Lenin aus, teilte aber dessen Kurs einer revolutionären Machtergreifung anstelle der Politik der Provisorischen Regierung nicht. Berlin hatte viel Sympathie für Plechanows Ablehnung der Bolschewisten und für seine Verteidigung liberaler westlicher Werte. Seine starke Kritik am Kommunismus und sein behutsames Eintreten für den „synthetischen“, d. h. die jüdische Kultur mit den politischen Zielen vereinigenden Zionismus, gründeten auf der Erfahrung des Totalitarismus. Die Marx-Lektüre führte ihn zu Reflexionen über die Geschichte des Judentums und über Chaim Weizmann, über Namier und Disraeli und schließlich den Holocaust. Zu keiner Zeit in der europäischen Geschichte waren Freiheit und Würde des Menschen so verletzt worden wie in der Epoche des Nationalsozialismus. Aber man konnte das Problem auch in einem anderen Licht sehen. Marx, so Berlin, hatte die Kräfte der Religion und des Nationalismus grundsätzlich unterbewertet und damit, ähnlich vielen europäischen Intellektuellen, Bedrohungen für den Liberalismus fahrlässig unterschätzt.

⁶⁸ Vgl. *James Cracraft*, A Berlin for Historians, in: *History and Theory* 41 (2002) 277–300.

⁶⁹ *Jahanbegloo*, *Conversations* (wie Fußnote 52) 12; *Ignatieff*, *Isaiah Berlin* (wie Fußnote 30) 71.

Hier lag eine der Herausforderungen, der sich auch die russische Intelligentsia in Berlins Augen stellte: Die Verteidigung der Freiheit setzte voraus, dass der Mensch ein prinzipiell politisch denkender war – mithin weitaus radikaler politisch, als es der rein ideengeschichtliche Zugang zu erlauben suggerierte. Für Berlin hatte der Marxismus in Russland eine andere Gestalt als im restlichen Europa: Er war weniger eine Sache des Proletariats, als eine der bürgerlichen Intellektuellen mit romantisierenden Neigungen für die demokratische Passion der 1848er. So wie Herzen oder Tolstoi oder Turgenjew in seinen Essays diskutiert werden, erscheinen sie zuvorderst als Repräsentanten des menschlichen Dranges nach Autonomie. So bildeten Liberalismus und tradiertes Russlandbild Kräftefelder im Denken Berlins, die unmittelbar aufeinander bezogen waren. Sie trugen zu einer Antwort auf Berlins Frage bei, unter welchen Umständen politische Philosophie prinzipiell noch möglich sei, die er mit Bezug auf Kant kurz und bündig so fasste: „Only in a world where ends collide.“⁷⁰

Summary

This essay presents the liberal thought of Isaiah Berlin (1909–1997) against the background of his view of Russia. One of the most important European intellectuals of the twentieth century, Berlin developed a particular interpretation of Russian history, politics, and culture. His ideas were based on a tradition of British reception of Russia which saw many aspects of this country's "character" as phenomena of transition. Between the revolution of 1917 and the end of the Second World War, Berlin reflected intensively on political Marxism, communism, totalitarianism, the impact of liberalism, and the Russian intelligentsia's specific role in it. Could intellectual liberalism exist at all in a country like Russia? Berlin asked this question at a time when British public moralists, Bertrand Russell and George Orwell included, were sharply divided as to how the practice and theory of bolshevism in everyday Russia were to be judged. When Berlin visited the Russian intellectuals Anna Akhmatova and Boris Paternak in the autumn of 1945, he encountered the wealth of Russian arts and literature. He saw how they were oppressed under Stalin's rule, and how the traditions of literary anarchism of the 1920s came into conflict with orthodox bolshevism. Deeply impressed by the ideas of Herzen, Bakunin, Turgenyev, Dostoevsky, and Tolstoi, Isaiah Berlin painted portraits of individuals as fighters against political reactionism. It was the dilemma of the inter-war period, however, that liberalism entered a serious crisis in its willingness to compromise with the totalitarian regimes. This is why Berlin was so impressed with Akhmatova, seeing in her a remnant of an intellectual Russia in defence of individual liberty. If liberalism regained its "human face", Berlin thought, it may be able to save its integrity as a political idea.

⁷⁰ *Berlin*, Does political theory still exist? (wie Fußnote 60) 8.

Tim B. Müller

Konvergenz und Kritik im Kalten Krieg

Sozialwissenschaftliche Gegnerforschung und intellektuelle
Selbstbeobachtung in den USA

I. Sozialwissenschaften und Gesellschaftsreform

Es gibt keinen Intellektuellen außerhalb der Kontexte seiner Zeit. Das ist die Lektion, die Franz Neumanns Meditation über den Intellektuellenbegriff von 1952 vermittelt – ein Zeugnis intellektueller Selbstvergewisserung im Übergang von der Epoche der Weltkriege zur Ära des Kalten Krieges. Schon der Titel lenkt seine Überlegungen auch auf das Feld der Wissenschaft: „Intellektuelle Emigration und Sozialwissenschaft“ in der deutschen Übersetzung, schlicht „The Social Sciences“ im amerikanischen Original, in einem Sammelband, dessen Titel auf die große Wanderung der Gelehrten verweist, hervorgegangen aus einer Konferenz über die Emigration, auf der vor allem emigrierte Gelehrte die intellektuelle Selbstbeobachtung versucht hatten¹. Über die Rolle des Intellektuellen wird hier bei Neumann nur in ihren historisch konkreten Erscheinungsformen gesprochen. Die entscheidenden Kontexte, um ein Verständnis dessen zu ermöglichen, was es um die Jahrhundertmitte hieß, ein Intellektueller zu sein, sind dabei die politische Erfahrung von Weltkrieg, Diktatur, Emigration und Kaltem Krieg einerseits und das Vordringen der Sozialwissenschaften ins Zentrum der intellektuellen Diskussion andererseits. Diese Erfahrungen – die über den in dieser Hinsicht unbedeutenden Epochenbruch 1945 zurückreichen – führten zu einem markanten Perspektivenwechsel².

Die Rolle und die soziale Umgebung des Intellektuellen, also die strukturellen Bedingungen der Möglichkeit intellektueller Aktivität hatten sich demnach mit dem politischen Rahmen gewandelt. Zum Inbegriff des Intellektuellen im Katas-

¹ *Franz Neumann*, Intellektuelle Emigration und Sozialwissenschaft, in: *ders.*, Wirtschaft, Staat, Demokratie. Aufsätze 1930–1954, hrsg. v. *Alfons Söllner* (Frankfurt a. M. 1978) 402–423; zuerst als *ders.*, The Social Sciences, in: *The Cultural Migration. The European Scholars in America*, hrsg. v. *William Rex Crawford* (Philadelphia 1953) 4–26. Die Konferenz, auf der dieser Text vorgetragen wurde, fand 1952 statt.

² In diesem Sinne greifen die folgenden Ausführungen *Reinhart Koselleck*, Erfahrungswandel und Methodenwechsel. Eine historisch-anthropologische Skizze, in: *ders.*, Zeitschichten. Studien zur Historik (Frankfurt a. M. 2000) 27–77 auf.

tropenzeitalter erklärt Neumann den (vorwiegend sozialwissenschaftlichen) „politischen Gelehrten“; im Sonderfall als intellektueller Emigrant aus dem totalitären Europa hat er eine dreifache Distanz- und Entfremdungserfahrung hinter sich (als vertriebene Person, als seiner Sprache und professionellen Kontexte beraubter Wissenschaftler, als politisch Denkender und Handelnder oder überhaupt erst durch diese Erfahrung politisch aktiv Gewordener), die ihn buchstäblich zum „dauernden Metöken“ werden lässt, eine Position, die für seine Rolle als „kritisches Gewissen“ produktiv ist.

Doch die Rolle des Intellektuellen, von dem Neumann spricht, ist nicht mehr die Kritik von außen, und sein Intellektuellenbegriff zielt nicht lediglich auf die Emigranten. Darin zeigt sich ein erster Historisierungsschritt: Die konkrete politische und wissenschaftliche Wirklichkeit des Exils hat einen neuen Erfahrungsraum und ein neues Wirkungsfeld eröffnet. In der amerikanischen Gesellschaft der dreißiger und vierziger Jahre wurde die Rolle des internen Kritikers für den Intellektuellen plausibel; und der intellektuelle Emigrant wurde auf diesem Wege zum amerikanischen Intellektuellen. Dafür sorgten die politischen und die professionell-intellektuellen Grundbedingungen. Zum einen kamen die emigrierten „politischen Gelehrten“ im Zeitalter der Sozialwissenschaften nach Amerika; wenn sie sich nicht bereits selbst so verstanden, konnten sie sich als Sozialwissenschaftler neu erfinden und dabei das gesellschaftskritische und gesellschaftsreformerische Fundament übernehmen, das Neumann den amerikanischen Sozialwissenschaften zuschreibt – in der geradezu normativen zeittypischen Privilegierung der Sozialwissenschaften zeigt sich der blinde Fleck seiner intellektuellen Selbstreflexion. Die Sozialwissenschaften zeigen Neumann zufolge, dass kritische Wissenschaft und Gesellschaftskritik (oder intellektuelles Engagement) unter den Bedingungen der Jahrhundertmitte gar nicht getrennt gedacht werden können, sie stellen keinen Gegensatz dar (der Gegenpol und politisch problematische Fall ist für Neumann vielmehr der unkritisch und unproduktiv gewordene Wissenschaftler als „Funktionär“ eines drittmittelfinanzierten und geldgeberabhängigen bürokratischen Großapparats). Es sind die „Möglichkeiten der Sozialwissenschaften, die Welt zu verändern“, die den Sozialwissenschaftler zum Intellektuellen machen, seine gesellschafts- und selbstkritische Grundhaltung lässt ihn dabei jedoch nicht zum bloß affirmativen Experten erstarren oder zum sich in utopischer Selbstüberschätzung versteigenden Sozialingenieur werden. Er erkennt das Potential der Gesellschaft, aus sich selbst, ohne Gewalt oder Umsturz, die Zwänge des Kapitalismus zu mildern oder zu überwinden.

Hier kommt schließlich, zum zweiten, der unmittelbare politische Kontext ins Spiel: das quasi-sozialdemokratische Amerika des gigantischen „Roosevelt-Experiments“, die Realisierung einer antitotalitären sozialen Demokratie, in der Sozialwissenschaftler als Experten rekrutiert wurden und den Versuch wagen konnten, ihre Gesellschaftskritik in Gesellschaftsreform umzusetzen – in einer Gesellschaft, in der Neumann eine fundamentale Pluralitätserfahrung gemacht hat. „Nur hier, in den Vereinigten Staaten, ist Max Weber lebendig geworden“, erklärt Neumann, und meint damit die ihm zufolge in der deutschen Weber-Rezeption vernach-

lässigte politische „Verantwortung des Wissenschaftlers“ und das notwendige Interesse des „Politik- und Sozialwissenschaftlers“ an der „Reformierung von Politik und Gesellschaft“, die sich im Amerika Roosevelts entfalteten. In anderen Worten: Wer sich dem Einsatz als gesellschaftsreformerischer Experte (und damit interner Kritiker) verweigerte, verfehlte seine Aufgabe, versagte gar vor seiner Verantwortung als kritischer Intellektueller unter den Bedingungen der dreißiger, vierziger und fünfziger Jahre (einen Subtext bildete dabei wohl auch die Selbstkritik an der eigenen Rolle in Weimar, am mangelnden politischen Einsatz der Intellektuellen, Gelehrten und Experten zur Verteidigung der Republik)³.

Neumanns Selbstreflexion der Intellektuellenrolle ist an seinen eigenen historischen Standort gebunden, trägt zugleich aber zur Schärfung des Blicks auf die Artenvielfalt der intellektuellen Spezies bei. Die jüngere Intellektuellen- und Wissenschaftsgeschichte ist auf ähnliche kategoriale Komplikationen gestoßen, die es kaum noch erlauben, trennscharfe Unterscheidungen vorzunehmen: dauerhafte und wiederholte, partielle und vollständige Rollenwechsel von gouvernementalen Experten oder „staatstragenden“ Intellektuellen, von radikalen Intellektuellen oder punktuell engagierten „Gelehrten-Intellektuellen“, die sich „bewusst in die Spannung von Wissenschaft als Beruf und Politik als zivilbürgerliche Verpflichtung“ stellen⁴. Darin kommt der konstitutive Zusammenhang von Wissenschaft und Kritik zum Vorschein. Im 20. Jahrhundert stellten sich wissenschaftliche Experten nicht nur getrieben von „radikalem Ordnungsdenken“ in den Dienst autoritärer und totalitärer Herrschaft. Und in liberal-demokratischen Systemen ging ihre Rolle nicht im Entwerfen verbindlicher Ordnungsmodelle oder dem lückenlosen Durchplanen von Gesellschaften auf⁵. Die wissenschaftlichen Experten und bürokratischen „Sozialtechniker“ wirkten auch an der Pluralisierung von Gesellschaften, der Etablierung demokratischer Legitimität, der Erzeugung von Erwartungssicherheit und der Stabilisierung individueller Lebensentwürfe mit. Im 20. Jahrhundert hat in Rechtsstaaten der Wissenschaftler, der zugleich sein Exper-

³ Neumann, *Intellektuelle Emigration* 402, 404, 410, 415, 418f., 421f.; vgl. zur Selbstkritik den von Helge Pross zitierten Brief Neumanns in Neumann, *Demokratischer und autoritärer Staat. Studien zur politischen Theorie*, hrsg. v. Herbert Marcuse (Frankfurt a. M. 1997) 12; zum „politischen Gelehrten“ vgl. Alfons Söllner, Neumann als Archetypus – die Formierung des „political scholar“ im 20. Jahrhundert, in: *Kritische Theorie der Politik. Franz L. Neumann – eine Bilanz*, hrsg. v. Mattias Iser, David Strecker (Baden-Baden 2002) 39–55; zur Rolle des internen Kritikers und zur Unterscheidung von „external“ und „connected critic“ vgl. Michael Walzer, *Interpretation and Social Criticism* (Cambridge 1987); ders., *The Company of Critics. Social Criticism and Political Commitment in the Twentieth Century* (New York 1988).

⁴ Gangolf Hübinger, *Gelehrte, Politik und Öffentlichkeit. Eine Intellektuellengeschichte* (Göttingen 2006) 13.

⁵ Grundlegend dazu Lutz Raphael, *Radikales Ordnungsdenken und die Organisation totalitärer Herrschaft. Weltanschauungseliten und Humanwissenschaftler im NS-Regime*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 27 (2001) 5–40; in Erweiterung auf westlich-demokratische Gesellschaften James C. Scott, *Seeing Like a State. How Certain Schemes to Improve the Human Condition Have Failed* (New Haven 1998); Thomas Etzemüller (Hrsg.), *Die Ordnung der Moderne. Social Engineering im 20. Jahrhundert* (Bielefeld 2009).

tenwissen als „interner Kritiker“ in politische Strukturen einfließen ließ, wirksamer Kritik artikulieren und demokratische, liberalisierende Transformationen mitgestalten können als der radikale Gesellschaftskritiker⁶.

II. Entstehungskonstellationen

Neumanns Beobachtungen sind die Selbstreflexion eines amerikanischen „Gegnerforschers“, eines Experten für strategische Feindanalysen, und zugleich eines Universitätsgelehrten. Seit dem Zweiten Weltkrieg und in den Kalten Krieg hinein wechselte er immer wieder zwischen den Rollen als unabhängiger Gelehrter, als Regierungsberater und als intellektueller Gesellschaftskritiker. Wo die eine Rolle aufhörte und die andere anfang, lässt sich nicht eindeutig feststellen. Seine selbsthistorisierenden Überlegungen über Wechselwirkungen von politischem Erfahrungswandel und wissenschaftlichem Perspektivenwechsel sind aufschlussreich und tragfähig, sie verweisen darauf, dass die Selbstreflexion der Zeitgenossen in der Wissenschaftsgeschichte wichtige Erkenntnisse bereithält⁷. Und sie lassen sich selbst wiederum historisieren, indem man die Konstruktion der Rollenmuster, das Verhältnis von Fremd- und Selbstkontrolle der Wissenschaft, von Machtstrukturen und Erkenntnisstreben, von materiellen Zwängen, Interessen und fachlicher Eigendynamik auslotet, also die Entstehungskonstellationen von politisch nutzbarem Wissen⁸.

Das Feld, um das es in diesem Beitrag geht, ist das Feld Neumanns, die amerikanische „Gegnerforschung“ in den frühen Jahren des Kalten Krieges. Mehr als eine Skizze ist auf den folgenden Seiten nicht möglich, eine Mikroanalyse der intellektuellen Laborbedingungen ist auf so knappem Raum nicht zu leisten⁹. Die Gegnerforschung ist jedoch kein Sonderfall. Auf das strategische Expertenwissen

⁶ Vgl. methodisch *Hübinger*, Gelehrte, Politik und Öffentlichkeit 10–24; Fallstudien etwa bei *Stefan Fisch*, *Wilfried Rudloff* (Hrsg.), *Experten und Politik. Wissenschaftliche Politikberatung in geschichtlicher Perspektive* (Berlin 2004); *Jose Harris*, *William Beveridge. A Biography* (Oxford 1997); *Jan-Otmar Hesse*, *Die Wirtschaft als Wissenschaft. Bundesdeutsche Volkswirtschaftslehre zwischen Weltkrieg und Ölpreiskrise* (Frankfurt a. M. 2010); *Alexander Nützenadel*, *Stunde der Ökonomen. Wissenschaft, Politik und Expertenkultur in der Bundesrepublik 1949–1974* (Göttingen 2004); *Daniel T. Rodgers*, *Atlantiküberquerungen. Die Politik der Sozialreform, 1870–1945* (Stuttgart 2010); zur demokratischen Legitimität durch Verwaltung und Experten *Pierre Rosanvallon*, *Demokratische Legitimität. Unparteilichkeit – Reflexivität – Nähe* (Hamburg 2010) 45–77.

⁷ Zu erinnern ist etwa auch daran, dass es sich bei einem klassischen Bezugspunkt der jüngsten Wissenschaftsgeschichte, dem Werk von Ludwik Fleck, zu einem nicht unerheblichen Teil um zeitgenössische Selbstreflexion handelt; vgl. zu Fleck den Beitrag von *Bozena Cholu* in diesem Band.

⁸ Die Begriffe stammen von *Lutz Raphael*, *Die Verwissenschaftlichung des Sozialen als methodische und konzeptionelle Herausforderung für eine Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 22 (1996) 165–193.

⁹ In allen Einzelheiten gehe ich diesen Fragen in *Tim B. Müller*, *Krieger und Gelehrte. Herbert Marcuse und die Denksysteme im Kalten Krieg* (Hamburg 2010) nach.

lässt sich genauso der analytische Fünferschritt anwenden, den Lutz Raphael im Hinblick auf die die eigene Bevölkerung erfassenden und steuernden Sozialtechnokraten entworfen hat – distinkte Diskurse werden sichtbar, Experten treten auf, es gibt Strukturen der Nachfrage und Nutzung des Wissens, spezifische Arbeitstechniken werden ausgebildet, um diese Nachfrage zu bedienen, und es bilden sich Institutionen aus¹⁰. Diese fünf Elemente erzeugen ein eindeutig bestimmtes Ensemble von Expertenwissen. Mir geht es hier allerdings nicht um den Nachweis der einzelnen Elemente, sondern um den Zusammenhang von Entstehungskonstellationen, wobei der institutionelle Aspekt am meisten Aufmerksamkeit finden wird. Drei Entstehungskonstellationen, drei institutionelle Kontexte werden nachfolgend skizziert: (1) klassische Ressortforschung in Gestalt der nachrichtendienstlichen Kommunismusforschung, (2) an Universitäten angebundene Institutionen der Gegnerforschung, die von Regierung, Militär und Privatstiftungen finanziert wurden, und (3) die Aktivitäten einer der wichtigsten dieser Stiftungen, der Rockefeller Foundation.

Mein Ziel besteht darin, mit diesen Beobachtungen zu einem Feld des Expertenwissens in den Vereinigten Staaten einer Wissenschaftsgeschichte des Kalten Krieges näherzukommen, die der Komplexität des Gegenstandes, der Offenheit der Wechselwirkungen gerecht wird. Nach wie vor sind binäre Deutungsmuster prominent. Demnach stand Antikommunismus gegen akademische Freiheit oder der Staat gegen die Universität¹¹. Solche Polarisierungen sind nicht unbegründet, sie neigen jedoch dazu, zum einen die politischen Restriktionen von Forschung und Experten durch den Antikommunismus zu überzeichnen, zum anderen die theoretischen, konzeptionellen und forschungstechnischen Aspekte der Wissenschaft, ihren intellektuellen Gehalt also zu vernachlässigen. Damit äußere Ähnlichkeiten nicht fundamentale konzeptionelle Differenzen verbergen, ist eine feinere Erfassung von Nuancen und Ambivalenzen notwendig¹². Dann lassen sich keine so eindeutigen Schlüsse mehr ziehen: Im Bereich der staatlichen Auftragsforschung gab es Freiräume der wissenschaftlichen Innovation, während unabhängige Universitätsgelehrte und öffentliche Intellektuelle politische Legitima-

¹⁰ Vgl. den Beitrag von *Lutz Raphael* in diesem Band.

¹¹ So etwa *Ellen Schrecker*, *No Ivory Tower. McCarthyism and the Universities* (New York 1986); *Sigmund Diamond*, *Compromised Campus. The Collaboration of Universities with the Intelligence Community, 1945–1955* (New York 1992); *Noam Chomsky* u. a., *The Cold War and the University. Toward an Intellectual History of the Postwar Years* (New York 1997); *Christopher Simpson* (Hrsg.), *Universities and Empire. Money and Politics in the Social Sciences During the Cold War* (New York 1998); *Jessica Wang*, *American Science in an Age of Anxiety. Scientists, Anticommunism, and the Cold War* (Chapel Hill 1999). Einen ausgezeichneten Überblick über diese Forschungsbeiträge bietet *Corinna R. Unger*, *Cold War Science. Wissenschaft, Politik und Ideologie im Kalten Krieg*, in: *Neue Politische Literatur* 51 (2006) 49–68.

¹² Was im Übrigen auch für die Ideen- und Intellektuellengeschichte des Kalten Krieges gilt, die mit *Tony Judt*, *Geschichte Europas von 1945 bis zur Gegenwart* (Frankfurt a. M. 2009) 230–260 erst eine noch recht grobe Gesamtskizze erhalten hat; für die USA in den sechziger Jahren liegt mit *Howard Brick*, *Age of Contradiction. American Thought and Culture in the 1960s* (Ithaca 2000) bereits eine sehr viel differenziertere Gesamtschau vor.

tionswissenschaft und Propaganda betreiben konnten¹³. Was hieß das für die Entstehung und Produktion von strategischem Expertenwissen im frühen Kalten Krieg?

1. Staatliche Kommunismusforschung

Die erste Fallskizze betrifft geheimdienstliche Forschungsapparate. Auf deren Vorgeschichte, auf die umfassend dokumentierte sozialwissenschaftliche Feindanalyse im Zweiten Weltkrieg, kann hier nicht eingegangen werden. Deren intellektuelle Originalität und institutionelle Innovationskraft ist weitgehend bekannt¹⁴. Beispielhaft kann für diese unkonventionelle Wissenschaft der deutsch-jüdische Emigrant und amerikanische Gegnerforscher, Philosoph und Linksintellektuelle Herbert Marcuse herangezogen werden. Nicht nur der Kriegsgeheimdienst Office of Strategic Services (OSS), der so viele Emigranten beschäftigt und den Regionalwissenschaften eine neue Richtung gegeben hatte, auch Marcuses Arbeitgeber seit 1945, der Nachrichtendienst des State Department, das Office of Intelligence Research (OIR), baute eine ausdifferenzierte sozialwissenschaftliche Forschungsorganisation auf. Interdisziplinäres, problemorientiertes Vorgehen kennzeichnete die Gegnerforschung, von der die nach dem Krieg aufblühenden „area studies“ profitierten. Dahinter standen nicht nur strategische Anforderungen, sondern auch die prominent von Talcott Parsons propagierten und theoretisch untermauerten Konzepte einer umfassenden, interdisziplinären, integrativen Sozialwissenschaft¹⁵.

Strategische Notwendigkeiten und wissenschaftlich-theoretische Annahmen konvergierten. Der Direktor des OIR nahm nicht nur Marcuse als führenden Kommunismusexperten gegenüber dem FBI in Schutz – Marcuse war seiner Aussage zufolge ein „liberal“ und kein „radical“, „definitely anti-Communist“, „one of the most mature and able analysts“ des State Department und besaß „clear

¹³ Vgl. den von *Hunter Heyck* und *David Kaiser* organisierten Schwerpunkt, *New Perspectives on Science in the Cold War*, in: *Isis* 101 (2010) 362–411; *David C. Engerman*, *Social Science in the Cold War*, in: *Isis* 101 (2010) 393–400; *Joel Isaac*, *The Human Sciences in Cold War America*, in: *Historical Journal* 50 (2007) 725–746; *Ulrike Jureit*, *Wissenschaft und Politik. Der lange Weg zu einer Wissenschaftsgeschichte der „Ostforschung“*, in: *Neue Politische Literatur* 55 (2010) 71–88.

¹⁴ Vgl. etwa die klassischen Darstellungen von *Barry M. Katz*, *Foreign Intelligence. Research and Analysis in the Office of Strategic Services 1942–1945* (Cambridge 1989); *Petra Marquardt-Bigman*, *Amerikanische Geheimdienstanalysen über Deutschland 1942–1949* (München 1995); *Christof Mauch*, *Schattenkrieg gegen Hitler. Das Dritte Reich im Visier der amerikanischen Geheimdienste 1941 bis 1945* (Stuttgart 1999); oder die entsprechenden Kapitel bei *David C. Engerman*, *Know Your Enemy. The Rise and Fall of America's Soviet Experts* (New York 2009); *Müller*, *Krieger und Gelehrte*.

¹⁵ Vgl. *Engerman*, *Know Your Enemy* 43–70, 180–205; *ders.*, *Social Science in the Cold War*; *Nils Gilman*, *Mandarins of the Future. Modernization Theory in Cold War America* (Baltimore 2003) 72–112; *Howard Brick*, *Transcending Capitalism. Visions of a New Society in Modern American Thought* (Ithaca 2006) 121–151; *Joel Isaac*, *Theorist at Work. Talcott Parsons and the Carnegie Project on Theory, 1949–1951*, in: *Journal of the History of Ideas* 71 (2010) 287–311; *Müller*, *Krieger und Gelehrte* 59–186.

insight as to what Communism represents“ sowie „deep understanding of its dangers“¹⁶. Dieser für die nachrichtendienstliche Forschung zuständige hochrangige Beamte im Außenministerium verstand seinen politisch der sozial-liberalen Ordnung des „New Deal“ verpflichteten Apparat zudem auch als sich selbst korrigierendes, interdisziplinäres sozialwissenschaftliches System. Die Funktion von Experten wie Marcuse wurde dabei so beschrieben: „What is needed is a channel for informal ideas, for the posing of questions, for detecting the unexpected approach or element that might otherwise slip by.“ Die Mitarbeiter dieses Nachrichtendienstes waren „trained in the art of projection, which is an essential element in the thinking of any good social scientist“¹⁷. Der Habitus des praxisorientierten Sozialwissenschaftlers – dem Franz Neumann zur gleichen Zeit ein gesellschafts-reformerisches Interesse zuschrieb – kommt in zahlreichen Dokumenten aus dem Apparat zum Ausdruck. Dabei kam es durchaus zu Kollisionen mit anderen Konzepten und Strukturen, die eine monolithisch-totalitäre kommunistische Weltverschwörung bekämpfen und die Forschung unmittelbar in den Dienst von Geheimoperationen stellen wollten¹⁸.

Was Marcuse und seine Kollegen betrieben, war im Gegensatz dazu jedoch methodisch innovative, systematisch vergleichende Kommunismusforschung. Die Experten entwickelten am Gegenstand unter Maßgabe der politischen Nachfrage ihre eigenen avantgardistischen Arbeitstechniken, die in der akademischen Wissenschaft erst später ankamen. So wurden die Stärken und Schwächen der kommunistischen Systeme, Parteien und Organisationen erkundet. Den Analysen zufolge überwogen lokale, nicht-ideologische Bedingungen zumeist die Bindung an Moskau¹⁹. In Erweiterung untersuchte man die Formen und Möglichkeiten von Widerspruch, Abweichung, Opposition und Seitenwechseln in kommunistischen Lager²⁰. Dieser Ansatz mit seinen originellen Forschungsergebnissen entsprach völlig der Perspektive der psychologischen Kriegführung. Die Analysen lieferten detailliertes Wissen über Zielobjekte amerikanischer Einflussnahme und loteten

¹⁶ FBI, FOIA, Akte 121–24128, Herbert Marcuse, FBI, Results of Investigation, 13. 12. 1950.

¹⁷ Memo Evans an Armstrong, Bissell draft on intelligence on communism, 11. 3. 1955, S. 13, 15, National Archives (NA), Record Group (RG) 59, Entry (E.) 1561, box (b.) 8, folder (f.) 4; Memo Killea an Armstrong, Briefing Paper for the Secretary, 16. 12. 1952, NA, RG 59, E. 1561, b. 26, f. Special Assistant (1956 and prior).

¹⁸ Vgl. Müller, Krieger und Gelehrte 120–144.

¹⁹ Siehe etwa R&A 4909, The Potentials of World Communism: Summary Report, 1. 8. 1949, OIR 4909.1, NA, RG 59, E. 5514, b. 9, sowie die weiteren Dokumente in dieser Serie; oder R&A 5217 R, Estimate of Current Strengths and Prospects of Western European Communists, 4. 12. 1950, NA, RG 59, M-1221.

²⁰ So etwa CWC Draft, The Impact of Titoism and Other Deviations on Post-War International Communism, 6. 1. 1949, NA, RG 59, E. 1561, b. 20, f. OIR 1949–1950; OIR 5219, Deviation: Satellites, Mai 1950, NA, RG 59, E. 5514, b. 12; OIR 5483, Communist Defections and Dissensions in the Postwar Period, 22. 6. 1951, NA, RG 59, E. 5514, b. 12; Memo Herbert Marcuse an CWC Representatives, OIR Report on Defections from the Communist Party, 9. 3. 1951, NA, RG 59, E. 1561, b. 20, f. CWC 1951.

die Wirksamkeit der amerikanischen Strategie aus²¹. Zugleich bereiteten sie den Weg für eine differenzierte Analyse kommunistischer Gesellschaften als komplexen, modernen, tendenziell reformbereiten Industriegesellschaften. Doch auch für die eigene Gesellschaft legten diese Forschungen Konsequenzen nahe. Mit der strategisch begründeten Absicht, zur inneren Stabilisierung und globalen Attraktivitätssteigerung des Westens anzuhalten, stellten sie der sozial-liberalen Gesellschaftsreform im Westen gezielt Argumente zur Verfügung²². Zudem wurden – getragen von antikolonialen Sympathien der Experten – die koloniale und postkoloniale „Dritte Welt“ und die „nationalen Befreiungsbewegungen“ als eigenständige – also nicht von der Sowjetunion oder von China gesteuerte, sondern nationale Ziele verfolgende und lokale Kräfte verbindende – politische Akteure entdeckt²³.

Diese Variante der Gegnerforschung löste mit wissenschaftlicher Akribie und innovativen Arbeitstechniken Feindbilder auf. In ihrer Verbindung von progressiver Politik und strategischen Anforderungen, von sozial-liberaler Agenda und psychologischer Kriegführung, in der vergleichenden sozialwissenschaftlichen Analyse und in der strukturellen Verknüpfung von lokalen und internationalen Faktoren entfaltete sie entspannungspolitische Implikationen. Sie stand im Dienste der amerikanischen Strategie, zugleich leistete sie der Verschiebung der amerikanischen Strategie in Richtung Entspannung Vorschub. Nicht der Gegensatz, sondern die Konvergenz scheinbar gegenläufiger Kräfte – politischer Zweck und wissenschaftliche Unabhängigkeit – bildete die Grundstruktur dieser Forschung. Die politischen Nutzerstrukturen erzeugten in dieser Entstehungskonstellation von Expertenwissen erst die Bedingungen, unter denen innovative Arbeitstechniken entwickelt und wissenschaftlich relevante Forschungen betrieben werden konnten. Die Avantgarde der Kommunismusforschung ging aus den Staatsapparaten hervor. Am Anfang war die politische Nachfrage. Sie schuf die Institutionen, in denen sich ein wissenschaftliches Feld konstituierte. Und nicht zuletzt sammel-

²¹ Siehe etwa Memo Allan Evans an OIR Divisions, CWC Project on Deviations (OIR 5219), 27. 3. 1950, NA, RG 59, E. 1561, b. 20, f. OIR 1949–1950; Memo Marcuse an CWC Representatives, OIR Report on Defections from the Communist Party, 9. 3. 1951; Minutes of CWC Meeting, 12. 3. 1951; Memo Marcuse an CWC Representatives, 10. 4. 1951; NA, RG 59, E. 1561, b. 20, f. CWC 1951.

²² So etwa OIR 4909, The Potentials of World Communism: Summary Report, 1. 8. 1949, S. 12–14, 20f.; OIR 4909.2, The Potentials of World Communism: Western and Central Europe, 1. 8. 1949, Part I: United Kingdom, Part II: France, Part III: Austria, Part IV: Germany, NA, RG 59, E. 5514, b. 9; R&A 5217 R, Estimate of Current Strengths and Prospects of Western European Communists, 4. 12. 1950, NA, RG 59, M-1221; Communist Defections and Dissensions in the Postwar Period, 22. 6. 1951, NA, RG 59, E. 5514, b. 12; Project Troy Report to the Secretary of State, 1. 2. 1951, Bd. 1, S. 55, Bd. 2, Annex 8, NA, RG 59, E. 1561, Lot 58 D 776, b. 14.

²³ So etwa OIR 4909.4, The Potentials of World Communism: Middle and Near East, 1. 8. 1949; OIR 4909.5, The Potentials of World Communism: Far East, 1. 8. 1949; OIR 4909.5, The Potentials of World Communism: Latin America, 1. 8. 1949; NA, RG 59, E. 5514, b. 9; OIR 5483, Communist Defections and Dissensions in the Postwar Period, 22. 6. 1951, NA, RG 59, E. 5514, b. 12.

ten hier Experten wie Marcuse und Neumann Erfahrung und Material für ihre intellektuelle Selbstreflexion und ihre kritische Beobachtung der westlichen Gesellschaften im Kalten Krieg. Die späteren Kritiker verließen die diskursiven Zusammenhänge nicht völlig, die Verbindungslinien lassen sich bis in Sprachmuster hinein verfolgen²⁴.

2. Sowjetforschung an Universitätsinstituten

Die universitäre Fortsetzung dieser sozialwissenschaftlichen Gegnerforschung fand an Institutionen wie dem 1946 gegründeten Russian Institute der Columbia University und dem 1948 gegründeten Russian Research Center (RRC) der Harvard University statt. David Engerman hat Teildisziplin um Teildisziplin gezeigt, wie sich in den „Soviet Studies“ eine konstitutive Heterogenität auswirkte. Die amerikanische Gegnerforschung des Kalten Krieges ging auch an den Universitäten keineswegs in der politischen Funktion der Feindaufklärung oder auch der ideenpolitischen Hegemoniesicherung auf. Im Gegenteil, auch sie löste von Anfang an das Feindbild eher auf und war in ihren Deutungen der Sowjetunion als moderne Gesellschaft viel differenzierter und moderater als die öffentliche Debatte über den Gegner im Kalten Krieg. Vor allem aber waren es nicht politische Motive, die in erster Linie die amerikanischen Sowjetunion-Forscher antrieben, und weder Politiker noch Wissensstrategen schränkten ihre wissenschaftlichen Spielräume merklich ein. Disziplinäre Eigendynamiken und wissenschaftliche Traditionen rückten den politischen Auftrag in den Hintergrund. Die Russlandforscher hatten weitgehend freie Hand. Vielfältige, auch gegenläufige Denkmodelle, Institutionen, Personen und Praktiken wurden im Dienste eines übergeordneten strategischen Ziels gekoppelt; die Vielfalt hing gerade von diesem Ziel ab, sie ist nicht als ihr Gegensatz zu denken. Vom politischen Kontext und den finanziellen Strukturen kann also keinesfalls auf das wissenschaftliche Resultat geschlossen werden – Linearität, Uniformität und Konventionalität der Forschung wären den Intentionen der meisten Geldgeber sogar zuwidergelaufen²⁵.

Wissen und Wissenschaft wurden als wichtige Ressourcen in der Systemkonkurrenz des Kalten Krieges wahrgenommen, betrieben und gefördert. In den Strategiediskussionen der späten vierziger und fünfziger Jahre zeigen sich komplexe und nicht von unmittelbaren Machtinteressen allein bestimmte Aushandlungsprozesse, die John Krige beim Zusammentreffen von amerikanischer Hegemonie und lokalen Wissenschaftskulturen beobachtet und treffend als „co-production of American hegemony“ bezeichnet hat. Die globale amerikanische Hegemonie des

²⁴ Was etwa an Marcuses späterer Arbeit „Soviet Marxism“ deutlich wird; vgl. Müller, Krieger und Gelehrte 448–489.

²⁵ Vgl. Engerman, Know Your Enemy 97–179. Damit wird auch der vom politischen System abhängige wesentliche Unterschied zwischen der amerikanischen Gegnerforschung und der bei aller fachlichen Pluralität konsequent auf soziale Exklusion und ein rassistisches Zentrum hin organisierten Wissenschaft im Nationalsozialismus deutlich; vgl. dazu zusammenfassend Raphael, Radikales Ordnungsdenken.

Kalten Krieges stützte sich auch auf Vielfalt und freien Austausch von Wissen. Der Zugang zur (und die produktive Aneignung und Weiterentwicklung der) besten Wissenschaft überall auf der Welt war eine langfristige Strategie der Machterhaltung, doch ihr Erfolg hing vom Eigeninteresse und der Eigendynamik der Wissenschaften ab²⁶.

Am RRC zeigte sich die wissenschaftliche Offenheit, der auch militärische Auftragsforschung folgen konnte (aber nicht musste) und die sich nicht nur in der Rekrutierung zahlreicher Sozialwissenschaftler mit linker Vergangenheit widerspiegelte. Talcott Parsons' strukturfunktionalistische Theorie der Moderne lieferte den Orientierungsrahmen, Parsons selbst war mit dem RRC verbunden. Soziologen wie Barrington Moore zeigten auf der Grundlage des für Air Force-Projekte bearbeiteten Materials, wie zuvor schon im Geheimdienst, dass die Sowjetunion eine moderne, industrialisierte, funktional differenzierte, von politischen Spannungen durchzogene und zugleich stabile Gesellschaft war, deren ökonomische und gesellschaftliche Strukturen eine bürokratisch durchgeführte Reformpolitik erwarten ließen – der Osten war dem liberal-technokratisch gesteuerten Westen dieser Lesart zufolge, die später in ihren unterschiedlichen Variationen als Konvergenztheorie bezeichnet wurde, gar nicht so unähnlich²⁷.

Die soziologische Deutung der Sowjetunion als moderne Gesellschaft veränderte auch die Diskussion darüber, ob es sich bei der Sowjetunion um ein totalitäres System handelte – was von den meisten Experten, anders als von Intellektuellen in der öffentlichen Debatte, bereits in den Anfangsjahren des Kalten Krieges bezweifelt oder nur mit erheblichen Einschränkungen vertreten wurde. Das gesellschaftstheoretische Instrumentarium der Soziologie Parsons' und die militärisch-politische Aufgabenstellung führten in einer heuristisch produktiven Koppelung zu einem Innovationsschub. Gerade Moore, Inspiration für spätere Kritiker einer linearen Modernisierungstheorie, an deren Endpunkt die amerikanische Gesellschaft stand, postulierte niemals eine Interdependenz von Industrialisierung und Demokratisierung²⁸. In der sowjetologischen Totalitarismuskritik ging es um die Frage, ob moderne Gesellschaften mit einer Konvergenztheorie angemessen beschrieben werden konnten und ihnen generell totalitäre Potentiale inhärent waren, und weniger darum, ob die Sowjetunion nach Stalin noch ein

²⁶ Vgl. *John Krige*, *American Hegemony and the Postwar Reconstruction of Science in Europe* (Cambridge 2006) 1–14; noch pointierter und stärker auf lokale Koproduktion fokussiert *ders.*, *Die Führungsrolle der USA und die transnationale Koproduktion von Wissen*, in: *Macht und Geist im Kalten Krieg*, hrsg. v. *Bernd Greiner*, *Tim B. Müller*, *Claudia Weber* (Studien zum Kalten Krieg 5, Hamburg 2011) 68–86.

²⁷ Vgl. *Engerman*, *Know Your Enemy* 43–70; zur Luftwaffe als Wissenschaftssponsor *Ron Robin*, *The Making of the Cold War Enemy Culture and Politics in the Military-Intellectual Complex* (Princeton 2001); dort und bei *Bruce Kuklick*, *Blind Oracles. Intellectuals and War from Kennan to Kissinger* (Princeton 2006) finden sich allerdings auch zahlreiche Beispiele für weniger innovative Zweige politik- und militärnaher Forschung in den USA in den vierziger und fünfziger Jahren.

²⁸ Vgl. *Engerman*, *Know Your Enemy* 180–205; *Wolfgang Knöbl*, *Spielräume der Modernisierung. Das Ende der Eindeutigkeit* (Weilerswist 2001) 157f., 188f.

totalitäres Regime wie der Nationalsozialismus war – von diesen Ensemble sozialwissenschaftlicher Diskurse und Arbeitstechniken lässt sich eine direkte Linie zur kritischen Selbstbeobachtung der westlichen Gesellschaften ziehen²⁹.

Zwischen dem anwendungsorientierten Experten und dem innovativen Sozialwissenschaftler bestand hier keine Differenz; beide Rollen gingen ineinander über. Die epistemische Eigendynamik trat hinzu: Die disziplinäre Ausdifferenzierung und Professionalisierung hatte zur Folge, dass eher Fragestellungen verfolgt wurden, die die Sowjetunion in einen größeren, vergleichenden Zusammenhang stellten. Insoweit die Sowjetforschung politische Implikationen hatte, zeigten diese zumeist in Richtung Koexistenz und Entspannung. Zugleich darf man die wissenschaftliche Qualität dieser Werke nicht unterschätzen. Sie konnten zudem zur Dekonstruktion von Feindbildern und zur reformorientierten „internen“ Kritik der westlichen Gesellschaften beitragen. In dieser Entstehungskonstellation führten politische Nachfrage und akademisches Eigeninteresse gleichermaßen zur Entstehung von Institutionen. Für die Entwicklung der Arbeitstechniken machte es kaum einen Unterschied, ob ein Fachpublikum angesprochen wurde oder Regierungsstellen. Deutlicher als im Regierungsapparat zeigte sich aber in der Universitätsforschung mit Modernisierungs- und Konvergenztheorie das diskursive Fundament dieses Expertenwissens.

3. Die Forschungsförderung der Rockefeller-Stiftung

Eine der führenden Institutionen der Wissenschaftsförderung im frühen Kalten Krieg, auch der Russland- und Kommunismusforschung, war die Rockefeller Foundation. Sie war unter anderem bis in die sechziger Jahre der wichtigste Geldgeber des Russian Institute der Columbia University. Glücklicherweise ist unser Verständnis des Kalten Krieges, gerade seiner ersten Jahrzehnte, viel zu differenziert geworden, als dass der Hinweis auf prominente Kalte Krieger unter den Beratern, Vorständen und Mitarbeitern der Stiftung noch genüge, um die Aktivitäten der Rockefeller Foundation auf dem Gebiet der Gegnerforschung zu charakterisieren³⁰. Im Umkreis der Stiftung und in ihren höchsten Ämtern tauchen prominente Namen des frühen Kalten Krieges auf – Allen und John Foster Dulles, Dean Acheson, George F. Kennan, John J. McCloy und Dean Rusk etwa. Die konzeptionelle und wissenschaftsstrategische Arbeit fiel jedoch den „officers“ zu. Oft selbst ausgewiesene Wissenschaftler, legten sie immer wieder neue Entwürfe in

²⁹ Zur Totalitarismuskritik vgl. *Engerman*, Know Your Enemy 206–232. Unmittelbar in diesem Kontext entstanden etwa Herbert Marcuses gesellschaftskritische Werke „Soviet Marxism“ und „One-Dimensional Man“; vgl. *Müller*, Krieger und Gelehrte, Kap. V.

³⁰ Den Stand der Forschung zum Kalten Krieg spiegeln wider: *Melvyn P. Leffler*, *Odd Arne Westad* (Hrsg.), *The Cambridge History of the Cold War*, 3 Bde. (New York 2010); *Bernard Greiner* u. a. (Hrsg.), *Studien zum Kalten Krieg*, 5 Bde. (Hamburg 2006–2011); exzellente wissenschaftsgeschichtliche Fallstudien sind *Engerman*, Know Your Enemy; *Gilman*, *Mandarins of the Future*; *Rebecca S. Lowen*, *Creating the Cold War University. The Transformation of Stanford* (Berkeley 1997).

der Frage vor, wie die Stiftung im Kalten Krieg ihre Aufgaben ausbalancieren könnte. Die entscheidende, weithin gebilligte (und doch für viele Auslegungen offene) Formel fand schließlich der stellvertretende Direktor der geisteswissenschaftlichen Abteilung, John Marshall, als er eine rhetorische Kontinuität zwischen der internationalistischen Philanthropie der Zwischenkriegszeit und den strategischen Zwängen des Kalten Krieges herstellte. Die Stiftung blieb demnach dem „well-being of mankind“ verpflichtet; so lautete auch ihr Motto. Der liberale Internationalismus operierte jedoch im Rahmen der amerikanischen Interessen: „obligations to American government and to American national interest are axiomatic for the Foundation and its officers. And it is within the limits they impose that the Foundation's reputation for disinterestedness in its international work has been established.“³¹

Wie sich diese Worte in philanthropische Praxis auflösen ließen, kann nur punktuell oder konjunktuell bestimmt werden. Auf dem Feld der Kommunismusforschung waren die Förderungspraktiken von Ambivalenzen gekennzeichnet, die letztlich durch einen – politisch wie wissenschaftlich – konstitutiven Pluralismus zu erklären sind. Historische Komplexität hatte hier ihren Platz neben kontingenzinsensiblen makrotheoretischen Modellen, intellektuell riskante Projekte standen neben der Affirmation der westlichen Konsensmoderne, Geisteswissenschaften behielten ihre Bedeutung neben (und oft in Zusammenarbeit mit) den dominanten Sozialwissenschaften, die das Bild der Epoche prägen³². Der sozialwissenschaftliche Behavioralismus verdankte der Stiftung wesentliche Impulse und Mittel, genauso wie das Gegenkonzept der politischen Theorie und Ideengeschichte. Die pluralistische Förderpraxis der Stiftung ergab sich aus einem Geflecht von strategischen, epistemologischen und institutionellen Gründen: der Kalte Krieg, die Vorstellung einer im Kern liberalen modernen Wissenschaft, das Eigeninteresse der Stiftung und die Eigendynamik der wissenschaftlichen Felder³³.

Symptomatisch für dieses Geflecht war eine von Philip Mosely, „Cold War insider“ und Zentralfigur der amerikanischen Gegnerforschung, gelenkte Entscheidung der Rockefeller Foundation Mitte der fünfziger Jahre. Mosely initiierte die Unterstützung der Stiftung für eine internationale Kooperation in der Marxismusforschung, deren Schwerpunkte in Berlin, Amsterdam und Fribourg angesie-

³¹ Pro-51: Marshall, Relations of the Foundation with Governmental and Intergovernmental Agencies, 3.11.1950, S. 4, Rockefeller Foundation Archives (RFA), RG 3.2, Series 900, b. 29, f. 159. Zur Diskussion in der Stiftung vgl. Müller, Krieger und Gelehrte 259–272.

³² Grundlegend: *Dorothy Ross*, The Origins of American Social Science (Cambridge 1991); *Theodore M. Porter, Dorothy Ross* (Hrsg.), The Modern Social Sciences (The Cambridge History of Science 7, New York 2003); *Peter Wagner*, Sozialwissenschaften und Staat. Frankreich, Deutschland und Italien 1870–1980 (Frankfurt a. M. 1990); für die westdeutsche Nachkriegszeit zusammenfassend *Raphael*, Die Verwissenschaftlichung des Sozialen; als Fallstudie *Corinna R. Unger*, Ostforschung in Westdeutschland. Die Erforschung des europäischen Ostens und die Deutsche Forschungsgemeinschaft, 1945–1975 (Stuttgart 2007).

³³ Vgl. Müller, Krieger und Gelehrte, Kap. II, III, IV und V.

delt waren. Im Mittelpunkt stand dabei zunächst eine kritische Edition der Werke von Marx und Engels. Diese sollten nicht länger der sowjetischen Seite überlassen werden, die sie „toward the justification of Communist ideology and action rather than toward a scholarly presentation of the actual documents“ entstelle. Die aus Rockefeller-Mitteln finanzierte Gründungskonferenz des internationalen Forschungsverbunds erhielt den Auftrag, „to consider what might be done by Western scholars to present the authentic version of what Marx, Engels and Lenin really said and to counteract the influence of Communist ideological propaganda“³⁴.

In diesen Sätzen steckten politisch-intellektuelle Implikationen von großer Tragweite. Das Marxismus-Leninismus-Projekt wurde in New York als eine mit wissenschaftlicher Objektivität durchzuführende Operation im Kalten Krieg der Ideen geplant. Wenn die Stiftungsstrategen aus dem liberalen Ostküstenestablishment sich aber eine „authentische Version“ dessen erhofften, „was Marx, Engels und Lenin wirklich gesagt hatten“, um den ideologischen Einfluss Moskaus einzudämmen, dann teilten sie damit die sowohl unter westlichen Marxisten wie Marcuse als auch unter liberalen Denkern wie Isaiah Berlin verbreitete Prämisse, dass der Terror nicht bei Marx seinen Ausgang genommen hatte. Marx galt als Korrektur, nicht als Schuldiger einer monströsen historischen Entgleisung. Die historisch-kritische Edition wurde politisch aufgeladen: Zurück zu den Quellen hieß auch, ein humanistisches Ideal aus totalitären Trümmern zu retten. Der Plan bestand – ganz ähnlich den strategischen Staatsapparaten – darin, im Ideenkampf den Gegner mit seinen eigenen ideologischen Waffen zu schlagen. Die strategischen Notwendigkeiten des Kalten Krieges, das liberale Vertrauen in eine uneingeschränkte Wissenschaft, das Interesse der Stiftung an vernachlässigten Feldern und die disziplinäre Entwicklung von Marx-Philologie und Sowjetforschung trafen zusammen. Ihre Wirkung zielte besonders auf politische und ökonomische Schlüsselregionen, wo Arbeiterbewegung, Intellektuelle und Studenten eine Affinität zum Marxismus aufwiesen: in Westeuropa, in der Dritten Welt, besonders in Indien und Lateinamerika, und schließlich auch in Osteuropa, wo sich seit 1956 deutliche Anzeichen eines unorthodoxen und systemkritischen Marxismus entwickelten, dessen potentiell destabilisierende Folgen für die sowjetische Herrschaft von den Marxismusforschern ebenso wie von ihren politischen und philanthropischen Förderern deutlich erkannt wurden³⁵.

Mosely war bereits zuvor in der Stiftung für das Ziel eingetreten, durch wissenschaftliche Exzellenz – und keinesfalls durch politische Kompromisse der Wissenschaft – einen politischen Vorteil gegenüber der sowjetischen Deutung des Sozialismus zu erringen und damit auch die globale Anziehungskraft des Staatssozialismus zu schmälern. Mosely zielte dennoch über die Wissenschaft hinaus, wenn er die Rückeroberung des „pathos of the labor movement for the democratic side“

³⁴ Bewilligung GH 56100, 7. 9. 1956, RFA, RG 1.2, Series 717, b. 7, f. 82. Zu Mosely vgl. *Engerman*, *Know Your Enemy* 5, 14, 30; zum Typus des „Cold War insider“ *Jeremi Suri*, *Henry Kissinger and the American Century* (Cambridge 2007) 109–130.

³⁵ Vgl. *Müller*, *Krieger und Gelehrte* 415–538.

forderte. Auch seine geopolitische Perspektive reichte über Westeuropa hinaus, er dachte an ideenpolitische Verstärkung für den Kampf um „India and the Near East, where the Communists claim to be the only ones who have been interested for many years in the improvement of conditions generally“. Doch der Weg zu dieser erwünschten intellektuellen Revitalisierung eines antisowjetischen Sozialismus, zur Formierung eines westlichen intellektuellen Marxismus, führte über die historisch-philologische Grundlagenforschung. Nicht zuletzt die in diesem Kontext bearbeiteten und erforschten Marxschen Frühschriften und nichtsovjetschen, reformistischen Traditionen des Sozialismus entfalteten für den westlichen Marxismus eine besondere Bedeutung³⁶.

Allerdings ist damit keine politische Determiniertheit beschrieben – im Objektivitätskonzept der amerikanischen Wissensmanager konnte sich der strategische Erfolg nur aus der wissenschaftlichen Leistung herleiten. Die Prinzipien einer interdisziplinären sozialwissenschaftlichen Forschungsorganisation, einer sich selbst korrigierenden Struktur, der permanenten Selbstkritik und der Abweichungstoleranz lenkten als Leitbilder dieses stiftungsgeforderte Feld, in dem Universitätswissenschaft und Expertenwissen ineinander flossen. Politische Strategien, intellektuelle Diskurse, professioneller Habitus und Forschungspraktiken trafen sich in der Überzeugung, dass moderne, reformorientierte Sozialwissenschaften eine wesentliche Stärke der westlichen Moderne waren – ein wesentliches Instrument ihrer Selbstreflexion, Selbstkritik, Selbstkorrektur und damit Selbsterhaltung.

Die Stiftungsstrategen trugen zur Verzahnung von Staatsapparaten und wissenschaftlicher Forschung bei, Personal wurde wechselseitig ausgetauscht, wissenschaftliche Investitionen wurden auch im Dienste der amerikanischen Außenpolitik vorgenommen. Doch sie sahen sich zugleich und gleichermaßen für wissenschaftliche Originalität und Innovation verantwortlich. Der Fortschritt der Forschung maß sich am Wissenschaftsverständnis einer amerikanisch-westlichen liberalen Moderne. Die Attraktivität dieser Konzeptionen der Moderne und der Wissenschaft war so groß, dass immer wieder die Zuversicht bekundet wurde, die beste Forschung werde selbstverständlich diesem Leitbild folgen – und wo sie politisches Terrain berührte, werde sie ebenso natürlich zu einer politischen Bestätigung der amerikanisch-westlichen liberalen Moderne führen. Die Förderungen sollten gezielt zur Verwestlichung der Wissenschaft beitragen, weil Verwestlichung der Wissenschaft und wissenschaftliche Avantgarde gleichgesetzt wurden³⁷.

³⁶ Memo Edward F. D'Arms, 13.10.1954, RFA, RG 1.1, Series 200, b. 322, f. 3828. Vgl. zum westlichen Marxismus die klassischen (und selbst in dieser Geschichte positionierten) Deutungen von *Perry Anderson*, *Considerations on Western Marxism* (London 1976); *Russell Jacoby*, *Dialectics of Defeat. Contours of Western Marxism* (Cambridge 1981); sowie *Martin Jay*, *Marxism and Totality. The Adventures of a Concept from Lukács to Habermas* (Berkeley 1984); zur begrenzten Reichweite und den dennoch nicht unerheblichen Ergebnissen des Rockefeller-Projekts in der Marxismusforschung zwischen 1956 und 1964 *Müller*, *Krieger und Gelehrte* 489–538.

³⁷ Vgl. *David A. Hollinger*, *Science, Jews, and Secular. Studies in Mid-Twentieth-Century American Intellectual History* (Princeton 1996); *Daniel J. Kevles*, *The Physicists. The History of a Scientific Community in Modern America* (Cambridge 1995) 41–44, 53–54; *Rebecca Lowen*, *Zur*

Diese Interpretation könnte sich auch auf die Gesellschaftstheorie von Talcott Parsons stützen, dem Vordenker einer integrativen Sozialwissenschaft und einflussreichsten Soziologen jener Jahre. Bei ihm funktionieren die unterschiedlichen sozialen Systeme entsprechend ihrer je eigenen Logik, dennoch bewirkten normative Muster eine soziale Integration³⁸. Ähnlich lässt sich die Praxis einer Stiftung wie der Rockefeller Foundation deuten. Unterschiedlichen Logiken verpflichtete Systeme – Politik, Wissenschaft und die Philanthropie als zwischengelagerte Vermittlungsinstitution – wirkten im Hinblick auf ein strategisches Ziel zusammen, gerade indem sie auf ihrer Eigenständigkeit und ihrem systemischen Eigensinn beharrten. Unabhängigkeit von direkter politischer Einflussnahme war die Voraussetzung, um politisch langfristig von Nutzen zu sein und das größere strategische Ziel zu verfolgen, die Konsolidierung und Förderung der westlichen liberalen Moderne – und als deren politische Implikation die globale amerikanische Hegemonie³⁹.

Im Ringen mit sowjetsozialistischen Modernisierungsvisionen standen die Rockefeller Foundation und andere Stiftungen für die offensive Förderung einer sozial-liberal-demokratischen Moderne. Nicht in der liberalen Vision unterschieden sich die Nachkriegsstrategen von ihren Vorgängern der Zwischenkriegszeit – die sozial-liberale Reformperspektive war im Kalten Krieg sicherheitspolitisch verengt, aber nicht abgeschafft worden. Dass aber diese Moderne nicht von alleine wachsen würde, sondern von Staaten und Experten gezielt herbeigeführt und befestigt werden musste, war eine erst seit den staatlichen Krisenbewältigungs- und Regulierungsmaßnahmen der dreißiger Jahren und im Zweiten Weltkrieg etablierte Vorstellung, die im frühen Kalten Krieg ihren Höhepunkt erreichte⁴⁰.

Und genau dieses Aufeinandertreffen von politischer und wissenschaftlicher Moderne in der Verbreitung liberaler Werte – nach ihrer je eigenen Logik – bezeichnet das, was die Stiftungsmanager mit ihrer zuvor zitierten Formel sagen wollten: Die Verpflichtung gegenüber den nationalen Interessen der USA wurde als „axiomatisch“ anerkannt, sie war unhintergehbare Geschäftsgrundlage der amerikanischen Institution und liberalen Modernisierungsagentur Rockefeller Foundation. Innerhalb dieses Rahmens, dessen Starrheit oder Flexibilität in der

Verflechtung von Politik und Universitäten in den USA, in: Macht und Geist im Kalten Krieg, hrsg. v. Bernd Greiner, Tim B. Müller, Claudia Weber (Studien zum Kalten Krieg 5, Hamburg 2011) 31–49; generell Gilman, *Mandarins of the Future*.

³⁸ Vgl. Brick, *Transcending Capitalism* 121–151; Gilman, *Mandarins of the Future* 72–112; Isaac, *Theorist at Work*.

³⁹ Der „Westen“ wurde als Konstrukt in diesem Sinne im Zuge des Marshallplans geschaffen; vgl. William I. Hitchcock, *The Marshall Plan and the Creation of the West*, in: *The Cambridge History of the Cold War* 1, hrsg. v. Melvyn P. Leffler, Odd Arne Westad (New York 2010) 154–174.

⁴⁰ Vgl. Hunter Heyck, *Die Moderne in der amerikanischen Sozialwissenschaft*, in: *Macht und Geist im Kalten Krieg*, hrsg. v. Bernd Greiner, Tim B. Müller, Claudia Weber (Studien zum Kalten Krieg 5, Hamburg 2011) 159–179; Brick, *Transcending Capitalism* 145–218; Jonathan Bell, *Social Politics in a Transoceanic World in the Early Cold War Years*, in: *Historical Journal* 53 (2010) 401–421; James T. Sparrow, *Warfare State. World War II Americans and the Age of Big Government* (Oxford 2011).

Praxis immer wieder ausgelotet wurde, galt ihre Verpflichtung der Pflege von wissenschaftlicher Pluralität und Differenz, was am Ende den politischen Interessen des Westens zugutekommen würde. Da ein Grundsatzkonflikt zwischen den beiden Systemen verneint wurde, konnten sie durch eine solche Formel konzeptionell versöhnt werden. Doch Konflikte blieben in der philanthropischen Praxis nicht aus. In den extrem polarisierten McCarthy-Jahren musste die Formel immer wieder neu ihre Tauglichkeit beweisen. Versagte die Idealkonzeption, zeigte sich dann zweierlei: Zwar öffnete sich hiermit ein Einfallstor für politische Instrumentalisierung und geostrategisches Kalkül, doch ebenso konnte auf diesem Weg die Verteidigung der Forschungsfreiheit im Namen der nationalen Sicherheit legitimiert werden⁴¹.

III. Konvergenz, Kritik und Krise

Mit diesen Fallskizzen muss die Analyse von Institutionen, Strategien und Techniken der sozialwissenschaftlichen Gegnerforschung und ihres fließenden Übergangs zur kritischen Selbstbeobachtung hier abbrechen. Welche Schlüsse lassen sich für den Zusammenhang von Erfahrungswandel und Perspektivenwechsel, Wissenschaftskultur und politischer Ordnung daraus ziehen? Nicht von ungefähr ist dieser Beitrag mit „Konvergenz und Kritik“ überschrieben – es handelt sich bei diesem Begriffspaar um eine zeitgenössische und zugleich analytisch hilfreiche Formulierung dieses Verhältnisses. Dass es keine einseitige Bilanz geben kann, dass Ambivalenzen und Wechselwirkungen im Vordergrund stehen, dass es aber auf den Einzelfall, auf die spezifische Konstellation ankommt, das ist bereits festzuhalten. Davon ausgehend, werden weiterreichende Thesen zur Diskussion gestellt, die auf strukturelle Kontinuitäten, ideenpolitische Grundmuster und normative Grundlagen hinweisen. Diese Thesen zielen darauf, zu mehr Präzision in unserem Verständnis der „Verwissenschaftlichung des Sozialen“ in der „Hochmoderne“ beizutragen. Der Basisprozess der Verwissenschaftlichung ist dabei rückzukoppeln an die politische Ordnung; Wissenschaftsgeschichte kann als Sozialgeschichte über die Wissenschaft hinaus- und in diese hineinreichende gesellschaftliche Tendenzen sichtbar machen⁴². Zugleich handelt es sich implizit um ein Plädoyer für eine konsequent transatlantische Wissenschaftsgeschichte nicht nur des Kalten Krieges. Voneinander abgegrenzte europäische oder amerikanische Wissenschaftsräume sind eine Fiktion, deren heuristische Fruchtbarkeit bezweifelt werden kann.

⁴¹ Vgl. Müller, Krieger und Gelehrte 293–312.

⁴² Im Sinne von *Raphael*, Die Verwissenschaftlichung des Sozialen; sowie *ders.*, Ordnungsmuster der „Hochmoderne“? Die Theorie der Moderne und die Geschichte der europäischen Gesellschaften im 20. Jahrhundert, in: Dimensionen der Moderne, hrsg. v. *Ute Schneider, Lutz Raphael* (Frankfurt a. M. 2008) 73–92.

1. *Theoretische Konvergenz.* Die politischen und institutionellen Ambivalenzen der Wissensproduktion hatten eine Entsprechung in der Theorie. Die Modernisierungstheorie in ihren vielen Schattierungen – ob als Entwicklungsverläufe beschreibende Prozess- oder die Vorreiterfunktion einzelner sozialer Systeme betonende Sparten Theorien – bildete die Meistererzählung der Epoche – und auch das diskursive Fundament der Experten, deren Nutzerstrukturen, Arbeitstechniken und Institutionen vorangehend untersucht wurden. Den Kern der Modernisierungserzählungen stellte die Konvergenztheorie dar, die auf der Grundlage sozio-ökonomischer Strukturmerkmale ähnliche Zielpunkte postulierte⁴³. Die Modernisierungstheorie kann nicht, wie es im Zuge postkolonialer und poststrukturalistischer Modernitätskritik geschehen ist, einfach als auf politische Anwendung zielende Modernisierungsideologie, als bloßer Gegenentwurf zum Marxismus sowjetischer Lesart erfasst werden⁴⁴. Von Anfang an operierten mit Moore oder Marcuse innerhalb des modernisierungstheoretischen Diskurses auch scharfsinnige Kritiker von linearen, selbstgewissen, mitunter gewaltsames Nachhelfen legitimierenden Modernisierungskonzepten. Als intellektuelle Grundlage für den Vietnamkrieg und andere Interventionen in der Dritten Welt in Verruf geraten, hatten Modernisierungstheorien – also die Varianten des Metanarrativs „Modernisierungstheorie“ – trotz ihrer Gemeinsamkeiten viele Gesichter⁴⁵. Im Hinblick auf den Ost-West-Konflikt wohnten ihnen entspannungspolitische Implikationen inne; der theoretische Kern aller Entspannungsprognosen war eine modernisierungstheoretische Erwartung. Die prognostizierte Annäherung von Osten und Westen beruhte auf einem den politischen Systemen übergeordneten Strukturwandel, der alle gesellschaftlichen Bereiche umfasste⁴⁶.

2. *Konvergenz als Maßstab der Kritik.* Die häufige Verknüpfung von Liberalisierung oder Pluralisierung im westlichen Sinne und industriellem Wandel macht deutlich, dass in dieser Auffassung von Konvergenz der Westen als Vorbild diente. Die Frage bleibt jedoch, wie der Westen definiert wurde. Hier kommen wir zum Ausgangspunkt zurück – zum Programm der kollektive Lebensbedingungen stabilisierenden und individuelle Lebensentwürfe pluralisierenden Gesellschaftsreform durch sozialwissenschaftliche Experten in der sozial-liberalen Ordnung, die vom „New Deal“ bis in die siebziger Jahre reicht. Konvergenz als Schlüsselwort der Epoche bezeichnete nicht nur eine strategische Vision, die der globalen ameri-

⁴³ Vgl. David C. Engerman, The Romance of Economic Development and New Histories of the Cold War, in: Diplomatic History 28 (2004) 23–54; Gilman, Mandarins of the Future 1–23, 57, 74–76, 100–103, 190–202, 221 f., 234 f.; Knöbl, Spielräume der Modernisierung.

⁴⁴ Vgl. so etwa zur Diskussion in der US-Regierung Michael Latham, Modernization as Ideology. American Social Science and „Nation Building“ in the Kennedy Era (Chapel Hill 2000).

⁴⁵ Vgl. vor allem Gilman, Mandarins of the Future; zur soziologischen Theoriebildung (unter Vernachlässigung der außenpolitischen Bedeutung) Knöbl, Spielräume der Modernisierung; zur außenpolitischen Anwendung Bradley R. Simpson, Economists with Guns. Authoritarian Development and U.S.-Indonesian Relations, 1960–1968 (Stanford 2008).

⁴⁶ Vgl. auch Gabriele Metzler, Konzeptionen politischen Handelns von Adenauer bis Brandt. Politische Planung in der pluralistischen Gesellschaft (Paderborn 2005) 225–231.

kanischen Hegemoniesicherung diene, Konvergenz stellte zugleich einen politisch-normativen Maßstab zur Verfügung, an dem sich die westliche Ordnung messen lassen musste. Mit den emphatischen Modernisierungskonzeptionen war dieser sozial-liberalen Ordnung intellektuelle und politische Selbstkritik in ihre eigenen Grundlagen programmatisch eingeschrieben. Diese Modernisierungsbegriffe wurden auch von später radikalen Gesellschaftskritikern geteilt, solange der Erwartungshorizont einer immer noch weitergehenden Demokratisierung, einer immer noch gerechteren Verteilung von Wohlstand, einer immer noch globaleren Anhebung der Lebensverhältnisse plausibel erschien.

3. *Konvergenz als Kontingenz von Gleichzeitigkeiten.* Die Systeme Politik und Wissenschaft funktionierten in dieser Konstellation also zeitweilig nach ähnlichen Regeln, sie ließen sich von ähnlichen Ordnungsmustern und Selbstbildern leiten, was in Abhängigkeit von einer kontingenten Synchronisierung von sozioökonomischen, politischen und intellektuell-theoretischen Prozessen (Übergang zur hochtechnologischen Wohlstandsgesellschaft; sozial-liberale Reformpolitik und Staatsintervention unter amerikanischer Vormachtstellung; Modernisierungstheorie, Expertenwesen und integrative, problemorientierte Sozialwissenschaften) eine kurze Phase der Erzeugung von politisch weitgehend uneingeschränktem politischen Expertenwissen ermöglichte. Dynamisch erhielten sich diese Strukturen durch Techniken der Selbstkritik. Kritik integrierte in dieser zeitlichen Konstellation das Gesamtsystem. Mit dem Zerbröckeln der strukturellen Gleichzeitigkeit, mit dem Auseinanderfallen der sozioökonomischen, politischen und intellektuellen Entwicklungen, mit der Krise und schließlich dem Zusammenbruch des sozial-liberalen Erwartungshorizonts konnte die Selbstkritik in radikale Gesellschaftskritik übergehen.

4. *Konvergenz von Wissenschaft und Werten.* Die Konvergenz von guter Wissenschaft und westlichen liberalen Werten war genauso wie die Konvergenz aller modernen Gesellschaften im Vorbild westlicher politischer Modelle eine Annahme, die dieser diskursiven Formation entsprang. Die amerikanische globale Hegemonie erschien in beiden Konvergenzkonzepten eine indirekte, gewissermaßen natürliche Konsequenz – Hegemonie durch auf Vorbildfunktion gegründete Machtpolitik und durch die Aneignung, Weiterentwicklung und Verbreitung von Wissen. Der natürlichen Hegemoniesicherung wurde jedoch gezielt nachgeholfen: In beiden Sphären lag die Steuerung in den Händen sachkundiger Manager und Experten; die hochmodernen Entwicklungs- und Wissenschaftsbegriffe waren zutiefst elitär, womit allerdings kein Urteil über ihren Erfolg gesprochen ist⁴⁷. Ambivalenz heißt nicht, dass machtpolitische Erwägungen immer die Wissenschaftsstrategie dominierten. Intellektuelles Interesse, ja simple Neugier konnte über alle geostrategischen Motive triumphieren. Ein Verständnis der Konzeptionen und

⁴⁷ Zum im Vergleich zur Zwischenkriegszeit inklusiveren und gesellschaftsaktivistischeren Elitismus der amerikanischen Natur- und Sozialwissenschaften im frühen Kalten Krieg vgl. Heyck, *Die Moderne in der amerikanischen Sozialwissenschaft*; Lowen, *Zur Verflechtung von Politik und Universitäten*.

Praktiken muss der Eigengesetzlichkeit und Eigendynamik der Systeme Rechnung tragen, wenn auch die Differenzen vermittelt und die Grenzen durchlässig waren. Die Sozialwissenschaften, deren globale Ausbreitung selbst ein wichtiges Element in Modernisierungserzählungen war und die damit Theorieeffekte auslösten, in einem performativen Akt ihre Bedeutung immer noch weiter steigerten, waren von politischen Verschränkungen und gesellschaftlichen Wechselwirkungen ebenso geprägt wie von professioneller Distinktion und epistemischem Eigensinn.

5. *Liberales Hochmoderne*. Immer wieder fallen Kontinuitäten zur Kriegs- und Zwischenkriegszeit auf, ohne die die Entwicklung im Kalten Krieg kaum verstanden werden kann. Die Wechselwirkung von Erfahrungswandel und Perspektivenwechsel machte im Jahr 1945 nicht halt. Wenn wir die Zwischenkriegszeit und den frühen Kalten Krieg zusammenrechnen, deckt sich dieser Zeitraum mit einem wesentlichen Teil der Hochmoderne. In die Debatte um die Basisprozesse, Beschleunigung und Ordnungsmuster der Hochmoderne kann sich dieser Beitrag nicht im Detail einschalten, aber aus transatlantischer wissenschaftsgeschichtlicher Perspektive einen Vorschlag zur weiteren Präzisierung unterbreiten⁴⁸. James Scott, der wohl am häufigsten zitierte Theoretiker, entwirft das Bild einer autoritären, von staatlichen Sozialingenieuren beherrschten Hochmoderne, deren Ziel darin bestand, mit allen Mitteln Ordnung und Einheitlichkeit herzustellen⁴⁹. Ulrich Herbert lässt die Hochmoderne jedoch nach ihren autoritären Anfängen in einen Prozess der Liberalisierung und Demokratisierung in den westlichen Gesellschaften der fünfziger und sechziger Jahre münden⁵⁰. Odd Arne Westad erklärt den Kalten Krieg zur „Apotheose“ der „Hochmoderne“, einer Phase globaler, durch den politischen Systemantagonismus dynamisierter Transformationen von wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Strukturen. „Rule by experts“ wird dabei als systemübergreifende Gemeinsamkeit eines Konflikts beschrieben, der im Kern eine Konkurrenz von Modernisierungsentwürfen gewesen sei, ein „conflict between the two versions of Western modernity that socialism and liberal capitalism seemed to offer“⁵¹.

Von anderen möglichen Einwänden, die den Begriff der Hochmoderne als nicht unproblematisch erscheinen lassen, einmal abgesehen⁵²: Könnte man nicht noch weitergehen und die westliche Ordnung im Kalten Krieg (gerade wegen der vom Kalten Krieg beschleunigten sozial-liberalen Reformtendenzen und nicht nur aufgrund endogener gesellschaftlicher Entwicklungen) als Inbegriff einer liberalen

⁴⁸ Auf den Stand der Diskussion bringt mit kritischer Präzision *Raphael*, Ordnungsmuster der „Hochmoderne“.

⁴⁹ Vgl. Scott, *Seeing Like a State* 4–6.

⁵⁰ Ulrich Herbert, *Europe in High Modernity. Reflections on a Theory of the 20th Century*, in: *Journal of Modern European History* 5/3 (2007) 5–20, hier 18.

⁵¹ Odd Arne Westad, *The Cold War and the international history of the twentieth century*, in: *The Cambridge History of the Cold War* 1, hrsg. v. Melvyn P. Leffler, Odd Arne Westad (New York 2010) 1–19, hier 10, 16f.

⁵² Vgl. *Raphael*, Ordnungsmuster der „Hochmoderne“.

Hochmoderne auffassen? Welche Epoche könnte eher als Zeitalter permanenter sozial-liberaler Gesellschaftsreformen gelten als der Kalte Krieg – mit strukturellen Kontinuitäten zur Zwischenkriegszeit etwa im Amerika des „New Deal“, in Großbritannien oder in Schweden? Systemdenken und integrative Sozialwissenschaften, die Suche nach Ordnung und Universaltheorien, die überragende Bedeutung sozialer Integration, die Betonung von bürokratischen Strukturen und Prozessen für die moderne Gesellschaft, Technokratie und „Expertenherrschaft“, die zunehmende, im „New Deal“ und Zweiten Weltkrieg bereits ausgebildete Nähe von Staat und Wissenschaft gehören zu den seit den siebziger Jahren standardmäßig kritisierten Grundzügen dieses Zeitabschnitts. Untrennbar mit diesen Merkmalen verbunden waren allerdings „korporatistische“ soziale Kompromisse, die „keynesianische“ Steuerung der Wirtschaft, der Ausbau des Wohlfahrtsstaats oder der zunehmende rechtliche und soziale Abbau von Klassen- und Rassenschranken. Es handelte sich um eine Vielfalt von Techniken und Strategien, die zwischen individuellen Rechten und gesellschaftlicher Umverteilung vermittelten und in der Überzeugung verwurzelt waren, die gegenwärtige Gesellschaft enthalte bereits die Möglichkeit einer besseren Gesellschaft, einer Gesellschaft ohne Klassen, die durch kluge, auf Rationalität und Effizienz der liberalen Experten gestützte Reform herbeigeführt werden könne. Aufgrund ihrer Gemeinwohlverpflichtung und sozial-liberalen Normsetzung wurden bürokratische Experten mit einer demokratischen Legitimität ausgestattet, die der durch Wahlen nahezu gleichkam. Auch nach 1945 prägten der Sozial-Liberalismus und die sozialreformerische Tradition des „New Deal“ die politische Kultur der USA, und die westeuropäischen Eliten verpflichteten sich einer als progressiv verstandenen und auf sozialwissenschaftliche Experten und Techniken gestützten Modernisierungsmission⁵³.

Wenn nun für den Kalten Krieg, die lange Endphase der Hochmoderne, bei allen Ambivalenzen zunehmend liberale Potentiale festgestellt werden, kann da noch als gesichert gelten, dass angesichts der Kontinuitäten zur Zwischenkriegszeit der Aufbruch in die Hochmoderne unter autoritären Vorzeichen erfolgte? Offenkundig wurde mit dem „specific balanced mix of the liberal and social market economy, of state concern for public welfare and private risk-taking, of parliamentary democracy and party-based structure, tradition and cultural modernity, of individualism and communal structures, national autonomy and supranational ties“⁵⁴, der den liberalen Ausgang der Hochmoderne kennzeichnete, schon in den

⁵³ Vgl. u. a. *Bell*, Social Politics; *Brick*, Transcending Capitalism; *Anselm Doering-Manteuffel*, *Lutz Raphael*, Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970 (Göttingen 2010); *Heyck*, Die Moderne in der amerikanischen Sozialwissenschaft; *Charles S. Maier*, Recasting Bourgeois Europe. Stabilization in France, Germany, and Italy in the Decade after World War I (Princeton 1988); *Müller*, Reform und Rationalität. Der Erwartungshorizont der Moderne und die Verwissenschaftlichung des Politischen im Kalten Krieg. Neuere Beiträge zur Ideen- und Wissenschaftsgeschichte, in: *Mittelweg* 36/3 (2011) 65–80; *Raphael*, Ordnungsmuster der „Hochmoderne“; *Rosavallon*, Demokratische Legitimität 45–77; *Francis Sejersted*, The Age of Social Democracy. Norway and Sweden in the Twentieth Century (Princeton 2011); *Sparrow*, Warfare State.

⁵⁴ *Herbert*, Europe in High Modernity 18.

Jahrzehnten zuvor experimentiert. Vielleicht ließe sich völlig auf eine Teleologie des Lernens verzichten und an deren Stelle eine Abfolge von Konfliktkonstellationen analysieren, in der sich von Anfang an keineswegs immer die totalitären Kräfte durchsetzten oder die Gefahren des Totalitarismus abzeichneten, obwohl die „radikalen Ordnungsalternativen zur liberaldemokratischen Ordnung“⁵⁵ stark waren. Statt einer zielgerichteten Entwicklung lässt sich der permanente Konflikt unterschiedlicher Lösungsstrategien beobachten. Sozialdemokratische und liberale – oder wie es in Großbritannien schon zeitgenössisch formuliert wurde: sozial-liberale – Ordnungsmodelle und Ordnungstechniken formierten sich bereits in der Zwischenkriegszeit. Der Kalte Krieg brachte in seinen ersten beiden Jahrzehnten keine im Wesentlichen neuen politischen Ordnungsentwürfe ins Spiel. Entscheidend für den Kalten Krieg war vielmehr die neue internationale Konstellation, dass nämlich die größte Volkswirtschaft der Welt nun im Rahmen einer liberalen Hegemonie das sozial-liberale Ordnungsmodell in Westeuropa dauerhaft durchsetzte und stabilisierte – und damit die transatlantische Möglichkeit einer zeitweiligen Konvergenz von Expertenwissen und Gesellschaftskritik schuf, wie sie vorangehend analysiert wurde⁵⁶.

6. *Kritik und Krise.* Die sozial-liberale Konvergenz von amerikanischer Macht und moderner Wissenschaft begann in den späten sechziger Jahren zu zerbröckeln. Die Konstellation der vierziger bis sechziger Jahre, die Versöhnung der Systeme Wissenschaft und Politik durch Scharniere wie die Rockefeller Foundation bei gleichzeitiger Aufrechterhaltung der Systemgrenzen, brach zusammen. Dass wir es seit den siebziger Jahren mit einer neuen historischen Grundkonstellation zu haben, stößt auf breiten Konsens⁵⁷. Auf der Ebene der ökonomischen und gesellschaftlichen Strukturen trat ebenso ein regional zeitversetzter fundamentaler Wandel ein wie im ideenpolitischen Haushalt des Westens – mit dem Zusammenbruch der sozialreformerischen „Great Society“, dem Vietnamkrieg, dem wachsenden Legitimitätsverlust des Sozial-Liberalismus, dem von der neu-linken und „gegenkulturellen“ Kritik an der Reformgesellschaft noch verstärkten, interessengesteuerten Aufstieg eines marktradikalen Konservatismus zum dominanten ideenpolitischen Modell, den Wirtschaftskrisen und vor allem einer von den Reformern und Modernisierern selbst beschleunigten Globalisierung, die dem Kapitalismus neue Wege eröffnete, jenseits des nationalstaatlichen Rahmens, auf den demokratische gesellschaftliche Reformen stets angewiesen waren⁵⁸.

⁵⁵ *Raphael*, Ordnungsmuster der „Hochmoderne“ 84.

⁵⁶ Vgl. *Maier*, Recasting Bourgeois Europe IX–XV.

⁵⁷ Zusammenfassend vgl. *Doering-Manteuffel*, *Raphael*, Nach dem Boom; *Andreas Wirsching* u. a., Forum: The 1970s and 1980s as a Turning Point in European History?, in: *Journal of Modern European History* 9/1 (2011) 7–26; für die intellektuelle Entwicklung in den USA maßgeblich: *Daniel T. Rodgers*, *Age of Fracture* (Cambridge 2011).

⁵⁸ Diese sehr verkürzte Skizze folgt *Brick*, *Transcending Capitalism* 219–246, 255f.; *Michael A. Bernstein*, *A Perilous Progress. Economists and Public Purpose in Twentieth-Century America* (Princeton 2001) 148–156; *Doering-Manteuffel*, *Raphael*, Nach dem Boom; *Gilman*, *Mandarins of the Future* 203–240; *Rodgers*, *Age of Fracture*.

Auf der ideengeschichtlichen Ebene zeigten sich diese Umbrüche im Zerfall der Modernisierungserzählungen und in der epistemologischen Kritik an den modernen Objektivitätsbegriffen. Daraus ergaben sich direkte Konsequenzen für die Forschungspraxis und die Wissenschaftsförderung. Ihre Entpolitisierung und Ernüchterung war die Folge der kollabierenden theoretischen Erzählungen. Bestimmten die problem- und anwendungsorientierten, integrierten, interdisziplinären Sozialwissenschaften die von modernisierungstheoretischem Selbstvertrauen geprägte Förderpolitik des ersten „patronage system“ im Kalten Krieg, das für jedes Problem die Lösung finden zu können glaubte, so setzte sich seit den siebziger Jahren ein Fördersystem durch, das an Grundlagenforschung und der Schärfung disziplinärer Profile interessiert war und keine besonderen methodischen oder theoretischen Ansätze bevorzugte⁵⁹. Auf der anderen Seite trat die offen interessengebundene „partisanship“ von Think Tanks und ihren Experten hervor. Der Experte verlor seine auch durch eine Theorie, an die niemand mehr glauben wollte, begründete Gemeinwohlverpflichtung, seine demokratische Legitimität, und wurde zum von jeder Seite eingespannten Techniker der intellektuellen Hegemonie in einer fragmentierten Gesellschaft⁶⁰. Heutige Expertenkritik müsste darum erst einmal zur Kenntnis nehmen, dass es aufgrund eines umfassenden gesellschaftlichen und intellektuellen Strukturwandels den klassischen, fürs Ganze zuständigen Experten überhaupt nicht mehr gibt⁶¹.

7. *Das Ethos der Experten.* Bei kenntnisreichen Kritikern der Modernisierungstheorie finden sich Ansätze, das pluralistisch-liberale Wissenssystem der Nachkriegsmoderne durch ausgenüchterte Modernisierungskonzeptionen historisch zu rehabilitieren, und zwar mit einem ideenpolitischen, im Grunde normativen Argument. „Some vision of a global welfare state remains the best defense of the Enlightenment as a global ideal“, erklärt Nils Gilman am Ende einer Studie, die minutiös die intellektuelle Arroganz und das politische Scheitern von Modernisierungstheoretikern wie Walt Rostow herausarbeitet: „The aim must be to actualize the best parts of 1950s modernization theory.“ Auch Howard Brick erhebt eine von den postkapitalistischen, sozial-liberalen Sozialwissenschaftlern und Experten des Kalten Krieges entlehnte Forderung: „The task remains of shaping a viable successor to the midcentury postcapitalist vision, one that takes seriously ‘transitional’ strategies for charting a path beyond capitalism, that is, one that recognizes the potential for socializing change in the present without falling back on undue confidence in the given trends of development.“⁶²

Was hierbei ungesagt bleibt: Diese Ordnung beruhte auf sozialwissenschaftlichen Experten, auf einem wissenschaftsgestützten administrativen Gefüge, das

⁵⁹ Vgl. *Hunter Heyck*, *Patrons of the Revolution. Ideals and Institutions in Postwar Behavioral Science*, in: *Isis* 97 (2006) 420–446, hier 433f.

⁶⁰ Vgl. *Rodgers*, *Age of Fracture*.

⁶¹ Vgl. etwa *Hans-Peter Dürr*, *Das Lebende lebendiger werden lassen. Wie uns neues Denken aus der Krise führt* (München 2011).

⁶² *Gilman*, *Mandarins of the Future* 276; *Brick*, *Transcending Capitalism* 270.

sich für das Gemeinwohl zuständig hielt, vor den Gefahren des Paternalismus nicht gefeit war, aber zur Legitimität der Demokratie beitrug, solange diese historische Konstellation funktionierte. Es war eine Ordnung, die sozial von administrativen Eliten, politisch vom Programm des Sozial-Liberalismus, intellektuell von sozialwissenschaftlicher Selbstkritik abhängig war. Diese Voraussetzungen ließen sich über gemeinsame normative Grundmuster verbinden, einen normativ unterlegten Denkstil, in anderen Worten: durch ein gemeinsam geteiltes Ethos. Das ist etwas anderes als der durch Routinisierung erworbene und auf die Regeln des eigenen Feldes abgestimmte Habitus. Es geht vielmehr um den ethischen Kern wissenschaftlicher Aktivität. Die Krise, in die diese normativ fundierte Ordnung geriet, resultierte ebenso sehr aus ihrer Abhängigkeit von nicht mehr einzulösenden ökonomischen Erwartungen des Wachstums und des Wohlstands, wie sie als Ausweis des Erfolgs zu verstehen ist: Je weiter das Programm der nationalen und internationalen Modernisierung und Stabilisierung, der gesellschaftlichen Liberalisierung und Pluralisierung fortschritt, desto weniger klar war, wie das „common good“ definiert werden sollte, von dem die Legitimität der Experten abhing⁶³. Zudem verloren sie mit der Auflösung der Modernisierungserzählungen ihre festgefügte Rolle in der Geschichte der Moderne.

Epistemologisch begründete Zurückhaltung können Experten habitualisieren, ein Ethos des Gemeinwohls, das Gerechtigkeit und Freiheit ausgleicht, ist schwieriger herzustellen – das Gemeinwohl müsste überhaupt erst einmal in der politischen Debatte bestimmt werden. Es ist kein Zufall, dass eine Neubestimmung des „common good“ heute von den Denkern und Politikern versucht wird, die sich selbst ausdrücklich der sozial-liberalen Ordnung des frühen Kalten Krieges verbunden fühlen⁶⁴. Damit werden jedoch auch ideen- und wissenschaftsgeschichtliche Fragen berührt, die eine Revitalisierung der kontingenten Konstellation von Konvergenz und Kritik aus strukturellen Gründen problematisch erscheinen lassen. Denn die Rolle von staatlich-administrativen Experten und der Status von Expertenwissen, auf denen die sozial-liberale Ordnung beruhte, haben sich fundamental gewandelt.

Summary

In the course of the 20th century, experts from the social sciences were not merely driven by a ‘radical philosophy of order’, nor did they exclusively serve authoritarian and totalitarian systems of government. Neither was the role they played in

⁶³ Den strategischen Experten kam mit der Auflösung der sozial-liberalen Grundnormen ebenso wie mit dem Erfolg der Entspannungspolitik das strategische Hauptziel der Kriegsvermeidung, sozialen Stabilisierung und globalen Entwicklung abhanden, das aus der sozial-liberalen Definition des „common good“ abgeleitet war.

⁶⁴ Vgl. etwa *Tony Judt*, *Ill Fares the Land* (London 2011); *James T. Kloppenberg*, *Reading Obama. Dreams, Hope, and the American Political Tradition* (Princeton 2010); *Rodgers*, *Age of Fracture* 270f.

liberal-democratic systems reduced to designing and implementing hegemonic visions of social order. These experts and 'social engineers' also contributed to the pluralisation of societies, the establishment of democratic legitimacy, and to the stabilisation of social expectations and individual life plans. The expert as 'internal critic' has been able to express criticism and to participate in liberalising transformations more efficiently than the radical social critic. This constitutive relationship between social science and criticism is indicated by transatlantic case studies on the history of experts of the Cold War era which concentrate on the intellectual and institutional context of Franz Neumann and Herbert Marcuse. In the process, three formative constellations of political knowledge are scrutinized: (1) research inside government departments represented by research of communism by the secret services, (2) institutions connected to universities which studied the enemy side and were financed by the government, the military, and private institutions, and (3) the activities of one of the most important philanthropic institutions, the Rockefeller Foundation. A fundamental set of political ideas that contributed to the reciprocity between scientific innovation and 'internal criticism' was constituted by theories of modernisation which this article – in opposition to currently popular post-modern and post-colonial interpretations – intends to rehabilitate.

Barbara Picht

Wissenschaft als Auftrag

Ernst Robert Curtius, Werner Krauss, Czesław Miłosz und die europäischen Neuordnungen nach 1945

‚Wissenschaft als Auftrag‘, dieser Titel ist einem Aufsatz entlehnt, der im Jahr 1950 in der Zeitschrift *Sinn und Form* erschien. Nicht allgemein von ‚der Wissenschaft‘ ist dort allerdings die Rede, sondern, spezifischer, von der Literaturgeschichte. Und auch der Auftrag wird präziser erteilt: Ein geschichtlicher Auftrag soll mit der Wissenschaft von der Literatur verbunden sein¹.

Der Verfasser, der hier in der von Johannes R. Becher begründeten, von Peter Huchel herausgegebenen Zeitschrift publiziert, ist der Romanist Werner Krauss. Im Jahr zuvor war er von der DDR mit dem Nationalpreis ausgezeichnet worden. Acht Jahre zuvor hatten ihn die Nationalsozialisten zum Tode verurteilt, weil er dem politisch linksgerichteten Widerstandskreis um Harry Schulze-Boysen angehörte.

Ein Todesurteil und ein Nationalpreis – beides lässt schon vermuten, dass in die intellektuelle Biographie des Romanisten Krauss der Zusammenhang von Wissenschaft und politischer Ordnung eingeschrieben ist.

Das gilt auch für Czesław Miłosz, den in Litauen geborenen und in Wilna aufgewachsenen Schriftsteller und späteren Nobelpreisträger. Nur ein Jahr nach Werner Krauss’ programmatischem Aufsatz veröffentlichte er 1951 in der polnischen Exilzeitschrift *Kultura* eine Erklärung mit der kurzen, knappen Überschrift ‚Nein!‘. Dieses Nein galt der Rolle, die man ihm in der Volksrepublik Polen zuschrieb. Er hatte das von der Besatzung befreite Polen zunächst unterstützt, als er

¹ Der vorliegende Beitrag steht im Kontext des von der Deutsch-Polnischen Wissenschaftsstiftung geförderten Forschungsprojektes ‚Vergleich und Verflechtung europäischer Wissenschaftskulturen‘ an der Europa-Universität Viadrina. Dem hier Dargestellten liegt das im Rahmen dieses Projektes ausgearbeitete theoretische Modell zugrunde, das sich an vier leitenden Fragen orientiert, die analytisch unterschieden sind, aber in einem Wirkungszusammenhang stehen: 1) In welchen ‚Denkstilen‘ (Ludwik Fleck) bewegen sich wissenschaftliche Akteure und bilden sich intellektuelle Netzwerke (transnationale Kooperation und Konkurrenz)? 2) Welche Wissensordnungen sind erkennbar, in denen sich unterschiedliche Kulturtraditionen niederschlagen (z. B. Zeit- und Zivilisationsdiagnosen)? 3) In welchen Medien und Institutionen verstetigen sich Wissenschaftskulturen (wissenschaftliche Zeitschriften/Forschungsinstitutionen)? 4) Wie verläuft der dynamische Prozess von Aneignung und Abwehr fremder Wissensbestände in die eigene Wissenschaftskultur (Transferprozesse)?

von 1945 an bis zu diesem Jahr 1951 in Polens diplomatischen Dienst trat und als Kulturattaché nach New York, Washington und Paris entsandt wurde. Dem geschichtlichen Auftrag, für den im Zeichen des sozialistischen Realismus die Schriftsteller und Intellektuellen vorgesehen waren, verweigerte er sich nun – um den bitteren Preis des Exils².

Es sind manchmal die Orte der Geburt, die das Thema ‚Wissenskulturen und politische Ordnungen‘ zu einem Lebensthema werden lassen. Dies war so in Miłosz’ Geburtsland Litauen, das er als einen schwer zu fassenden Streifen zwischen mehreren Welten empfand: „geographisch angesiedelt zwischen Ost und West, politisch zwischen Abhängigkeit und Autonomie, konfessionell zwischen Rom und Byzanz“³.

Auch der Geburtsort eines Dritten trug den Zusammenhang zwischen politischen und historischen Erfahrungswandel und dadurch herausgeforderten Perspektivenwechseln bereits in sich. Ernst Robert Curtius wurde in Straßburg geboren. Im Elsass, in der Spannung zu Frankreich, erfuhr man zugleich Europa, fordernder, schien es ihm, „als in Berlin oder München“⁴. Wie Werner Krauss und Czesław Miłosz suchte auch Ernst Robert Curtius die politischen Ordnungen Europas im Medium der Literatur zu reflektieren. Und das nicht erst seit 1945: Allen dreien war Europa Lebens- und Wissenschaftshorizont seit je. In der Zeitschrift *Merkur*, die sich ‚Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken‘ nennt, machte Curtius 1947 öffentlich, wie er sich die Bedeutung einer historisch und philologisch verfahrenen Literaturwissenschaft für das politisch so unruhige Europa weiterhin dachte⁵.

Dem Wechselverhältnis zwischen sozialen und politischen Ordnungskonzepten und nationalen Wissenskulturen kann man am Beispiel jedes der drei Autoren nachgehen. Vergleicht man sie miteinander, werden zudem Spannungen sichtbar, die das europäische Wissenschaftsgefüge nach 1945 gekennzeichnet haben. Doch es fällt auch auf, dass sich zivilisations- und kulturhistorisch gar nicht trennen ließ, was der konfrontativen Logik des Kalten Krieges nach konkurrierenden politischen Ordnungsvorstellungen zugeordnet werden sollte. Das macht die Rolle der Wissenschaften und ihrer Akteure in diesem Zeitraum umso wichtiger.

Zwischen Werner Krauss, Ernst Robert Curtius und Czesław Miłosz gab es mancherlei Berührungspunkte. Im Zentrum ihrer aller Beschäftigung stand die Literatur. Krauss und Curtius waren Literaturwissenschaftler. Krauss hatte bei Karl Vossler und Viktor Klemperer studiert, seine Habilitation schrieb er bei Erich Auerbach. Ernst Robert Curtius war ein Schüler Gustav Gröbers. Czesław

² Zu dieser Entscheidung und ihren Folgen s. a. *Andrzej Franaszek*, Miłosz. Biografia (Kraków 2011) 459–578.

³ *Ulrich M. Schmidt*, Dichtung als Erlösung. Zum Tod des polnischen Schriftstellers Czesław Miłosz, in: NZZ 189 (16.08.2004) 19; im Folgenden zitiert: *Schmidt*, Dichtung.

⁴ *Ernst Robert Curtius*, Kritische Essays zur europäischen Literatur (Bern ²1954) 7.

⁵ *Ernst Robert Curtius*, Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter, in: *Merkur* 1/2 (1947/48) 481–497; s. a. *Ernst Robert Curtius*, Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter (Bern, München ³1961) 25; im Folgenden zitiert: *Curtius*, Europäische Literatur.

Miłosz wurde – jedenfalls amtlich – zum Wissenschaftler der Literatur, als er 1961 an die *University of California* in Berkeley zum Professor für slawische Sprachen und Literaturen berufen wurde. Schon lange zuvor war das Schreiben über Literatur und über das Schriftsteller-Sein ein Teil seiner Arbeit gewesen.

Schriftsteller von Beruf war nur Miłosz. Werner Krauss hat zwei Romane und ein Romanfragment geschrieben⁶. Der weitaus größere Teil seines Werkes aber sind wissenschaftliche Texte. Ernst Robert Curtius veröffentlichte nie Romane oder Lyrik⁷, erhob aber für wissenschaftliche Texte einen literarischen Anspruch⁸.

Keiner von ihnen hat sein wissenschaftliches oder schriftstellerisches Schreiben je unpolitisch verstanden. Curtius erwies sich schon mit seinem ersten Buch nach Doktorarbeit und Habilitation als ein engagierter Beobachter. Bereits der Titel ‚Die literarischen Wegbereiter des neuen Frankreich‘ denkt Literatur und gesellschaftliche Ordnung nicht unabhängig voneinander. So wenig Curtius hier im Übrigen unter Literatur allein die Literatur als Kunst versteht, sondern umfassender jede schriftliche Realisierung geistiger Entwürfe meint⁹, so wenig ließ er sich auf ein Schreiben, Veröffentlichen und Auftreten allein im Wissenschaftskosmos ein. Curtius verband Literaturwissenschaft und Literaturkritik miteinander¹⁰, er publizierte Artikel in Kulturzeitschriften und in der Tagespresse, nahm teil an Intellektuellentreffen wie denen in Pontigny¹¹.

Werner Krauss hatte sich 1947 entschieden, von Marburg an die Universität Leipzig zu wechseln. Es war eine politische Entscheidung, ausgelöst durch seinen Zorn darüber, wie in Marburg alte Verhältnisse konsolidiert wurden¹², begründet in seinen marxistischen Überzeugungen. Der zu einfachen Zuordnung zu den La-

⁶ S. *Karlheinz Barck*, Gracián-Lektüre in Plötzensee. Werner Krauss' ‚gleichnishafte Zeugenschaft‘, in: Werner Krauss. Wege – Werke – Wirkungen, hrsg. v. *Ottmar Ette*, *Martin Fontius*, *Gerda Haßler* (Aufklärung und Europa, Berlin 1999) 141–152, hier 142; s. *Werner Krauss*, Die nabellose Welt, hrsg. v. *Elisabeth Fillmann*, *Karlheinz Barck*. Mit drei Visionen von Nuria Quevedo (Pamphlete) (Berlin 2001); s. *Manfred Naumann*, Werner Krauss – Lebensläufe gegen den Strich, in: *Werner Krauss*, Vor gefallenem Vorhang. Aufzeichnungen eines Kronzeugen des Jahrhunderts, hrsg. v. *Manfred Naumann* (Frankfurt a. M. 1995) 212–224.

⁷ Er schrieb Gedichte, die er aber nicht veröffentlichte, s. *Heinrich Lausberg*, Ernst Robert Curtius (1886–1956). Aus dem Nachlass hrsg. u. eingel. v. *Arnold Arens* (Stuttgart 1993) 66, 82.

⁸ Ebd. 54.

⁹ *Eberhard Leube*, Curtius und die französische Moderne, in: ‚In Ihnen begegnet sich das Abendland‘. Bonner Vorträge zur Erinnerung an Ernst Robert Curtius, hrsg. v. *Wolf-Dieter Lange* (Bonn 1990) 229–243, hier 230; im Folgenden zitiert: *Leube*, ‚In Ihnen begegnet sich‘.

¹⁰ *Rolf P. Lessenich*, Der Philologie-Begriff bei Ernst Robert Curtius, in: *Leube*, ‚In Ihnen begegnet sich‘ 85–97, hier 87.

¹¹ S. dazu auch *Hans Helmut Christmann*, Ernst Robert Curtius und die deutschen Romanisten, in: *Leube*, ‚In Ihnen begegnet sich‘ 65–84, hier 71 ff. u. s. *Klaus Große Kracht*, ‚Ein Europa im kleinen‘. Die Sommergespräche von Pontigny und die deutsch-französische Intellektuellenverständigung in der Zwischenkriegszeit, in: *IASL* 17 (2002) 144–169 u. *ders.*, Les intellectuels allemands à Pontigny – autour de Ernst Robert Curtius, Heinrich Mann et Bernhard Goethuysen, in: *S.I.E.C.L.E.* 100 ans de rencontres intellectuelles de Pontigny à Cerisy, hrsg. v. *Francois Chabot*, *Edith Heurgon*, *Claire Paulhan* (Paris 2005) 107–116.

¹² *Werner Krauss*, Briefe 1922 bis 1976, hrsg. v. *Peter Jehle* (Analecta Romanica 65, Frankfurt a. M. 2002) 10; im Folgenden zitiert: *Krauss*, Briefe.

gern des Kalten Krieges aber verweigerte er sich. „Mein Standpunkt ist weder ein östlicher noch ein westlicher, sondern ein solcher, der ja auch vor der Teilung Deutschlands durch meine damals entstandenen Schriften bekundet wird“¹³, schrieb er 1966 an Ernesto Grassi, als dieser ihn in einem Band von Rowohlt's deutscher Enzyklopädie als einen „Mann des Ostens“ vorstellen wollte¹⁴. Auch Krauss wählte, wie Curtius, nicht allein die fachwissenschaftlichen Foren. Er publizierte in der oben genannten Kulturzeitschrift *Sinn und Form* mehrere Aufsätze, hatte von 1945 an bis zu seinem Ausscheiden im Jahr 1947 die Zeitschrift *Die Wandlung* gemeinsam mit Dolf Sternberger, Karl Jaspers und Alfred Weber herausgegeben und verstand den deutsch-deutschen Wissenschaftsaustausch als unerlässlich. So nahm er mehrfach an den Treffen der Arbeitsgruppe *Poetik und Hermeneutik* teil, eingeladen von Hans Robert Jauf. Literaturgeschichte war für ihn ein Terrain zur kritischen Vergegenwärtigung der eigenen Zeit¹⁵.

Die politische Stimme von Czesław Miłosz wurde im Westen sogar früher gehört als seine dichterische. Seinem Artikel ‚Nein‘ in der polnischsprachigen *Kultura*, der noch im selben Jahr auf Französisch in der von François Bondy herausgegebenen Zeitschrift *Preuves*, auf Deutsch in den *Kontakten* erschien, folgte 1952 ein Vortrag über *Die Tragödie der Intellektuellen in den Volksdemokratien*, gedruckt und verbreitet vom Deutschen Ausschuss des *Kongresses für kulturelle Freiheit* in Berlin. Das größte Aufsehen aber erregte er mit seinem Buch *Verführtes Denken*, zu dessen deutscher Ausgabe Karl Jaspers das Vorwort schrieb. Es erschien 1953 zugleich auf Polnisch, Englisch und Französisch. Miłosz beschreibt darin Strategien polnischer Intellektueller, sich an das stalinistische Regime anzupassen. Man las es im Westen als ein antikomunistisches Manifest. Das ist sicher eine zu einfache Deutung, da es durchaus auch als Selbstportrait oder wenigstens Selbstbefragung geschrieben worden ist¹⁶.

Poesie, definiert Miłosz, hat politische Funktionen¹⁷. Literarische Phänomene, schreibt Krauss, erschließen den Tiefenaspekt des geschichtlichen Lebens¹⁸. „Literatur“, bestimmt Curtius, „ist eine Form des Lebens: eine Form seines Genusses, seiner Erkenntnis, seiner Überwindung.“¹⁹ Wie dachten sie sich die Möglichkeiten und Aufgaben der literaturhistorischen Betrachtung in einem Europa nach 1945?

Einen Auftrag von der offiziellen Politik ließ sich keiner von ihnen erteilen:

Miłosz weigerte sich, ein volksdemokratisch-polnischer Autor zu werden, Krauss blieb Marxist, wollte aber nicht als Repräsentant der offiziellen DDR-

¹³ Krauss, Briefe 830.

¹⁴ Krauss, Briefe 830, 831, Anm. 6.

¹⁵ Krauss, Briefe 13.

¹⁶ Schmid, Dichtung 19 u. s. Czesław Miłosz, *Verführtes Denken* (Köln, Berlin 1953) 11, 14: „Dieses Buch [...] ist] ein Dialog mit mir selbst.“

¹⁷ Czesław Miłosz, *West und östliches Gelände* (Köln u. a. 1961) 140.

¹⁸ Werner Krauss, Literaturgeschichte als geschichtlicher Auftrag, in: *Sinn und Form* 2 (1950) 65–126, hier 75; im Folgenden zitiert: Krauss, Literaturgeschichte.

¹⁹ Ernst Robert Curtius, *Kritische Essays zur europäischen Literatur* (Bern 1954) 319; im Folgenden zitiert: Curtius, *Kritische Essays*.

Wissenschaft verstanden werden, und Curtius kombinierte eine antibolschewistische Haltung mit der Suche nach einer den westlichen Alliierten nicht nach dem Munde redenden, selbständigen deutschen Position in Europa. Ihre Aufträge erteilten sie sich und ihrer Wissenschaft mithin selbst.

In einem Interview, geführt nach der Nobelpreisverleihung, verwahrte sich Miłosz dagegen, seine Poesie könne als Vorschlag zur Lösung politischer Konflikte gelesen werden²⁰. Wie will er dann den Satz verstanden wissen: Poesie hat politische Funktionen? Eine Antwort, gegeben den Hörern der *Charles-Eliot-Norton-Lectures* in Harvard im Wintersemester 1980/81, entbehrt nicht der Bitternis: „Die literarische Landkarte Europas, so wie sie sich bis vor kurzem dem Westen darstellte, enthielt zahlreiche weiße Flecken. England, Frankreich, Deutschland, Italien existierten darauf, aber schon die Iberische Halbinsel war noch ein schwach umrissenes Gebiet. Holland, Belgien, Skandinavien blieben etwas Vages, während östlich von Deutschland vor dem weißen Hintergrund die Aufschrift ‚Ubi leones‘ hätte prangen können, und diese Spezies von Waldtieren bezeichnete sowohl Prag (das nur gelegentlich in Zusammenhang mit Kafka Erwähnung fand), als auch Warschau, Budapest oder Belgrad. Erst fern im Osten tauchte dann wieder Moskau auf. Die Vorstellungen der kulturellen Eliten besitzen zweifelsohne auch eine politische Bedeutung, indem sie auf die Entscheidungen der regierenden Elite Einfluß ausüben, die leichterhand hundert Millionen Europäer bei der Unterzeichnung der Verträge von Jalta abschrieb. Vielleicht zerbrach damals endgültig die Ost-West-Achse“²¹, womit Miłosz auf die engen Verbindungen zwischen Frankreich und Polen, vor allem seit der Französischen Revolution, und die Bedeutung der französischen Sprache, Kultur und Literatur für Polen hinweisen will.

Er selbst trug zur Tilgung weißer Flecken auf der literarischen Landkarte Europas bei und nutzte hierfür das Transfermittel des Übersetzens. Er übersetzte Shakespeare, Milton, Blake, Browning, T.S. Eliot, Pablo Neruda, Jeanne Hersch, Simone Weil und andere ins Polnische. Und er machte im Gegenzug junge polnische Dichter durch seine Übertragungen ins Englische bekannt²².

Zu einer seiner Übersetzungen veröffentlichte Miłosz 1952 einen längeren Kommentar in *Kultura*, der Zeitschrift des Pariser polnischen Exils. Er hatte in Warschau unter deutscher Besatzung T.S. Eliots Poem *The Waste Land* ins Polnische übertragen. 1946 war diese Übersetzung in *Twórczość* erschienen, der 1945 von Miłosz mit begründeten polnischen Literaturzeitschrift. Selten werden die Gründe genannt, warum sich ein Übersetzer für ein bestimmtes Werk entscheidet. Geschieht es, wie hier, doch einmal, bietet es uns die Chance, etwas über die Motivation für einen solchen Transfer zu erfahren, der durch die Übersetzung allein

²⁰ Fritz Raddatz, Zeitgespräche. Dialoge mit Wolf Biermann u. a. (Frankfurt a. M. 1982) 160.

²¹ Czesław Miłosz, Das Zeugnis der Poesie (München, Wien 1984) 14; im Folgenden zitiert: *Miłosz, Zeugnis*.

²² Für seine Übersetzungen polnischer Dichter ins Englische erhielt er 1974 einen Preis des polnischen PEN-Clubs, s. Stanisław Żak, *Polscy Nobliści* (Kielce 2001) 157.

ja noch nicht abgeschlossen ist. Und es gibt einen weiteren Grund, gerade dieses Beispiel näher zu betrachten. Eliots Poem wurde auch ins Deutsche übertragen, hier war der Übersetzer Ernst Robert Curtius. Auch Curtius schrieb über dieses Gedicht und seinen Autor, zunächst, 1927 für die Leser der *Neuen Schweizer Rundschau*, und dann, 1949, noch einmal, in der Zeitschrift *Merkur*.

Das lädt zu einem Vergleich ein.

Miłosz interessierte sich für Eliots *The Waste Land*, weil dieses Werk Kritik an einer unmenschlichen und sinnlosen Zivilisation übt und ihr anfangs eine ideale, dann konkretisierte christliche entgegenstellt. Eliot sei es dabei gelungen, der Theorie zu widersprechen, nach der Poesie ausschließlich dem Emotionalen zugehöre: Er habe das *Denken* mit dem Gedicht (wieder) eingeführt. Jede Zeile sei Teil einer gedanklichen Konstruktion, die sich unaufhörlich der literarischen Tradition entgegenstelle. Das erkaufte er, so Miłosz „um den Preis der Anspielung, für die nur der außergewöhnlich gebildete [...] Leser empfänglich ist. Sein Schaffen ist *bookish*, in vielerlei Hinsicht erinnert es an die hellenistische Poesie Alexandriens, zusammengesetzt aus Zitaten antiker Autoren. Dante, Goethe oder Mickiewicz haben diese Anspielungen nicht gebraucht.“²³

In Warschau würden Werke von Dichtern wie Eliot als Beispiele für die Dekadenz des Westens gelesen. Diskret verschweige man dabei die Dekadenz des östlichen Imperiums. Der Nihilismus, der im sowjetischen Organismus das Blut gerinnen lasse, reiche viel tiefer als der westliche Nihilismus. Mit der Kunst, die im sowjetischen Imperium zugelassen werde, täusche man nur darüber hinweg, dass es wirkliche Kunst dort gar nicht gebe. Denn politisch enthusiastische Worte und Arbeiter, die in lächelnder Pose gezeigt werden, das genüge nicht, um Kunst zu sein. In Warschauer literarischen Zeitschriften werde Eliot attackiert, weil sein Werk unrealistisch und pessimistisch sei. Dabei sei es in seinem ersten Teil viel realistischer als es irgendeinem der offiziell anerkannten Autoren im sowjetischen Block je gelingen könne – „vorausgesetzt, wir reden hier vom echten Realismus und nicht von der Vorführung einer fabrizierten Wirklichkeit“.

Miłosz weist auf den Zeitpunkt der Entstehung von *The Waste Land* hin: geschrieben nach dem Ersten Weltkrieg, der Millionen Opfer forderte. Der Philosoph dieser Epoche sei Spengler gewesen mit seiner Theorie der organischen Zyklen der Zivilisation. In dieser Epoche, so Miłosz, suchte man Hoffnung auch in der ‚Weisheit des Ostens‘, vor allem im Buddhismus, wovon Eliots Gedicht ebenfalls eindrucksvoll Zeugnis ablege. Das literarische Erbe, welches *The Waste Land* antritt, seien die *Hölle* von Dante und die *Fleurs du mal* von Baudelaire. Baudelaire habe Dantes Hölle an die Oberfläche, in die Hölle einer großen Stadt verlegt: in das Paris der Mitte des 19. Jahrhunderts. Eliot habe beschlossen, diese Sache weiterzuführen. *The Waste Land*, ins Polnische übersetzt als *Ziemia jałowa* (was etwa ‚Unfruchtbare Erde‘ bedeutet), sei eine Zivilisation, in der der Mensch von

²³ Czesław Miłosz, Anmerkungen des Übersetzers (Uwagi tłumacza), in: *Kultura* 2/52-3/53 (Février-Mars 1952) 98-103, hier 98f. Für die Übersetzungen aus dem Polnischen danke ich Max Spohn, M.A.

den Quellen des Lebens abgeschnitten sei. Bei Baudelaire sei noch ein leidenschaftlicher Schrei des Protestes ertönt. Bei Eliot schiebe sich durch die Straßen Londons ein Gedränge armer Schatten. Dies entspräche den Höllenkreisen Dantes, in denen das größte Leiden das an der Unwirklichkeit sei.

Auch Ernst Robert Curtius liest Eliot als einen alexandrinischen Dichter– „so wie er heute aussehen muß und darf. Er ist zunächst ein gelehrter Dichter. Er kennt die Sprachen, die Literaturen, die Techniken. Er schmückt sein Werk mit den Juwelen des Zitats, mit den Reminiszenzen der Lektüre. Er tut also genau das, was die Alexandriner und die Römer taten, nur daß er die Fundorte gleich in Anmerkungen beigt.“²⁴ Warum dieses Verfahren? Oder, wie Curtius fragt, was „entsteht aus solcher Befruchtung? Nun, sicher keine Erneuerung antiker Mysterien. Wir können keine Altäre mehr aufstellen und keine Adonisgärtchen pflegen. Wenn ein Dichter wie Eliot eine längst versunkene Welt wieder klingen hört, so ist er darum doch kein Priester [...], sondern ein Dichter, und ein Mensch dieser Zeit, die er kennt in ihrer Bewußtheit, ihrer Zerrissenheit, ihrem City-Getriebe, ihrer Fronarbeit, ihrer Vorstadthäßlichkeit, ihrer Prostitution und ihrem Snobismus. Aber Psyche lebt auch in dieser Welt. Die Seele lebt auch in diesem wüsten Land [...]. Die Seele kann sich nichts abdingen lassen von ihren Wünschen, ihren Hoffnungen, ihren Ängsten. [...] Diese Seele ist nicht nur in unserer Zeit, sie ist in allen Zeiten zuhause. Und wenn sie im Lärm unserer Zeit kein Echo findet, so legt sie ihr Ohr an die Muschel, die den Sang verschollener Weltalter widertönt, um dort die Stimme ihrer Sehnsucht zu vernehmen. [...] Zusammenfassend: Eliot ist kein religiöser Dichter, aber er hat in unserer amerikanisierten Zeit [...] die Urform religiöser Symbolik wiedergefunden und sie benutzt, um Psyches Passion und Sehnsucht auszudrücken.“²⁵

Als Ernst Robert Curtius 1949 noch einmal über T.S. Eliot schreibt, schildert er ihn einerseits als Dichter, andererseits als den Literaturkritiker Eliot. Der aufgeschlossene Europäismus von 1920 sei eine Verheißung gewesen, die sich nicht erfüllt habe. Darin stimmt Curtius mit Eliot überein, das ist, die Formulierung lässt es nicht verkennen, Teil seiner eigenen Erfahrung²⁶. Die Konsequenzen aber, die Eliot daraus zog, kritisiert Curtius: Eliot habe sich zunehmend auf eine Revision der dichterischen Tradition Englands von 1580 bis 1780 konzentriert. Diese geistige Anglisierung habe zugleich in seinem Denken zu einer Enteuropäisierung geführt. Vom Frankreich der letzten dreißig Jahre habe Eliot nur noch Maritain und Maurras aufgenommen, also Thomismus und *Action Française*. Von Spanien und Deutschland nichts mehr²⁷. „Das müssen alle diejenigen bedauern, die es als Aufgabe der Kritik betrachten, den Bestand europäischer Überlieferung zu wahren.“²⁸

²⁴ Curtius, Kritische Essays 318.

²⁵ Curtius, Kritische Essays 322.

²⁶ Kritisch dazu Hans Manfred Bock, Die Politik des ‚Unpolitischen‘. Zu Ernst Robert Curtius im politisch-intellektuellen Leben der Weimarer Republik, in: Lendemanns 59 (1990) 16–62, hier 20f.

²⁷ Curtius, Kritische Essays 352f.

²⁸ Curtius, Kritische Essays 353.

„Aber“, so schließt Curtius, „über dem kritischen Zeitrichtertum, über der Laien-theologie Eliots steht für mich sein dichterisches Werk, zuhöchst *The Waste Land*. Er ist der Finder eines neuen Tones, den man nicht mehr vergessen kann.“²⁹

Den gelehrten Dichter Eliot beurteilt Miłosz vielleicht kritischer als Curtius. Als ein Poem über die Verlorenheit der gegenwärtigen Zeit aber lesen *The Waste Land* beide. Miłosz schildert seinen Lesern den wenig hoffnungsvollen Realismus Eliots als Gegenteil dessen, was als ein verlogener Realismus von den Dichtern des sowjetischen Imperiums eingeklagt werde. Curtius dagegen interessiert sich dafür, wie die Modernität des Dichters von *The Waste Land* zusammenhängt mit seinem Bezug auf immerwährende Themen oder Topoi und ihre literarischen Symbole.

Die Perspektiven der beiden Kommentatoren sind also verschieden und ähnlich zugleich. Sie empfehlen ihren Lesern *The Waste Land*, weil es Zeugnis ablegt von der Epoche, die Gegenwart schildert und ihre Verlorenheit und vielleicht auch, noch kaum sichtbar, erste Zeichen eines neuen Bewusstseins wahrnimmt³⁰. Die politische Ordnung, an der sie mehr oder minder direkt Kritik üben durch die Empfehlung eines solchen Textes, ist aber nicht dieselbe. Curtius hatte, als in den zwanziger Jahren der aufgeschlossene Europäismus noch möglich schien, Proust, Valéry, Joyce, Ortega y Gasset, Eliot, Gide und andere durch Zeitschriftenaufsätze und Übersetzungen in Deutschland bekannt gemacht. Dem katastrophalen Nationalismus der folgenden Jahre versuchte er zuerst mit seiner Schrift *Deutscher Geist in Gefahr* entgegenzutreten. In den Jahren des Nationalsozialismus erarbeitete er dann, dargelegt in seinem 1947 erschienenen Buch *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*, einen literaturhistorischen Nachweis für die Sinneinheit der europäischen Kultur, wie er es nennt³¹. Nach 1945 sah er die dringende Aufgabe in der Wiederaufnahme der fallengelassenen Fäden, in einer Europäisierung des Geschichtsbildes³². Europa, das ist hier immer Westeuropa.

Die politische Ordnung, der Miłosz das Argument Literatur entgegenhält, ist der Kommunismus sowjetischer Prägung. Eliots Gedicht entblößt, auch unkommentiert, den Realismusbegriff des sozialistischen Realismus. Diejenige politische Ordnung, sofern man sie als solche noch bezeichnen kann, von der Eliots Gedicht Zeugnis ablegt, ist die der Hölle des 20. Jahrhunderts³³, der Weltkriege, des millionenfachen Todes, der Folter. Unter der Überschrift *Trümmer und Poesie* betrachtet Miłosz Polens Dichtung, „um zu prüfen, was mit der modernen Poesie unter ganz bestimmten Bedingungen geschieht“³⁴. Polen stehe hier insofern beispielhaft für Europa, als sich der polnische Dichter in den Jahren vor 1939 nicht so sehr von seinem französischen oder holländischen Kollegen unterschieden habe³⁵. Po-

²⁹ Curtius, Kritische Essays 355.

³⁰ Curtius, Kritische Essays 328.

³¹ Curtius, Europäische Literatur 24.

³² Curtius, Europäische Literatur 19.

³³ Miłosz, Zeugnis 93.

³⁴ Miłosz, Zeugnis 93.

³⁵ Miłosz, Zeugnis 93.

len war Teil desselben kulturellen Kreislaufes wie die anderen europäischen Länders³⁶. Nach dem Krieg gab es eine polnische Poesie, die noch einmal mit der europäischen Poesie zusammentraf, denn die Erfahrung des Zerfalls war eine gemeinsame. Miłosz vermag diese polnische Nachkriegspoesie, gemessen auch an Eliots *The Waste Land*, jedoch nicht recht zu überzeugen. „Diese Art von Gedichten scheint eine Ersatzfunktion zu erfüllen, das heißt, sie richten eine pauschale Anklage an die Adresse der menschlichen Rede, an die Geschichte und selbst an das soziale Gewebe des Lebens, anstatt bei den einzelnen Gründen für Zorn und Ekel stehenzubleiben.“³⁷ Prosa wie die des polnischen Lyrikers Miron Białoszewski folgt einer anderen Spur. „Seine Gedichte“, schreibt Miłosz, „wurden lange Zeit nicht gedruckt, was nicht erstaunlich ist, da man sich schwerlich eine Poesie vorstellen kann, die weiter entfernt wäre von dem amtlich verordneten Optimismus. Sie ist voller Skepsis gegenüber der Kultur, [...] doch skeptisch vor allem gegenüber der Sprache; diese ist schließlich der Stoff, aus dem die Kleider jeglicher Philosophien und Ideologien zugeschnitten werden. Man kann sagen, daß Białoszewski eine Cartesische Operation durchführte, in dem Sinne, daß er eine Reduktion vornahm und einen Bereich einzukreisen versuchte, und sei dieser noch so klein, innerhalb dessen man an etwas glauben konnte. Es sieht so aus, als teilte er die Wirklichkeit in zwei separate Bereiche ein, einen ‚oberen‘, dem alles angehört, was die Kultur ausmacht, also Kirche, Schulen, Universitäten, Philosophien und politische Doktrinen, Herrschaftssysteme und so weiter, und einen zweiten Bereich, den ‚unteren‘, den Bereich des Lebens in seiner banalsten Alltäglichkeit.“³⁸ Miłosz nennt das einen demokratischen Habitus, und ihn interessiert daran das Verschwinden einer Kluft: jener zwischen dem Dichter und dem sprichwörtlichen Mann auf der Straße, der Kluft zwischen Dichter und Menschheitsfamilie. Diese Kluft nehme ab in Zeiten gemeinsamer Not. Poesie werde dann zu einem Bedarfsartikel wie Brot. In der völlig veränderten polnischen Gesellschaft, die sich den Augen des Westens plötzlich im August 1980 präsentiert und zur Entstehung der *Solidarność* geführt habe, sei die hohe Auflage von Gedichtbänden, die in kürzester Zeit vergriffen waren, nichts Ungewöhnliches gewesen³⁹.

Ein Thema haben Miłosz und Curtius gemeinsam, es ist das der Tradition. Und es wäre ein Leichtes, hier Werner Krauss einzufügen. Sein Text über *Literaturgeschichte als geschichtlicher Auftrag* ist ein einziges großes Abwägen und vielfach Verurteilen der literaturwissenschaftlichen Tradition in Deutschland. Gnade vor seinem strengen Blick findet da allenfalls einer, Gervinus, weil es ihm gelungen sei, Theorie und Praxis in ein Verhältnis zu setzen durch den Versuch, den Zusammenhang zwischen klassischer Dichtung und gesellschaftlichem und staatli-

³⁶ Miłosz, Zeugnis 93.

³⁷ Miłosz, Zeugnis 98.

³⁸ Miłosz, Zeugnis 104.

³⁹ Miłosz, Zeugnis 41.

chem Leben nachzuweisen⁴⁰. Es bietet sich auch an, Interpretationen von Curtius und Krauss zu vergleichen, da beide sich beispielsweise mit Ortega y Gasset befasst haben und zu sehr unterschiedlichen Einschätzungen seines Werkes kamen. Curtius liest ihn als Diagnostiker der geistigen Situation der Zeit, Krauss als Verfechter einer überholten Position in Spaniens Ideologieggeschichte. Auch die Bedeutung Frankreichs für die europäische Literaturtradition und damit für das in der Literatur gespiegelte Bewusstsein seiner selbst war ihnen, und zwar allen dreien, ein wichtiges Thema. Der Verbindungslinien sind sehr viele.

Die Frage nach der Tradition ist insofern ein besonderes Merkmal der Jahre nach 1945, als sie radikaler gestellt wurde als jemals zuvor. Nach Tradition zu fragen, konnte so weit gehen, wie Miłosz es beschrieben hat: Wie kann Sprache, die doch im Dienst der todbringenden Ideologien und Philosophien stand, für den Schriftsteller noch taugen? „Die Traditionen“, definiert Werner Krauss, „machen nicht das vergangene Überleben über die Gegenwart mächtig. Die Gegenwart greift zu ihnen, solange sie ihr eine unerschöpfte Sinnkraft bieten.“⁴¹ Was war noch sinnkräftig nach dem, was seit 1933 geschehen war? Und wer suchte worin ‚Sinnkraft‘ in den politischen Konfrontationen des Kalten Krieges? Solches Neu-Wägen des kulturellen wie wissenschaftlichen Bestandes kennzeichnet die Selbstbeobachtung nach 1945 auffällig. Das schließt ein Neu-Wägen der Traditionen des eigenen Faches und sogar des je eigenen bisherigen Schreibens und Denkens durchaus mit ein.

Es fällt vielfach nicht schwer, dabei den Bezug zwischen Erfahrung und wissenschaftlicher Perspektive einerseits zu sehen. So, wenn Miłosz 1969 eine Geschichte der polnischen Literatur veröffentlicht, die, was bisher nicht geschehen war, auch das Ruthenische und Litauische berücksichtigt und so einem einseitig polnischen nationalen Verständnis entgegenwirkt. Zugleich tilgt er mit dieser, dem amerikanischen Publikum vorgelegten Literaturgeschichte, weiße Flecken auf der kulturellen Landkarte.

Auch die Bedeutung sozialer und politischer Überzeugungen für die wissenschaftliche Argumentation kann offensichtlich sein. So wenn Krauss die Geschichtsphilosophie Arnold Toynbees zurückweist, weil Krauss Toynbees Konzept der Kulturen und ihres je eigenen Schicksals als einen abgegrenzten Humanismus, als eine Absage an die Gemeinschaft des menschlichen Schicksals versteht⁴².

Oft aber – der kurze Vergleich der Eliot-Deutung zeigt es vielleicht – oft ist es schwieriger, begründen zu können, warum ein Zusammenhang bestehen soll zwischen politisch-sozialem Denken und wissenschaftlichem Argument.

Eine Möglichkeit, sicher nicht die einzige, auch solchen versteckteren Spuren nachzugehen, ist, auf die jeweils unterschiedlichen Zeitkonzepte der Autoren zu achten. Zeitkonzepte liegen den politischen und sozialen Ordnungsvorstellungen zugrunde beziehungsweise durchdringen sie. Mit ihnen ist zugleich ein bestimm-

⁴⁰ Krauss, Literaturgeschichte 73.

⁴¹ Krauss, Literaturgeschichte 116.

⁴² Krauss, Literaturgeschichte 115.

tes Denken über den Menschen und über seine Möglichkeiten in der Geschichte verknüpft.

Drei Beispiele sollen das abschließend kurz veranschaulichen:

Werner Krauss verurteilt Diltheys geistesgeschichtliches Geschichtsbild, weil es mit unentrinnbarer Konsequenz auf den historischen Relativismus hinauslaufe. „Geistesgeschichte hat es mit einmaligen, unwiederholbaren, individuellen Phänomenen zu tun. Totalität kann es für Dilthey nur im Individuum geben. In der unbeteiligten Kontemplation stehen alle individuellen Phänomene vereinzelt. Die Zeit erscheint nicht als innere und verbindende Kraft der Entwicklung, sondern in ihrer negativen Rolle als das sondernde und vereinzelnende Prinzip des Todes.“⁴³ Unabhängig davon, ob Dilthey damit Recht oder Unrecht geschieht, geht daraus hervor, dass Krauss der Vorstellung von einer inneren und verbindenden Kraft der Entwicklung zustimmt und nach dieser Kategorie Denksysteme beurteilt. Das marxistische Modell hat ihn auch durch den über die Einzelinteressen und Nationen- wie Gesellschaftsunterschiede hinausweisenden Entwicklungsgedanken überzeugt.

Ernst Robert Curtius beruft sich, anders als Krauss, auf Toynbee und erläutert seinen Lesern nur das Nötigste zu seinem Verständnis: „Die Lebenskurven der Kulturen sind bei Toynbee nicht wie bei Spengler einem fatalistischen Ablaufgesetz unterworfen. Zwar sind ihre Ablaufsformen einander analog, aber jede Kultur ist einzigartig, weil sie Wahlfreiheit zwischen verschiedenen Verhaltensweisen hat. Die einzelnen Kulturbewegungen können voneinander unabhängig sein [...], können aber auch durch ein Generationsverhältnis derart verbunden sein, daß die eine die Tochterkultur der anderen ist. In diesem Verhältnis stehen Antike und Abendland, aber auch altsyrische und arabische Kultur usw. Die einzelnen Kulturbewegungen ordnen sich einer Gesamtbewegung zu, die nicht als Fortschritt, sondern als Aufstieg zu fassen ist. [...] Innerhalb jeder Kultur gibt es führende Minderheiten, die durch Anziehung und Ausstrahlung die Mehrheiten zum Mitgehen bewegen. Erlahmt in jenen die schöpferische Vitalität, so verlieren sie ihre magische Kraft über die unschöpferischen Massen. Die schöpferische Minderheit ist dann nur noch eine herrschende Minderheit. Das führt [...] zur Entstehung eines inneren und äußeren Proletariats und somit zum Verlust der sozialen Einheit.“⁴⁴ Der Vorwurf eines elitären Gesellschaftsverständnisses ist, so auch von Krauss, da schnell erhoben. Für das hier beschriebene, eher zyklische Zeitkonzept hat ein Autor wie Eliot die Bedeutung, die Krise der europäischen Kultur beschrieben zu haben. Und die Literaturwissenschaft insgesamt kann, das wird durch dieses Zeit- und Kulturverständnis ebenfalls begründet, auf die Gültigkeiten im Wandel und im Zerfall hinweisen und so die nächste soziale Einheit mit ermöglichen.

Czesław Miłosz fragt sich und seine Leser, ob eine nicht-eschatologische Poesie möglich sei. „Das wäre eine Poesie, die der Achse Vergangenheit-Zukunft und

⁴³ Krauss, Literaturgeschichte 99.

⁴⁴ Curtius, Europäische Literatur 16.

den ‚letzten Dingen‘ gegenüber gleichgültig bliebe, also gegenüber Erlösung und Verdammung, dem Gericht, dem Königreich Gottes, dem Ziel der Geschichte, ja überhaupt gegenüber allem, was die Zeit, die einem Menschenleben zuteil wird, mit der Zeit der Menschheit verbindet. Diese Frage läßt sich schwer beantworten. [...] In unserer Zivilisation, die der ‚l'accélération de l'histoire‘ unterworfen ist, dürfte die Verbindung zwischen Poesie und Bewegung höchstwahrscheinlich unverzichtbar sein.“⁴⁵ Bewegung will Miłosz dabei vom Fortschritt unterschieden wissen, denn ‚Fortschritt‘ bedeute eine aufsteigende Linearität, während im Wort ‚Bewegung‘ die Betonung auf der unentwegten Verwandlung und dem dialektischen Spiel der Gegensätze selber liege⁴⁶. Dichtung, die zu dieser Bewegung eine Verbindung herstellt oder ihr gar, was er für möglich hält, den Anstoß gibt⁴⁷, diese Dichtung kann Anteil haben am Neuen, am Besseren, an der Zukunft des Menschen.

Summary

The article deals with the interdependency between social and political ordering concepts and national scientific cultures using the example of the three authors Ernst Robert Curtius, Werner Krauss, and Czesław Miłosz. None of the three ever took their scientific or literary writings as unpolitical. In the wake of 1945 Curtius considered a Europeanized perception of history to be of the utmost importance. The political order which Miłosz opposes by using the argument of literature is represented by Soviet-style communism. Krauss' programmatic essay of 1950 on the goals of literary history is one big deliberation and, in many cases, condemnation of traditional literary history in Germany.

The question of tradition represents a significant trait of the years following 1945 insofar as it was posed by these authors in a more radical fashion than ever before. At the same time, the comparison of their writings illustrates the frictions that characterized the European scientific world after 1945. However, it also uncovers the fact that a separation of issues concerning the history of culture and civilization, which, following the confrontative logic of the Cold War, represented competing political ideas of order, was in fact impossible.

⁴⁵ *Miłosz*, Zeugnis 49f.

⁴⁶ *Miłosz*, Zeugnis 46.

⁴⁷ *Miłosz*, Zeugnis 46.

Edith Hanke

Max Weber weltweit

Zur Bedeutung eines Klassikers in Zeiten des Umbruchs

Im Sommer 2011 trifft sich eine Gruppe brasilianischer Intellektueller zu einer Weber-Jornada in São Paulo, im chinesischen „Spiegel“ erscheint ein mehrseitiger Artikel über Max Webers Spuren im heutigen Heidelberg, und in Beirut kommt die erste arabische Übersetzung der Max Weber-Gesamtausgabe in den Buchhandel¹.

Max Weber (1864–1920) gilt als einer der großen Klassiker der deutschsprachigen Sozial- und Kulturwissenschaften. Er selber – von der Ausbildung Jurist mit starken historischen Neigungen, dann nach der Lehrstuhlbezeichnung Nationalökonom – hat sich fast sein ganzes Leben mit der Etikettierung als „Soziologe“ schwergetan, obwohl er sich 1909 sehr für den Aufbau der „Deutschen Gesellschaft für Soziologie“ engagiert hat. Es scheint so, dass er erst kurz vor seinem frühzeitigen Tod im Sommer 1920 zu einer offensiv bekennenden Einstellung zum Fach Soziologie gekommen ist. Dies belegen die Lehrstuhlverhandlungen zu Beginn des Jahres 1919 und vor allem der innovative Titel seiner letzten Vorlesung „Staatssoziologie“². Zweifellos ist Weber mehr als nur Soziologe, er war auch Agrar- und Wirtschaftshistoriker, empirischer Großforscher, Methodologe, Universalhistoriker und Kulturwissenschaftler und neben allem ein engagierter politischer Redner und Autor – ein bürgerlicher Intellektueller. Max Weber selber bietet durch sein Fach-, Epochen- und kulturelle Erfahrungsgrenzen überschreitendes Werk eine Vielzahl von Möglichkeiten, sich mit ihm zu befassen. Die verschiedenen Facetten seines Werks – Schriften, Reden, Diskussionsbeiträge, Briefe und Vorlesungen – werden in der Max Weber-Gesamtausgabe in 47 Bänden historisch-

¹ Zur Jornada Max Weber am 2. Sept. 2011 vgl. <http://sociologiareformacional.blogspot.com/2011/09/seminario-mensal-jornada-max-weber.html>. – Zur chinesischen Ausgabe der Wochenzeitschrift vgl. den Hinweis in: FAZ, Nr. 220 vom 21. Sept. 2011, S. N 2, sowie den Internetlink: <http://www.lifeweek.com.cn/2011/0916/34942.shtml>, Artikel von Rui, Suche nach Max Weber, in: Sanlian Shenghuo Zhoukan, Nr. 649 vom 19. Sept. 2011. – Zur arabischen Weber-Übersetzung vgl. unten, S. 303ff.

² *Max Weber*, Allgemeine Staatslehre und Politik (Staatssoziologie). Unvollendet. Mit- und Nachschriften 1920, MWG III/7, hrsg. v. *Gangolf Hübinger* in Zusammenarbeit mit *Andreas Terwey* (Tübingen 2009).

kritisch ediert³. Die Edition dokumentiert die gesamte Spannweite und den Umfang seines Werks.

Lebendig ist ein Klassiker aber nur dann, wenn er uns etwas zu sagen hat, wenn seine Texte und Gedanken anschlussfähig sind und zur Lösung und Analyse heutiger Probleme einen Beitrag leisten. Webers Werk ist weltweit verbreitet, seine Texte sind in viele Sprachen übersetzt. Dennoch fehlt bis heute eine Darstellung seiner weltweiten Bedeutung. Es gibt keine global angelegte Geschichte seiner Geltung, sondern viele national-kulturell ausgerichtete Rezeptionsgeschichten sowie wenige Zusammenstellungen dieser Einzelgeschichten⁴. Im Mittelpunkt dieses Beitrags steht zunächst (1) eine Zusammenschau der Übersetzungen des Weberschen Werks. Übersetzungen sind oft – nicht immer – ein Indiz für den Transfer von Gedanken und Texten in eine andere Sprache und Kultur. Ohne Vermittler geht dies nicht. (2) Im Fall Max Webers waren und sind dies sehr oft intellektuelle, die mit Weber Umbrüche in ihrer eigenen Kultur kritisch reflektierend begleiten. In der Rückschau handelt es sich um tiefgreifende sozioökonomische und politische Transformationsprozesse (3 und 4). Im Fall Japans wurde der Umbau von einer traditional-agrarischen in eine modern-kapitalistische Gesellschaft durch eine intensive Rezeption Max Webers begleitet. Im Fall der Sowjetunion ging die Perestrojka mit einem wiedererwachten Weber-Interesse einher. Der folgende Beitrag geht von der Hypothese aus, dass Weber in Umbruchphasen – Stichwort „Modernisierung“ – ein wichtiger Begleiter war und immer noch ist.

1. Die Weber-Übersetzungen weltweit

Sieht man sich die Tabelle (S. 287) mit den Übersetzungen der Werke Max Webers genauer an, so springen zwei außereuropäische Länder mit einer hohen Übersetzungsdichte ins Auge: die USA und Japan⁵. Japan ist mit nahezu 200 Übersetzungen

³ Max Weber-Gesamtausgabe, hrsg. v. Horst Baier, Gangolf Hübinger, M. Rainer Lepsius, Wolfgang J. Mommsen †, Wolfgang Schluchter und Johannes Winckelmann † (Tübingen 1984ff.). Von den geplanten Bänden liegen Ende 2012 insgesamt 33 Bände vor.

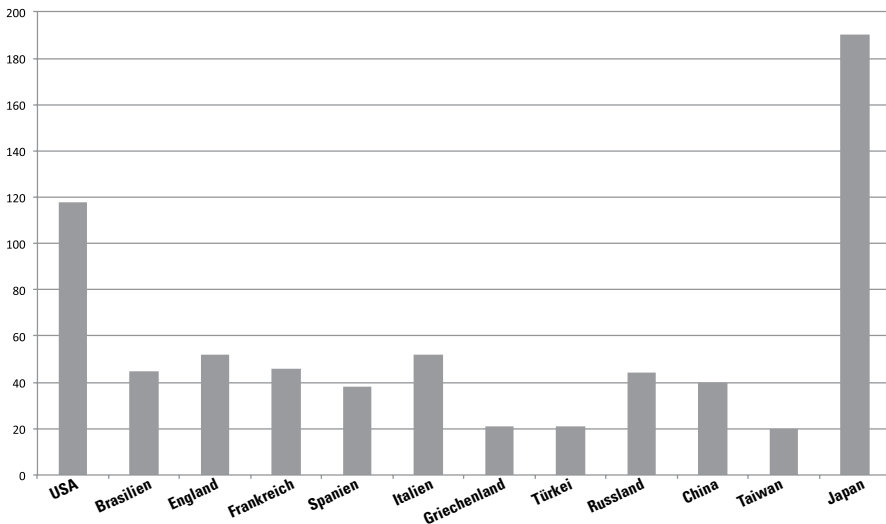
⁴ Vgl. insbes.: Karl-Ludwig Ay, Knut Borchardt (Hrsg.), *Das Faszinosum Max Weber. Die Geschichte seiner Geltung* (Konstanz 2006); im Folgenden zitiert: Ay, Borchardt, *Faszinosum*; Johannes Weiß (Hrsg.), *Max Weber heute. Erträge und Probleme der Forschung* (Frankfurt a. M. 1989); im Folgenden zitiert: Weiß, *Weber heute*; Johannes Weiß, *Das Werk Max Webers in der marxistischen Rezeption und Kritik* (Opladen 1981); im Folgenden zitiert: Weiß, *Marxistische Rezeption*.

⁵ Die Zusammenstellung der Übersetzungszahlen beruht vor allem auf der Sammlung der Max Weber-Arbeitsstelle, Bayerische Akademie der Wissenschaften München (im Folgenden: BAdW), die weit über 400 Übersetzungstitel umfasst. Sie basiert auf Schenkungen und mehr oder minder systematischen Zukäufen, erhebt also keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Ergänzt wurden die hier vorgelegten Angaben durch die Auswertung von Forschungsarbeiten und Internetrecherchen. Problematisch bei der bis jetzt vorgenommenen Erhebung ist Folgendes: 1) Die Zahlen beinhalten selbständige, z. T. aber auch unselbständig erschienene Übersetzungen. Deren Erfassung ist in hohem Maß lückenhaft und erfordert umso mehr die Mitarbeit von Sprach- und Kulturvermittlern. 2) Die Zahlen beziehen sich auf unterschiedliche Erfassungszeiträume, z. T. auch auf nicht durchgehend erfasste Zeiträume. Diese Aufstellung versteht sich daher als eine allererste Zusammenschau und als „work in progress“.

Abb. 1a: Übersetzungen der Werke Max Webers nach Regionen und Ländern

	Land	Anzahl	Zeitraum		Land	Anzahl	Zeitraum
Asien	China	40	1933–2010		Lettland	1	1929
	Indien (engl.)	3	1986–2006		Polen	15	1961–2011
	Indien (Hindi)	1	2008		Rumänien	6	1975–2007
	Japan	190	1925–2012		Russland/SU	44	1897–2007
	Korea	17	1953–2010		Serbien	1	1969
	Taiwan	20	1937–2007		Slowenien	2	1983–1999
	Vietnam	1	2008		Tschechien	8	1929–2009
Europa	England	52	1927–2012		Ukraine	1	1998
	Frankreich	46	1959–2010		Ungarn	6	1923–1998
	Griechenland	21	1929–2011	Nord-amerika	Hawaii	1	1979
	Italien	52	1907–2012		Kanada	2	1963, 2005
	Portugal	9	1973–2006		USA	118	1906–2011
	Spanien	38	1926–2010	Mittel- und Süd-amerika	Argentinien	17	1959–2012
	Katalanisch	1	1984		Brasilien	45	1946–2011
Nord-europa	Dänemark	4	1964–2003		Guatemala	1	2006
	Estland	2	2002–2007		Kolumbien	10	1980–2008
	Finnland	5	1980–2009		Mexiko	19	1942–2011
	Island	1	1973	Naher Osten	Ägypten	1	2011
	Niederlande	7	1970–2003		Libanon	3	??–2011
	Norwegen	3	1936–2001		Israel	3	1961–1984
	Schweden	7	1971–2001		Iran	10	1989–2006
Ost- und Mittel-europa	Albanien	3	2004–2008		Kurdisch	1	o. J.
	Bosnien-Herzegowina	1	1968		Türkei	22	1985–2011
	Bulgarien	19	1984–2006	Sonstige	Australien	1	1945
	Estland	2	2002–2007		Südafrika	1	1967
	Kroatien	6	1964–2006				

Abb. 1b: Länder mit mehr als 20 Weber-Übersetzungen



gen der absolute Spitzenreiter, was die Anzahl der Übersetzungen, aber auch die Vollständigkeit der übersetzten Weber-Texte angeht. 1981 hat einer der wichtigsten Weberianer in Japan, der Soziologe Yoshiaki Uchida, mit den Übersetzungszahlen den Vorranganspruch der japanischen Weberforschung gegenüber der US-amerikanischen behauptet und den Amerikanern vorgeworfen, dass ihre Übersetzungen nur dem „ahistorischen, aktualitätsbezogenen Interesse“ dienen würden⁶. Untermuert wurde seine Behauptung vom japanischen Vorrang durch die hohe Zahl der Forschungsarbeiten über Max Weber, die sich bereits 1978 auf nahezu 2000 beziffern ließen. Eine umfassende Dokumentation und Darstellung der japanischen Weber-Rezeption von 1905 bis 1995 hat Wolfgang Schwentker vorgelegt und dadurch auf die Intensität der dortigen Weber-Beschäftigung aufmerksam gemacht⁷. Die Ausführungen von Uchida zeigen aber zugleich, dass die japanische Weberforschung sich in einer Insellage befindet und wegen der Sprachbarriere kaum von der internationalen Weberforschung wahrgenommen worden ist.

Ganz anders die US-amerikanischen und englisch-sprachigen Übersetzungen. Sie sind weniger zahlreich und auch nicht so umfassend, aber für die weltweite Weber-Wahrnehmung die entscheidenderen. Dies hängt nicht nur damit zusammen, dass Englisch eine Weltsprache ist, sondern dass Weber durch die amerikanische Soziologie und – wie Guenther Roth es nennt – durch einige „creative misinterpretations“⁸ weltweit als Soziologe „on the map“⁹ gebracht worden ist. Typisch sind die in den USA verlegten „Reader“, die mit einer selektiven und gekürzten Textauswahl einen handlichen Querschnitt durch Webers breit angelegtes Werk bieten. Rund um die Welt gegangen ist vor allem der von Hans H. Gerth und C. Wright Mills zusammengestellte Reader „From Max Weber: Essays in Sociology“ (1. Aufl. 1946)¹⁰. Er wurde u. a. ins Chinesische, Türkische und Portugiesische übersetzt¹¹. Viele der weltweiten Weber-Übersetzungen beruhen auf englischen und nicht auf deutschen Textvorlagen, weil sich die einfachere englische Satzkonstruktion offenbar besser übertragen lässt, was besonders für das Chinesische gilt, wo auch keine Fußnoten üblich sind. – Die chinesischen und taiwanesischen Weber-Übersetzungen rangieren übrigens im asiatischen Raum

⁶ Yoshiaki Uchida, Max Weber in den japanischen Sozialwissenschaften 1905–1978, in: Bochumer Jahrbuch für Ostasienforschung 4 (1981) 71–109, Zitat 77.

⁷ Wolfgang Schwentker, Max Weber in Japan. Eine Untersuchung seiner Wirkungsgeschichte 1905–1995 (Tübingen 1998); im Folgenden zitiert: Schwentker, Japan.

⁸ So wiedergegeben bei: Lawrence A. Scaff, Max Weber in America (Princeton, Oxford 2011) 197; im Folgenden zitiert: Scaff, America; ähnlich: Guenther Roth, Reinhard Bendix, Max Webers Einfluß auf die amerikanische Soziologie, in: KZfSSp 11 (1959) 38–53, bes. 41.

⁹ Vgl. Scaff, America 80.

¹⁰ Zuerst erschienen: New York: Oxford University Press 1946, dann London: Routledge and Kegan Paul 1948. Nach der Aussage von Edward Shils enthalte der Reader zwar keine guten Übersetzungen, habe Weber dafür aber „on the map“ gebracht. Scaff, America 80, ebenso: Martin Albrow, Die Rezeption Max Webers in der britischen Soziologie, in: Weiß, Weber heute 165–186, hier 173.

¹¹ Chinesisch: Shehuixue Wenji, übers. v. Kewen Yan (Beijing 2010). – Portugiesisch: Ensaios de Sociologia, übers. v. W. Dutra (Rio de Janeiro 1971 und dass. São Paulo 1979). – Türkisch: Sosyoloji Yazilari, Vorwort v. Serif Mardin, übers. v. Taha Parla (1986, Neuausgabe Istanbul 1996 und 2006).

nach Japan auf Rang zwei, gefolgt von den (süd)koreanischen Übersetzungen. – Für die weltweite Weber-Kenntnis behaupten aber die englisch-amerikanischen Ausgaben den ersten Platz, denn sie haben einen hohen Multiplikator-Effekt. So erklärt es sich auch, dass Weber in vielen Ländern als „amerikanisierter Weber“ wahrgenommen worden ist¹².

Die in der Tabelle gewählte Darstellung nach Ländern verdeckt, dass es sich bei den englisch-sprachigen Übersetzungen oft um britisch-amerikanische Gemeinschafts- oder Parallelausgaben handelt, wie z.B. im Fall der „Protestantischen Ethik“ oder der „Wirtschaftsgeschichte“¹³. Noch augenfälliger wird dies bei den spanischen Weber-Übersetzungen. Sie betreffen – wie Ruano de la Fuente in ihrem Beitrag zur Rezeptionsgeschichte ausführt – neben Spanien auch Mittel- und Südamerika¹⁴. Auffällig sind hier die erkennbaren Interessensunterschiede in der Auswahl der übersetzten Werke: In Spanien selber ist ein methodologischer Schwerpunkt erkennbar, während in Mexiko die wirtschaftsbezogenen Schriften („Wirtschaftsgeschichte“ und „Wirtschaft und Gesellschaft“) dominieren. Dagegen zeichnet sich in Argentinien eine Vorliebe für die agrarischen und politischen Texte und in Kolumbien eine Annäherung an Weber über die Universitätschriften und die Zeitungsensquete ab¹⁵. Hier liegt m. E. ein hochinteressantes Untersuchungsfeld: Wie lassen sich trotz derselben Sprache kulturelle und nationale Besonderheiten feststellen? Dies gilt neben Englisch und Spanisch auch für das Portugiesische. Hier haben die in Brasilien vorgenommenen Weber-Übersetzungen an Zahl und Umfang das frühere koloniale Mutterland bereits weit überholt¹⁶.

Ein kurzer Blick auf die europäischen Länder zeigt, dass Großbritannien und Italien mit je 52 Übersetzungen die Liste anführen, gefolgt von Frankreich mit 46, Spanien mit 38 und Griechenland mit 21 Titeln¹⁷. Richten wir den Blick nach Mittel- und Osteuropa. Dort sticht Russland bzw. die ehemalige Sowjetunion mit 44 Übersetzungen ins Auge, danach folgen Bulgarien, Polen, Tschechien, Kroatien

¹² Vgl. *Petra Kolonko*, Mit Max gegen Marx? Zum Beginn einer Weber-Rezeption in der VR China, in: Internationales Asien-Forum 18/1-2 (1987) 157–161, hier 158; im Folgenden zitiert: *Kolonko*, China; und *Detlef Kantowsky*, Max Weber on India and Indian interpretations of Weber, in: Contributions to Indian Sociology 16/2 (1982) 141–174, hier 164; im Folgenden zitiert: *Kantowsky*, India.

¹³ Die PE erschien 1930 parallel in London: Kegan, Paul & Co Ltd., und New York: Scribner's. Verhandlungen liefen erst mit dem Verlag Alfred Knopf in New York, da sie in der Reihe „History of Civilizations“ erscheinen sollte (vgl. *Lawrence A. Scaff*, Max Weber's Reception in the United States 1920–1960, in: *Ay, Borchardt*, Faszinosum 55–89, hier 70–71; im Folgenden zitiert: *Scaff*, Reception); die „Wirtschaftsgeschichte“ erschien 1927 als: General Economic History by *Max Weber*, translated by *Frank H. Knight*, parallel in New York: Greenberg und London: Allen & Unwin. Heute vertreiben z. B. die Verlage Blackwell und Routledge Weber-Übersetzungen in Großbritannien, den USA und anderen englischsprachigen Ländern.

¹⁴ *Yolanda Ruano de la Fuente*, Max Weber in the Spanish Speaking World, in: *Ay, Borchardt*, Faszinosum 135–167; im Folgenden zitiert: *Ruano*, Spanish.

¹⁵ Nach der Aufstellung der spanischen Übersetzungen von 1926–2003, *Ruano*, Spanish 164–167.

¹⁶ Vgl. die Aufstellung von Sérgio da Mata (24. Mai 2010) mit 28 Übersetzungen in Brasilien 1967–2006, dagegen: 9 in Portugal.

¹⁷ Vgl. dazu die Tabelle, oben, S. 287.

und Rumänien. Hinter den reinen Zahlen verbirgt sich noch etwas anderes: Bedeutungsvoll ist der Blick nach Osten, weil hier die allerersten Weber-Übersetzungen überhaupt angefertigt worden sind. Bereits zu Webers Lebzeiten wurden seine Börsen- und wirtschaftshistorischen Texte ins Russische übersetzt. Wenn man bedenkt, dass seine Texte in Deutschland zumeist nur in Aufsatzform greifbar waren, spricht dies für einen sehr engen persönlichen und wissenschaftlichen Austausch. – Verbindungen und Wahrnehmungen, die in meiner Generation durch die Existenz des Eisernen Vorhangs durchbrochen waren. – Beispielsweise erschien, um nur zwei Beispiele zu nennen, die weltweit erste Übersetzung der „Protestantischen Ethik“ 1923 in Ungarn und die erste Übersetzung von „Politik als Beruf“ 1929 auf Tschechisch¹⁸. Spannend ist die aktuelle Entwicklung in den baltischen und den südeuropäischen Staaten. Hier erschien z. B. 2006 „Politik als Beruf“ auf Albanisch¹⁹. In der Türkei setzte seit 1985, mit der Übertragung von Webers „Protestantischer Ethik“, eine bis heute nicht abreißende, rege Übersetzungstätigkeit ein, mit bislang 22 Buchtiteln²⁰. Was besagen die Übersetzungen hinsichtlich des Transfers von Weber in ein muslimisches Land? Intendieren Übersetzer und Verleger eine Annäherung der Türkei an Europa und die Europäische Union? Gerne wüsste man in all diesen Fällen mehr über die (gesellschafts-) politischen Hintergründe und Motive der Übersetzungen. Sind sie Arbeiten Einzelner oder steckt dahinter ein breiterer Diskurszusammenhang?

2. Weber-Bilder und Weber-Bildner – Zur Rolle der Intellektuellen

Optische Darstellungen veranschaulichen es direkter und eingehender: Es gibt nicht *ein*, sondern viele Weber-Bilder. Das Buchcover zur französischen Neuübersetzung von „Wissenschaft“ und „Politik als Beruf“ durch Catherine Colliot-Thélène 2003 zeigt uns Weber als einen europäischen Intellektuellen: schwarz-weiß und finster-pessimistisch dreinblickend²¹. Für die Sonderausgabe der „Dansk

¹⁸ A protestáns etika és a kapitalizmus szelleme, übers. von S. Vida (Budapest 1923) und Politika jako povolání, eingel. und übers. v. J. Mertl (Prag 1929); beides zitiert nach: *Constans Seyfarth, Gert Schmidt*, Max Weber-Bibliographie: Eine Dokumentation der Sekundärliteratur (Stuttgart 1977) 12. Übrigens mit der ersten Erfassung weltweiter Übersetzungen nach Sprachbereichen von 1923 bis 1975 = 106 Titel, ebd. 6–15.

¹⁹ Politika si profesion, Skopje (Mazedonien): Asdreni Verlag 2006; übers. v. *Arber Celiku* (geb. 1974 in Phristina, Kosovo; lebt und arbeitet in Tetovo, Mazedonien; mit Preisen ausgezeichnete Übersetzer von belletristischen und philosophischen Texten ins Albanische, z. B. Jürgen Habermas, Hermann Hesse, Friedrich Dürrenmatt).

²⁰ Die „Protestantische Ethik“ erschien 1985 in Istanbul in einer Übersetzung von *Zeynep Aruoba*, ein Jahr später folgte – wie bereits erwähnt – die Übersetzung von „From Max Weber“, dann ging es ab 1995 mit einer Teilübersetzung von „Wirtschaft und Gesellschaft“ kontinuierlich weiter, besonders nach 2000, wo zwei Übersetzungen der „Stadt“ erschienen.

²¹ *Max Weber*, Le savant et le politique. Une nouvelle traduction. La profession et la vocation de savant. La profession et la vocation de politique. Préface, traduction et notes de Catherine Colliot-Thélène (Paris 2003).

Sociologi“ 1996 sieht Weber hingegen, weichgezeichnet in kühlen grau-blau Tönen und mit krankheitsumwölkten Blick, in die Ferne²². Als markiger Hacienda-Besitzer erscheint er uns dagegen in dem braungehaltenen Porträt der Brasilianerin Vitoria Taborda, das sie für die Weber-Biographie von John Diggins malte²³. Eine Tuschezeichnung mit einem feingliedrigen Ganzkörperporträt Max Webers fertigte die Künstlerin Xin Han zur Illustration der chinesischen Ausgabe von Norbert Fügens Rowohlt-Weber-Biographie 1988 an²⁴.

Jeder Transfer Max Webers in eine andere Sprache und Kultur bringt eine spezifische Aneignung, Anverwandlung und Umdeutung mit sich. Diese Transferleistung wurde in den meisten Fällen von Intellektuellen angeregt oder getragen. Die Weber-Rezeption ist – zumindest in den Anfängen – keine Massenrezeption, sondern die der intellektuellen Elite eines Landes, die das Werk Max Webers als Projektionsfläche für eigene Interessen oder aber als Stein des Anstoßes zur Definition ihres eigenen Standpunktes nutzte. Intellektuelle haben maßgeblich zur Verbreitung der Schriften und Gedanken Max Webers in ihre jeweiligen National- und Wissenschaftskulturen beigetragen. Es sind die „intellectuals“, „les intellectuelles“, die „Parteiintellektuellen“, die „Intelligentsia“ oder die „Reformintellektuellen“, die sich mit Max Weber befassten²⁵. Ich nenne nur einige Namen: Talcott Parsons, Raymond Aron, Ortega y Gasset oder – die etwas unbekannteren – Hisao Otsuka, Rongfen Wang und Said Hajjarian (sie werden später noch ausführlicher vorgestellt). Die Auseinandersetzung mit Weber erfolgte nicht nur zustimmend, sondern auch sehr oft in bewusst kritischer Auseinandersetzung, wie beispielsweise bei Benedetto Croce in den 1920er Jahren oder bei Georg Lukács, dessen Weber-Bild für die Frühphase der DDR-Rezeption eine entscheidende Rolle spielte²⁶. Die Weber-Rezeption war auch nicht von vorneherein an eine bestimmte politische Richtung gebunden. So erfolgte sie – wie Ruano de la Fuente für Spanien beschreibt – durch den konservativen, national-katholischen Ramiro de Maetzu (1874–1936) und den liberalen, Europa-orientierten José Ortega y Gas-

²² Dansk Sociologi. Tidsskrift udgivet af Dansk Sociologforening 4/7 (1996).

²³ John P. Diggins, Max Weber politics and the spirit of tragedy (New York 1996).

²⁴ Übers. v. Rongfen Wang (1988); vgl. Rongfen Wang, Cäsarismus und Machtpolitik. Eine historisch-biobibliographische Analyse von Max Webers Charismakonzept (Berlin 1997) 171, Anm. 32; im Folgenden zitiert: Wang, Cäsarismus.

²⁵ Zu den „progressive intellectuals“ vgl. Ruano, Spanish 146; Hajjarian als „Reformintellektueller“ in: Die ZEIT vom 3. Sept. 2009.

²⁶ Croce positionierte sich 1948 in einer Besprechung zu Webers „Il lavoro intellettuale come professione“ als Vertreter des Idealismus hegelianischer Provenienz gegen die historische Erkenntnis des Individuellen und lehnte die „verstehende Soziologie“ ab, vgl. dazu Pietro Rossi, Die Rezeption des Weberschen Werks in Italien nach 1945, in: Weiß, Weber heute 146–148. – Zu Lukács und dessen kritischer Auseinandersetzung mit der Soziologie vor 1933 in der Monatschrift „Aufbau“ 1946 (später als Kapitel „Die deutsche Soziologie in der imperialistischen Periode“, in „Die Zerstörung der Vernunft“ eingegangen) vgl. Frank Ettrich, Auf dem Weg zur Wirklichkeitswissenschaft? Max Weber-Rezeption in der DDR – Ein Rückblick [überarb. Fassung des Vortrags auf dem Erfurter Max-Weber-Symposium am 2. Juni 1994], in: Berliner Journal für Soziologie 3 (1995) 397–403, hier 384–388; im Folgenden zitiert: Ettrich, DDR.

set (1883–1955)²⁷. Die Intellektuellen-Rezeption ist ebenfalls nicht an engere Fachgrenzen gebunden. Bei den oben namentlich genannten Intellektuellen handelt es sich um Soziologen, Ökonomen, Philosophen, Politikwissenschaftler, aber auch um Autodidakten.

Während Talcott Parsons selber als Übersetzer tätig wurde – am Anfang seiner wissenschaftlichen Karriere stand die Übersetzung der „Protestantischen Ethik“ –, zeichnen sich die anderen Intellektuellen eher dadurch aus, dass sie als Initiatoren im Zentrum der Weber-Diskussion standen und Foren für die Weber-Übersetzungen und -Debatten bereitgestellt haben. So erschien beispielsweise in der von Ortega y Gasset begründeten und herausgegebenen Zeitschrift „Revista de Occidente“ 1926 die erste spanische Übersetzung von Max Webers „Die sozialen Gründe des Untergangs der antiken Kultur“²⁸. Raymond Aron hat durch sein Buch „La sociologie allemande contemporaine“ 1936²⁹, lange bevor es Weber-Übersetzungen in Frankreich gab, die Weber-Auseinandersetzung angeregt und über viele Jahre geprägt. Die von ihm zusammen mit Ralf Dahrendorf und T.B. Bottomore herausgegebenen dreisprachigen „Archives Européennes de Sociologie“ waren ein wichtiges Forum der Weber-Diskussion³⁰. Lawrence Scaff und Álvaro Morcillo Laiz betonen in ihren Arbeiten zur Weber-Rezeption, wie wichtig neben Übersetzungen und Netzwerken die akademische Institutionalisierung für die Verbreitung gewesen ist. In Mittel- und Südamerika spielte insbesondere der mexikanische Staatsverlag Fondo de Cultura Económica eine wichtige Rolle, dies auch mit Unterstützung der vor dem Franco-Regime geflohenen spanischen Intellektuellen³¹. In den USA bildeten sich an den Universitäten von Chicago, Wisconsin, an der Harvard, Columbia und der New School for Social Research in New York kleine Weber-Zentren heraus³². Dabei spielten die zur Emigration

²⁷ Vgl. *Ruano*, Spanish 135–136 und 153. Neben Ortega y Gasset seien auch Fernando de los Ríos (1879–1949) und José Medina Echavarría (1903–1977) durch ihr Studium des Neukantianismus in Deutschland geprägt worden. Nach 1939 übernahmen sie eine wichtige Rolle im Exil in Mexiko.

²⁸ *Ruano*, Spanish 154.

²⁹ Zitiert bei *Michael Pollak*, Die Rezeption Max Webers in Frankreich. Fallstudie eines Theorie-transfers in den Sozialwissenschaften, in: KZfSSp 38 (1986) 670–684, hier 672, 683, Anm. 12; im Folgenden zitiert: *Pollak*, Frankreich.

³⁰ Vgl. *Pollak*, Frankreich 674–675. In den Archives Européennes de Sociologie / European Journal of Sociology / Europäisches Archiv für Soziologie erschienen ab 1960 regelmäßig Artikel zur Weberforschung. – Eine ähnliche Bedeutung hatten in Japan 1964 die beiden in Intellektuellenkreisen viel gelesenen Zeitschriften „Shiso“ und „Riso“. Sie brachten 1964 beide Sondernummern zum 100. Geburtstag von Max Weber heraus, vgl. *Schwentker*, Japan 2.

³¹ *Álvaro Morcillo*, Vom Lauf der Ideen. Max Webers Rezeption in Süd- und Mittelamerika, in: *WeltTrends. Zeitschrift für internationale Politik* 17/66 (Mai/Juni 2009) 103–110; er betont – ebenso wie *Ruano*, Spanish 153 – die Rolle von José Medina Echavarría insbesondere für die Übersetzung von „Wirtschaft und Gesellschaft“ (1942 erschienen). Zur (nicht ganz rühmlichen) Rolle Marianne Webers bei dieser Übersetzung vgl. *Edith Hanke*, „Max Webers Schreibtisch ist nun mein Altar“. Marianne Weber und das geistige Erbe ihres Mannes, in: *Ay, Borchardt*, Faszinum 29–51, hier 46–47.

³² *Scaff*, Reception 57, 83–84.

gezwungenen Weber-Vertrauten, wie Albert Salomon, Max Rheinstein, Paul Honigsheim, Emil Lederer, Karl Loewenstein und Melchior Palyi, eine wichtige Rolle als Vermittler und Übersetzer. Für den Universitätsgebrauch wurden in den 1930er Jahren Übersetzungen angefertigt und oft nur in hektographierter Form verteilt³³. Edward Shils, Frank H. Knight und Talcott Parsons verband ein gemeinsamer intellektueller Enthusiasmus: Mit Weber glaubten sie, aus der üblichen Routine ausbrechen, enge Fachgrenzen überschreiten und zu großen Fragestellungen gelangen zu können³⁴. Daher sind in ihrer Bedeutung die großen, internationalen Weber-Konferenzen auch nicht zu unterschätzen³⁵.

Webers methodologischer Individualismus und sein Postulat der „Wertfreiheit“ bildeten stets einen starken Anziehungspunkt für Intellektuelle, der – je nach Konstellation – wissenschaftspolitisch bedeutsam werden konnte. Freiheit der Wissenschaft und des intellektuellen Diskurses konnten zu Forderungen gegen die Dominanz einer wissenschaftlichen Schulrichtung oder gegen staatliche Bevormundung werden. Vor allem in tiefgreifenden Umbruchphasen griffen Intellektuelle unterschiedlichster nationaler und kultureller Prägung auf die Gedankenwelt Max Webers zurück. Verbunden waren Weber und seine Rezipienten durch die Rolle des Intellektuellen – desjenigen, der gesellschaftliche, politische und sozioökonomische Transformationsprozesse analysiert, sie reflektierend begleitet und sie gegebenenfalls auch fördert.

3. Modernisierung und sozioökonomische Transformationsprozesse: Japan, Indien und Spanien

In den Sommerferien 1991 liest ein japanischer Banker Max Webers „Protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“. Darüber berichtet eine führende japanische Wirtschaftszeitung und legt uns nahe, dass die „Protestantische Ethik“ in Zeiten der Finanzskandale als moralische Erbauungsliteratur zur Hand genommen wurde³⁶. Erstmalig wurde die „Protestantische Ethik“ 1910 von dem Kyoter Ökonomen Shiro Kawada in Japan vorgestellt, in einem Buch mit dem bezeich-

³³ *Scaff*, Reception 61–62.

³⁴ *Scaff*, Reception 66.

³⁵ Hier eine Auswahl: die große Weber-Debatte anlässlich des 15. Soziologentages im Mai 1964 in Heidelberg; im Dezember 1964 eine große japanische Weber-Konferenz in Tokio; im Mai 1977 in Wisconsin, USA: Max Weber Colloquium and Symposia; 1979–1986 in Bad Homburg Fachkonferenzen über Max Webers Wirtschaftsethik der Weltreligionen; im März 1984 in New Delhi und Colombo; im September 1984 in London (DHI): „Max Weber und seine Zeitgenossen“; im Aug./Sept. 1985 die Weber-Sektion beim Internationalen Historikertag in Stuttgart; 1985 in Warschau: internationale Weber-Konferenz; im März 1990 in Moskau: Max Weber-Tagung; im März 1993 in München: Japan und Max Weber; im Mai 2003 in Uppsala: „Max Weber's Relevance as a Theorist of Politics“; im Juni 2004 in London: „Max Weber and the Spirit of Modern Capitalism“.

³⁶ Der Bericht erschien – wie *Schwentker*, Japan 4, Anm. 14, mitteilt – unter der Überschrift: „Max Weber im japanischen Bad“, in: *Nihon Keizai Shinbun* vom 13. Sept. 1991.

nenden Titel „Der kapitalistische Geist“³⁷. Die außerordentlich dichte und intensive Weber-Rezeption in Japan hat Wolfgang Schwentker dargestellt und ein Erklärungsmodell angeboten, dem ich hier folge³⁸. Japan hat seit der Meiji-Restauration 1868 einen ungeheuren politischen und sozioökonomischen Strukturwandel von einem feudalen, nahezu abgeschlossenen Agrarstaat hin zu einem hochentwickelten Industriestaat und einer international agierenden Großmacht vollzogen. Dabei hat sich Japan in der Umbruchphase vielfach an europäischen Vorbildern in Gesetzgebung und Organisationsformen orientiert, besonders an Preußen und dem Deutschen Kaiserreich mit ihren strukturell vergleichbaren Bedingungen. So wurde in Japan beispielsweise auch ein direktes Pendant zum „Verein für Socialpolitik“ geschaffen. Hier fand 1905 auch die erste belegbare Weber-Nennung statt³⁹. Weber ist – auch wegen des Wissenschaftler-Austausches – zunächst hauptsächlich von Ökonomen rezipiert worden. In den intellektuellen Diskussionen der 1920 und 1930er Jahre und dann unter etwas anderen Vorzeichen nach dem 2. Weltkrieg ging es vorrangig um die Verarbeitung und Erklärung des rasanten sozioökonomischen Transformationsvorganges. Man nutzte Webers methodologisches Instrumentarium und seine vergleichenden Studien zur „Wirtschaftsethik der Weltreligionen“, um sich an seiner Rationalisierungskonzeption und seiner Theorie der Moderne abzuarbeiten. Dabei stand die Frage der Entstehung des japanischen Kapitalismus im Vordergrund. 1938 wurde dann auch die Übersetzung der „Protestantischen Ethik“ vorgelegt⁴⁰. In den Debatten knüpften linke und bürgerliche Sozialwissenschaftler gleichermaßen an die Analysen von Marx und Weber an. So führte der Wirtschaftshistoriker Kazuhiko Sumiya die spielerische Formel „Ma(r)x Weber“ ein, die in Japan zum geflügelten Wort geworden ist⁴¹. Das chinesische Schriftzeichen für Max und Marx (= Ma) ist dasselbe⁴². Das chinesische Schriftzeichen für Max und Marx (= Ma) ist dasselbe⁴².

In Japan dominierten in der Zeit nach dem 2. Weltkrieg zunächst die Marxisten die Diskussion und warfen den Weber-Befürwortern vor, sie würden einem Analysten des untergehenden Kapitalismus folgen. Spöttisch wurden die bürgerlich-liberalen Weber-Anhänger als „Modernisten“ bezeichnet. Führend in dieser intellektuellen-Gruppe waren der Wirtschaftshistoriker Hisao Otsuka, der Politikwissenschaftler Masao Maruyama und der Rechtswissenschaftler Takeyoshi Kawashima⁴³. Sie setzten sich dafür ein, dass Japan dem Vorbild des Westens

³⁷ Schwentker, Japan 343.

³⁸ Schwentker, Japan; Edith Hanke, Max Weber und Japan, in: Europäische Erinnerungsorte 3 (München 2012) 235–241; im Folgenden zitiert: Hanke, Japan.

³⁹ Tokuzō Fukuda, Brentano-Schüler, berichtete über die Generalversammlung des Vereins für Socialpolitik 1905 in Mannheim, in: Zeitschrift der staatswissenschaftlichen Vereinigung 19/12 (1905) 83–98; vgl. die Angaben bei Schwentker, Japan 2.

⁴⁰ Schwentker, Japan 362–363. – Das Widmungsexemplar des Übersetzers Tsutomu Kajiyama an Werner Sombart befindet sich in der Max Weber-Arbeitsstelle, BAfW München.

⁴¹ Schwentker, Japan 26. Sumiya lehrte historische Soziologie an der Rikkyō-Universität.

⁴² Dazu Kolonko, China 161, Anm. 13, die davon berichtet, dass Max Weber in China als Gegenpol zu Marx akzentuiert wurde: „Yi Ma (ke-si Wei-bo) fan Ma (ke-si)“ (Mit Max gegen Marx).

⁴³ Schwentker, Japan 30.

folgen und den Weg zu einer bürgerlich-demokratischen Gesellschaft einschlagen müsse⁴⁴. In der Auseinandersetzung um die Entstehung des japanischen Kapitalismus beanspruchte man Weber zunehmend für die Doppeldeutigkeit der japanischen Moderne, im Zusammenspiel von Modernität und Tradition. Hierin sieht Schwentker die Besonderheit der japanischen Weber-Rezeption: Japan als zugleich hochgradig moderne und traditionale Gesellschaft⁴⁵ fand in Webers Theorien und – das möchte ich hier betonen – in ihrer spezifischen Abwandlung eine Möglichkeit, den besonderen Weg in die Moderne intellektuell aufzuarbeiten und zu legitimieren. Nach dem Höhepunkt in den 1960er Jahren ähnelte die japanische Weber-Rezeption mit den kulturkritischen Tönen zunächst der westeuropäischen, während in den letzten Jahrzehnten die bewusste Abkehr von europäischen Erklärungsmustern eine Rolle spielte. Unter dem Stichwort „konfuzianischer Kapitalismus“ wird nun zunehmend der wirtschaftliche Erfolg Japans und der Tigerstaaten erklärt⁴⁶. Blickt man auf die Modernisierungs- und Kapitalismusthese, so kann man Japans Umgang im Vergleich zu anderen Ländern als sehr selbstbewusst bezeichnen.

Anders verlief die Entwicklung in Indien, das typisch für die Problemlage von sog. Schwellenländern ist. Für eine Konferenz im indischen Hyderabad, die im Februar 1966 stattfand und von der amerikanischen Ford-Foundation finanziert wurde, stellten die beiden Organisatoren, Charles und Zora Loomis, die entscheidenden Fragen: „Under what conditions, if any, can India hope to become an industrial nation? Does such a process require a radical break with the past? [...] Does a radical break with the past, if at all necessary, require a Communist solution? Or, are there aspects of the Indian tradition which are favourable to industrial development?“⁴⁷ Die Hauptfragen waren also, ob und wie Indien zu einer Industrialisation werden kann und welche eigenen Traditionen auf diesem Weg gegebenenfalls geopfert werden müssen. Diejenigen, die Webers Kapitalismus-These gelesen hatten, begriffen sie zunächst als Erklärung für einen spezifisch europäischen Weg in die Moderne, von dem andere Kulturen wegen der fehlenden kulturellen, historischen und ethisch-religiösen Voraussetzungen prinzipiell ausgeschlossen waren. So wurde hier Webers „Protestantische Ethik“ in der Kombination mit der Studie „Hinduismus und Buddhismus“ zunächst interpretiert⁴⁸. Bei der Tagung in Hyderabad wurde Weber unter dem Einfluss der amerikanischen Sponsoren umgedeutet zum Agenten des kapitalistischen Fortschritts und nach indischen „funktionalen Äquivalenten“ zur protestantischen Ethik gesucht⁴⁹.

⁴⁴ Schwentker, Japan 348.

⁴⁵ Schwentker, Japan 13.

⁴⁶ Vgl. Hanke, Japan 238.

⁴⁷ Hier zitiert nach Kantowsky, India 164. Der Bericht des Ehepaars Loomis erschien 1969.

⁴⁸ Kantowsky, India 141, 143; die „Protestantische Ethik“ nach der Übersetzung von Parsons und „Hinduismus und Buddhismus“ nach der amerikanischen Ausgabe von Gerth und Martindale.

⁴⁹ Robert N. Bellah hatte in seinem Buch „Tokugawa Religion“ (1957) zuerst nach „funktionalen Äquivalenten“ zur protestantischen Ethik in Japan gesucht und sie insbesondere im japanischen Buddhismus gefunden.

Man kam hier auf die etwas abwegige Idee, dass Mahatma Gandhi als Asket dem Puritaner der innerweltlichen Askese bei Max Weber entsprechen könne⁵⁰.

Aber nicht nur in Asien gab es Befürchtungen, den Sprung in die Moderne und den Anschluss an die industrialisierten Großmächte verpasst zu haben. Auch im Spanien der 1920er Jahre las Ramiro de Maetzu die „Protestantische Ethik“ mit der Absicht, die Niederlage im Spanisch-amerikanischen Krieg von 1898 erklären und positiv überwinden zu können⁵¹. Gründe sah er in der fehlenden ökonomischen Moral der Spanier und der wirtschaftlichen Überlegenheit der USA – für ihn das Inbild des modernen Kapitalismus. Er sah die Lösung in einem bourgeois-ökonomischen Ethos und einer traditional-katholischen Gesellschaftsordnung. Beides zusammen sollte den wirtschaftlichen Fortschritt Spaniens ermöglichen und zugleich Traditionen wahren. Diese konservativ-europäische Sicht weist gewisse Parallelen zur japanischen Rezeption auf.

Die Wirkungsgeschichte von Webers Theorie der Moderne gehört aber nicht nur in die entfernte Vergangenheit. Auch nach dem Fall des Eisernen Vorhangs hat man sich gefragt, welche Voraussetzungen schnell geschaffen werden müssen, um den Anschluss an die westlich-kapitalistische Welt zu erreichen. Die Frage nach den funktionalen Äquivalenten zur „Protestantischen Ethik“ wurde daher auch in den Nachfolgestaaten der Sowjetunion gestellt⁵².

Deutlich wird an den genannten Beispielen, dass bei der Bewältigung von Modernisierungs- und Industrialisierungsprozessen und ihrer intellektuellen Reflexion die „Protestantische Ethik“ eine ganz entscheidende Rolle gespielt hat und auch immer noch spielt, was man beispielsweise an der Vielzahl der aktuellen brasilianischen Ausgaben ablesen kann⁵³. Vielleicht erklärt dies auch, weshalb die „Protestantische Ethik“ in unendlich viele Sprachen übersetzt worden ist und als das weltweit meistgelesene Werk Max Webers gilt.

4. Politische Umbrüche und Legitimationskrisen: Sowjetunion, Polen, DDR, China, Iran und Arabellion

Zu Beginn des Abschnitts stehen provokative Fragen: Ist die Weber-Rezeption ein Indikator für gesellschaftspolitische und politische Erosions- und Neuordnungsprozesse? Ist die Beschäftigung mit Max Weber in autoritativen politischen Systeme-

⁵⁰ Kantowsky, India 165.

⁵¹ Ruano, Spanisch 135–146.

⁵² Frank Ettrich, Klaus Lichtblau, Johannes Weiß, Editorial zum Sonderheft „Max-Weber-Symposium in Erfurt“, in: Berliner Journal für Soziologie 3 (1995) 283–286, hier 285 über den im Heft publizierten Beitrag von Wolfgang Schluchter.

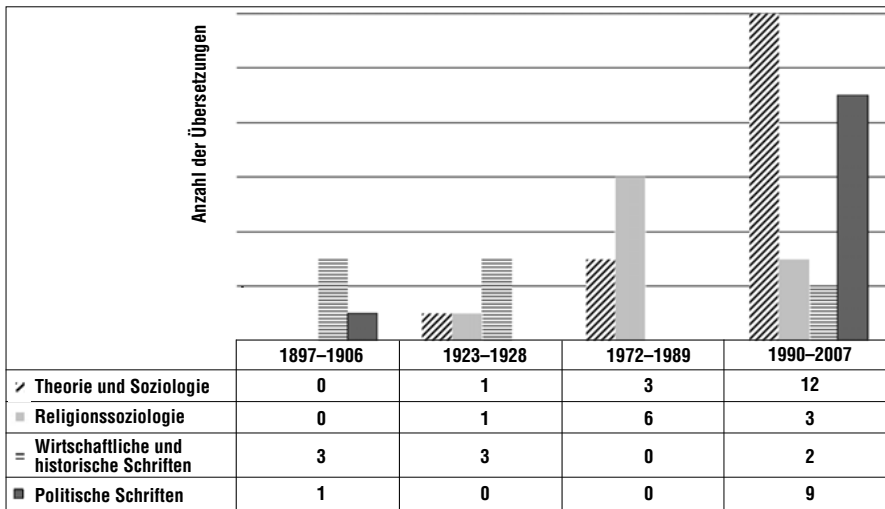
⁵³ Sérgio da Mata gibt in seiner Aufstellung der Weber-Übersetzungen in Brasilien (24. Mai 2010) vier verschiedene Ausgaben an. Neben der ältesten Ausgabe bei Pioneira (São Paulo 1967, 11996) die Taschenbuchausgabe bei Martin Claret (São Paulo 2002) auch die kritische Ausgabe mit beiden Textfassungen bei Cia das Letras (São Paulo 2004) sowie eine weitere Ausgabe bei Centauro (São Paulo 2001).

men ein Indiz für innere Wandlung und politische Umbrüche? Ein Blick auf die Weber-Rezeption zur Zeit des Kalten Krieges und auf aktuelle Entwicklungen liefert dazu einige Stichworte.

a. Max Weber und der Kalte Krieg

Parallel zum weltweiten Siegeszug des Kapitalismus wurde Max Weber nach dem 2. Weltkrieg insbesondere durch die Dominanz der US-amerikanischen Soziologie zum bürgerlich-kapitalistischen Chefideologen stilisiert. An der Aufmachung der US-amerikanischen Übersetzung der „Konfuzianismus“-Studie ist z. B. ablesbar, wie Webers wissenschaftliche Arbeiten zur Behauptung der Vorrangstellung des westlichen Wirtschafts- und Gesellschaftssystems eingesetzt worden sind⁵⁴. Der Dualismus von kapitalistischem und sozialistischem Gesellschaftssystem wurde auf theoretisch-ideologischer Ebene als Kontroverse Marx-Weber ausgetragen – dies ist die Hintergrundmelodie des Kalten Krieges. Angefeindet wurde Weber als der „klassenbewußte Bourgeois“⁵⁵ und Vertreter einer „spätbürgerlichen Sozialwissenschaft und Gesellschaftstheorie“⁵⁶.

Abb. 2: Russische Übersetzungen 1897–2007



⁵⁴ Auf dem Cover zur amerikanischen Übersetzung von Webers „Konfuzianismus und Taoismus“ heißt es: „A classical sociological inquiry into the structure and value system of Chinese society, its politics, customs, religion, culture, and the reasons why capitalism developed in the West but not in China.“ Vgl. *Max Weber, The Religion of China. Confucianism and Taoism*, with an introduction for this edition by C.K. Yang (New York, London 1964).

⁵⁵ So die Selbstaussage Max Webers in frühen Jahren; vgl. *Max Weber, Die deutschen Landarbeiter*, Korreferat beim 5. ESK, 16. Mai 1894, in: MWG I/4 (Tübingen 1993) 335.

⁵⁶ So bei Wolfgang Küttler, *Friedrich Hauer, Max Weber (1864–1920) – Leben, Werk und Wirken*, in: *Max Weber, Rationalisierung und entzauberte Welt. Schriften zu Geschichte und Soziologie* (Leipzig 1989) 5–44, Zitat 5.

Am Beispiel Russlands bzw. der Sowjetunion lässt sich anhand der zwischen 1897 und 2007 angefertigten Weber-Übersetzungen die Abhängigkeit von Übersetzungen und Phasen der politischen Öffnung, der Eiszeit und des „Tauwetters“, aber auch der politischen Erosionsprozesse plastisch veranschaulichen. Wie schon erwähnt, gab es in Russland die allerersten Übersetzungen weltweit und dies bereits zu Webers Lebzeiten. Die beiden Börsenschriften (1894/96) wurden nahezu zeitgleich in Russisch veröffentlicht, nämlich 1897. 1904 folgten „Die sozialen Gründe des Untergangs der antiken Kultur“ und 1906 Webers Schrift über die Russische Revolution von 1905. Anlässlich der revolutionären Ereignisse hatte Weber innerhalb weniger Monate selber Russisch gelernt, und es bestanden gute Kontakte zu russischen Gelehrten, z.B. dem Jellinek-Schüler Bogdan Kistiakowski oder zum Ökonomen und Mitglied der Konstitutionellen-Demokraten Aleksandr Kaufman, aber auch zu politischen Emigranten der Russischen Lesehalle in Heidelberg. Erst mit dem Weltkrieg und der sozialistischen Revolution 1917 wurde Webers Haltung schärfer. Er wollte nicht, dass Deutschland unter die „Russische Knute“⁵⁷ komme und äußerte eine tiefe Skepsis gegenüber dem Bolschewismus. In einem Wiener Kaffeehaus im Sommer 1918 platzte es bei einer erhitzten Debatte aus Weber heraus: Er hielt das sozialistische Experiment in Russland im damaligen Entwicklungsstadium für ein Verbrechen und war überzeugt, dass der eingeschlagene Weg „über unerhörtes menschliches Elend gehen und in einer fürchterlichen Katastrophe enden“ würde – ein „Laboratorium mit gehäuften Menschenleichen“⁵⁸. Fast meint man, Weber habe die späteren Gräueltaten Stalins schon vor Augen gehabt. Bevor der eigentliche stalinistische Terror einsetzte, konnten in den Jahren 1923 bis 1928 noch fünf Weber-Übersetzungen erscheinen: „Die Stadt“, die „Wirtschaftsgeschichte“, die „Agrarverhältnisse im Altertum“, die „Typen der Herrschaft“ und schließlich eine Teilübersetzung der „Protestantischen Ethik“, letztere – Ironie der Geschichte – in der Moskauer Zeitschrift „Ateist“⁵⁹.

Während des Stalinismus gab es keine weiteren Weber-Übersetzungen. Nur im Jahr 1951 findet sich eine kurze Erwähnung in der „Großen Sowjetenzyklopädie“, aus der Johannes Weiß, der sich intensiv mit der Weber-Rezeption im Marxismus befasst hat, zitiert. Dort wurde Weber als „reaktionärer deutscher Soziologe, Historiker und Ökonom, Neukantianer, boshaftester Feind des Marxismus“ und „Apologet des Kapitalismus“ titulierte⁶⁰. Forschungsliteratur über Weber wurde nicht genannt, nur Lenins Kommentar zu Webers Russlandschriften wie-

⁵⁷ Brief Max Webers an Otto Crusius vom 24. Nov. 1918, in: *Max Weber, Briefe 1918–1920* (MWG II/10, Tübingen 2012) 320.

⁵⁸ *Felix Somary, Erinnerungen aus meinem Leben* (Zürich 1959) 171.

⁵⁹ *Max Weber, Die Stadt* (Petrograd 1923); *Wirtschaftsgeschichte* (Petrograd 1923); *Agrargeschichte der alten Welt [Agrarverhältnisse im Altertum]* (Moskau 1925); *Typen der legitimen Herrschaft*, in: V. Zombart, *Sociologija* (Leningrad 1926) 134–138; *Teilübersetzung der Protestantischen Ethik*, in: *Ateist* (Moskau) 25 (1928) 16–18; 26 (1928) 19–31; 30 (1928) 43–72; alle als Kopie in der Max Weber-Arbeitsstelle, BAfW München.

⁶⁰ Weiß, *Marxistische Rezeption* 28.

dergegeben, die dieser als „professorale Weisheit der feigen Bourgeoisie“ abgetan hatte⁶¹. Unbekannt sind die Hintergründe für die Übersetzung der „Protestantischen Ethik“ durch M.I. Levina 1972, die sich auf eine ältere Übersetzungsvorlage ihres Lehrers Aleksandr I. Neusychin (1898–1969) stützen konnte, die offenbar seit den 1920er Jahren liegen geblieben war⁶². Die vollständige Übersetzung der „Protestantischen Ethik“ lag dann 1985 vor. Sie und das religionssoziologische Kapitel aus „Wirtschaft und Gesellschaft“ sowie „Einleitung“ und „Zwischenbetrachtung“ der „Wirtschaftsethik der Weltreligionen“ wurden im selben Jahr „für den internen Dienstgebrauch“ im Vorfeld des Internationalen Historikertages in Stuttgart von der Moskauer Akademie der Wissenschaften angefertigt⁶³.

Erst mit dem Generalsekretär der KPdSU Gorbatschow und dem durch ihn eingeleiteten Wandel (Stichworte „Glasnost“ und „Perestrojka“) setzte ab 1989 eine rege und bis heute anhaltende Übersetzungstätigkeit ein⁶⁴. Die erste Textauswahl erschien 1990 im Moskauer Verlag Progress und wurde von den beiden Wissenschaftlern Jurij Davydov und Piama Gaidenko herausgegeben. Zeichen des Wandels war es auch, dass beide 1992 als Gäste der „Heidelberger Max Weber-Vorlesungen“ nach Deutschland kamen. Neben den bereits in den 1920er Jahren bekannten Weber-Texten wurden nun in der Russischen Föderation auch Teile von „Wirtschaft und Gesellschaft“ vorgelegt, insbesondere die Kapitel „Stände und Klassen“ sowie die „Ethnischen Gemeinschaften“ – möglicherweise zur Erklärung des aktuellen politischen Wandels vom Einheits- zum Vielvölkerstaat und seinen Problemen. Außerdem wurden übersetzt Webers „Sozialismus“-Vortrag, seine „Gesammelten politischen Schriften“, einschließlich „Parlament und Regierung im neugeordneten Deutschland“, sowie seine frühe Schrift über die „Lage der Landarbeiter im ostelbischen Deutschland“⁶⁵.

Den Verlauf der russischen Weber-Übersetzungen kann man idealtypisch zuspitzen: In den Staaten des Ostblocks mit einer Lenkung der Wissenschaft war eine Auseinandersetzung mit Max Weber nur in Zeiten der Öffnung bzw. der vorsichtigen Liberalisierung möglich. Typisch ist auch, dass die Übersetzungen an staatlichen Instituten und unter staatlicher Kontrolle vorgenommen und nicht in den allgemeinen Umlauf gebracht wurden. Davon zeugt das maschinenschriftlich vorliegende Exemplar der „Protestantischen Ethik“ der „Akademie der Wissen-

⁶¹ Weiß, *Marxistische Rezeption* 29.

⁶² Vgl. Jurij N. Davydov, Piama P. Gaidenko, Rußland und der Westen. Heidelberger Max Weber-Vorlesungen 1992 (Frankfurt a. M. 1995) 204; im Folgenden zitiert: Davydov, Gaidenko, Rußland; dort auch konkrete Angaben zu ihren Übersetzungen, die 1972/73, dann 1980 und 1990 in den Sammelband von Davydov aufgenommen worden sind.

⁶³ Vgl. unten 300, Anm. 66.

⁶⁴ Im sog. „kleinen Druck“ konnte vorher die erste Übersetzung von „Wissenschaft als Beruf“ von Piama Gaidenko, in: *Das Schicksal der Kunst und der Kultur im westeuropäischen Denken des 20. Jahrhunderts* (Moskau 1979) erscheinen. Dies aber auch mit dem Stempel „Nur für den internen Dienstgebrauch“, vgl. Davydov, Gaidenko, Rußland 215.

⁶⁵ Eine Liste der neueren russischen Weber-Übersetzungen von 1990 bis 2007 verdanke ich Frau Dr. Elena Pribytkova, Juni 2009.

schaften der UdSSR“, das auf dem Titelblatt den Hinweis trägt: „zum dienstlichen Gebrauch“⁶⁶. Eine Kenntnis und ein ideologisches Abarbeiten am Klassenfeind schienen hingegen notwendig, wie das Beispiel der Übersetzungen für den Historikertag 1985 zeigt. Die Dichotomie Karl Marx–Max Weber hat die wissenschaftliche Ost-West-Debatte über Jahrzehnte geprägt. Lange hat sich auch das Argument gehalten, die Max Weber-Gesamtausgabe wäre als Gegenausgabe zur Marx-Engels-Gesamtausgabe ins Leben gerufen worden. Wissenschaftspolitisch war sie von ihren Gründern in den 1970er Jahren allerdings nicht gegen die MEGA, sondern gegen die damals dominante Sozialphilosophie in der Bundesrepublik Deutschland gerichtet. Mit Weber wollte man die empirische Soziologie in der westdeutschen Wissenschaftskultur stärken. Daher auch der feine Unterschied im Kürzel: MWG statt MWGA⁶⁷.

Ausgehend von der russisch-sowjetischen Übersetzungskultur möchte ich auf einige Unterschiede in Polen und der DDR hinweisen. Mit dem Aufkommen der *Solidarność*-Bewegung 1980 scheint in Polen eine verstärkte Auseinandersetzung mit Max Weber eingesetzt zu haben. Zdzisław Krasnodebski gibt einen plastischen Eindruck von den Verhältnissen in Polen Ende 1981, zur Zeit des Kriegsrechts unter General Jaruzelski: „Als vor dem Institut für Soziologie der Warschauer Universität immer noch zwei Soldaten und zwei Milizionäre mit Gewehren standen, die ab und zu unsere Taschen nach Untergrundflugblättern und dergleichen durchsuchten, haben wir einmal die Woche ein Weber-Seminar abgehalten.“⁶⁸ In Polen gab es eine starke Gegenöffentlichkeit. Nicht-offizielle Schriften wurden in den Jahren 1976 bis 1990 im sog. „Zweiten Umlauf“ verbreitet, d. h. ohne die Zustimmung der Zensurbehörden und meist ohne Nennung des tatsächlichen Autorennamens⁶⁹. Bereits in den ausgehenden 1970er Jahren wurden in den Universitätsseminaren über philosophische und ökonomische Theorie

⁶⁶ Weiterhin hieß es auf dem Titelblatt (Transkription): „Max Weber und die Methodologie der Geschichte (Protestantische Ethik). Zum XVI. Internationalen Kongress der Geschichtswissenschaften (Stuttgart, FRG, 1985)“. Moskau 1985. – „Nur für den internen Dienstgebrauch“ lautete der Stempel der sog. Spezchan. Die Exemplare (auch die Weber-Übersetzungen vor 1990) wurden nur in geringer Auflage vom Institut für wissenschaftliche Information (INION) herausgegeben. Der Zugang erfolgte nur in besonderen Bibliotheksabteilungen und mit mehreren schriftlichen Genehmigungen. Vgl. *Davydov, Gaidenko*, Rußland 204, 215; dort auch viele Informationen zu den Rahmenbedingungen der Weber-Rezeption in den 1930er und dann in den 1970er Jahren folgende. Die Rezeption fand nicht in der ‚offiziellen‘ Soziologie, sondern in der Kunstsoziologie statt. Man suchte nach dem „ganzen“ (philosophisch-ethischen) Weber und analysierte mit seiner Bürokratie-Theorie die Strukturen des Totalitarismus.

⁶⁷ *Edith Hanke, Gangolf Hübinger, Wolfgang Schwentker*, Die Entstehung der Max Weber-Gesamtausgabe und der Beitrag von Wolfgang J. Mommsen, in: *Geschichtswissenschaft im Geist der Demokratie. Wolfgang J. Mommsen und seine Generation*, hrsg. v. *Christoph Cornelißen* (Berlin 2010) 207–238, hier 210–211.

⁶⁸ *Zdzisław Krasnodebski*, Max Weber und Osteuropa, in: *Berliner Jahrbuch für Soziologie* 3 (1995) 367–378, Zitat 367.

⁶⁹ Vgl. die Einführung von *Angela Murche-Kikut*, in: *Monographien im polnischen Zweiten Umlauf 1976–1990*, hrsg. v. der Forschungsstelle Osteuropa an der Universität Bremen (Stuttgart 2008) 9–15; im Folgenden zitiert: *Murche-Kikut*, *Zweiter Umlauf*.

nicht mehr Marx und Engels, sondern u. a. Max Weber gelesen – und zwar in deutscher Sprache. Übersetzungen lagen dagegen erst seit 1984/85 vor. Krasnodebski berichtet, dass Anfang der 1980er Jahre insbesondere die Warschauer Intelligentsia nach analytischen Mitteln gesucht habe, um die starke religiöse Bewegung im eigenen Land erklären zu können. Webers religionssoziologische Schriften seien daraufhin geprüft worden. Interesse hätte auch Webers politische Soziologie, insbesondere die Gegenüberstellung von Gesinnungs- und Verantwortungsethik, gefunden. Krasnodebski stellt der Ausgabe der politischen Schriften Max Webers von 1987 (veröffentlicht im „Zweiten Umlauf“)⁷⁰ das Buch des Rektors der 1984 gegründeten „Akademie der Sozialwissenschaften“ mit dem Titel „Politik, Macht, Herrschaft in der Theorie Max Webers“ gegenüber⁷¹. In diesem Buch wirbt der hohe Parteifunktionär offenbar für ein kreativ-positives Verhältnis des Marxismus-Leninismus zu Max Weber. Dies scheint der staatlich gesteuerte Versuch gewesen zu sein, das Weber-Feld offiziell zu besetzen und den oppositionellen Strömungen entgegenzuwirken⁷². Eine ähnliche Lage wird uns später noch in China begegnen.

Etwas anders verlief die Weber-Rezeption in der DDR. Obwohl es hier keine Sprachbarriere gab, war die Macht des Eisernen Vorhangs deutlich spürbar. Umso deutlicher lässt sich hier die Bedeutung Max Webers in der Umbruchphase erkennen. In der DDR setzte Anfang der 1980er Jahre eine bis dahin undenkbbare Weber-Rezeption ein, weniger in der Soziologie, sondern in der Geschichtswissenschaft. DDR-Wissenschaftler veranstalteten Weber-Konferenzen in Ostberlin (1984) und in Erfurt (1989) und nahmen 1985 am Internationalen Historikertag in Stuttgart, in der sog. BRD, teil⁷³. Der 125. Geburtstag Max Webers lieferte im April 1989 die Gelegenheit zu einem internationalen Symposium⁷⁴. Weber wurde einer breiteren Öffentlichkeit bekannt gemacht. Sonderhefte erschienen, und sogar das Zentralorgan des ZK der SED, das „Neue Deutschland“, berichtete über den bis dahin verpönten Max Weber⁷⁵. Sieben Monate später fiel die Mauer. Es

⁷⁰ Veröffentlicht von Marek Dębski (= Ps. für Zdzisław Krasnodebski) unter dem Titel: *Polityka jako zawód i powołanie* (Warschau 1987); aufgeführt als Nr. 3024 in: *Murche-Kikut*, Zweiter Umlauf 394.

⁷¹ *Marian Orzechowski*, *Polityka, władza, panowanie w teorii Maxa Webera* (Warschau 1984).

⁷² *Zdzisław Krasnodebski*, Die Max Weber-Rezeption in Polen, in: *Weiß*, Weber heute 187–199, bes. 195–196, sowie *Maria Chwalisz-Konieczka*, Die Max-Weber-Rezeption in der polnischen Soziologie (Diss., Hannover 1993).

⁷³ Zur Ostberliner Tagung und zur Teilnahme von DDR-Historikern am 16. Internationalen Historikertag in Stuttgart vgl. *Ettrich*, DDR 397. Veröffentlicht wurde das Referat von *Wolfgang Küttler*, *Gerhard Lozek* (Akademie der Wissenschaften der DDR, Zentralinstitut für Geschichte), Der Klassenbegriff im Marxismus und in der idealtypischen Methode Max Webers, in: *Jürgen Kocka* (Hrsg.), *Max Weber, der Historiker* (Göttingen 1986) 173–192.

⁷⁴ Das wissenschaftliche Symposium im April 1989 in Erfurt wurde von 61 Teilnehmern aus der DDR „der ČSSR und der BRD“ besucht; vgl. *Dietmar Wittich*, Das Geburtshaus Max Webers in Erfurt. Statt einer Einladung, in: Informationen zur soziologischen Forschung in der DDR, hrsg. v. der Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim Zentralkomitee der SED 25 (1989), Sonderheft „Max Weber – Dialog und Auseinandersetzung“ 5–10, hier 5.

⁷⁵ Dazu *Ettrich*, DDR 399, auch mit weiteren Publikationen zu Max Weber.

wäre übertrieben, Weber für den Einsturz der Mauer verantwortlich zu machen, aber es ist hochspannend, dass der politische Veränderungsprozess auf intellektueller Ebene mit einer verstärkten Weber-Auseinandersetzung einherging. Rückblickend schreibt der Erfurter Soziologe Frank Ettrich: Max Weber wurde „zum Medium wissenschaftlicher Selbstverständigung und Identitätsfindung, wo sich neben der Erosion und dem Verfall der offiziellen marxistisch-leninistischen Ideologie zugleich Skepsis und zunehmende Ablehnung gegenüber dem Anspruch auf philosophische Totalerkenntnis einstellte“⁷⁶.

Weber dient also 1) den systemkritischen Intellektuellen zur individuellen und semi-öffentlichen Selbstverständigung – dies geschieht zumeist über die methodologischen Schriften, insbesondere über Webers Postulat der Werturteilsfreiheit⁷⁷. 2) Weber gibt den im System befindlichen Wissenschaftlern die Möglichkeit, den Anschluss an internationale Diskussionen und universale Wissenschaftsstandards aufzubauen, und 3) gibt er den Partei- und Kaderintellektuellen einen externen Impuls, über Chancen und Grenzen der Reformierbarkeit des Systems nachzudenken. Letzteres war vor allem in China der Fall.

b. Max Weber und die Reformdebatten in China

Die Öffnungs- und Reformpolitik Deng Xiaopings schuf seit Anfang der 1980er Jahre ein Klima für eine insbesondere von Intellektuellen geführte Reformdebatte. Dabei kam Weber – mehr durch einen Zufall – in den Blickpunkt der höchsten Parteietagen⁷⁸. Über den Internationalen Historikertag in Stuttgart im Spätsommer 1985 berichteten die Delegierten dem Generalsekretär der KP Hu Yaobang. Drei Tage lang sei über das Werk und die Theorie Max Webers debattiert worden, und man sei vollständig uninformatiert gewesen. Daraufhin wurde quasi von ganz oben die Order ausgegeben, die Schriften Max Webers zu übersetzen und die Forschung zu intensivieren. Die „Weber-Lücke“ sollte geschlossen werden. Übersetzungen wurden nun mit Hochdruck gefördert.

Dabei spielte die Weber-Expertin Rongfen Wang eine wichtige Rolle. Nach dem Ende der großen Kulturrevolution wurde sie Dozentin für Soziologie an der Chinesischen Akademie für Sozialwissenschaften in Peking und übersetzte als ausgebildete Germanistin Max Weber, u. a. Teile von „Wirtschaft und Gesellschaft“ und von „Konfuzianismus und Taoismus“ sowie die beiden Reden „Wissenschaft“ und „Politik als Beruf“⁷⁹. Als kritische Intellektuelle spielte sie eine entscheidende Rolle bei der Prägung des Weber-Bildes. 1985 hielt sie vor mehr als 3 000 Zuhörern einen Weber-Vortrag im Rahmen eines Weber-Forums, das von

⁷⁶ Ettrich, DDR 381.

⁷⁷ Dies auch in Japan während der Militärdiktatur in den 1930er Jahren; vgl. *Schwentker*, Japan 25.

⁷⁸ Vgl. bes. *Kolonko*, China 157; *Wang*, Cäsarismus 167–168.

⁷⁹ Weber-Übersetzungen von *Rongfen Wang*: „Klassen und Stände“ (1988); „Politik als Beruf“ (1989); „Wissenschaft als Beruf“ (1989) und „Politik als Beruf“ mit Informationen zur deutschen und chinesischen Weber-Rezeption (1989). Zu den Nachweisen vgl. *Wang*, Cäsarismus 166, Anm. 16, 18, 19.

der Zeitschrift „Dushu“ und dem Peking Studentenverein veranstaltet worden war. 1986 wurde in einer überregionalen und vielgelesenen Tageszeitung ein Interview mit ihr veröffentlicht – unter der programmatischen Überschrift: „Das Weber-Fieber und die politische Demokratisierung“. Frau Wang bezog sich in dem Interview auf Webers historische Analyse des zentralistischen Einheitsstaates in China, der eine reiche Vielgestaltigkeit zerstört und die sozioökonomische Entwicklung gehemmt habe. Dies war eine historisch verpackte Kritik am aktuellen Zentralismus der Volksrepublik. Außerdem betonte Rongfen Wang mit Weber die „geistige Antriebskraft“ hinter jeder historischen Entwicklung⁸⁰ – dies als eine freie Übertragung von Webers kapitalistischem „Geist“ auf die chinesischen Verhältnisse. In kurzer Zeit erschienen Übersetzungen und Arbeiten über Max Weber. Die „Protestantische Ethik“ war im Oktober 1986 in Peking innerhalb von wenigen Stunden vergriffen. In einem kleinen Zeitfenster bis zum Massaker auf dem Platz des Himmlichen Friedens am 4. Juni 1989 war eine Reformdebatte unter Intellektuellen, auch unter dem Schutz von Hu Yaobang möglich, dessen Tod im April 1989 die Studentenunruhen ausgelöst hatte⁸¹. Die Debatte erstarb schlagartig, und Rongfen Wang verließ anlässlich einer geplanten und dann nach Deutschland verlegten Weber-Konferenz das Land. Sie kam nicht mehr nach China zurück. In Deutschland wurden ihre akademischen Titel nicht anerkannt, so dass sie neu anfang und zwar mit einer Dissertation über Max Weber, hier allerdings in Verarbeitung ihrer eigenen Enttäuschungen. Weber sei in den Debatten um die Neuorientierung Chinas von den Neo-Autoritaristen mit seinem Konzept des charismatischen Führertums letztlich ein Verhinderer einer umfassenden Demokratisierung gewesen⁸². Mit anderen Worten: Die Partei-Intellektuellen wollten schnelle, staatlich dirigierte Reformen durchführen und nutzten Weber dazu offenbar in diesem Sinne. Gegenüber diesen regimetreuen Intellektuellen gingen die kritischen Intellektuellen, die nicht nur einen wirtschaftlichen, sondern einen politischen Wandel anstrebten, als Verlierer aus der Reformdebatte hervor. Reformwege scheiden sich – wie man hieran sieht – manchmal auch an unterschiedlichen Weber-Interpretationen.

*c. Max Weber und der Aufbruch in den islamischen Gesellschaften:
Iran und Arabellion*

Am 25. August 2009 musste sich der Reformintellektuelle Said Hajjarian bei einem Schauprozess in Teheran wegen einer unkritischen Übernahme westlicher

⁸⁰ Vgl. Bettina Gransow, Geschichte der chinesischen Soziologie (Frankfurt a.M., New York 1992) 181–182 – dort auch erwähnt ein Interview mit Rongfen Wang in der von Intellektuellen gelesenen überregionalen Guangming-Tageszeitung am 25. Aug. 1986; vgl. auch Kolonko, China 159: „Die ‚Weber-Welle‘ und die Demokratisierung der Politik“.

⁸¹ Hu Yaobang (20.11.1915–15.4.1989): Vorsitzender der KP Chinas vom 29.6.1981 bis 17.1.1987 (gestürzt); vorher in der Reformfraktion um Deng Xiaoping.

⁸² Wang, Cäsarismus 172–187.

soziologischer Theorien öffentlich beim iranischen Volk entschuldigen⁸³. Er habe die Lehren unkritisch übernommen, vor allem die Lehren Max Webers. Es sei falsch gewesen, Webers Herrschaftsform des Sultanismus auf den Iran anzuwenden. Hajjarian, der unter dem Reformpräsidenten Chatami einer der höchsten Strategen war, wurde auch wegen der Verbreitung von Webers Theorien mit der Todesstrafe bedroht. Sein im Internet veröffentlichtes Geständnis wurde – so die Ansicht seiner Frau – im berüchtigten Evin-Gefängnis unter Folter erzwungen. Die Demonstrationen gegen den erkonservativen Präsidenten Ahmadinejad wurden offenbar genutzt, um die Köpfe der Reformbewegung zu eliminieren oder zumindest mundtot zu machen. Die Frage drängt sich auf, wieso Weber – neben Parsons, Habermas u. a. – Anklagepunkt in einem iranischen Prozess werden konnte. Welche Bedeutung messen ihm damit die jetzigen Vordenker des islamischen Gottesstaates zu? Eine Erklärung bietet der Exiliraner Mojtaba Mahdavi an, der von drei Wellen der Weber-Rezeption in Persien bzw. Iran spricht: die 1960er Jahre, 2005 und 2009⁸⁴. In Farsi liegen die „Protestantische Ethik“, „Wirtschaft und Gesellschaft“, „Politik als Beruf“ und die religionssoziologischen Schriften vor⁸⁵. Die „Protestantische Ethik“ wurde von den Reformintellektuellen politisch gedeutet, die deutsche Reformation als Aufstand gegen die Orthodoxie interpretiert und das demokratische Potential der puritanischen Sekten betont. Vermischt wurde diese Weber-Deutung mit dem Konzept der Zivilgesellschaft. Der religiöse Diskurs sollte von der staatlichen Ebene in die gesellschaftliche geholt werden. Ein neutraler Staat und eine religiös-islamische Zivilgesellschaft waren das Ziel der Reformintellektuellen und zugleich deren Kampfansage gegen das jetzige cäsaropapistische bzw. semi-cäsaropapistische Regime, wie Weber es nennen würde.

Ein letztes Beispiel. Im Juli 2011 erschien die arabische Übersetzung von Max Webers berühmten Reden „Wissenschaft“ und „Politik als Beruf“⁸⁶. Verantwortlich zeichnet die „Arab Organization for Translation“ in Beirut (Libanon), die – wie man ihrer Internetseite entnehmen kann – europäische Wissenschaftler und Theoretiker übersetzt⁸⁷. Das verantwortliche Team hat entschieden, die wichtigs-

⁸³ Die großen Tageszeitungen berichteten darüber in ihren Online-Ausgaben, z. B. Die Zeit, Bericht von *Charlotte Wiedemann*, am 3. Sept. 2009; Welt.Online, Bericht von *Wahied Wahdat-Hagh*, am 28. Sept. 2009; The Chronicle, Bericht von *Charles Kurzman*, Reading Weber in Teheran, am 1. Nov. 2009; NZZ am 14. Dez. 2009; sowie *Dirk Kaesler*, Max Weber ist schuld. Bedrohen Ideen westlicher Sozialwissenschaftler die Islamische Republik Iran?, in: www.literaturkritik.de, Nr. 12 vom Dez. 2009. – Biographische Infos von *Muhammad Sahimi* (LA, USA vom 8. Juli 2009), frontline/tehranbureau.

⁸⁴ *Mojtaba Mahdavi*, Max Weber in Iran: Does Islamic Protestantism Matter? Internet-Publikation.

⁸⁵ Die „Protestantische Ethik“ und „Wirtschaft und Gesellschaft“ wurden z. B. 2006 herausgegeben. Die Angaben stammen aus dem Internet.

⁸⁶ Die Übersetzung von Georges Kattoura erschien als erster Band der Reihe „Arbeiten von Max Weber“ unter dem Titel „al-‘Ilm wa-’s-siyāsa bi-waṣṭihumā ḥirfa“ (Die Wissenschaft und die Politik als Beruf, Beirut 2011).

⁸⁷ Vgl. <http://www.aot.org.lb/Home/index.php?Lang=en>. Übersetzungen liegen insbesondere aus dem Französischen vor, auch viele naturwissenschaftliche Texte (u. a. zur Ökologie). Neben

ten Bände der Max Weber-Gesamtausgabe zu übersetzen und hofft, dass „daraus großer Nutzen gezogen werden kann“. Vorsichtig ist diese Absicht im Vorwort zum ersten Band dieser großangelegten Übersetzungsarbeit beschrieben⁸⁸. War diese Übersetzung vielleicht auch ein Zeichen für den politischen Erosionsprozess, den wir im Winter 2010/11 als Arabellion verfolgen konnten?

Summary

Max Weber (1864–1920) is one of the great classics of the German-language social and cultural sciences. His works were translated while he was still alive and are available today in nearly all world languages. The author examines the world-wide distribution under the aspect of the transfer of knowledge and culture. The first step of this transfer into another language and culture is always translation, which can be visualized by graphics and title pages. A decisive role in the transfer of Weber's works and thoughts is played by intellectuals as translators and mediators. The central thesis of this article is that Max Weber has played a major role in profound socio-economic and political transformative processes, and continues to do so to the present. This is shown by selected examples: in Japan during the transformative period from a feudal agrarian society to a modern industrial nation; in Russia, Poland, and the GDR during the transformation into post-communist societies; in China during the debates on reform in the mid-1980s; and finally, in Islamic societies' political dawn in 2009 and 2010–11.

den philosophischen Klassikern (Kant, Hegel, Fichte, Schelling) auch zeitgenössische Autoren: Derrida, *Du droit à la philosophie*; *Giddens*, *Sociology*; *Hobsbawm*, *The Age of Empire*.

⁸⁸ Vgl. das Vorwort der Herausgeber zur Veröffentlichung des ersten Bandes. Für die Übersetzung danke ich Herrn Rasmus Brandt, München.

Kurzbiografien der Autorinnen und Autoren

BOŻENA CHOŁUJ, geboren 1956, Professorin für Deutsch-Polnische Kultur- und Literaturbeziehungen und Gender Studies an der Europa-Universität Viadrina, Frankfurt/Oder und für Germanistik an der Universität Warschau. Zuletzt erschienen: Literatur als Medium des Wissens, in: Agnieszka Brockmann (Hrsg.), Kulturelle Grenzgänge. Festschrift für Christa Ebert zum 65. Geburtstag (Berlin 2012) 65–73; Schriftsteller und ihre Europa-Vorstellungen, in: Timm Beichelt, Bożena Chołuj, Gerard C. Rowe, Hans Juergen Wagener (Hrsg.), Europa-Studien. Eine Einführung. (Wiesbaden 2013) 91–109.

WOLF FEUERHAHN, geboren 1973, Dr. phil., ständiger Forscher am Centre Alexandre Koyré, Histoire des Sciences et des Techniques des CNRS in Paris. Jüngst erschien: Instituer les neurosciences sociales. Quelle histoire pour un nouveau label?, in: B. Ambroise, C. Chauviré (Hrsg.), Le mental et le social (Raisons pratiques 23, 2013) 115–137.

MARIA GIERLAK, geboren 1957, Dr. habil., Leitung der Abteilung für Interkulturelle Germanistik im Lehrstuhl für Germanische Philologie an der Nikolaus-Kopernikus-Universität Toruń. Zuletzt erschien: Das Motiv der polnischen Haushaltshilfen in deutschsprachiger und polnischer Literatur, in: Gender, Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft, 2/12, 4. Jg. (Essen 2012) 101–115.

EDITH HANKE, geboren 1962, Dr. phil., Generalredaktorin der Max Weber-Gesamtausgabe, Bayerische Akademie der Wissenschaften in München. Herausgeberin von Max Webers „Herrschaftssoziologie“ im Rahmen der Max Weber-Gesamtausgabe (MWG I/22–4, Tübingen 2005). Zuletzt erschien ein Porträt der Max Weber-Gesamtausgabe in: Tempo Social (São Paulo 2012).

AUSTIN HARRINGTON, geboren 1970, Reader in Sociology an der Universität Leeds. Zuletzt erschienen: Weimar Social Theory and the Fragmentation of European World Pictures, in: Thesis Eleven 111 (2012) 66–80; Von der „intellektuellen Rechtschaffenheit“ zur „taghellen Mystik“. Aspekte und Differenzen einer Glaubenskonzption bei Max Weber, Georg Simmel und Robert Musil, in: Gerald Hartung, Magnus Schlette (Hrsg.), Religiosität und Intellektuelle Redlichkeit (Tübingen 2012) 99–123.

GANGOLF HÜBINGER, geboren 1950, Professor für Vergleichende Kulturgeschichte der Neuzeit an der Europa-Universität Viadrina, Frankfurt/Oder. Stipendiat des Historischen Kollegs 2010/2011. Mitherausgeber der von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften betreuten Gesamtausgaben zu Max Weber und zu Ernst Troeltsch. Jüngst erschien: *Über die Aufgaben des Historikers* (Berlin 2012).

STEFANIE MIDDENDORF, geboren 1973, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Geschichte der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Zuletzt erschien: zusammen mit Ulrich Herbert, *Mass Culture as Modernity – European Perceptions, 1900–1980*, in: *Journal of Modern European History* 10/2 (2012).

TIM B. MÜLLER, geboren 1978, Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Arbeitsbereich „Theorie und Geschichte der Gewalt“ des Hamburger Instituts für Sozialforschung. Seit 2007 Redaktionsmitglied der „Zeitschrift für Ideengeschichte“ (seit 2011 zuständig für „Konzept & Kritik“). Jüngst erschien: *Erbe des Kalten Krieges*, hrsg. zus. mit Bernd Greiner, Klaas Voß (Hamburg 2013).

BARBARA PICT, geboren 1970, Wissenschaftliche Mitarbeiterin der Fakultät für Kulturwissenschaften an der Europa-Universität Viadrina Frankfurt/Oder. Zuletzt erschien: *‘Elemente der Bildung’*. Ein unveröffentlichtes Buch von Ernst Robert Curtius, zusammen mit Ernst-Peter Wieckenberg, in: *Zeitschrift für Ideengeschichte* 4 (2012) 92–108.

UWE PUSCHNER, geboren 1954, Professor für Neuere Geschichte am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin. Seit 2000 ständiges Mitglied am Centre d’Études Germaniques Interculturelles de Lorraine (CEGIL) der Universität de Lorraine. Zuletzt erschien: *Intellektuelle und Antiintellektuelle im 20. Jahrhundert (Zivilisationen & Geschichte, Bd. 20)*, hrsg. zus. mit Richard Faber (Frankfurt a. M. u. a. 2013).

LUTZ RAPHAEL, geboren 1955, Professor für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Trier. 2007–2013 Mitglied des Wissenschaftsrats. Jüngst erschien: *Imperiale Gewalt und mobilisierte Nation. Europa 1914–1945* (München 2011).

KAROL SAUERLAND, Professor für deutsche Literatur und Ästhetik an den Universitäten von Warschau und Toruń. Zuletzt erschienen: *Dreißig Silberlinge. Das Phänomen der Denunziation*, (Frankfurt a.M. u. a. 2012); *Kameralwissenschaft in Zedlers Universal-Lexicon*, in: *Die gesammelte Welt. Studien zu Zedlers Universal-Lexicon*, hrsg. v. Kai Lohsträter, Fleming Schock (Wiesbaden 2013) 281–292.

KATRIN STEFFEN, geboren 1967, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Nordost-Institut Lüneburg an der Universität Hamburg (IKGN e.V.). Zuletzt erschienen: *Der Holocaust in der Geschichte Ostmitteleuropas*, in: Anna Kaminsky, Dietmar Müller, Stefan Troebst (Hrsg.), *Der Hitler-Stalin-Pakt 1939 in den Erinnerungs-*

kulturen der Europäer (Moderne Europäische Geschichte 1, Göttingen 2011) 489–517. „Die Welt will aber davon nichts wissen.“ Die Rezeption der Memoiren Ludwik Hirszfelds und die Reaktionen auf seine Sicht des Lebens im Warschauer Ghetto in: *Lesestunde/Lekcja czytania*, hrsg. v. Ruth Leiserowitz et.al. (Warszawa 2013) 351–369.

BENEDIKT STUCHTEY, geboren 1965, seit 2004 Stv. Direktor des Deutschen Historischen Instituts London, 2012/13 Gastprofessur an der Universität Basel, seit 2013 Professur für Neueste Geschichte an der Universität Marburg. Zuletzt erschienen: *Geschichte Irlands* (München 2012); *Die europäische Expansion und ihre Feinde. Kolonialismuskritik vom 18. bis in das 20. Jahrhundert* (München 2010).

MONIKA TOKARZEWSKA, geboren 1975, Dr. phil., Dozentin am Germanistischen Seminar der Nikolaus-Kopernikus-Universität Toruń. Zuletzt erschien: *Der feste Grund des Unberechenbaren. Georg Simmel zwischen Soziologie und Literatur* (Wiesbaden 2010).

Personenregister

Bearbeitet von Max Spohn

- Abramowski, Edward 146
Acheson, Dean 259
Adam, Paul 62
Adamek, Wojciech 148
Adenauer, Konrad 46, 265
Adorno, Theodor W. 41f., 47, 48, 73, 153
Ahmadinejad, Mahmud 304
Ajdukiewicz, Kazimierz 134, 137, 152
Akhmatova, Anna 230, 237, 243, 248
Ammon, Otto 23, 110f., 119
Angell, Norman 233
Annan, Noel, Lord 231
Arendt, Hannah 100, 107, 238
Aristoteles 83, 131, 133, 158
Aron, Raymond 12, 27, 237f., 291, 292
Arréat, Lucien 83
Auerbach, Erich 274
Ayer, Alfred Jules 239

Bach, Johann Sebastian 245
Bachelard, Gaston 7
Baeumler, Alfred 177
Bakunin, Michail 236, 239, 248
Baldamus, Wilhelm 207f., 210
Barracough, Geoffrey 233, 235
Barrès, Maurice 60, 62
Barth, Paul 96
Baudelaire, Charles 278f.
Baudrillard, Jean 154
Baumgarten, Alexander Gottlieb 158
Bayertz, Kurt 102
Bebel, August 111
Becher, Johannes Robert 273
Beck, Hermann 2f.
Belinski, Wissarion 239, 246
Bellah, Robert Neelly 295
Belmont, Leo 159f., 164
Belot, Gustave 94
Benjamin, Walter 15, 152
Berger, Jan 182
Bergson, Henri 62, 131–134, 137
Berlin, Isaiah 26f., 229–233, 235–248, 261
Bethmann Hollweg, Theobald von 15
Białoszewski, Miron 281

Bilikiewicz, Tadeusz 138f.
Bismarck, Otto von 123, 236
Blake, William 277
Bloch, Ernst 153
Block, Maurice 88
Blok, Alexander 242
Bondy, François 276
Bottomore, Thomas Burton 292
Bouglé, Célestin 56
Bourdieu, Pierre 48, 152, 211
Bourgeois, Léon 92
Boutroux, Émile 87
Boym, Svetlana 238
Brailsford, Henry Noel 234
Brandt, Willy 46, 265
Braun, Heinrich 16f.
Brentano, Franz 126–128, 141, 294
Briand, Aristide 62
Brick, Howard 253, 270
Browning, Robert 277
Brudziński, Józef 124
Brzozowski, Stanisław 164
Bucharin, Nikolai 136
Büchner, Ludwig 104
Bühler, Karl 41
Buisson, Ferdinand 56, 59f.
Burckhardt, Jacob 101
Burdeau, Auguste 83
Butterfield, Herbert 243f.
Byron, George Gordon Lord 157

Carnap, Rudolf 38f., 136
Carnegie, Andrew 102, 254
Carnot, Marie François Sadi 62
Carr, Edward Hallett 236
Cassirer, Ernst 224
Chamberlain, Houston Stewart 116, 119
Charcot, Jean-Martin 62
Châtami, Mohammad 304
Chomsky, Noam 151
Chwistek, Leon 132–134, 136f., 141, 210–212
Collingwood, Robin George 239
Collini, Stefan 229
Colliot-Thélène, Catherine 290

- Colm, Gerhard 69–71, 75
 Comte, Auguste 2, 86, 90, 244
 Conrad, Johannes 111f.
 Conrad-Martius, Hedwig 100
 Constant, Benjamin 241
 Cornelius, Hans 126
 Coste, Adolphe 83
 Croce, Benedetto 291
 Crusius, Otto 298
 Curtius, Ernst Robert 6f., 27, 214, 224, 273–284
 Czarnowski, Stefan 145, 165
 Czochralski, Jan 25, 185–189, 192f., 196, 198–204
 Czyżewski, Tytus 210–212
- Dąbska, Izydora 210
 Dahrendorf, Ralf 292
 Dante Alighieri 278f.
 Darwin, Charles 14, 23, 99–110, 112f., 115–117, 121, 146
 Davydov, Jurij 299
 De Greef, Guillaume 83
 Deng Xiaoping 302f.
 Deploige, Simon 97
 Derrida, Jacques 154, 305
 Descartes, René 126, 131
 Diggins, John 291
 Dilthey, Wilhelm 140, 179, 222, 283
 Disraeli, Benjamin 237, 247
 Döblin, Alfred 219
 Dollmayr, Viktor 182
 Dostojewski, Fjodor 232, 236, 238, 246
 Dreyfus, Alfred 56, 60, 92, 220, 232
 Dürrenmatt, Friedrich 290
 Dufferin, Lord (Frederick Hamilton-Temple-Blackwood) 232
 Dulles, Allen Welsh und John Foster 259
 Dungern, Emil von 187, 196f.
 Dunkmann, Karl 70
 Durkheim, Émile 2, 13, 22f., 35, 56–59, 61, 67, 77, 79–98, 132, 151
- Echavarría, José Ramón Medina 292
 Eddington, Arthur 136
 Ehrenfels, Christian von 115
 Ehrlich, Paul 196, 198
 Eisner, Kurt 17
 Elias, Norbert 209f., 214
 Eliot, Thomas Stearns 277–283
 Elzenberg, Henryk 131
 Engels, Friedrich 104f., 136, 237, 247, 261, 300f.
 Engerman, David 46, 257
- Espinas, Alfred 85–88
 Etzemüller, Thomas 36, 42
- Feuerbach, Ludwig 246
 Feyerabend, Paul 209f.
 Finot, Jean 116
 Firmin, Anténor 109
 Fischer, Eugen 180
 Fiske, John 102
 Fleck, Ludwik 4–7, 13f., 25f., 134f., 137–140, 145, 165f., 207–212, 252, 273
 Foucault, Michel 14, 48, 105, 154f.
 Fouillée, Alfred 56, 60, 83, 85f., 88–90, 93
 Fournial, Henry 58
 Fraas, Eberhard 111
 Frank, Hans 178
 Freud, Sigmund 51, 62, 146, 164
 Freyer, Hans 72
 Frisby, David 157
 Fügen, Hans Norbert 291
 Fukuyama, Francis 155f.
- Gadamer, Hans-Georg 224
 Gaidenko, Piama 299
 Gallimard, Gaston 18
 Galsworthy, John 182
 Galton, Francis 113f.
 Gandhi, Mohandas 296
 Garibaldi, Giuseppe 246
 Gautier, Émile Jean-Marie 99
 Gay, Peter 216, 218, 221
 Geiger, Theodor 69–72, 75
 George, Stefan 15
 Geremek, Hanna 125
 Gerth, Hans Heinrich 288, 295
 Gervinus, Georg Gottfried 281
 Ghosh, Peter 16
 Gide, André 18, 280
 Gide, Charles 56, 90
 Gierek, Edward 148f.
 Gilman, Nils 270
 Gladstone, William Ewart 232
 Gobineau, Arthur de 109–111, 116, 119
 Goebbels, Joseph 173, 175
 Göring, Hermann 173f., 178
 Goethe, Johann Wolfgang von 23, 107, 278
 Gogol, Nikolai 242
 Goldscheid, Rudolf 115f.
 Gomulka, Władysław 149
 Gorbatschow, Michail 299
 Gorki, Maxim 238, 242
 Grassi, Ernesto 276
 Gray, Asa 102
 Grimm, Hans 182

- Gröber, Gustav 274
 Groh, Dieter 105
 Gruber, Max von 15
 Grünberg, Carl 12
 Gumpłowicz, Ludwig 23, 83f., 110, 146, 177
 Guyau, Jean-Marie 83
- Habermas, Jürgen 48, 153, 217, 219–221, 262, 290, 304
 Haeckel, Ernst 12, 23, 99, 101, 103f., 106f., 111, 115f.
 Hahn, Hans 39
 Hajjarian, Said 291, 303f.
 Halber, Wanda 199
 Halbwachs, Maurice 35
 Harnack, Adolf von 15
 Harvey, Charles H. 113
 Haycraft, John Berry 113
 Hebbel, Friedrich 163, 169
 Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 51, 222, 244, 246, 291, 305
 Heidegger, Martin 154
 Heine, Heinrich 217f., 220f.
 Hellwald, Friedrich von 110
 Hentschel, Willibald 115f.
 Herbert, Ulrich 267
 Herder, Johann Gottfried 235, 241
 Herriot, Édouard 62
 Hersch, Jeanne 277
 Hertwig, Oscar 99f., 103, 115f.
 Hertz, Aleksander 178
 Hertz, Friedrich 116
 Herzen, Alexander 238–240, 242, 246–248
 Hesse, Hermann 290
 Hilbert, David 132
 Hiller, Kurt 219
 Hirszfeld, Ludwik 25, 185–190, 192f., 196–204
 Hitler, Adolf 25, 64, 117, 173–178, 181–183, 254
 Hobhouse, Leonard Trelawny 233
 Hobsbawm, Eric 26, 233, 235–237
 Hochfeld, Julian 152
 Hölderlin, Friedrich 159f.
 Hofstadter, Richard 99
 Honigsheim, Paul 293
 Horkheimer, Max 41f., 47f., 72f., 126
 Hu Yaobang 302f.
 Huchel, Peter 273
 Hübinger, Gangolf 145, 230
 Hugo, Victor 246
 Husserl, Edmund 127f., 133f., 169
 Huxley, Aldous 233
 Huysmans, Joris-Karl 62
- Ignatieff, Michael 243
 Irzykowski, Karol 144f., 160–164, 166
- Jaffé, Edgar 10, 17, 19
 Jahoda, Marie 38, 41–43, 50
 James, William 134
 Janet, Paul 87
 Janiszewski, Tomasz 200
 Jaruzelski, Wojciech 149, 300
 Jaspers, Karl 214, 276
 Jaurès, Jean 60, 63, 80, 91–93
 Jauß, Hans Robert 276
 Jellinek, Georg 298
 Joël, Karl 139
 Johnson, Alvin 20
 Joussain, André 65
 Joyce, James 280
 Jung, Werner 153
- Kaden-Bandrowski, Juliusz 181
 Kajiyama Tsutomu 294
 Kant, Immanuel 131, 145, 148, 158f., 245f., 248, 305
 Kattoura, Georges 304
 Kaufman, Aleksandr 298
 Kawada Shiro 293
 Kawashima Takeyoshi 294
 Kelles-Krauz, Kazimierz 146
 Kennan, George Frost 258f.
 Kennedy, John Fitzgerald 46, 265
 Keynes, John Maynard 233, 268
 Kistiakowski, George Bogdan 298
 Klages, Ludwig 177
 Klemperer, Victor 274
 Kmita, Jerzy 152
 Knight, Frank Hyneman 293
 Knopf, Alfred 289
 Koch, Franz 180f.
 Koch, Robert 196
 Kolbenheyer, Erwin 182
 Koselleck, Reinhart 11f., 29, 54, 75, 79, 95, 202
 Kossuth, Lajos 246
 Kotarbiński, Tadeusz 129, 134f.
 Kozłowski, Władysław Mieczysław 159
 Kozyr-Kowalski, Stanisław 153
 Krasnodebski, Zdzisław 300f.
 Krauss, Werner 27, 273–276, 281–284
 Krieck, Ernst 177, 180
 Krige, John 257
 Kropotkin, Pjotr 104
 Krupp, Friedrich Alfred VII, 111
 Krzesiński, Andrzej 165
 Krzywicki, Ludwik 146

- Kühlenbeck, Ludwig 116
 Kunicki, Wojciech 156
 Kwaśniewicz, Władysław 149, 152

 La Fontaine, Henri VII, 2f.
 Landau, G. 162
 Landsteiner, Karl 187
 Laski, Harold Joseph 240
 Lassalle, Ferdinand 104
 Lazarsfeld, Paul Felix 41f.
 Le Bon, Gustave 22, 57, 60–66, 69–71, 75, 77
 Le Corbusier (Charles-Édouard Jeanneret-Gris) VII, 4, 7
 Lederer, Emil 19f., 22, 72f., 220, 293
 Leeuwenhoek, Antoni van 138
 Leibniz, Gottfried Wilhelm 131, 139
 Łempicki, Zygmunt 25, 126, 139–141, 169–183
 Lenin, Władimir Iljitsch 235f., 247, 261, 298
 Lepenies, Wolf 215f., 218f.
 Leroy-Beaulieu, Paul 87f.
 Leśniewski, Stanisław 126, 134, 141
 Lévi-Strauss, Claude 151f.
 Levina, M.I. 299
 Levine, Donald Nathan 157
 Lilienfeld, Paul von 86
 Linde, Samuel Gottlieb 126
 Litt, Theodor 177
 Littré, Émile 86
 Loewenstein, Karl 293
 Loomis, Charles und Zora 295
 Loria, Achille 18
 Lotman, Jurij 157
 Ludwig, Emil 159
 Luhmann, Niklas 7
 Lukács, Georg 100, 163, 262, 291
 Łukasiewicz, Jan 130f., 140f.
 Łukasiewicz, Małgorzata 147, 151, 156, 158
 Lukes, Steven 241
 Lutosławski, Wincenty 83

 Mach, Ernst 133, 137
 Machiavelli, Niccolò 83, 240f.
 Mackail, John William 234
 Maetzky y Whitney, Ramiro de 291, 296
 Magala, Sławomir 146, 150–153, 158
 Mahdavi, Mojtaba 304
 Maier, Charles 196
 Malinowski, Bronisław 146
 Malon, Benoît 89
 Mann, Heinrich 275
 Mann, Thomas 159, 170, 182
 Mannheim, Karl 5–7, 9f., 14, 20, 214, 219f.

 Marcuse, Herbert 27, 42, 45, 48, 252, 254–257, 259, 261, 265, 272
 Maritain, Jacques 80, 279
 Marshall, John 260
 Martin, Basil Kingsley 236
 Maruyama Masao 294
 Marx, Karl 12, 19, 23, 104f., 152f., 155, 231, 236f., 241, 246f., 261, 289, 294, 297, 300f.
 Masterman, Charles 234
 Mata, Sérgio da 289, 296
 Maurras, Charles 279
 Mauss, Marcel 35, 80, 92f.
 Mazzini, Giuseppe 246
 McCarthy, Joseph 264
 McCloy, John Jay 259
 Meiji Tennā (Kaiser von Japan) 108, 294
 Meinong, Alexius 130, 133
 Mellon, Andrew William 245
 Meyer, Eduard 38
 Michelet, Jules 246
 Michels, Robert 17f., 51, 63, 66, 69, 72
 Mickiewicz, Adam 125, 152, 278
 Mill, John Stuart 86, 239, 244
 Mills, Charles Wright 288
 Miłosz, Czesław 27, 273–278, 280–284
 Milton, John 277
 Minkiewicz, Romuald 195
 Mises, Richard von 39
 Moltke, Hans-Adolf von 178, 180f.
 Mommsen, Wolfgang Justin 300
 Montesquieu, Charles de Secondat, Baron de 239f.
 Moore, Barrington 258, 265
 Morcillo Laiz, Álvaro 292
 Morris, William 234
 Mościcki, Ignacy 192, 202
 Mosely, Philip Edward 260f.
 Musil, Robert 8f., 219
 Mussolini, Benito 18
 Mydlarski, Jan 199
 Myrdal, Alva und Gunnar 38, 42f., 50

 Namier, Lewis 243, 247
 Narutowicz, Gabriel 192, 202
 Naumann, Friedrich 35
 Neruda, Pablo 277
 Neumann, Franz 27, 249–252, 255, 257, 272
 Neurath, Otto 38–40, 43, 50
 Neusychin, Aleksandr 299
 Newton, Isaac 133
 Nietzsche, Friedrich 22, 66, 86, 107, 154, 161, 163, 165f., 225
 Norton, Charles Eliot 277
 Novicow, Jacques 99

- Nowak, Leszek 152
 Nowak, Stefan 147, 150f., 154, 158
- Oakeshott, Michael 240
 Obama, Barack 271
 Österreich-Teschen, Friedrich von, Erzherzog 130
 Orléans, Henri de 62
 Ortega y Gasset, José 51, 280, 282, 291 f.
 Orwell, George 236, 248
 Ossietzky, Carl von 219
 Ossowski, Stanisław 147, 150
 Ostwald, Wilhelm 4, 7
 Otlet, Paul VII, 2-4
 Otsuka Hisao 291, 294
- Paderewski, Ignacy 131
 Palyi, Melchior 293
 Parsons, Talcott 254, 258, 263, 291-293, 295, 304
 Pasternak, Boris 237, 242f.
 Pasteur, Louis 196
 Peter I., der Große, Zar 235
 Peters, Carl 108
 Petrażycki, Leon 124-126, 136, 145
 Piłsudski, Józef 25, 172f., 177, 181, 183
 Plechanow, Georgi 247
 Plessner, Helmuth 219, 224
 Ploetz, Alfred 114-116
 Poincaré, Raymond 60, 62, 133
 Popper, Karl 39f.
 Pross, Helge 251
 Proust, Marcel 280
 Przyłębski, Andrzej 156-158
 Puschkin, Alexander 159, 238, 242
- Rajchman, Ludwik 202
 Rammstedt, Otthein 156f.
 Raphael, Lutz 20, 76, 197, 253
 Ratzenhofer, Gustav 110
 Rawls, John 239f.
 Regnard, Albert 83
 Remarque, Erich Maria 219
 Rheinstein, Max 293
 Rhodes, Cecil John 108
 Ribot, Théodule 62, 81
 Ridley, Hugh 182
 Rilke, Rainer Maria 242
 Ringer, Fritz 215-221
 Ríos, Fernando de los 292
 Rockefeller, John Davison 27, 102, 253, 259, 263, 269, 272
 Roethe, Gustav 126
 Rohde, Erwin 125
- Roosevelt, Franklin Delano 250f.
 Rorty, Richard 154
 Rosenberg, Alfred 177
 Rostow, Walt 270
 Roth, Guenther 288
 Rousseau, Jean-Jacques 245
 Ruano de la Fuente, Yolanda 289, 291
 Rusk, Dean 259
 Russell, Bertrand 233f., 236, 248
- Sacharow, Andrej 27, 242
 Salomon, Albert 293
 Sarasin, Philipp 13f.
 Sartre, Jean-Paul 47
 Sauerbruch, Ferdinand 180
 Scaff, Lawrence A. 292
 Schäfer, Dietrich 112
 Schäffle, Albert 23, 81-91, 93f., 96-98
 Schallmayer, Wilhelm 112f.
 Scheler, Max 177, 213f., 225
 Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph 246, 305
 Schelsky, Helmut 74
 Schemann, Ludwig 109
 Scherzer, Karl von 107
 Schiller, Friedrich 246
 Schlick, Moritz 39
 Schmidt, Erich 126, 169
 Schmidt, Oscar 106
 Schmidt-Gibichenfels, Otto 114
 Schmitt, Carl 95
 Schmoller, Gustav 38
 Scholtz-Klink, Gertrud 180
 Schopenhauer, Arthur 137, 161, 163
 Schröder, Edward 126, 169
 Schrödinger, Erwin 138f.
 Schulze-Boysen, Heinz Harro 273
 Schumann, Gerhard 182
 Schumpeter, Joseph Alois 19
 Schwarz, Angela 182
 Schwentker, Wolfgang 288, 294f.
 Scott, James 267
 Shakespeare, William 277
 Shaw, George Bernard 8, 15, 233
 Shelley, Percy Bysshe 218
 Shils, Edward 288, 293
 Siebeck, Paul 18, 20
 Sighele, Scipio 51, 58, 62, 66, 71
 Simmel, Georg 3, 22, 24f., 66-70, 143-167, 211, 214, 217, 224
 Słonimski, Antoni 180
 Smith, Walter Bedell 236
 Snowden, Ethel 235
 Sojak, Radosław 166
 Sombart, Werner 10, 16f., 22, 66, 69, 162, 294

- Sophokles 125
 Sorel, Georges 92, 164
 Speer, Albert 180
 Spencer, Herbert 83, 86, 101f., 105, 108, 121, 244
 Spengler, Oswald 15, 216, 235, 278, 283
 Spranger, Eduard 6, 177, 179f.
 Stachniuk, Jan 164
 Stalin, Josef 26, 38, 149, 233, 237, 248, 258, 298
 Steiner, George 233
 Steinhaus, Hugo 137, 181
 Steinmetz, Sebald Rudolph 99
 Stern, Fritz 216f.
 Sternberger, Dolf 276
 Strachey, John 236
 Stroh, Heinrich 180
 Stumpf, Carl 127
 Sumiya Kazuhiko 294
 Sumner, William Graham 102, 108
 Supiński, Józef 146
 Szacki, Jerzy 148, 150, 156f.
 Szarota, Elida Maria 126
 Szlagowski, Antoni 124

 Taborda, Vitoria 291
 Taine, Hippolyte 59
 Tarde, Gabriel 2, 22, 57–64, 66–68, 70f., 75, 77, 162
 Tarski, Alfred 140
 Telemann, Georg Philipp 245
 Thomas, William Isaac 132
 Thukydides 11f.
 Tille, Alexander 107
 Tito, Josip Broz 255
 Tocqueville, Alexis de 51, 89, 238
 Tönnies, Ferdinand 37, 71, 83, 213, 220, 224
 Tolstoi, Lew Nikolajewitsch, Graf 159, 232, 234, 238f., 242, 246, 248
 Tomaszewski, Paweł 185
 Topolski, Jerzy 152
 Toynebee, Arnold Joseph 235, 282f.
 Troeltsch, Ernst 24, 26, 213, 217f., 225
 Trotzki, Leo 235, 237
 Tucholsky, Kurt 219
 Turgenjew, Iwan 232, 239, 248
 Twardowski, Kazimierz 126–130, 132–134, 137, 139, 141
 Uchida Yoshiaki 288

 Vacher de Lapouge, Georges 111
 Valéry, Paul 62, 280
 Virchow, Rudolf 106
 Vleugels, Wilhelm 69–72, 75
 Vogt, Markus 100
 Voltaire 235
 Vossler, Karl 274

 Wagner, Peter 34
 Wagner, Richard 109
 Wallace, Donald Mackenzie 232
 Wang Rongfen 291, 302f.
 Wańkiewicz, Melchior 201
 Warburg, Aby (Abraham Moritz) 15
 Waxweiler, Émile 2f.
 Webb, Beatrice und Sidney 8
 Weber, Alfred 19, 214, 217, 225, 276
 Weber, Marianne 292
 Weber, Max 3, 7, 10, 11f., 16–19, 28, 69, 110f., 148, 151f., 213f., 217f., 220, 225, 250, 285–305
 Weil, Simone 37, 277
 Weismann, August 107, 115f.
 Weiß, Johannes 298
 Weizmann, Chaim 243, 247
 Wells, Herbert George 8, 15, 233f.
 Werner, Richard Maria 126, 169
 Westad, Odd Arne 267
 Wiese, Leopold von 69, 72, 220
 Wilser, Ludwig 119
 Wilson, Woodrow 125
 Witkiewicz, Stanisław Ignacy 141
 Wölfflin, Heinrich 139
 Wolfke, Mieczysław 192
 Wolfskehl, Karl 15
 Woltmann, Ludwig 114, 119
 Woolf, Virginia 233
 Worms, René 2, 58
 Wundt, Wilhelm 79, 86, 127, 159

 Xin Han 291

 Żeromski, Stefan 160
 Ziegler, Heinrich Ernst 112
 Zimmerer, Ludwig 126
 Zimmermann, Robert 127
 Zmarzlik, Hans-Günther 103
 Znaniecki, Florian 12, 24, 132, 140, 145, 164
 Zola, Émile 60, 220
 Zollschan, Ignaz 116

Schriften des Historischen Kollegs: Kolloquien

Eine Übersicht über die Bände findet sich unter:

www.oldenbourg-wissenschaftsverlag.de/shk

Alle Publikationen des Historischen Kollegs sind verzeichnet unter:

www.historischeskolleg.de

- 64 *Jan-Dirk Müller* (Hrsg.): Text und Kontext: Fallstudien und theoretische Begründungen einer kulturwissenschaftlich angeleiteten Mediävistik, 2007, XIII, 272 S. ISBN 3-486-58106-5
- 65 *Peter Schäfer* (Hrsg.): Wege mystischer Gotteserfahrung. Judentum, Christentum und Islam/Mystical Approaches to God. Judaism, Christianity, and Islam, 2006, X, 164 S. ISBN 3-486-58006-X
- 66 *Friedrich Wilhelm Graf* (Hrsg.): Intellektuellen-Götter. Das religiöse Laboratorium der klassischen Moderne, 2009, XIII, 161 S. ISBN 978-3-486-58257-4
- 67 *Werner Busch* (Hrsg.): Verfeinertes Sehen. Optik und Farbe im 18. und frühen 19. Jahrhundert, 2008, X, 228 S. ISBN 978-3-486-58490-5
- 68 *Kaspar von Greyerz* (Hrsg.): Selbstzeugnisse in der Frühen Neuzeit. Individualisierungsweisen in interdisziplinärer Perspektive, 2007, VII, 201 S. ISBN 978-3-486-58236-9
- 69 *Wilfried Hartmann* (Hrsg.): Recht und Gericht in Kirche und Welt um 900, 2007, IX, 249 S. ISBN 978-3-486-58147-8
- 70 *Heinz Schilling* (Hrsg.): Konfessioneller Fundamentalismus. Religion als politischer Faktor im europäischen Mächtesystem um 1600, 2007, XI, 320 S. ISBN 978-3-486-58150-8
- 71 *Michael Toch* (Hrsg.): Wirtschaftsgeschichte der mittelalterlichen Juden. Fragen und Einschätzungen, 2008, X, 218 S. ISBN 978-3-486-58670-1
- 72 *Tilman Nagel* (Hrsg.): Der Koran und sein religiöses und kulturelles Umfeld, 2010, XXIV, 250 S. ISBN 978-3-486-59052-4
- 73 *Karl-Joachim Hölkeskamp* (Hrsg.): Eine politische Kultur (in) der Krise? Die „letzte Generation“ der römischen Republik, 2009, XII, 222 S. ISBN 978-3-486-59053-1
- 74 *Karl Schlögel* (Hrsg.): Mastering Space. Raum und Raumbewältigung als Probleme der russischen Geschichte, 2011, VIII, 314 S. ISBN 978-3-486-70445-7
- 75 *Aloys Winterling* (Hrsg.): Zwischen Strukturgeschichte und Biographie. Probleme und Perspektiven einer römischen Kaisergeschichte (Augustus bis Commodus), 2011, X, 350 S. ISBN 978-3-486-70454-9
- 76 *Rüdiger vom Bruch* (Hrsg.): Die Berliner Universität im Kontext der deutschen Universitätslandschaft nach 1800, um 1860 und um 1910, 2010, XVIII, 259 S. ISBN 978-3-486-59710-3

Schriften des Historischen Kollegs: Kolloquien

- 77 *Christoph Buchheim, Marcel Boldorf* (Hrsg.): Europäische Volkswirtschaften unter deutscher Hegemonie 1938–1945, 2012, X, 270 S. ISBN 978-3-486-70950-6
- 78 *Klaus Schreiner* (Hrsg.): Heilige Kriege. Religiöse Begründungen militärischer Gewaltanwendung: Judentum, Christentum und Islam im Vergleich. Kolloquium der Mitglieder des Historischen Kollegs, 7.–9. November 2007. 2008, XIII, 223 S. ISBN 978-3-486-58490-5
- 79 *Jörg Fisch* (Hrsg.): Die Verteilung der Welt. Selbstbestimmung und das Selbstbestimmungsrecht der Völker. The World Divided. Self-Determination and the Right of Peoples to Self-Determination, 2011, XXII, 344 S. ISBN 978-3-486-70384-9
- 80 *Georg Schmidt* (Hrsg.): Die deutsche Nation im frühneuzeitlichen Europa. Politische Ordnung und kulturelle Identität? 2010, XIV, 344 S. ISBN 978-3-486-59740-0
- 81 *Albrecht Cordes, Serge Dauchy* (Hrsg.): Eine Grenze in Bewegung. Öffentliche und private Justiz im Handels- und Seerecht, 2013, XII, 366 S. ISBN 978-3-486-71799-0
- 82 *Lothar Gall, Dietmar Willoweit* (Hrsg.): Judaism, Christianity, and Islam in the Course of History: Exchange and Conflicts, 2011, XII, 470 S. ISBN 978-3-486-59707-3
- 83 *Thomas Welskopp, Alan Lessoff* (Hrsg.): Fractured Modernity. America Confronts Modern Times, 1890s to 1940s, 2012, X, 242 S. ISBN 978-3-486-71695-5
- 84 *Gian Luca Potestà* (Hrsg.): Autorität und Wahrheit. Kirchliche Vorstellungen, Normen und Verfahren (XIII.–XV. Jahrhundert), 2012, XII, 200 S. ISBN 978-3-486-70771-1
- 85 *Egon Flaig* (Hrsg.): Genesis und Dynamiken der Mehrheitsentscheidung, 2013, XXXIII, 230 S. ISBN 978-3-486-71860-7
- 86 *Heribert Müller* (Hrsg.): Das Ende des konziliaren Zeitalters (1440–1450): Versuch einer Bilanz, 2012, X, 352 S. ISBN 978-3-486-71421-0
- 87 *Gangolf Hübinger* (Hrsg.): Europäische Wissenschaftskulturen und politische Ordnungen in der Moderne (1890–1970), 2013, X, 316 S. ISBN 978-3-486-71859-1
- 88 *Werner Plumpe* (Hrsg.): Unternehmer – Fakten und Fiktionen. Historisch-biographische Studien, 2014, ISBN 978-3-486-71352-7
- 89 *Friedrich Lenger* (Hrsg.): Kollektive Gewalt in der Stadt. Europa 1890–1939, 2013, ISBN 978-3-486-71858-4
- 90 *Hubert Wolf* (Hrsg.): „Wahre“ und „falsche“ Heiligkeit. Mystik, Macht und Geschlechterrollen im Katholizismus des 19. Jahrhunderts, 2013, X, 266 S. ISBN 978-3-486-71611-5

Oldenbourg